

## Digitale Editionsformen

Schriften des  
Instituts für Dokumentologie und Editorik

---

herausgegeben von:

Bernhard Assmann	Alexander Czmiel
Oliver Duntze	Franz Fischer
Christiane Fritze	Ulrike Henny
Malte Rehbein	Patrick Sahle
Torsten Schaßan	Markus Schnöpf
Philipp Steinkrüger	Georg Vogeler

Band 7

Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik – Band 7

# Digitale Editionsformen

Zum Umgang mit der Überlieferung unter den  
Bedingungen des Medienwandels

Teil 1:  
Das typografische Erbe

von  
Patrick Sahle

2013

BoD, Norderstedt

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Digitale Parallelfassung der gedruckten Publikation zur Archivierung im Kölner Universitäts-Publikations-Server (KUPS). Stand 18. Januar 2013.

Diese Arbeit ist in ihren drei Teilen von der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln als Dissertation angenommen worden.

© 2013

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN: xxx-x-xxxx-xxxx-x

Einbandgestaltung: Johanna Puhl und Patrick Sahle nach einem Reihentwurf von Katharina Weber

Satz: Stefanie Mayer, Patrick Sahle und X<sub>3</sub>TeX

## **Inhaltsübersicht zum Gesamtwerk in seinen drei Bänden**

### **Schriften des IDE, Band 7: Das typografische Erbe**

Vorbemerkungen

Einleitung

1 Geschichte, Methoden, Begriffe und Mediengebundenheit der traditionellen Edition

1.1 Vom kopierten Text zur philologischen Edition

1.2 Die Editionstechnik der Geschichtswissenschaft

1.3 Die entwickelte Editionswissenschaft in den Philologien

1.4 Gegenstand und Methode der Edition am Ende der Gutenberg-Ära

1.5 Zur historischen und technischen Relativität der Editionstechniken

1.6 Zusammenfassung von Teil 1

### **Schriften des IDE, Band 8: Befunde, Theorie und Methodik**

2 Entwicklung, Bedingungen und Theorie der digitalen Edition

2.1 Beobachtungen aus der Frühphase digitaler Editionsformen

2.2 Zur Definition und Begriffsbildung „Digitale Edition“

2.3 Ausgewählte Aspekte der Edition im Medienwandel

2.4 Zusammenfassung von Teil 2

### **Schriften des IDE, Band 9: Textbegriffe und Recodierung**

3 Die Edition und ihr Text: Textbegriff, Elektronischer Text, Transkription

3.1 Textverständnis und Textbegriff

3.2 Digitale Repräsentation von Texten durch Markup Languages

3.3 Dokument und Transkription

3.4 Textverständnis und Auszeichnungspraxis bei der TEI

3.5 Zusammenfassung von Teil 3

Literaturverzeichnis

Vorbemerkungen zum Literaturverzeichnis

1. Editionstheorie

2. Editorische Praxis

3. Technologien, Medien und Textualität

Schlusswort



# Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkungen . . . . .	1
Einleitung . . . . .	7
1 Geschichte, Methoden, Begriffe und Mediengebundenheit der traditionellen Edition . . . . .	11
1.1 Vom kopierten Text zur philologischen Edition . . . . .	13
1.1.1 2000 Jahre Textkritik? . . . . .	13
1.1.2 Lachmann und die historisch-kritische Ausgabe . . . . .	23
1.2 Die Editionstechnik der Geschichtswissenschaft . . . . .	39
1.2.1 Die Quellen als Herausforderung . . . . .	39
1.2.2 Die Übernahme der lachmannschen Methode und die Ausbildung von Standards . . . . .	48
1.2.3 Die mumifizierte Editionstechnik und ihre Probleme . . . . .	59
Fallbeispiel: Philologie und Geschichtswissenschaft . . . . .	63
1.2.4 Historische Editorik zwischen Beharrung und Wandel . . . . .	89
Die internationale Dimension . . . . .	98
1.3 Die entwickelte Editionswissenschaft in den Philologien . . . . .	107
1.3.1 Differenzierung der philologischen Edition(swissenschaft) . . . . .	107
1.3.2 Der Autorwille als Angelpunkt der historisch-kritischen Ausgabe. . . . .	111
1.3.3 Kritik der traditionellen Editionstheorie . . . . .	133
1.3.4 Neue Positionen und alternative Editionsmodelle . . . . .	143
Editionen für die historische Sprachwissenschaft . . . . .	144
Copy-Text-Theorie . . . . .	167
Verwandelte Textverständnisse und Textbegriffe . . . . .	190
Schreiben als Prozess der Kunst: critique génétique . . . . .	201
Ein Grunddilemma: Objektivität und Interpretativität . . . . .	208
Dokumentarische Edition, Archivausgabe, Faksimile . . . . .	214
1.4 Gegenstand und Methode der Edition am Ende der Gutenberg-Ära . . . . .	225
1.4.1 Die geschichtswissenschaftliche Praxis . . . . .	225
1.4.2 Die philologische Praxis . . . . .	228
1.4.3 Editions-Typologien . . . . .	234
1.4.4 Interdisziplinaritätsforderung und monodisziplinäre Praxis . . . . .	243
1.5 Zur historischen und technischen Relativität der Editionstechniken . . . . .	255
1.5.1 Problemstellung . . . . .	255
Die historische Relativität der Editionstechnik . . . . .	255
Technische Relativität der Editionstechniken? . . . . .	261

1.5.2 Technologie und Methode . . . . .	266
Frühe Entwürfe gegen technische Praxis . . . . .	266
Technische Bedingungen und editorische Realität . . . . .	271
Medium und Mentalität. Mentalität und Methode . . . . .	289
1.5.3 Methode und Technologien . . . . .	316
Die Methode und ihre technische Realisierbarkeit . . . . .	316
Editionstheorie und Buchdruck im Widerspruch . . . . .	322
Der Buchdruck als einheitliche Technologie und Kultur? . . . . .	330
Neue Theorien, neue Technologien? . . . . .	339
1.6 Zusammenfassung von Teil 1. . . . .	347



## Vorbemerkungen

*Wer nichts über die Sache versteht, schreibt über die Methode.*<sup>1</sup>  
Gottfried Hermann

*Diese Arbeit ist breit – nicht tief.* Diese Arbeit ist ausgreifend – nicht ausgereift. 2.485.395 Zeichen, 322.193 Wörter. Der Übergang von traditionellen Formen der Quellenerschließung zu digitalen Formen hat tief greifende Konsequenzen. Es geht dabei nicht nur um veränderte Praktiken, sondern auch um eine Anpassung der methodischen Grundlagen und sogar der theoretischen Begrifflichkeiten an eine neue epistemologische Umwelt. Die Methodenentwicklung steht immer noch am Anfang. Und sie krankt häufig daran, dass nur nach einer einfachen Weiterentwicklung der bestehenden Ansätze gefragt wird ohne den Blick auf die Fundamente der editorischen Methode zu richten – die ebenfalls in Bewegung geraten sind. Dies soll hier begonnen werden. Auf der Grundlage einer wissenschaftshistorischen Betrachtung der kritischen Edition sowie einer empirischen Bestandsaufnahme der frühen digitalen Formen sind Grundzüge eines neuen Methodengerüsts zu zeichnen. Dabei muss auch der Grundfrage nachgegangen werden, was eigentlich der „Text“ ist, auf den die Edition zielt. Gerade an diesem zentralen Begriff lässt sich gut zeigen, wie unsere grundlegenden Konzepte durch eine mediale Wirklichkeit bestimmt sind und sich mit deren Veränderungen ebenfalls wandeln.

Dies ist vornehmlich eine *problementfaltende* Untersuchung. Es geht darum, das Feld der Editorik für die Gegenwart neu abzustecken, ihre Grundlagen auszuloten und mögliche Entwicklungsfelder zu erschließen. Die Arbeits- und Forschungsbereiche einer modernen Editorik sollen systematisiert und benannt werden, können aber nicht erschöpfend untersucht werden. Ganz bewusst werden hier mehr Fragen gestellt, als Antworten gegeben. Die zukünftigen Entwicklungen sind noch offen. Es geht zunächst darum, die richtigen Fragestellungen zu entwickeln und die richtigen Probleme anzureißen. Dazu wird der erreichte Diskussionsstand zwar in breitem Maße zusammengefasst, die Leistung dieser Arbeit soll aber vor allem darin bestehen, durch die Entfaltung einer systematisierenden Herangehensweise aus diesem Überblick die offen bleibenden Enden herauszuarbeiten. Die vorliegende Untersuchung will vorläufig sein, indem sie Anknüpfungspunkte aufzeigt, an denen Detailuntersuchungen ansetzen können. Sie ist breit im Themenzuschnitt und weitschweifig in der Literaturrezeption: Bestehende Positionen werden auch dann aufgegriffen, wenn sie scheinbar nur am Rande des Themas liegen – durch den breiten Zuschnitt der Arbeit aber doch deutlich hineinragen. Insgesamt hat die hier vorgelegte Studie den Charakter eines kursorischen Rundumschlags, der die

---

<sup>1</sup> Das Zitat ist u.a. überliefert bei Hermann Köchly, Gottfried Hermann, Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, Heidelberg 1874, S. 85.

Diskussion um die kritische Quellenaufbereitung und Edition im digitalen Zeitalter vorantreiben soll und naturgemäß nicht abschließen kann.

*Diese Arbeit hat ihre Schief lagen.* Jede längere Forschungsarbeit hat ihre eigene Geschichte und ihre eigene geschichtliche Entwicklung. Der ursprüngliche Plan sah hier einen einfachen, naheliegenden und klaren Dreischritt vor: Empirie – Theorie – Praxis. Trotz der schließlichen Länge des Textes bildet er davon nun doch nur einen Bruchteil ab. Die empirische Untersuchung der traditionellen Praxis wie auch der frühen digitalen Editionsformen muss eher oberflächlich bzw. punktuell bleiben. Die Theoriebildung kann sich nur auf grobe Leitlinien beschränken und allenfalls in den entscheidenden Begriffsproblemen (Text, Transkription) etwas tiefer gehen. Eine aus Empirie und (neuer) Theorie abgeleitete praktische Anleitung für die Erarbeitung digitaler Editionen ist in der Breite der editorischen Problemlagen derzeit noch nicht zu geben. Die Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Praxis elektronischer Texte, den Prinzipien der Auszeichnungssprachen und dem Regelwerk der Text Encoding Initiative (TEI) dient eher einer methodischen Klärung der gegenwärtigen Verhältnisse und damit der Theoriebildung.

Die Arbeit ist grundsätzlich systematisch angelegt, es bestehen aber unausweichlich Schwerpunktsetzungen und damit korrespondierende blinde Flecke. Weitgehend unberücksichtigt bleiben die Edition von Audio-Materialien, von Partituren, Filmen oder nicht-texttragenden Objekten. Im Zentrum stehen die traditionellen editorischen Gegenstände, denen sich die philologischen, historischen und philosophischen Wissenschaften widmen. Von besonderer Bedeutung sind durchweg Beobachtungen zum Verhältnis zwischen Technologien und Medien auf der einen Seite und der Ausbildung von theoretischen Grundkonzepten (wie dem Begriff vom „Text“) und angewandten Methodologien auf der anderen Seite.

*Diese Arbeit unterliegt dem Fluch der Interdisziplinarität.* Viele Fachwissenschaften erschließen die Überlieferung für ihre Fragestellungen ihren Möglichkeiten und Bedürfnissen entsprechend selbst. Im Zusammenspiel der einzelnen Disziplinen mit übergeordneten Betrachtungsweisen aus der Informationswissenschaft kann eine transdisziplinäre Theorie und Methodik der Edition entstehen. Die Entspezialisierung eröffnet aber nicht nur einen neuen, weiteren Blick, sie ist auch mit dem Verlust einer klaren disziplinären Heimat verbunden: Sie fällt notgedrungen immer wieder neben die Diskurse der einzelnen Fächer. Es geht (auch) um literarische Texte, dennoch ist dies keine philologische Arbeit im eigentlichen Sinne. Es geht um die Edition historischer Dokumente, dennoch ist dies keine geschichtswissenschaftliche Arbeit im eigentlichen Sinne. Es geht um die Geschichte der traditionellen, wie der digitalen Editionsmethoden, dennoch ist dies keine wissenschaftshistorische Arbeit im eigentlichen Sinne. Es geht um theoretische und praktische Konzepte der Informatik, dennoch ist dies nicht nur eine Informatik-Arbeit im eigentlichen Sinne. Man kann die Arbeit in Teilen als

medienhistorische Fallstudie betrachten, es geht auch um die Bedeutung von Medien für grundlegende geisteswissenschaftliche Konzepte und für die epistemologischen Rahmenbedingungen textorientierter Wissenschaften, dennoch ist dies weder eine medienwissenschaftliche noch eine philosophische Arbeit im eigentlichen Sinne. Im eigentlichen Sinne ist es eine Arbeit über Probleme der Editorik – die aus verschiedenen Richtungen zu betrachten sind. Und für diesen Bereich wird sehr wohl angestrebt, jenseits der Fachgrenzen zu allgemeingültigen Aussagen zu kommen. Im verallgemeinernden Zugriff muss die Arbeit teilweise hinter die erreichten Differenzierungen und spezialisierten Terminologien der Fachwissenschaften zurückfallen. Andererseits bildet sie ihre eigenen Termini und Begriffsverwendungen aus: Medialisierung, Transmedialisierung, Recodierung, Dokumentologie, Text<sub>I,W,S,F,D,Z</sub>, Transkription etc. Auch hier lauern Gefahren: Es ist über Begriffe zu sprechen, die in den einzelnen Disziplinen unterschiedlich belegt sein können (Sprache! Buchstabe! Transkription!), hier aber unter Umständen erneut anders gefasst werden.

Ich selbst muss im Versuch, zu einer transdisziplinären Sicht zu kommen, auch auf meine eigenen unausweichlichen biografischen Schief lagen hinweisen: Trotz des globalen Anspruchs wird die Wahrnehmung der Diskussion im deutschsprachigen Kulturkreis und dann im europäischen und angelsächsischen Kulturkreis dominieren. Ebenso schwingt immer eine stärkere Prägung durch die Geschichtswissenschaften (hier vor allem die Mittelalterforschung und die Historischen Hilfswissenschaften) und die geisteswissenschaftliche Fachinformatik/Informationswissenschaft (allgemeiner: die „digital humanities“) mit. Die Philosophie, die Sprach- und Literaturwissenschaften und die Medienwissenschaft spielen in dieser Arbeit eine wichtige Rolle – trotzdem bin ich hier im besten Fall als angelernt zu betrachten.

*Dies ist eine Theoriearbeit.* Diese Arbeit hilft nicht bei der Lösung konkreter Editionsprobleme. Es geht hier um einen Problemaufriss und um eine Feldbegehung. Es soll ein Rahmen aufgespannt werden, in dem sich die Probleme der Editorik bewegen. Dies ist ein Maximalrahmen. Es müssen viele Probleme angesprochen werden, die in vielen konkreten Editions lagen nicht vorkommen werden. Editorische Lösungsansätze können in vielen Fällen sehr viel einfacher sein, als es hier den Anschein haben wird. Ebenso kann die Vielfalt der möglichen methodischen Ansätze für ein tatsächliches Editionsprojekt auf eine klare und wenigstens konsistente Haltung reduziert werden. Die Übersetzung in Praxisanweisungen kann hier jedoch nicht geleistet werden. Die empirische Betrachtung editorischer Arbeiten im traditionellen wie im digitalen Bereich führt von der Praxis weg und zu einer theoretischen Betrachtung hin. Diese müsste erst in einem weiteren Schritt wieder auf Probleme der jeweils vorliegenden Überlieferungslage übertragen und praktikabel gemacht werden.

*Diese Arbeit ist ein Steinbruch.* Ich halte die Gestaltung des Themas „digitale Editorik“ und einige der hier vertretenen Thesen („enge Abhängigkeit geisteswissenschaftlicher Methoden von technischen Rahmenbedingungen“; „Digitalisierung als Transmedialisierung“), Konzepte („pluralistischer Textbegriff“) und Definitionen („Edition“, „Transkription“ etc.) für einigermaßen originell und neben dem etablierten Mainstream der Fachwissenschaften liegend. Gerade deshalb habe ich mich bemüht, sie nicht für sich stehen zu lassen, sondern möglichst eng an die bestehende Forschungsliteratur anzubinden. Diese hat dadurch oft eine gewisse Kronzeugenfunktion. Die Menge der rezipierten Literatur und ihre dichte Anbindung an meinen Text darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich einerseits ebenfalls um häufig „dissidente“ oder „randständige“ Positionen handelt und dass andererseits der Charakter der Verweisung auf die Literatur hier nicht der übliche ist. Eine Literaturreferenz sagt hier nicht, „das Thema wird dort vertieft behandelt“, sondern häufig im Gegenteil, „das Thema wird dort auch am Rande erwähnt“. Dieser Umgang mit der Literatur kann dazu führen, dass selbst kleinere Beiträge vielfach referenziert werden, wenn sie z.B. im Vergleich zur Struktur dieser Arbeit thematisch übergreifend sind. Weil ich davon ausgehe, dass diese Arbeit eher punktuell gelesen wird, ist auch die Referenz auf andere Texte punktuell.

Der extensive Rückgriff auf die „Literatur“ bindet diese Untersuchung wieder in die verschiedenen Fachdiskurse zurück. In diesen sind häufig Sachverhalte bereits besser dargestellt, als ich das könnte. Es wird deshalb auch reger Gebrauch von direkten Zitaten gemacht, die möglichen Paraphrasen häufig vorgezogen werden. Diese Arbeit ist auch eine Blütenlese: Sie ist eine Bestandsaufnahme der Literatur und trägt zur Verbreitung bestimmter Gedanken bei. Dadurch führen die Fußnoten als Subtext ein gewisses Eigenleben, welches ich nicht zugunsten der traditionellen visuellen Gewichtung (wichtiger Haupttext – untergeordneter Fußnotentext) beschnitten habe. Das Gleiche gilt für die Verteilung der Textmengen insgesamt. Diese spiegeln nicht unbedingt die Wichtigkeit einzelner Themenbereiche. Innovatives und Zentrales wird oft kurz abgehandelt, Etabliertes und gut Ausgeforschetes dagegen umfänglicher referiert. „Diese Arbeit ist breit, nicht tief“ auch in dem Sinne, dass meine Arbeitshaltung die eines Schwammes war: Die relevante Literatur war so breit wie möglich aufzunehmen und für meinen Zugang zum Thema nutzbar zu machen. Dabei werden beständig andere Schauplätze der Diskussion eröffnet, die aufgenommenen Fäden dann aber wieder aus der Hand gelegt, um zum nächsten Aspekt kommen zu können. Die aufgeworfenen Fragen werden in der Regeln nicht abschließend geklärt. Es werden allenfalls Bedingungen aufgezeigt, unter denen man einer Antwort näher kommen könnte. Dabei ist die referenzierte Literatur ein Reservoir an ersten Hinweisen, denen im Bedarfsfall weiter nachgegangen werden kann.

*Diese Arbeit ist nicht zum Durchlesen gemacht.* Diese Arbeit ist ein Steinbruch auch in dem Sinne, dass Fragestellungen aufgeworfen und Materialien und Beobachtungen zusammengetragen werden, die so breit sind, dass es nur selten Interessenlagen geben wird, die eine vollständige Lesung nahelegen. Weil davon auszugehen ist, dass sich das Interesse immer eher auf einzelne Teile der Arbeit richten wird, sind diese dann auch repetitiver und redundanter, als es bei einer kürzeren Arbeit der Fall wäre. Grundlinien der Argumentation werden öfter wiederholt, weil davon ausgegangen wird, dass der Text nur modular rezipiert wird.

*Warum ist diese Arbeit kein Hypertext?* Wer über digitale Texte und Hypertexte schreibt, der muss sich auch fragen lassen, warum er dann einen ganz traditionellen, linearen Text in der Tradition des gedruckten Buches verfasst. Darauf gibt es mehrere Antworten: Erstens habe auch ich es nicht anders gelernt, zweitens war zum Zeitpunkt der Planung der Arbeit davon auszugehen, dass die Adressaten noch vornehmlich gedruckte Texte rezipieren würden, und drittens handelt es sich von der Sache her im Wesentlichen um einen durchlaufenden Argumentationsstrang mit wenigen Verästelungen. Eine Organisation als Hypertext wäre möglich und aus heutiger Sicht wohl auch vorzuziehen, sie ist aber nicht zwingend und war zu Beginn der Arbeit nicht naheliegend.

Obwohl also diese Arbeit auf den ersten Blick wie eine traditionelle gedruckte Forschungsarbeit wirken mag, weicht sie in einigen Aspekten dennoch leicht von diesem rein narrativen Modell ab. Es handelt sich hier nämlich nicht einfach um eine lineare Erzählung meiner Überlegungen zum Thema mit gelegentlichen Hinweisen auf die Sekundärliteratur. Der Text ist vornehmlich und relativ tief hierarchisch organisiert. Das Inhaltsverzeichnis bildet diese Struktur der Übersichtlichkeit halber nur bis zur vierten Ebene ab. Sie reicht aber darüber hinaus noch mindestens zwei Ebenen weiter: Mit den kursiv gesetzten Eingangsstatements zu einzelnen Abschnitten wird eine weitere (die fünfte) logische Untergliederung angedeutet; die Textabsätze selbst sind Ausformulierungen (und damit sprachliche Auflösungen) von zuvor explizit notierten Argumentationsstrukturen (der sechsten Ebene).

Den impliziten Beschränkungen der Druckkultur habe ich mich teilweise entzogen: Ich nehme keine Rücksicht auf die Länge des Textes oder den Umfang von Fußnoten. Auf Literatur wird reichlich verwiesen, es wird ihr aber auch als Zitat mehr Platz eingeräumt, als dies früher wohl opportun gewesen wäre. Wenn die Zukunft der wissenschaftlichen Arbeit sich in Richtung des „mashup“ bewegt, bei dem es weniger um die Paraphrase als um die direkte Einbindung der verwendeten Texte geht, dann ist diese Arbeit vielleicht schon Teil dieser Entwicklung. Ich bin noch weit entfernt von einer wissenschaftlichen Haltung des „structuring and sampling“, bei der Erkenntnisproduktion vor allem durch eine innovative und kreative Neukontextualisierung bestehender Gedanken geprägt ist. Trotzdem lasse ich hier in etwas

breiterem Maße die Literatur auch in direkter Rede zu Wort kommen, als dies traditionell der Fall sein würde.

Als Publikationsform war von Anfang an eine hybride Erscheinungsweise von Druckausgabe und drucknaher digitaler Form (z.B. als PDF) intendiert. Für die physische Druckform ist eine flache Kapitelstruktur und die einfache Teilung in Text und Anmerkungen gewählt worden. Die einfache Navigation und Suche in der digitalen Fassung vermindert den Druck zur Kürze. Wenn davon auszugehen ist, dass einzelne Leser ohnehin nur an einzelnen Teilen interessiert sein werden und diese punktgenau aufschlagen, dann spielt es keine Rolle, wie umfangreich die anderen Teile sind oder wie dicht die Verweisungen auf weitere Literatur.

*Formalia.* Autornamen sind in Kapitälchen gesetzt, es sei denn, es ist hier nicht eine Person, sondern z.B. eine Methode („Lachmann“) gemeint oder der Name ist Teil eines Zitats. Weil von einem punktgenauen Einstieg auszugehen ist, sind Literaturverweise immer vollständig gegeben: „Ebd.“ oder „ders.“ verbieten sich, wenn man nicht davon ausgehen kann, dass die vorhergehenden Noten bereits gelesen sind und wenn für die Zukunft die Option besteht, die Literaturverweise in einer digitalen Publikation in funktionierende Hyperlinks umzuwandeln. Literatur ist in den Anmerkungen gekürzt gegeben und kann über das Literaturverzeichnis aufgelöst werden. Spezielle bibliografische Referenzen, die nicht in der Literaturliste aufgenommen sind, werden vollständig beschrieben. Bei sehr entlegenen und seltenen Titeln wird u.U. zusätzlich und abweichend von der üblichen Zitationsweise eine ISBN-Nummer angegeben.

Bei der Wiedergabe von Zitaten wird die historische Schreibung gewahrt; gesperrt gedruckte Partien sind kursiv wiedergegeben; doppelte Anführungszeichen in einfache umgewandelt; »französische« Anführungszeichen durch deutsche ersetzt; Auslassungen und Einschübe von mir mit eckigen Klammern markiert. Vielfach werden Texte verwendet, die auch oder ausschließlich digital verfügbar sind. Wo eine Stellenangabe nicht über Seitenzahlen möglich ist, werden Absatznummern oder Absatzüberschriften verwendet, teilweise aber auch kurze Zitate gegeben, um eine schnelle Auffindbarkeit über Volltextsuchen sicherzustellen. Im Text werden doppelte Anführungszeichen für eine „problematisierte Begriffsverwendung“ genutzt, kursive Schrift bedeutet einen *Nachdrücklichkeitsmodus*. Wo männliche Formen benutzt werden (der Editor), ist die weibliche Form immer mitgedacht.

## Einleitung

*Szenarien.* Worum geht es hier eigentlich?

Am Anfang war das Wort. Und das Wort war bei Gott. Und Gott sprach. Und der Mensch schrieb. Und das Geschriebene wurde abgeschrieben und ging verloren. Und in die Abschriften gelangten Fehler. Und in den Abschriften der Abschriften waren noch mehr Fehler. – Was waren eigentlich die genauen Worte Gottes gewesen?

Am Anfang war die Idee. Das Werk. Und der Autor schrieb es auf. Und der Lektor korrigierte den Text und der Setzer setzte ihn und der Verleger publizierte ihn. Für eine spätere Auflage wurde der Text vom Autor revidiert und von den nachfolgenden Generationen erneut verändert zum Druck gebracht. – Was war es, das der Autor eigentlich hatte sagen wollen?

Am Anfang setzte er sich hin und schrieb. Gedanken, Notizen, Satzketten. Dann überarbeitete er: Streichungen, Korrekturen, Umstellungen, Ergänzungen. Und sein Text, der ein Kunstwerk war, wuchs im Schreiben und aus dem Schreiben heraus. Und schließlich wurde etwas veröffentlicht, vielleicht von ihm, vielleicht von seinem Nachlassverwalter. – Und das Schreiben selbst blieb unsichtbar und im Archiv versteckt. Aber war nicht das Schreiben selbst die Kunst gewesen?

Am Anfang war die Tat, das Ereignis, der Beschluss, die rechtsgültige Bestätigung dessen, was Gegenwart war. Vieles wurde protokolliert, beschrieben und festgehalten. Und es wurde im Archiv aufbewahrt und wurde zur Vergangenheit. – Wie war es doch gleich gewesen? Was waren eigentlich die Umstände, unter denen alles geschah und protokolliert wurde? Und wie sind das Protokollierte und seine Sprache dann überhaupt zu verstehen, jetzt, hunderte Jahre später?

Am Anfang war das Dokument, der Gegenstand. Ein Medium. Ein altes. Jetzt wieder aufgefunden. – Wie sollte man es heute benutzen, wenn nicht als ein Neues, neu Geschaffenes, Übertragenes? Aber was hatte das Dokument ursprünglich sagen sollen, und wie hatte es das ausgedrückt, was es mitteilen sollte? Wie hatte es funktioniert und wie war es benutzt, gelesen worden? Müsste man dies alles nicht ganz genau wissen, um seinen Inhalt, seine Mitteilung, seine Funktion jetzt wieder neu geben und benutzbar machen zu können?

*Fragestellungen.* Die Fragen, denen diese Arbeit nachgeht, sind zunächst einfach! Was wird mit der Überlieferung gemacht? Welche Verfahren der Erschließung haben sich in den letzten 200 Jahren entwickelt? In welchem Verhältnis stehen die bestehenden editorischen Methoden zu ihren Zielmedien? Wie weit hat die Technologie des Buchdrucks die Verfahren der kritischen Edition bestimmt? In welchem Maße sind editorische Grundbegriffe wie Werk, Autor, Intention oder Textualität von unserer medialen Umwelt geprägt? Wie werden die editorischen Traditionen mit Hilfe des Computers als Werkzeug weiterentwickelt? Was bedeutet es für die Edition, wenn der Computer kein Werkzeug, sondern ein Medium ist?

Wenn sich unsere mediale Umwelt fundamental ändert: Was ändert sich dann für die Edition? Ändert sich überhaupt etwas? Ändert sich das Zielmedium? Ändern sich die Methoden? Ändern sich die Zielstellungen? Ändern sich die Inhalte? Ändern sich unsere theoretischen Grundlagen der Erschließung der Überlieferung? Ändern sich unsere Begriffe und Konzepte?

Was ist eigentlich der Kern des gegenwärtigen Medienwandels? Geht es überhaupt um einen Wandel der Medien, oder geht es in der Medienalternativität und mit der durch *den Computer* und *die Digitalisierung* geförderten Abstraktion um eine transmedialisierende Synthese der antithetischen Medien (hier: Buchdruck, dort: digitale Medien)?

Wozu führt es, wenn man das Konzept und die Praktiken der wissenschaftlichen Edition neu umreißen will? Wie kann dann eine verallgemeinerte Definition der Edition formuliert werden? Wie kann die Edition von anderen wissenschaftlichen Praktiken abgegrenzt werden? Was ist der Gegenstand der Edition und ihre Zielsetzung? Wie können die Ziele in eine adäquate Praxis übersetzt werden? Wie ist die inhärente Komplexität der wissenschaftlichen Erschließung modellhaft abzubilden und vielleicht auch zu begrenzen? Wie kann die Qualität kritischer Editionen gesichert, ihre Autorität bewahrt und ihre Referenzierbarkeit (Zitierbarkeit) gewährleistet werden? Wie ist mit dem neu auftretenden Problem der prinzipiellen Unabgeschlossenheit und Grenzenlosigkeit digitaler Arbeits- und Publikationsformen umzugehen? Wie können Editionen so organisiert werden, dass sie zu möglichst guten Ergebnissen führen? Wie verändern sich Editionen im Wechselspiel von Produktion und Rezeption? Wenn Editionen für die wissenschaftliche Benutzung und Auswertung gemacht werden: Wie müssen sie sich dann angesichts veränderter wissenschaftlicher Praktiken auch selbst verändern?

Liegt im Zentrum der Edition nach wie vor der „Text“? Und wenn ja: Was ist dann unter diesem „Text“ zu verstehen, der in der Edition wiedergegeben werden soll? Erfordert eine allgemeine Theorie der Edition und der Rationalitätsanspruch *an* die Edition nicht einen pluralistischen Textbegriff, der die prädisziplinäre Ausgangslage und die pluridisziplinäre Zielstellung der Erschließung der Überlieferung berücksichtigt? Braucht man hier nicht einen erweiterten Textbegriff, der auch in Rechnung stellt, in welcher Weise unser Begriff vom Text von den Entwicklungen unserer medialen Umwelt abhängig ist? Bringt nicht jede mediale Technologie einen eigenen Textbegriff mit sich? Und wenn die heute paradigmatische Texttechnologie auf dem Konzept der Auszeichnungssprachen aufgebaut ist: Welches ist dann der implizite Textbegriff dieser Technologien und was sind die konzeptionellen Grenzen dieser Technologien, wenn es um die Realisierung verschiedener Haltungen aus einem pluralistischen Textverständnis geht?

Wenn es in der Edition um die Wiedergabe von (vornehmlich textlicher) Überlieferung geht, wie ist dann eine idealiter anzustrebende Identität zwischen Vor-



lage und Edition zu verstehen? Welche Rolle spielen auch hier Textbegriffe, der Medienwandel, das Problem der subjektiven Wahrnehmung und der Versuch einer Objektivierung durch wissenschaftliche Verfahren? Wie verändert sich unter diesen Bedingungen der „Status“ der kritischen Edition? Entwickelt sich ihre ontologische Bewertung von der „Realisierung“ z.B. einer Autorintention zu einem bloß subjektiven „Lesevorschlag“ eines Werkes oder der aktualisierenden „Aufführung“ historischer Dokumente?

Lässt sich die Gewinnung von editorischem „Text“ aus der Überlieferung noch mit dem Konzept der Transkription beschreiben? Was bedeutet Transkription, wenn man sie unter dem Licht einer differenzierten Texttheorie betrachtet? Kann die Vorstellung einer „objektiven“ Transkription in einem pluralistischen Textbegriff gerettet werden? Wenn Textwahrnehmung letzten Endes subjektiv und konstruktiv sein *muss*, wo können dann noch konzeptionelle Rahmenbedingungen gefunden werden, unter denen eine wissenschaftliche Transkription mit intersubjektivem Regelwerk möglich wird? Wie ist angesichts dieser Probleme der aktuell dominierende Ansatz der Richtlinien der „Text Encoding Initiative“ zu analysieren, zu beschreiben und zu bewerten? In welchem Verhältnis stehen unsere derzeitigen technischen Lösungsansätze zu den in dieser Arbeit entwickelten theoretischen Modellen?

Nur wenn wir genau beobachten, wie unsere mentalen Konzepte unseren technischen und medialen Umweltbedingungen folgen, dann sind wir in der Lage, jenseits dieses als historisch und technisch relativ erkannten Rahmens zu allgemeineren theoretischen Modellen zu gelangen, die nicht nur eine bessere Einsicht in die Abhängigkeiten unserer Begriffe, Methoden und Praktiken von ihren technischen Grundlagen erlauben, sondern umgekehrt auch die Entwicklung neuer wissenschaftlicher Strategien und medialer Technologien erst ermöglichen!



## 1 Geschichte, Methoden, Begriffe und Mediengebundenheit der traditionellen Edition

*When the history of scholarship in the twentieth century comes to be written, a very good case should be made for calling it the age of editing.<sup>2</sup>*  
Fredson Bowers

„Fachgeschichtliche Studien sollen immer auch Fortschritt einleiten helfen“<sup>3</sup> – die vorliegende Arbeit will einen Beitrag zur Entwicklung der Editionsmethoden in den Zeiten des Medienwandels liefern. Ausgangspunkt dazu ist eine Bestandsaufnahme der traditionellen Verfahren zur Herausgabe von überlieferten Dokumenten: den Quellen der Geschichtswissenschaft und den Texten der Philologien oder der Philosophie. Wenn die neuen Medien – aus Gründen die noch näher zu diskutieren sein werden – zu einer neuen umfassenden Theoriebildung reizen, die viele geisteswissenschaftliche Disziplinen umgreift, dann sind auch in der Bestandsaufnahme die verschiedenen Anforderungen der verschiedenen Fächer und die unterschiedlichen, im Laufe der letzten 150 Jahre gefundenen Lösungen als Grundlage neuer Ansätze zu beschreiben.<sup>4</sup> In einem angestrebten Maximalmodell von Edition ist das Erbe zu verzeichnen, das es fortzuführen gilt, sind alle jene Erfahrungen und Traditionen zu berücksichtigen, die durch die nun anstehenden Wandlungen im bekannten dreifachen Wortsinne *aufgehoben* werden sollen, indem sie beseitigt, bewahrt und auf eine höhere Entwicklungsstufe befördert werden.

Die theoretischen Abhandlungen sind wie die praktischen Erzeugnisse der Editorik nahezu unüberschaubar. Diese Untersuchung bleibt zwangsläufig äußerst grob und verallgemeinernd, die Beschreibung ist als methodengeschichtliches Protokoll in hohem Maße eine historiografische Konstruktion. Überall, wo von „den Historikern“ oder „den Philologen“ die Rede ist, sind nur Grundtendenzen mittlerer Allgemeingültigkeit gemeint. Nirgends gibt es auch nur binnenfachlichen Konsens, sondern immer nur widerstreitende Ansichten, Positionen und Praktiken und spezialistische Lösungen geringer Reichweite. Selbst da, wo einzelne Modelle oder „Schulen“ beschrieben werden, wird sich der praktisch arbeitende Editor kaum wiederfinden können. *Fast jeder*, der schon einmal mit einer Edition produzierend oder rezipierend zu tun hatte, wird *fast alle* angesprochenen Probleme *nicht* auf die dort behandelten Gegenstände beziehen können. Jeder editorische Gegenstand hat seine eigenen Anforderungen

---

<sup>2</sup> Bowers, *Scholarship* (1976), S. 161.

<sup>3</sup> Bein, *Einführung* (1995), S. 29.

<sup>4</sup> Tatsächlich werden einige Disziplinen stärker berücksichtigt werden als andere: Die (westlichen) Philologien, Geschichte und Philosophie stehen im Mittelpunkt. Andere Philologien bleiben ebenso unberücksichtigt wie z.B. die Musikwissenschaft, die über eine durchaus eigenständige Editionstradition und -methodik verfügt.

und Probleme und führt zu ganz bestimmten Lösungen. Alle anderen Schwierigkeiten und die darauf antwortenden Praktiken spielen dann keine Rolle. Dieser Zusammenhang zwischen konkreten Quellenproblemen und konkreten Lösungen bleibt hier ebenso unberücksichtigt, wie der zwischen den Erwartungshaltungen der Editionsbenutzer und den Editionen.<sup>5</sup> Der beständig zu erwartende Eindruck beim Leser, „Das sind alles Probleme, die in meiner Praxis nicht vorkommen“, kann in einer Theoriearbeit, die auf den *äußersten* Rahmen editorischer Probleme zielt, nicht vermieden werden. Gesucht ist hier schließlich eine Beobachtungsposition, die möglichst alle Phänomene sammelt und die Flora der Ideen, Probleme und Methoden katalogisiert.

Darüber hinaus sind die unterschiedlichen Gewächse nicht nur zu verzeichnen, sondern auch in ihrer Umwelt zu verorten: Es sind die historischen Böden zu untersuchen, in denen sie wurzeln und unter deren speziellen Bedingungen sie sich entwickelt haben. Die vorhandenen Editions-methoden sind ein geschichtliches und technologisches Produkt. Sie verdanken sich bestimmten politischen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, ästhetischen Konfigurationen, kurz einem „Zeitgeist“, in dem alle genannten Bereiche verwoben sind. Diese stehen dann wieder in einem (teilweise wechselseitigen) Abhängigkeitsverhältnis zu materiellen (nämlich technischen und ökonomischen) Bedingungen. In den so abgesteckten Realisierungsoptionen sind die editorischen Verfahren und Produkte auch medienkritisch zu analysieren. Gerade wenn der aktuelle Wandel als ein Medienwandel beschrieben wird, ist es besonders lohnenswert, die Abhängigkeit traditioneller Vorstellungen und Methoden von bestimmten technisch-medialen Voraussetzungen zu hinterfragen. Der Status einzelner editorischer Grundvorstellungen und Praktiken kann dann differenzierter wahrgenommen werden. Offensichtlich handelt es sich bei der Editorik nicht um eine homogene Ansammlung von objektiven und logischen Operationalisierungen zeitloser, rein gegenstandsbedingter Fragestellungen. Vielmehr sind hier teilweise historisch-technische Zufälligkeiten zu evaluieren,<sup>6</sup> die angesichts fundamentaler medialer Wandlungen und auf dem Wege zu einem neuen – vielleicht transmedialen?

---

<sup>5</sup> Von der Logik der Methodenentwicklung her hätte auch die Frage der *Benutzung* von Editionen systematisch untersucht werden können. Wie werden Ausgaben im Forschungsprozess *verwendet*? Wie werden Forschungsfragen an Editionen operationalisiert und beantwortet? Es ist wohl bezeichnend, dass solche Fragen in der traditionellen Debatte um Editionstheorien keine Rolle gespielt haben! Sie wären allerdings unter den vorherrschenden Bedingungen der rückkopplungsarmen, individualisierten, stummen hermeneutischen Praktiken der Geisteswissenschaften auch nicht leicht zu beantworten gewesen. Selbst die Rezensionen spiegeln ja nicht das *Funktionieren* der Ausgaben wider, sondern ihre Stellung in der methodologischen (Produktions-) und/oder inhaltlichen (Rezeptions-) Diskussion. Erst in den digitalen Medien können (zumindest für netzbasierte Anwendungen) Benutzungs-Untersuchungen leichter systematisch durchgeführt werden, weil das Verhalten der Benutzer bis zu einem gewissen Grad maschinell protokolliert wird und die Rückkopplungswege „kürzer“ sind.

<sup>6</sup> „Zufälligkeit“ wird indiziert durch das Scheitern von Operationalisierungen. Gerade, wenn es nicht gelingt, ursprüngliche Ziele und ihre Umsetzung in allgemein befriedigender Weise zu vereinbaren,

– Modell der Aufbereitung von Überlieferung entsprechend gewichtet und ggf. auch zurückgenommen („herausgerechnet“) werden müssen.

## 1.1 Vom kopierten Text zur philologischen Edition

### 1.1.1 2000 Jahre Textkritik?

Wenn mit dem Begriff *Textkritik* entweder jede – wie auch immer geartete – kritische Beschäftigung mit Texten,<sup>7</sup> oder aber im Gegenteil nur eine komplexe und detailreiche Methode am Ende einer mehrhundertjährigen wissenschaftlichen Entwicklung gemeint ist, wenn mit dem Begriff *Edition* entweder jede Produktion eines Textes als Nicht-Neuschöpfung, oder aber im Gegenteil nur eine bestimmte ausgearbeitete Methode unter Einschluss definierter inhaltlicher Bestandteile und Vorgehensweisen gemeint ist, dann ist ein Blick auf die historischen Wurzeln der Textkritik und der Edition sinnlos. „Wurzeln“ wird man immer und überall finden, wo sich Menschen mit Texten beschäftigt haben, die Differenzen können dann beliebig klein geschrieben werden. Eine entwickelte und allgemein durchgesetzte wissenschaftliche Editionstechnik, die einen ganzen Katalog von Elementen und Ansprüchen enthält bzw. erfüllt, wird man andererseits erst dann in voller Ausprägung finden, wenn das allgemeine wissenschaftliche Umfeld entsprechend weit ausgebildet und institutionalisiert ist – für unseren Themenkreis im späten 19. Jahrhundert. Dem gegenüber könnten alle Vorläufer als unwissenschaftlich gekennzeichnet und die Differenzen beliebig groß gezeichnet werden. Die historischen Bedingungen, die Gebundenheit von theoretischen Modellen an bestimmte historische Vorstellungen und die ihnen zugrunde liegenden technologisch-ökonomisch-sozialen Wechselbeziehungen wird man hingegen nur aufdecken können, wenn man zwischen beiden Positionen vermittelnd nicht jeden Entwurf und jeden Einzelfall zum geistesgeschichtlich wirkmächtigen Paradigma und zum Vorgriff auf spätere Entwicklungen erklärt, andererseits aber die Wandlungen der Textverständnisse, wie sie dem textkritisch editorischen Tun der jeweiligen Zeiten zugrunde liegen, in ihrem historischen Werden ernst nimmt.

*Das Verstreute sammeln.* Als einer der ersten großen (geistes-)wissenschaftlichen Verdichtungspunkte kann die Bibliothek von Alexandria aufgefasst werden.<sup>8</sup> Die dort tätigen *philólogoi* versuchten bereits im zweiten vorchristlichen Jahrhundert,

---

belegt dies die Inadäquanz bestimmter Technologien im Verhältnis zu gegenstandsbedingten Anforderungen.

<sup>7</sup> Kristeller, *The Lachmann Method* (1981), S. 13: „Any attentive reader who corrects the misprints of a book or article and any proofreader is practising textual criticism even though he may be unaware of it or at least unfamiliar with the developed methods and techniques of the discipline“.

<sup>8</sup> Siehe grundsätzlich Hans H. Wellisch, *Alexandrian Library*, in: *Encyclopedia of library history*, London, New York 1994, S. 19-21; Horst Blanck, *Das Buch in der Antike*; München 1992; Luciano Canfora, *La Bibliothèque d'Alexandrie et l'histoire des textes*, Lüttich 1992; Edward A. Parsons, *The alexandrian*

sich der Texte Homers und griechischer Tragiker zu vergewissern, nachdem sie dazu „systematisch Handschriften in griechischen Städten oder von Einzelpersonen erworben hatten“<sup>9</sup>. Bereits hier findet sich die Orientierung an den *wichtigen* Texten und den *großen* Autoren als Triebfeder für philologische Arbeiten, die Sammeltätigkeit als eine der Grundstrategien gegen die immer prekäre Lage handschriftlich vermittelter Überlieferung und der Manuskriptenvergleich als Anfang von Textkritik und Editionstechnik.<sup>10</sup> Dennoch wird man sich vor ahistorischen Überinterpretationen hüten müssen, wenn davon die Rede ist, hier sei die „erste kritische Homer-Ausgabe“<sup>11</sup> erarbeitet worden. Die Tätigkeit der *philólogoi* von Alexandria des zweiten Jahrhunderts vor Christus kann nicht mit der philologischen Fachwissenschaft der letzten zwei Jahrhunderte und ihrem ausgebauten theoretisch-methodologischen Fundament gleichgesetzt werden, der Begriff der *kritischen* Ausgabe wird den Vergleich einiger zufällig verfügbarer Handschriften und den Versuch der Textverbesserung durch Sprachgefühl nicht übersteigen können und von einer *Ausgabe* wird man erst in Verbindung mit einem verfestigten institutionellen oder technologischen Rahmen sprechen können<sup>12</sup> – will man sich nicht einer ganz und gar anachronistischen Sprache bedienen.<sup>13</sup> Einige Grundphänomene, die uns noch eine Weile begleiten werden, scheinen aber bereits hier auf: der Wunsch, jenseits

---

library, *Glory of the hellenic world*, Amsterdam, New York 1952 (<sup>2</sup>1967), S. 219-269 [„The Editing of Texts ...“].

<sup>9</sup> Das Zitat nach Plachta, *Überlieferung* (2000), S. 15. Vergrößernd Bauer, *Einführung* (1921), S. 220: „Die Gelehrten Alexandriens im 2. und 3. Jh. v. Chr., die an den Tausenden von Hss., die sich dort ansammelten, Kritik übten und sich bestrehten, Homer und die Tragiker in ihrer reinsten Form wieder herzustellen, stehen in dieser Hinsicht an der Spitze.“ Grundsätzlich dazu Pöhlmann, *Einführung* (1994), Bd. 1, S. 26-40. Kurz auch Graber, *Autortext* (1998), S. 11f; Hans Gerhard Senger, *Die Nikolaus von Kues-Ausgabe als Beispiel einer historisch-kritischen Edition*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 38 (1984), S. 78; Wolf-Hartmut Friedrich, *Textkritik*, in: *Das Fischer Lexikon, Literatur II*, Zweiter Teil, hg. von Wolf-Hartmut Friedrich und Walther Killy, Frankfurt a.M. 1965, S. 556.

<sup>10</sup> Kristeller, *The Lachmann Method* (1981), S. 13: [Textkritik] „was developed and practised by the Alexandrian grammarians in their editions of the Greek classical authors“.

<sup>11</sup> Plachta, *Überlieferung* (2000), S. 15.

<sup>12</sup> Von einer Ausgabe wird man nur dann sprechen können, wenn es entweder einen bestimmten *Herausgeber* gibt, der hinter ihr steht und ihr Autorität verleiht (dann kann es sich durchaus auch um ein einzelnes Exemplar handeln), oder wenn die Herstellung einer *Serie gleichförmiger Textträger* die Zusammenfassung der solchermaßen gegebenen realen Objekte im abstrahierenden Begriff der *Ausgabe* erlaubt. Im wesentlichen entstammt der Begriff der Ausgabe (wie wir ihn heute alltagssprachlich verwenden) einer gesellschaftlich-ökonomischen Konfiguration des 15. Jahrhunderts: dem Buchdruck und der Drucker- und Verlagswirtschaft.

<sup>13</sup> Dagegen sieht auch Senger, *Die historisch-kritische Edition* (1987), S. 7f in Alexandria fast schon eine entwickelte Editionsphilologie: Er spricht von dem „Instrumentarium der philologischen Methode der professionell-institutionalisierten *philólogoi* der Alexandriner“ und meint, diese „hatten Textkritik mit sprachlichen und sprachhistorischen Kriterien geübt, um empirisch einen historisch zuverlässigen Text zu gewinnen, um unhistorische Projektionen zu vermeiden.“ Mit der Verwendung eines fachwissenschaftlichen Begriffsrepertoires des 15.-20. Jahrhunderts werden die grundlegenden Unterschiede zu späteren Entwicklungen hier aber eher verwischt – nicht erhellt.

der Gefahren der Überlieferung an Texte zu kommen, die durch die Rückführung auf einen bestimmten Autor auch eine bestimmte – nämlich eine *richtige*, eine *wahre* – Gestalt haben<sup>14</sup> und das Ziel, den *rechten Text*, den *Text des Autors* wieder herzustellen.

*Die Texte weitertragen.* Über die Situation im antiken Rom sind wir einigermaßen gut unterrichtet.<sup>15</sup> In der Tradition der hellenistischen Kultur sind Textkritik und Überlieferungskritik weiter betrieben worden. Die Idee des literarischen Autors und seines Textes (der auch von ihm selbst revidiert und korrigiert – damit gewissermaßen *autorisiert* wurde) hatte es bereits gegeben, ebenso wie die Produktion und Distribution von Textträgern als eigenständiges ökonomisches Feld. Der erreichte Stand konnte allerdings bereits im 2. Jahrhundert nicht mehr gehalten werden und wich spätestens im 5. und 6. Jahrhundert einem allgemeinen Verfall – sowohl der Überlieferung, als auch der Überlieferungskritik. Das Mittelalter ist dann vor allem durch die spärliche Transmission von Texten gekennzeichnet: das wiederholte Abschreiben und ggf. neu Zusammenstellen fast ausschließlich jener Schriften, die für bestimmte Gebrauchskontexte relevant waren. Neben der schulischen und allgemein praktischen Verwendung dominiert hier der theologisch-liturgische Komplex, wobei beides untrennbar verbunden ist. Die Abschriften klassischer Texte folgten – als Ausbildungsmittel für die lateinische Sprache – ebenso dem Primat des Geistlichen, wie auch die Existenz anderer „naturwissenschaftlicher“ oder „praktischer“ Werke. Zu denken ist hier z.B. an die Komputistik, die uns heute als naturwissenschaftlich getränkte Kalenderwissenschaft erscheint, in ihrer Zeit aber der Funktion der Berechnung des Oster- und anderer beweglicher Feste untergeordnet war. Für historisch orientierte Textkritik bestand kaum Anlass in einer Welt, die durch das Bewusstsein einer immer gültigen gesetzten göttlichen Ordnung und nicht durch die Vorstellung der Verschiedenheit der Zeiten in ihrer aufeinander folgenden Entwicklung bestimmt war. Die Arbeit mit den Texten hatte insofern im wesentlichen den Charakter einer (zeitlosen) Gegenwartsbezogenheit: Die Texte wurden kopiert, aktualisiert, zweckmäßig kommentiert und nach Bedarf zusammengestellt.<sup>16</sup> Mit

<sup>14</sup> Treffend vorsichtig formuliert denn auch McGann, *Critical Editing* (1991), S. 15, wenn er von einer „more general notion of critical editing“ spricht, „whose highly various history we can trace back to the Alexandrian scholars of the classical world“.

<sup>15</sup> Die Situation sehr positiv zusammengefasst bei Pöhlmann, *Einführung* (1994), Bd. 1, S. 46-78 und Büchner, *Überlieferungsgeschichte* (1975), S. 315-362. Beide sehen hier bereits eine differenzierte, institutionalisierte und textkritische Philologie als eigenständige Disziplin am Werk.

<sup>16</sup> Kristeller, *The Lachmann Method* (1981), S. 13: „Medieval copyists were [...] with few exceptions not critical“. Dagegen sieht Illich, *Im Weinberg des Textes* (1991), S. 113 die „ersten textkritischen Versuche“ im 12. Jh. Mit der Unterscheidung des Urhebers und des Abschreibers habe man zu dem zurückfinden wollen, was vom ursprünglichen Autor stamme: „unwiderrüflich löst sich ‚der‘ Text eines Buches von seiner schriftlichen Fassung in diesem oder jenem anderen Manuskript“. Die eigentliche kritische Edition sieht er dann aber erst mit der Drucktechnik aufkommen.

einer Ausnahme: Das Wort Gottes, als der Text Gottes, die Bibel als die heilige Schrift. Hier war offenkundig, dass die Vielfalt der vorhandenen Texte und ihre Abweichungen voneinander Korruption bedeuteten. Das Wort Gottes als Grundlage der Ordnung der Welt konnte nicht anders als auch sprachlich eindeutig sein. Textkritik war hier unerlässlich und wurde auch betrieben.<sup>17</sup>

*Das Verborgene ans Licht bringen.* Die Anfänge der kritischen Editionsverfahren mit dem Ziel verbindlicher gedruckter Ausgaben liegen im 15. und 16. Jahrhundert, einer Zeit, deren spezifisch neue Interessenlagen gemeinhin durch die Begriffe des Humanismus und der Renaissance gekennzeichnet werden. Die Hinwendung vor allem zu den Texten der griechischen und römischen Antike, die durch dieses Interesse erst zu *klassischen* Texten wurden, ist weitgehend unabhängig von einem eindeutigen Funktionsbezug zur Sphäre des Religiösen und stattdessen hauptsächlich sprach- und literarästhetisch, teilweise auch philosophisch und praktisch begründet. Mit dem historischen Blick, der neben den ästhetischen tritt, mit der Einsicht in die Historizität von Sprache, Texten und Überlieferungsbedingungen und mit der Etablierung des Buchdrucks als technischer Voraussetzung für die weite Verbreitung stabilisierter Texte sind die Grundbedingungen kritischer Editionstätigkeit in dieser Epoche bereits gelegt.<sup>18</sup> Die frühen „Editoren“, im wesentlichen zugleich inhaltlich interessierte Drucker und Herausgeber-Unternehmer, begannen Texte in den Handschriftenbibliotheken der Klöster und Stifte zu sammeln, sie bibliografisch zu verorten, sie zu vergleichen, die guten von den schlechten Texten zu scheiden (sie zu *kritisieren*), Verbesserungen auf der Grundlage historischer, sprachlicher und stilistischer Kenntnisse vorzunehmen und den verbesserten, den *besten* Text durch den Druck einem breiten Publikum verfügbar zu machen.<sup>19</sup>

<sup>17</sup> Nur ein Einstieg, aber mit guter Darstellung der grundsätzlichen Problemlage und der frühen Zugänge, ist Gay, *Inventing* (2000), S. 98ff.

<sup>18</sup> Meyer, *Edition* (1951), S. 179 formuliert: „die gelehrte Edition beginnt mit dem Humanismus und der Erfindung des Buchdrucks“. Das verweist einerseits auf die neue Erkenntnis in die verschiedenen Formen eines (handschriftlich überlieferten) Textes, von denen nur eine die richtige sein kann, andererseits darauf, dass der Buchdruck die „materielle Grundlage für die Weiterentwicklung editorischer Arbeit“ (ebd.) war. Taylor, *The End of Editing* (1993), S. 121 verweist auf die Wechselwirkung von Humanismus und Editionstätigkeit: „Modern editing is the child of Renaissance humanism, and modern humanism is the child of Renaissance editing“. Kristeller, *The Lachmann Method* (1981), S. 13 sieht die Humanisten die alexandrinische Textkritik wieder aufnehmen.

<sup>19</sup> Zur Textkritik der Renaissance und des Humanismus siehe u.a. Sesto Prete, *The humanists and the discovery of printing*, Krefeld 1982; Sesto Prete, *Observations on the history of textual criticism in the medieval and Renaissance periods*, Colledgeville (MIN) 1969 oder Remigio Sabbadini, *Il metodo degli umanisti*, Florenz 1920. Zur Praxis der Editionen im 16. und 17. Jahrhundert als Fallstudie Markus Völkel, *Historiographische Paratexte, Anmerkungen zu den Editionen antiker Geschichtsschreiber im 16. und 17. Jahrhundert* (Caesar/Sueton), in: *Archiv für Kulturgeschichte* 85 (2003), S. 243-275. Zu speziellen Aspekten und Einzelfällen auch John F. D’Amico, *Theory and practice in Renaissance textual criticism – Beatus Rhenanus between conjecture and history*, Berkeley (CA) 1988 und Vernon Hall, *Renaissance literary criticism – a study of its social content*, Gloucester (MA) 1959. Knapp



Wenn es hier so scheint, als seien „mit der Renaissance [...] historische Textkritik, historische Textinterpretation sowie die Grundsätze der philologisch-historischen Methode als Stand der Edition prinzipiell erreicht“<sup>20</sup>, so ist das allgemeine Bild dieser Zeit geradezurücken. Was hier dem Prinzip nach zuweilen in einem vor- oder frühwissenschaftlichen Sinne *angelegt* war und von einzelnen Humanisten auch recht weit getrieben wurde, ist weder *repräsentativ*, noch war es *systematisch ausgebildet*.<sup>21</sup> Die sprachlich-literarische Kritik konnte sich nicht auf ein etabliertes Fundament der Philologie als Wissenschaft stützen, es gab keine breite bibliografische Traditionen oder erschöpfende katalogisierende Vorarbeiten, auf denen man die Handschriften *systematisch* und einer festen Methodologie folgend hätte sammeln und bewerten können.

Wichtiger aber noch: Vorherrschend war ein durchaus anderes Textverständnis als heute: Der jeweilige handschriftliche Text<sup>22</sup> galt dem Drucker-Herausgeber bereits als das Werk, als *das* jeweilige Werk *des* jeweiligen Autors – nicht als bloßer Zeuge oder als unvollkommene und fehlerhafte Abschrift des *eigentlichen* (oder wie man später sagen würde: ursprünglichen) Werktextes. *Ein Cicero-Text war der Cicero-Text*; er konnte für ihn stehen und nicht nur auf ihn verweisen. Hatte man eine interessierende Handschrift gefunden, dann konnte man den Text – nachdem man ihn ggf. noch korrigiert und sprachlich-stilistisch nach eigenem Geschmack

---

zusammenfassend auch Timpanaro, Entstehung (<sup>2</sup>1971), S. 1-11. Für die frühe Herausgabe von Texten aus historischem statt philologischem Interesse bietet Bauer, Einführung (<sup>2</sup>1928), S. 220 einen knappen Aufriss.

<sup>20</sup> Senger, Die historisch-kritische Edition (1987), S. 8f. Er gesteht allerdings auch zu, dass der Begriff „Textkritik“ als Bezeichnung einer Wissenschaft erst seit Ausgang des 18. Jahrhunderts anwendbar ist.

<sup>21</sup> Auch Senger, Die historisch-kritische Edition (1987), S. 4f weist die Ansätze zwischen Alexandria und den Humanisten als Teil der Entwicklung zum historisch-kritischen Verfahren zurück und will die textkritische Methode erst ab dem Vorliegen von wissenschaftlicher philologischer und historischer Kritik gelten lassen.

<sup>22</sup> Wir kommen hier in das Problemfeld verschiedener Bedeutungen des Begriffes „Text“. In Teil 3.1. wird dazu der Versuch einer genaueren Differenzierung unternommen. Die hier angesprochenen Schwierigkeiten betreffen zunächst den Übergang von einem semantischen Textverständnis (der Text als Inhalt und Aussage) zu einer linguistischen Textbehandlung (in der der Text zumeist als festgelegter Zeichencode betrachtet wird).

verbessert hatte<sup>23</sup> – mittels Drucklegung der Öffentlichkeit übergeben.<sup>24</sup> Damit war das Hauptziel erreicht: Der Text war aus der entlegenen, unzugänglichen Bibliothek herausgeholt und in das Licht der allgemeinen Verfügbarkeit gesetzt.<sup>25</sup> Gefunden, gerettet, gesichert, bekannt. Weil es im Grunde keinen Unterschied zwischen der Handschrift und der (allenfalls besseren) Druckausgabe gab, die Handschrift noch keinen eigenständigen Wert als *Zeuge* für einen anderen, höheren, reineren, Text(-zustand) oder als kulturhistorisches Monument hatte,<sup>26</sup> beide vielmehr den gleichen Text im verallgemeinerten Sinne enthielten, wurde die Handschrift mit dem Erscheinen des Druckes sinn- und wertlos. Sie wurde in dieser Logik folgerichtig dann zuweilen als etwas Unpraktisches, Altes, Schöbigenes, als Zeichen und Teil der überwundenen schlechten alten Zeiten auch einfach makuliert oder anderweitig entsorgt.<sup>27</sup> Kennzeichnend für das noch nicht voll ausdifferenzierte Textverständnis

<sup>23</sup> So z.B. Rüdiger, *Wiederentdeckung* (1975), S. 548. „Negativ macht sich der Individualismus, der dem ganzen Zeitalter sein Gepräge gibt, darin bemerkbar, daß der überlieferte Text gern nach dem persönlichen Geschmack der Kopisten oder Herausgeber zurechtgestutzt wurde. Und allzu oft ist das Wohlgefallen an der schönen oder effektvollen Rede ... stärker entwickelt als das philologische Gewissen.“ Georg Baesecke, [Rezension] (1942), S. 221 formuliert, dass z.B. die attischen Tragödien nach der Behandlung durch die Alexandriner „bei den Humanisten durch ein zweites Fegefeuer philologischer Verbesserungslust“ gingen und dort „von Abschrift zu Abschrift neue Fehler, willkürliche wie unwillkürliche“ erwarben. Dass die Texte meistens zunächst von der überlieferten Handschrift von weiteren Gehilfen und Lohnschreibern der Herausgeber/Drucker kopiert wurden, wodurch sowohl weitere Abschreibefehler, als auch *korrumperende Korrekturen* in den Text gelangten beschreibt neuerdings ausführlicher Grafton, *Correctores corruptores* (1998).

<sup>24</sup> Timpanaro, *Entstehung* (21971), S. 3 weist unter Berufung auf Alphonse Dain, *Les manuscrits*, Paris 1949 (21964), S. 160ff darauf hin, dass die Erstausgaben der Humanisten „größtenteils junge Handschriften als Grundlage“ hatten (und gerade nicht die ältesten, die man später für besser, weil Urtext-näher, halten würde). Die Gründe zeugen vom Vorrang des Pragmatismus gegenüber der (Text-)Kritik: Die jüngeren Kodizes „ließen sich leichter beschaffen und waren für die Drucker leichter zu lesen“.

<sup>25</sup> Rüdiger, *Wiederentdeckung* (1975), S. 547: „So wird die Klosterbibliothek von den Humanisten, Laien wie Geistlichen, mit Vorliebe als Gefängnis bezeichnet, und es gilt als höchstes Verdienst, einen der Häftlinge befreit zu haben“; Fuhrmann, *Überlegungen* (1978), S. 17: „Den älteren Editoren aus einer Zeit, bevor mit der historischen Philologie die Skrupelhaftigkeit aufkam, lag häufig vordringlich an der Textvermittlung; ihre Bedenkenlosigkeit kam nur zu einem Teil aus innerem Unvermögen; ihnen lag aus verschiedenen Gründen daran, Schriften einfach bekanntzumachen: sie druckten deshalb oft nur eine Handschrift ab“. Bernheim, *Lehrbuch* (1903), S. 414f: „man war noch im 18. Jahrhundert zufrieden, wenn man einen leidlichen Text aus der Handschrift, die man gerade besaß, herstellte, höchstens daß man Verbesserungen und Variantenangaben aus einer oder der anderen Handschrift, die man mehr oder weniger zufällig sich hatte verschaffen können, anbrachte; man erlaubte sich willkürliche Korrekturen, Verkürzungen, ja förmliche Überarbeitungen der überlieferten Texte, ohne darüber Auskunft und Rechenschaft zu geben, ... nahm ... alles, was gerade die vorliegenden Handschriften boten, als gleichberechtigte Überlieferung hin.“

<sup>26</sup> So auch Büchner, *Überlieferungsgeschichte* (1975), S. 312f.

<sup>27</sup> Diese Auffassung findet man (1.) recht häufig, konkrete Belege (2.) allerdings kaum. Für ersteres z.B. Bernheim, *Lehrbuch* (1903), S. 421: „man gab in der Zeit der ersten Drucke und auch späterhin vielfach die alten Manuskripte selbst in die Druckerei und kümmerte sich nicht darum, wenn dieselben

und Indiz gegen die These von der ausgebildeten Editionsmethodik des Humanismus ist übrigens auch die Tatsache, dass man „in den Einleitungen und Dedikationen der Renaissance-Ausgaben [...] keine editionstechnischen Darlegungen und theoretischen Reflexionen“<sup>28</sup> findet – eine Diskussion um die Methoden der Textkonstitution hat es in dieser Form jedenfalls nicht gegeben.

*Dem herausgegeben Text Autorität verleihen.* Mit dem Aufkommen der Drucktechnologie gehen Wandlungen einher, die unsere Welt grundlegend umgestaltet haben. Zu den zahlreichen Nebeneffekten des Buchdrucks gehört ihr Einfluss auf unser Textverständnis. Die gedruckten Ausgaben gewannen unmittelbar eine Verbindlichkeit als Referenzpunkte in der Auseinandersetzung mit den Texten. Interessant ist nun, dass diese Verbindlichkeit *nicht* aus der kritischen Konstitution des im gedruckten Buch enthaltenen Textes und nicht nur aus der methodisch fundierten wissenschaftlichen Arbeit des Herausgebers herrührt, sondern vor allem aus den Charakteristika des Mediums selbst.<sup>29</sup> Die scheinbare Gleichförmigkeit eines massenhaft, vergleichsweise „überall“, verfügbaren Textes erlaubt nämlich an sich die gedankliche Konstruktion eines abstrakten, aber identischen Textes jenseits

---

da zu Grunde gingen“ oder Büchner, Überlieferungsgeschichte (1975), S. 312: „Daß die Renaissance letztlich nur auf einen neuen Text aus war [...] beweist der Verlust so vieler Handschriften [...]: der Kodex [...] wurde wertlos, wenn er abgeschrieben war“. Für zweiteres finden sich zumeist auch nur mehr oder weniger schwache Indizien, zumal sehr viele Drucke nicht auf die Handschriften direkt zurückgingen, sondern auf (Auftrags-)Abschriften (was aber ebenfalls auf eine unkritische Einstellung zum Problem der Textfassungen hindeutet). Manchmal sind jedoch die einzigen Handschriften nach der Drucklegung verschwunden, ohne dass man einen direkten Zusammenhang beweisen könnte (Pöhlmann, Einführung, Bd. 1, S. 9 faßt z.B. knapp den Fall der Überlieferung zu Velleius Paterculus zusammen). Gerhard Powitz, *Libri inutiles* in mittelalterlichen Bibliotheken, in: *Scriptorium* 50 (1996), S. 288-304, konstatiert eine „Makulierungswelle“ um das Jahr 1500 und nennt als einen der Gründe auch die Verdrängung der Handschriften durch inhaltsgleiche Drucke: „Nicht selten wird der Erwerb von Drucken mit dem Ausscheiden von Handschriften gleichen Inhalts Hand in Hand gegangen sein“ (S. 301, mit anschließendem konkreten Beispiel). Kenney, *The Classical Text* (1974), S. 83ff bringt einige Beispiele zum Umgang mit den Handschriften: so hätte z.B. Aldus Manutius Handschriften zugesandt bekommen, mit der Bitte sie zu drucken, aber ohne den Wunsch, sie auch zurück zu bekommen (S. 85); in einem anderen Falle hätte der Leihgeber einer Handschrift darum gebeten, dass diese zur Drucklegung nicht zerschnitten werden möge (was also scheinbar üblich war) – S. 83. Einen Blick in die Praxis der Drucker und ihr Verhältnis zu den Handschriften erlaubt neuerdings auch Barbara C. Halporn, *The Correspondence of Johann Amerbach – Early Printing in Its Social Context*, Ann Arbor (MI) 2000.

<sup>28</sup> Senger, *Die historisch-kritische Edition* (1987), S. 9 (Anm. 23).

<sup>29</sup> Negativ argumentiert kann schon da keine Autorität entstehen, wo keine kritische Methode ist - wo die Verfahren der Textkonstitution nicht auf ein reflektiertes, offengelegtes Verfahren zurückgehen und wo die Auswahl der Textgrundlage sich hauptsächlich dem zufälligen Umstand verdankt, welche Handschrift dem Drucker in die Hände gefallen war. Von den Effekten des Buchdrucks absehend müsste die herausgegebene Fassung den gleichen Status haben wie die zugrunde gelegte Handschrift. Die einzige (Autoritäts-)Differenz zwischen Vorlage und Wiedergabe und damit auch zwischen dem technologischen und sozialen Einflusspotential (das an dieser Stelle genauer zu untersuchen wäre) kann dann nur noch in der personalen Autorität des Druckers selbst liegen.

der Realität des physikalischen Objekts Buch. Die gedruckte Ausgabe *kann* nur autoritativ werden, weil sie für alle gleich ist, zugleich *ist* sie aber auch schon deshalb autoritativ, weil sie (jeweils zu Beginn ihrer Druckgeschichte) die einzige Form ist, in der ein Text gleichmäßig, maschinell fixiert, akkurat und in (vergleichsweise) hoher Auflage existiert. Sie hat zudem die Aura des Neuen, Modernen, Wertvollen und ist so mit einem spezifischen Status verbunden, der zum Selbstläufer werden kann.<sup>30</sup> Ohne die Interpretationsmöglichkeiten überstrapazieren zu wollen sei darauf hingewiesen, dass damit auch ein Wandel im Textverständnis einhergeht: Mit der *Ausgabe* ist die Idee der *Fassung* verbunden. Der gedruckte Text hat eine eindeutige (nunmehr auch autoritative) linguistische (alphabetische) Konfiguration und zugleich erscheinen die anderen (gleichen) Texte als Abweichungen von dieser Konfiguration. Der linguistische Code gewinnt so an Gewicht gegenüber dem semantischen Gehalt. War vorher tendenziell von dem Text als Idee und Aussage, oder allenfalls noch als dem Text als dem bestimmten (betitelten) Text des bestimmten Autors (und selbst dieses Referenzschema ist im wesentlichen ein Kind des Buchdrucks) zu reden gewesen, so gerät jetzt seine Erscheinungsform, seine linguistische Dimension stärker in den Blick. *Die gedruckte Ausgabe, die linguistische Fassung als autoritative Referenz. Die Fehler der Handschriften beheben.* Textkritik und Textausgabe wurden in ihrer Entwicklung im 16. bis 18. Jahrhundert von der theologischen bzw. Bibelwissenschaft und insbesondere von den klassischen Philologien getragen. Beide Zweige standen vor den gleichen Problemen: Sie hatten es mit zeitlich weit entfernten Texten zu tun, deren Originalfassungen verloren waren, und die nur über die teilweise sehr breite handschriftliche Überlieferung, die selbst voller Abweichungen und Fehlern steckte, rekonstruiert werden konnten. Zugleich hatten es mindestens die Altphilologien mit *klassischen* Texten zu tun, die als solche sprachlich und künstlerisch zweifellos vollkommen sein mussten. Es konnte also nur darum gehen, die vorhandenen Texte von den Fehlern zu bereinigen, die durch die Überlieferung, durch den

---

<sup>30</sup> Robinson, *New Directions* (1997), S. 145-147 (dabei M. Lowry, *The World of Aldus Manutius*, Oxford 1979 zusammenfassend) beschreibt den „Fall“ Aldus Manutius, der als Erster fast alle klassischen griechischen Autoren gedruckt habe. Während die (allgemeine!) durchschnittliche Auflage zu seiner Zeit (nach Colin Clair, *A History of European Printing*, London 1976, S. 121) bei ca. 250 gelegen habe (selbst heute haben Editionen in der Regel Auflagen von unter 1000 Stück!), seien diese griechischen Autoren in 1000-3000 Exemplaren gedruckt worden. Im westlichen Europa habe es nun aber gar keine zweitausend Menschen gegeben, die klassisches Griechisch lesen *und* die teuren Manutius-Ausgaben bezahlen konnten. Die Erklärung liegt für Robinson im Status, der mit den Ausgaben verbunden war: „It appears that the reason is that the latest copy of the latest classic Greek text was part of the essential equipment of the smart humanist of around 1500. To have any street credibility as a humanist, you had to have your shelves stocked with Aldus' Greek volumes. It was a sort of humanist designer accessory, the equivalent of today's personal digital assistant. The fact that you could not read the books did not matter: it was enough to own them.“ (S. 147).

Prozess des Kopierens entstanden waren.<sup>31</sup> Hatte man zunächst in der Textkritik von *iudicare/iudicium/iudex* gesprochen, wenn man Texte durch Beurteilung zu konstituieren suchte, so entwickelte sich seit dem 16. Jahrhundert eine *ars critica*, die sich methodisch der Verbesserung der Texte, der *emendatio* zu nähern versuchte.<sup>32</sup> Diese *emendatio* als Hauptteil der Textkritik zerfällt dabei in zwei grundverschiedene Herangehensweisen, die auch in unterschiedlichem Maße einer methodologischen Fundierung zugänglich sind: eine mechanische (*emendatio ope codicum*) und eine ästhetische (*emendatio ope ingenii = coniectura*) Kritik. Ging es bei der mechanischen Kritik allein um die Ausmerzung der beim Abschreiben zwangsläufig eintretenden Veränderungen und Übernahmefehler, so machte es sich die ästhetische *emendatio*, die später so genannte Konjekuralkritik, zur Aufgabe, dem Autor nachfühlend und seinen Stil nachbildend, allein aus der divinatorischen<sup>33</sup> Begabung des Editors heraus, auch dort „Fehler“ zu beseitigen, wo sie selbst von den verfügbaren Handschriften nicht indiziert wurden, wo also weder Varianz der Überlieferung noch Abweichung von einer imperativen Grammatik vorlagen. Die *Entwicklung* der Editions- methode ist in dieser Zeit dadurch geprägt, wie beide Formen der *emendatio* einer zunehmenden methodologischen Diskussion unterzogen und gegeneinander gewichtet wurden. Während es uns heute aber intuitiv verdächtig erscheint, den Text eines literarischen Autors aufgrund von *Eingebungen* verbessern zu wollen, dominierte damals die Vorstellung, dass die philologische, die ästhetische Konjektur „letztlich zu sichereren Ergebnissen führe, als die Auswahl unter bezeugten Varianten“.<sup>34</sup> Das damalige Vertrauen in die Eingebungskraft des Philologen kann nur vor dem Hintergrund einer eklektizistischen (und höchst unvollständigen) Handschriftenauswahl und dem Fehlen methodengeleiteter Rekonstruktionsversuche verständlich werden und zeigt den Gegensatz zu den späteren Haltungen zum Text und den daraus abzuleitenden Verfahren.

---

<sup>31</sup> Das ganze Unternehmen unterlag dabei von Anfang an einem Zirkelschluss: Die klassischen Autoren waren die Grundlage für die (Re?-)Konstruktion von rhetorisch-literarischer Ästhetik und guter, reiner lateinischer Sprache – zugleich wurden ihre Texte auf der Grundlage dieser philologischen und künstlerischen Vorstellungen hergestellt. Individuelle Eigentümlichkeiten und Abweichungen konnte es nicht geben – zwischen dem zwangsläufig idealen Text und den vorhandenen Dokumenten konnte nur die Fehlerhaftigkeit der Kopisten stehen.

<sup>32</sup> Vgl. dazu Senger, *Die historisch-kritische Edition* (1987), 6ff. Timpanaro, *Entstehung* (<sup>2</sup>1971), S. XI sieht in Jean Le Clerc (Joannes Clericus), *Ars critica*, Amsterdam 1697 und Jean Baptiste Morel, *Éléments de critique*, Paris 1766 die frühesten methodenkritischen Abhandlungen. Pöhlmann, *Einführung*, Bd. 1, S. IX, geht noch weiter zurück und sieht bereits 1557 mit Francesco Robortellos „*De arte sive ratione corrigendi antiquorum libros disputatio*“ die Konstituierung der Textkritik „als eine besondere Disziplin“.

<sup>33</sup> Zum Begriff der *divinatio* als Terminus der Textkritik siehe Heinz Schaefer, *Divinatio*, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 21 (1977), S. 188ff.

<sup>34</sup> Timpanaro, *Entstehung* (<sup>2</sup>1971), S. 10.

*Die Überlieferung genau sichten.* Mit der zunehmenden Diskussion um die *Grundlagen der emendatio*, die auch in den Handschriften zu suchen seien, und mit dem gleichzeitigen Aufblühen des historischen Bewusstseins, der Etablierung des Historismus als umfassender Sichtweise und daraus folgend der historischen Kritik als Methode,<sup>35</sup> kam es im 18. Jahrhundert und verstärkt im frühen 19. Jahrhundert zu einer Hinwendung zur Überlieferung. Die Bedeutung der umfassenden Sammlung, genauen Sichtung und fundierten Bewertung der Textzeugen und die Ermittlung ihrer Abhängigkeitsverhältnisse wurde zunehmend anerkannt und als Methode mit dem Begriff der *recognitio* gefasst.<sup>36</sup> Lassen sich Spuren zur Rekonstruktion der Geschichte der handschriftlichen Überlieferung bereits im 16. und 17. Jahrhundert finden,<sup>37</sup> so ist die Analyse der Textzeugen doch bis ins frühe 19. Jahrhundert dadurch geprägt, dass man nach Art und Häufigkeit der Lesarten fragte, ohne diese Befunde in einen systematischen Zusammenhang zu Alter und Abstammungsverhältnissen der Handschriften zu setzen. Die Handschriften waren in ihrer Gesamtheit noch unmittelbar zum Text des Autors. Selbst die Idee, dass jüngere Kodizes auf ältere zurückgehen und folglich schlechter oder dem Text des Autors ferner sein müssten, führte noch nicht dazu, zunächst den Archetypus als älteste fassbare Fassung und Stammvater der anderen Textzeugen rekonstruieren zu wollen.<sup>38</sup> Kennzeichnend für Entwicklung und Stand der Textkritik war zu dieser Zeit auch die Bibelforschung. Der wachsenden Einsicht in die Probleme handschriftlicher Überlieferung und den Anfängen einer kritischeren Untersuchung und Wertung der Textzeugen stand das beharrliche Missverständnis gegenüber, den von Erasmus besorgten Erstdruck (den sogenannten *textus receptus* (!)) des griechischen neuen Testaments mit der Tradition gleichzusetzen und alle philologisch-historisch begründeten Revisionsversuche zurückzuweisen.<sup>39</sup> Auch hier scheint wieder jener Autorität setzende Effekt der Druckausgabe durch, der unabhängig von einer inhaltlichen Diskussion wirksam

<sup>35</sup> So sieht z.B. Senger, *Die historisch-kritische Edition* (1987), S. 5f das 18. Jahrhundert hinsichtlich der Entwicklung der Editionsmethoden geprägt durch das Aufkommen der historischen Kritik.

<sup>36</sup> Der Begriff findet sich zwar auch zeitgenössisch, ist aber vor allem methodenhistorisch als Abgrenzung zu der auf ihr aufbauenden *recensio* geprägt worden. Zum Unterschied zwischen beiden u.a. Timpanaro, *Entstehung* (21971), S. 23.

<sup>37</sup> Timpanaro, *Entstehung* (21971), S. 3ff.

<sup>38</sup> Vgl. Timpanaro, *Entstehung* (21971), S. 3f.

<sup>39</sup> Die Entwicklung der Ausgaben des (griechischen) neuen Testaments würde zu einem grundsätzlichen Exempel der Geschichte der Editionstheorie taugen – wird sie doch auch im Medienwandel vom Druck zum Digitalen in einem neuen Editionsprojekt (dem „Digital Nestle-Aland“, <<http://nestlealand.uni-muenster.de/>>) wieder aufgegriffen. Für die traditionellen Ansätze siehe grundsätzlich Kurt und Barbara Aland, *Der Text des Neuen Testaments. Einführung in die wissenschaftlichen Ausgaben sowie in die Theorie und Praxis der modernen Textkritik*, Stuttgart 1982, S. 13-56. Kurz zusammenfassend auch Otto Stegmüller, *Überlieferungsgeschichte der Bibel*, in: *Die Textüberlieferung der antiken Literatur und der Bibel*, hg. von Herbert Hunger u.a., München 1975, insbesondere S. 195-200. Zu Bibelforschung und Textkritik in dieser speziellen Phase auch Timpanaro, *Entstehung* (21971), S. 12-25.

und mächtiger als die Evidenz selbst der ältesten handschriftlichen Zeugen sein konnte. Trotz allem waren mit der differenzierteren Diskussion um die *emendatio*, mit der *recognitio* als Vorläuferin der *recensio* und mit einem neuen Textverständnis, das sich auf eine historisierende Perspektive und die sich rasant entwickelnden Philologien als Sprach- und Literaturwissenschaft beziehen konnte, die wesentlichen Grundlagen gelegt. Diese haben dann im 19. Jahrhundert zur Ausbildung jener differenzierten Methode geführt, die unter dem Sammelbegriff der historisch-kritischen Ausgabe (HKA) die Theorie und Praxis der Edition lange dominiert hat und noch bis in unsere Tage beeinflusst.

### 1.1.2 Lachmann und die historisch-kritische Ausgabe

*Edition als wissenschaftliches System.* Über die Bedeutung von Karl Lachmann (1793-1851) für die Ausbildung der wissenschaftlich fundierten Editions- und Textkritik wird man lange streiten können. Manche erklären ihn zum Erfinder und Ahnherren der historisch-kritischen Ausgabe, andere bestreiten, dass er irgend einen originellen methodologischen Beitrag geleistet habe; dass er irgend etwas hervorgebracht hätte, was nicht schon andere vor ihm entworfen hätten. Wie so oft stimmt beides – je nachdem, welchen Grad an Differenzierung man in seiner Betrachtung erreichen möchte. Zweifellos entwickelte Lachmann nur das weiter, was vor ihm und zu seiner Zeit von anderen angelegt oder gar erstmalig durchgeführt worden war. Andererseits sorgte er hinsichtlich der vielfältigen methodischen Ansätze für ihre Systematisierung, ihre allgemeine Durchsetzung und Akzeptanz und ihre Etablierung auf anderen Feldern als jenen, für die sie ursprünglich erdacht worden waren.<sup>40</sup>

<sup>40</sup> Timpanaro, Entstehung (1971), versteht sich selbst als Untersuchung der „wissenschaftliche[n] Grundlegung der Textkritik, die meist ausschließlich Karl Lachmann zugeschrieben wird“ (S. VII) und versucht hier zu zeigen, welche Verfahren eigentlich auf wen zurückgehen und dass Lachmann die meisten nur übernommen hat. Lachmann und seine Methoden sind auch an anderer Stelle breit dokumentiert und in ihrer Bedeutung in die Wissenschaftsgeschichte eingeordnet, siehe z.B.: Weigel, Nur was du nie gesehn (1989); Kristeller, The Lachmann Method (1981); Stackmann, Die klassische Philologie (1979); Lutz-Hensel, Prinzipien (1975); Kenney, The Classical Text (1974), S. 105; Lutz-Hensel, Lachmanns textkritische Wahrscheinlichkeitsregeln (1971); Ganz, Lachmann (1968); Castellani, Bédier (1957); Martin Hertz, Karl Lachmann, Eine Biographie, Berlin 1851. Stellvertretend für den Tenor der meisten Überblicksdarstellungen in Lexika und Handbüchern aus Band 2 („Disziplinen“) der „Wissenschaften in Berlin, Begleitbände zur Ausstellung *Der Kongreß denkt*, hg. von Tilmann Buddensieg u.a., Berlin 1987, S. 98: „Er gilt als Schöpfer jener berühmten textkritischen ‚Methode‘, die aus der Vielzahl der Überlieferungsträger mit all ihren Abweichungen durch strengen Vergleich die richtige Lesart herauszufiltern unternimmt. Gewiß hat Lachmann bereits Vorläufer gehabt, gewiß ist später die Rolle der Textgeschichte stärker betont worden. Doch ist seine Leistung, wie sie sich in [... seinen] Editionen [...] darstellt, in ihrer fundamentalen Wirkung unbestritten.“; Brockhaus Enzyklopädie, Mannheim <sup>19</sup>1990, Bd. 12, S. 676 verkürzt schlicht: „L. ist der Begründer der philolog. Textkritik und Edition in der antiken und altdt. Literatur.“ Meyer, Edition (1951), S. 180 bietet eine Zusammenfassung (dies ist ein Abkürzungsangebot!) des hier folgenden Kapitels: „Entscheidend wurde für die Editionstechnik [...] der Anfang des 19. Jahrhunderts. Die [...] neu aufblühende Wissenschaft packte auch das Editionsproblem

Für einen knappen Abriss der editorischen Methoden und Ziele kann „Lachmann“ ohne weiteres als Synonym für die entwickelte historisch-kritische Ausgabe benutzt werden,<sup>41</sup> wie sie von ihm zum Standard erhoben wurde und auch heute noch im nicht-spezialistischen Sprachgebrauch als allgemeines Paradigma der Edition gilt. Mit Lachmann sind, auch wenn man hier weit differenzieren könnte, die entscheidenden Grundlagen der HKA etabliert: ein differenzierter Methodenkanon und ein spezifisches Textverständnis, das von der Idee der *einen* autoritativen, linguistisch bestimmten Textfassung ausgeht. Da die verschiedenen Vorstellungen der Edition selbst unter dem gemeinsamen Titel der – niemals exakt definierten<sup>42</sup> – historisch-kritischen Ausgabe innerhalb der spezialisierten Editionswissenschaft inzwischen eine so hoch differenzierte Eigendynamik gewonnen haben, erscheint eine Unterscheidung verschiedener Ansätze unter dem einen Begriff hier nicht zweckdienlich. Es sollte für ein grundlegendes Verständnis zunächst ausreichen, jene Kernpunkte kurz zusammenzufassen, die einen oberflächlichen Konsens ausmachen, und die zahlreichen Abweichungen und Weiterentwicklungen später (in Kap. 1.3.4) systematisch zu beschreiben.

*Die Edition zwischen Historizität und Zeitlosigkeit.* Der Ausgangspunkt der traditionellen Edition wurde bereits mehrfach angedeutet. Sie entspringt dem vorrangigen Interesse an den Texten der klassischen Antike und ist damit auch auf eine spezifische Überlieferungssituation ausgerichtet. Als Grundlage der Methode ist dann aber neben der Verwissenschaftlichung der Philologie die Bedeutung der Historisierung

---

an. An der Bibel und den antiken Autoren wurde die Methode entwickelt, die dann durch Karl Lachmann ihre klassische Prägung erhielt und auch für die germanistischen Texte allein herrschend wurde. Charakteristisch ist hierfür die Erschließung eines Archetyps, das heißt des Textes, auf den alle erhaltenen zurückgeführt werden können, ohne Berücksichtigung des Inhaltes durch logische Elimination der schlechteren Überlieferung. Dieser Tätigkeit, genannt *Recensio*, folgt hernach die *Emendatio*, die den Text zu verbessern hat, indem sie die verderbten Stellen aufspürt und korrigiert. Dieser Textbehandlung schließt sich dann die *Detectio Originis* an, die vom Wortlaut aus den Verfasser und die Entstehung des Werkes zu erforschen sucht.“

<sup>41</sup> Dies entspricht auch dem international üblichen Brauch, immer dann, wenn man von der „Lachmannschen Methode“ spricht, die historisch-kritische Edition deutscher Prägung zu meinen. So u.a. Timpanaro, *Entstehung* (1971), S. 71: „So gesehen hat der Begriff Lachmann die Funktion eines Etiketts, das über das von ihm tatsächlich geleistete noch hinausgeht und die Gesamtheit einer Methode bezeichnet, an der er immerhin großen Anteil hatte (auch wenn nur die wenigsten Teile von ihm selbst stammen)“, und S. 72: „Und man sollte weiterhin von der ‚Lachmannschen Methode‘ reden, auch wenn dieser Ausdruck als Zusammenfassung verstanden werden muß, sozusagen mehr symbolisch als historisch exakt.“ Stackmann, *Mittelalterliche Texte* (1964), S. 243: „Die Geschichte des modernen Editionswesens ist zu guten Teilen eine Geschichte der Methode, die wir die Lachmannsche nennen“; Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 16: „Der Name des Professors für Deutsche und Klassische Philologie steht für den Beginn der wissenschaftlichen Textedition überhaupt.“ Dabei ist die Bezeichnung „Lachmannsche Methode“ nicht zeitgenössisch, sondern erst ab ca. 1910 nachweisbar (Froger, *Critique des textes* (1968), S. 42).

<sup>42</sup> Die Definition der Methode ist immer unscharf geblieben – so u.a. Senger, *Die historisch-kritische Edition* (1987), S. 4 und Scheibe, *Grundprinzipien* (1971), S. 3.



der Wissenschaften im 19. Jahrhundert gar nicht zu überschätzen. Mit dem Abgehen von der reinen (bedingungslosen) Philologie und der Hinwendung zur ausschlaggebenden Bedeutung der historischen Kritik (zur Gewichtung der Textzeugen) ist der entscheidende Schritt zum historisch-kritischen Verfahren getan. Die Historisierung erfasst in einer ersten Stufe die Zeitgebundenheit der Texte und ihrer Autoren,<sup>43</sup> in einer zweiten Stufe nimmt sie dann aber auch die spezifischen Bedingungen der Text-Transmission in den Blick. Nur so kann an die Stelle der methodenfremen Konjektur (aus dem Genie des Editors) und der Textauswahl nach Belieben schließlich die historische Textrekonstruktion nach strenger genealogischer Methode treten.<sup>44</sup> Für den Zweck der Edition entsteht mit jenem „ersten Schritt der Historisierung“ bereits ein Spannungsverhältnis zwischen zwei Aufgaben: die kritische Ausgabe soll den Text als solchen ihrem aktuellen Leser nahe bringen und sie soll zugleich den historischen Text als historische, zeitgebundene – und dem Leser unter Umständen sehr ferne – Erscheinung wiedergeben. Dabei besteht ein grundsätzlicher Widerspruch zwischen der Nähe z.B. zur (idealisierten) Sprache des Originaltextes und dem Sprachstand des Benutzers der Edition, der nur in der Entscheidung für eine der beiden Formen oder aber in einer – möglicherweise ahistorischen – Zwischenform aufgelöst werden kann. Der Versuch, das historische zu aktualisieren, ohne seine Historizität zu verneinen, zwingt außerdem zur Anlagerung von externen Verständnishilfen. Der implizite Kontext historischer Texte muss in der Edition durch explizite Kontextualisierung aus dem Wissen des Editors heraus angedeutet werden, um die Differenz zwischen dem historischen und dem aktuellen Mit-Wissen zu reduzieren:

„Edieren heißt, ein ursprüngliches Wort wiederherzustellen zum Gebrauch für die Gegenwart. Denn die Überlieferung lügt. Die in der Gesellschaft zirkulierenden Texte sind bloßer Schein, sie täuschen den Leser mit falschem Glanz. Erst Werke, die das Korrektionsystem der Edition durchlaufen haben, sprechen wahr und unmittelbar zum Leser.“<sup>45</sup>

Die Edition sollte *wahr* sein. Das 19. Jahrhundert kannte noch die Idee der Wahrheit aus dem Nachfühlen und Einfühlen z.B. des Editors in *seinen* Autor und dessen Texte. Daneben war nun aber die Vorstellung der Wahrheit als einer Objektivität getreten, die durch positive wissenschaftliche Methoden sichergestellt werden könne. Der wahre, durch objektive Methoden als *authentisch* zertifizierte *eine* Text als die

---

<sup>43</sup> Stackmann, *Klassische Philologie* (1979), S. 252 zu der damals herrschenden Vorstellung: „Ein Text [...] kann insofern historisch heißen, als dabei alle Mittel der Kritik zusammenwirken, um ihm so genau wie möglich sein ursprüngliches Aussehen zurückzugeben.“

<sup>44</sup> Zur Bedeutung der Historisierung der Wissenschaften im 19. Jahrhundert für die Editionsmethodik siehe u.a. Senger, *Die historisch-kritische Edition* (1987), S. 10ff.

<sup>45</sup> Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 158.

einzig richtige und damit endgültige Ausgabe,<sup>46</sup> die zugleich die Differenz zwischen historischem Herkommen und aktuellem Verständnis auflöst und für alle Zukunft unverändert gültig bleibt – nichts weniger als das war das eigentliche Ziel der historisch-kritischen Edition. Auf dem Weg zum zeitlosen Text musste man bei seinen historischen Formungen beginnen, konnte diese aber letztlich nur andeuten, um die allgemeine Gültigkeit und das aktuelle Verständnis des Werkes nicht zu gefährden.

*Von der Überlieferung zum Stammbaum.* Karl Lachmann steht nicht zuletzt für die Durchsetzung der Forderung, die möglichst vollständige Sichtung aller verfügbaren Textzeugen – der gesamten historischen Überlieferung also – zur unabdingbaren Grundlage der Edition zu machen.

„Das Neuartige der Textaneignung im 19. Jahrhundert war die wissenschaftliche Begründung der *recensio* als kritische Analyse der Überlieferung. Vorher fiel Textkritik unter die als »ars« zusammengefaßten Bestrebungen. [...] Erfindung und Begründung der *recensio* werden nahezu ausschließlich Lachmann zugeschrieben und als »Lachmannsche Methode« bezeichnet.“<sup>47</sup>

*primum recensere!* Was uns heute selbstverständlich erscheint, bedurfte erst der Durchsetzung. Lachmann verschob die Gewichte immer weiter hin zur Handschriftenfundierung. Timpanaro nennt dies angesichts der bestehenden Praxis der Zeit einen „Kampf für *Echtheit* gegen *Eleganz*“<sup>48</sup>. Denn vor der Eleganz der Stilkritik und der Textverbesserung durch Konjekturen steht ab jetzt die genaue interpretationslose Bearbeitung der Überlieferung,<sup>49</sup> ein Vorgang der sich in verschiedene Prozesse ausdifferenziert und auf ein Arsenal von Hilfswissenschaften zurückgreifen muss.<sup>50</sup> Mit bibliografischen Methoden sind zunächst alle Textzeugen aufzuspüren. Dann müssen mit paläografischen und kodikologischen Verfahren Alter, Echtheit und ursprüngliche Anordnungen der Handschriften und der enthaltenen Werke ermittelt

<sup>46</sup> Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 52f lehnt die „früher beliebten Emendationen auf Grund gefühlsmäßiger Einstellung des Kritikers“ – nicht aber methodisch fundierte Konjekturen – ab. „Andererseits ist für jede Beschäftigung mit einem Schriftwerk die Herstellung eines einheitlichen Wortlauts so dringendes Bedürfnis, daß die Wissenschaft diesem Verlangen entsprechen muß.“

<sup>47</sup> Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 161. Insgesamt dazu Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 159ff und Timpanaro, *Entstehung* (<sup>2</sup>1971), S. 69-72. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Beobachtung, dass Lachmann selbst seine Properz-Ausgabe von 1829 noch als „ex recognitione“ betitelt (*Sex. Aurelii Propertii elegiae ex recognitione C.L. Berlin 1829*), während es an gleicher Stelle und im gleichen Jahr für seine Tibull-Edition bereits „ex recensione“ heißt.

<sup>48</sup> Timpanaro, *Entstehung* (<sup>2</sup>1971), S. 28.

<sup>49</sup> Lachmann selbst in seiner Vorrede zum Neuen Testament ganz programmatisch: „Recensere sine interpretatione et possumus et debemus“ (*Novum Testamentum Graece et Latine*, hg. von Karl Lachmann, Bd. 1, Berlin 1842, S. V.).

<sup>50</sup> Zur *recensio* (allerdings für die Werke neuerer Dichter) u.a. Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 20-26.

werden.<sup>51</sup> Schließlich sind die Texte im Einzelnen zu sichten, (ihre Zeichen- und Wortbestände) zu vergleichen (*zu kollationieren*) und hinsichtlich ihrer Abweichungen unter textkritischen Gesichtspunkten zu untersuchen. Die *recensio*, die Wahrnehmung der Überlieferung, wird so auch zu einer *examinatio*, zu einer umfassenden Untersuchung der Textbefunde.

*Der Archetyp als Ansatzpunkt.* War der Urtext, das Original des Autors, auch für Werke der römischen oder griechischen Antike verloren, so konnte man doch wenigstens versuchen, ihm möglichst nahe zu kommen. Die vorhandenen Handschriften mussten auf einen einzelnen ältesten Stammvater, einen *Archetyp* zurückgehen, der entweder noch vorhanden oder wenigstens zu rekonstruieren sein müsste.<sup>52</sup> Lachmann setzte die Untersuchung der Verwandtschaftsverhältnisse der Handschriften durch und suchte für seine Editionen den Archetyp zu identifizieren.<sup>53</sup> Den Schritt zu einer vollständigen *genealogischen Ordnung*, zu den Abstammungsverhältnissen und zu ihrer Darstellung in einem Stammbaum (*Stemma*), machten aber andere.<sup>54</sup> Lachmann hatte der genealogischen Methode im allgemeinen Sinne zum Durchbruch verholfen, ohne sie – im engeren Sinne – überhaupt angewandt zu haben.<sup>55</sup> Dabei ist die Stemmataik der Kern des ganzen Verfahrens, das vollständig auf den Archetypus ausgerichtet ist. Dieser muss den *besten* Text bieten – alle anderen Nachfahren kön-

<sup>51</sup> Hier werden auch die unmittelbaren Auswirkungen des Methodenwandels sichtbar: Ergab sich die Anordnung einzelner Textteile – immerhin ein wesentliches Charakteristikum eines Textes – vorher zumeist aus inhaltlichen oder stilistischen Überlegungen des Editors, so musste sie jetzt aus den kodikologischen Befunden abgeleitet werden.

<sup>52</sup> Maas, Textkritik (1927), S. 6 definiert den Archetyp als „die Vorlage, bei der die erste Spaltung [der genealogischen Abfolge] begann“ – was problematisch ist, da einzelne erhaltene Vorgänger dieser Fassung selbstverständlich dem Original noch näher stehen müssen und deren älteste Fassung daher selbst der Archetyp sein müsste. Das Prinzip der „Vorlage vor der Spaltung“ ist ein notwendiges Kriterium, aber nicht unbedingt ein hinreichendes.

<sup>53</sup> Lachmann selbst in „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth“, Berlin 1816: „Wir sollen und wollen aus einer hinreichenden Menge von guten Handschriften einen allen diesen zugrunde liegenden Text darstellen, der entweder der ursprüngliche selbst sein oder ihm doch sehr nahe kommen muß.“ Timpanaro, Entstehung (<sup>2</sup>1971), S. 49f: „Lachmann verfolgt allein das Ziel, den Text von späteren Interpolationen zu befreien und die älteste uns erreichbare Form wiederherzustellen; dabei kümmert er sich aber nicht um genealogische Untersuchungen, die doch eine Hauptbedingung für die Rekonstruktion des Archetypus darstellen.“

<sup>54</sup> Nach Timpanaro hatte Lachmanns Zeitgenosse Carl Gottlob Zumpt 1831 das erste *stemma codicum* einer Edition vorangestellt. Die Darstellung der Verwandtschaft der Handschriften untereinander nannte er selbst bereits so: *stemma* = Stammbaum. Lachmann hat seinen Editionen dagegen nie ein *Stemma* beigefügt.

<sup>55</sup> Auch Senger, Die historisch-kritische Edition (1987), S. 15 sieht die Bedeutung Lachmanns in der Durchsetzung der Stemmataik in allen Bereichen der Edition – „darin liegt sein wissenschaftlicher Einfluß und seine Nachwirkung begründet“. Als Ahnherren des genealogischen Programms nennt Senger, Die historisch-kritische Edition (1987), S. 14f u.a. Friedrich August Wolf und August Boeckh. Ausführlich beschreibt Timpanaro, Entstehung (<sup>2</sup>1971), S. 42-54 die Entwicklung des *Stemmas*. Als Mitbegründer der Methode nennt er Carl Gottlob Zumpt, Friedrich Ritschl, Johan Nicolas Madvig und Hermann Sauppe.

nen nur Fehler hinzufügen – und damit auch Grundlage der Edition sein. Während Lachmann sich damit begnügte, mit eher eklektizistischen Methoden die älteste Form zu finden, begannen andere, die genauen Bezüge der Überlieferung zu ermitteln und darzustellen. Hierzu gehörten dann auch verlorene Zwischenglieder, eng verwandte *Handschriften-Familien* oder sogenannte *kontaminierte Überlieferungen*, also Handschriften, die auf mehr als eine Vorlage zurückgingen. Die Stemmataik als Kern der historisch-kritischen Ausgabe hat sich im Verlauf der nächsten 150 Jahre zu einer komplexen wissenschaftlichen Methode mit dem Anspruch klarer, nachvollziehbarer Regelmäßigkeit entwickelt.<sup>56</sup> Während Lachmann selbst z.B. noch die Häufigkeiten von Lesarten auszählte, setzte sich später die Einsicht durch, dass allein die Abstammungsverhältnisse für die Gewichtung der Varianten von Bedeutung sind und z.B. alle Zeugen, die auf genau eine vorhandene Vorlage zurückgehen grundsätzlich unberücksichtigt bleiben können (das Prinzip der *eliminatio codicum descriptorum*).<sup>57</sup> Diese Abstammungsverhältnisse der vorhandenen wie der gedachten Handschriften, die in einem möglichst eindeutigen Stammbaum zu visualisieren waren, bildeten von nun an die Grundlage, auf der alle weiteren Entscheidungen auf dem Weg zur Herstellung des endgültigen Textes zu treffen waren.

*Die guten und die schlechten Varianten.* Auf die *recensio* folgt die *examinatio* und die *emendatio*. Auf der Basis des genealogischen Ansatzes können philologische Methode im Allgemeinen und mechanische Textkritik im Besonderen die guten Lesarten von den schlechten trennen.<sup>58</sup> Weil der Archetyp in jedem Fall die urtext-nächsten Lesungen enthält, können diese einfach in den Text übernommen und alle anderen entweder ignoriert oder in den Variantenapparat verbannt werden. Was so simpel klingt, erfordert in der Praxis eine ausgefeilte Methode – ist doch der Archetyp in den meisten Fällen eine verlorene Handschrift, deren vermutlicher Text aus den nächsten Zeugen erst hypothetisch rekonstruiert werden muss. In diesem Sinne bleibt die *examinatio* wieder eine Einzelfallentscheidung auf der Grundlage allgemeiner Bewertungen aus der *recensio*, für die aber ein textkritisches Regelwerk zu entwickeln ist. Bereits Lachmann hatte angefangen, die Methode in solche Regeln zu kleiden, um zu einem möglichst mechanischen Verfahren zu gelangen, mit dem die Wahrscheinlichkeit der Zuordnung einer Lesart zum Urtext bestimmt werden

---

<sup>56</sup> Siehe dazu u.a. Irving Alan Sparks, *Criticism as Science, The Quest for Objectivity in Stemmatics*, Claremonte 1970 (mit weiterführender Literatur); Alexander Kleinogel, *Das Stemmaproblem*, in: *Philologus* 112 (1968), S. 65-82. Handbuchartige Darstellungen der Methode u.a. bei Maas, *Textkritik* (für den Stand von 1927), Kantorowicz, *Einführung* (1921), S. 12-21 (für den Stand von 1920 und aus rechtshistorischer Perspektive) oder in distanzierter Rückschau auch Bohnenkamp, *Textkritik* (1996).

<sup>57</sup> Siehe z.B. Maas, *Textkritik* (1927), S. 5.

<sup>58</sup> Zur Praxis der Aufnahme und Verarbeitung der Lesarten u.a. Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 27-37. Kurzer Abriss der Grundansätze bei Kristeller, Lachmann (1981), S. 13f.

könnte.<sup>59</sup> Unter anderem betraf dies die Übereinstimmung von Varianten in geographisch weit entfernten Familien (die auf Urtextnähe deuten) oder die Bevorzugung der Kopien aus der entfernten „Provinz“ gegenüber jenen des „Zentrums“ – weil man von der Provinz erwartete, dass sie konservativer sein müsste und den Text weniger kreativ aktualisierend umgestalten würde.<sup>60</sup> Zu diesen grundsätzlichen strukturellen Überlegungen, die von anderen weiter ausgebaut und systematisiert wurden,<sup>61</sup> kamen im Laufe der Zeit genauere Einblicke in den Herstellungsprozess der Abschriften und die damit verbundenen Fehler, die auf Seiten der Kopisten durch Verhören, Verlesen oder durch sprachliches und inhaltliches Nicht-Verstehen entstehen konnten.<sup>62</sup> Hinzu kam aber auch das zunehmende philologisch-sprachhistorische Wissen um die Verschiebung von Lautständen, um regionale Eigenarten und bestimmte historische Sprachstufen. Die Einflüsse auf die Texte in ihrer Transmission konnten nun als methodische Hebel angesetzt werden, um rein mechanisch von den Zeugen zum Archetyp zurückzugelangen. Die Grundidee des ganzen Verfahrens war es, dass auf dem Weg zurück durch die Zeit, auf dem Stemmabau von den Ästen zum Stamm fortschreitend, die Fehler und Varianten sich verringern müssten, bis man am Urtext, am originalen Text, im Fall der griechisch-römischen Antike am reinen perfekten Text der Klassiker, im Fall der Bibel beim Wort Gottes angekommen sein müsste.<sup>63</sup> *Die sprachliche Reinheit.* Mit dem Erreichen der Urfassung musste auch ein gleichmäßiger, reiner Sprachstand der Texte erreicht sein. Doch lauert auch hinter dieser

<sup>59</sup> Siehe dazu u.a. Lutz-Hensel, Lachmanns textkritische Wahrscheinlichkeitsregeln (1971) und Timpanaro, Entstehung (<sup>2</sup>1971), S. 69-72. Zur Methode insgesamt Maas, Textkritik (1927). Einen ganz knappen Einblick in den Ansatz der sogenannten „Methode der Fehlgemeinschaften“ bei Kleinogel, Archetypus (1979), S. 55.

<sup>60</sup> Siehe z.B. Timpanaro, Entstehung (<sup>2</sup>1971), S. 40.

<sup>61</sup> Siehe als handbuchartige Darstellung von festen Regeln u.a. Kantorowicz, Einführung (1921), S. 21-28.

<sup>62</sup> Kantorowicz, Einführung (1921), S. 29-35, fasst diese Fehler als diejenigen auf, die mit einem „psychologischen Maßstab“ aufzuspüren seien. Die Grundeinschätzung der Zeit war, dass den Kopisten zumindest mit großem Misstrauen zu begegnen sei und dass kritische (= aktualisierende) Eingriffe sogar zu jeder Konjekturen berechneten. Denn den mittelalterlichen Bearbeitern wurde jede positive Kenntnis und jede philologisch-ästhetische Kompetenz abgesprochen: „Jämmerlich, stümperhaft, zerstörerisch – so erscheint das Werk der Bearbeiter“ – Debus, Kritische Überlegungen (2000), S. 163. – Für die inzwischen sehr viel differenziertere Sicht auf die Textveränderungen innerhalb der Abschreibeprozesse siehe neuerdings u.a. Paul Gerhard Schmidt, Probleme der Schreiber – der Schreiber als Problem, Frankfurt a.M. 1994; Anthonius Hendrikus Touber, Schreibfehler in mittelalterlichen Spielhandschriften am Beispiel des ‚Donaueschinger Passionsspiels‘, in: editio 6 (1992), S. 123-130; Jürgen Petersohn, Legasthenie als Ursache von Textvarianten? Beobachtungen an der Überlieferung der Prüfeninger Otto-Vita, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 52 (1996), S. 585-597; Gerhard Schmitz, Intelligente Schreiber, Beobachtungen aus Ansegis- und Kapitularienhandschriften, in: Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter, Festschrift für Horst Fuhrman, hg. von Hubert Mordek, Tübingen 1991, S. 79-93.

<sup>63</sup> Aus wissenschaftstheoretischer Sicht spricht Kleinogel, Archetypus (1979) denn auch von einem retrodiktiv-prognostischen Verfahren: man schließt von den wahrnehmbaren gemeinsamen Fehlern der Handschriften rückwärts, mit dem Ziel, eine Voraussage über den letzten Text und sein Aussehen zu machen.

Idee ein Problem: Man musste an zahllosen Stellen in die tatsächlich überlieferten Textformen eingreifen, um zu jener idealisierten klassischen Sprachform zu gelangen. Wenn Lachmann von „Kleinigkeiten“ sprach, die man als Editor bereinigen müsse, so meinte er die sprachlichen Eigenheiten der Schreiber, die den Text der Autoren verfälscht hätten.<sup>64</sup> Die Sprache des endgültigen Textes konnte z.B. für alle lateinischen Autoren von der Antike bis ins Mittelalter nur ein gereinigtes, ideales Latein sein, jene Sprachform, die man gerade aus den römischen Klassikern einer eng umrissenen Zeitspanne destilliert hatte. Gleiches galt dann aber grundsätzlich auch für die Werke des deutschen Mittelalters. Die Texte mussten jenseits der Heilung mechanischer Fehler der Überlieferung auch grundsätzlich *normalisiert* werden, in dem Sinne, dass sie ohne Rücksicht auf die vielleicht auch zu erschließende Historizität der Verfasser und ihrer Sprache einer sprachlichen Norm angepasst wurden.<sup>65</sup> Dass die zu edierenden Autoren vielleicht selbst von dieser Norm abgewichen wären, lag noch weit außerhalb des philologisch-literaturwissenschaftlichen Sichtfeldes der Zeit.<sup>66</sup>

*Die stilistische Glättung.* Mit der mechanischen Kritik konnte man sich dem Urtext annähern. Bei schwieriger Überlieferungslage konnte man ihn so aber niemals ganz erreichen. Zu der sprachlichen Normalisierung als zusätzlichem Eingriff, der sich immerhin noch auf ein etabliertes System beziehen konnte, trat die Konjektur als stilistisch oder inhaltlich begründeter Eingriff. Bereits für Lachmann galt, dass Konjekturealkritik (*iudicium*) nur dann eingesetzt werden sollte, wenn die handschriftlichen Varianten angesichts der Ergebnisse von *recensio* und *examinatio* gleichwertig

<sup>64</sup> Lachmann hatte selbst wohl schon erkannt, dass die sprachlichen Eigenheiten der Schreiber späteren Zeiten einmal wichtig sein könnten. Das aktuelle Programm seiner Zeit aber hatte andere Ziele: „wie viel mehr verdient aber würde der Vorwurf sein, wenn ich ... statt der mühsam erforschten echten Überlieferung die Willkür und die Unart eines einzelnen Schreibers gegeben hätte! Kleinigkeiten, die zu lernen noch immer Zeit ist, lägen dann vielleicht offener da, aber die Auffassung des Ganzen wäre getrübt und verwirrt.“ Auch wenn das Zitat aus der Edition eines deutschen Textes stammt (Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann: Iwein, Eine Erzählung von Hartmann von Aue, Berlin 1843, S. VI), ist es doch ohne weiteres auch auf die lateinischen Werke zu übertragen.

<sup>65</sup> Bein, Textkritik (1990), S. 20: „Zum ‚Wahren‘, ‚Echten‘, ‚Ursprünglichen‘ zählte für Lachmann auch ein ‚unwandelbares Hochdeutsch‘ ... Lachmann ging davon aus, daß die Dichter der mittelhochdeutschen ‚Blütezeit‘ eine Art Standardsprache, eine überregionale Dichtersprache gesprochen hätten“ (so auch Stackmann, Klassische Philologie (1979), S. 244 und generell Lutz-Hensel, Prinzipien (1975)). Auffallend sind hier die parallelen Vorstellungen einer sprachlich-literarischen Klassik in Antike und Mittelalter (und dann ja auch in der neueren Literatur um Goethe und Schiller)! Der fragwürdige Zirkelschluß der Konstruktion einer Normsprache wird dadurch vervollständigt, dass die Mittelhochdeutschen Wörterbücher und Grammatiken selbst wieder auf den Editionen des 19. Jahrhunderts beruhen – so u.a. wieder Bein, Textkritik (1990), S. 20 und S. 35ff.

<sup>66</sup> Meyer, Edition (1951), S. 181: „Als Selbstverständlichkeit wurde damals hingenommen, daß man die Texte bei der Herstellung einer Edition in die Schreibweise kleidete, die das Original gehabt haben könnte. Man wahrte nicht den Buchstaben, sondern nur den Laut und setzte diesen in einen theoretisch erschlossenen, früheren Zustand zurück.“

seien. „Die echte Lesart ist für den Kenner schöner als die Interpolation.“<sup>67</sup> Wahrheit kommt vor Eleganz. Nur wenn „sich die Überlieferung als verdorben [erweist], so muss versucht werden, sie durch *divinatio* zu heilen“.<sup>68</sup> Textkonstitution durch die Sehergabe des Editors, „Interpretation durch nachfühlendes Verstehen“<sup>69</sup>, der Herausgeber als derjenige, der den Stil des Autors besser kennt als irgend jemand sonst, ja als der Autor selbst und der deshalb mit den Mitteln des künstlerischen Nachempfindens all jene Verderbnisse heilen kann, die nach der mechanischen Kritik noch übrig zu bleiben scheinen. Dabei musste es auch hier darum gehen, zu verbindlichen Methoden zu kommen und dazu wurde auch hier die Idee der Normalisierung herangezogen.<sup>70</sup> Nur dann, wenn eine offenkundige „Abweichung“ vorlag, war einzugreifen. „Die typische Konjektur besteht in der Beseitigung einer Anomalie“<sup>71</sup>. Deren Identifikation ist naturgemäß ebenso schwierig, wie die Bestimmung der *richtigen* Konjektur. Das Urteil, dass „eine Konjektur [...] bestätigt oder wenigstens gestützt werden [kann] [...] durch die Übereinstimmung aller Urteilsfähigen“, verweist auf das Ringen um Intersubjektivität, lässt aber durch die Unschärfe der Begriffe auch erkennen, dass sicherer Grund hier nicht zu erreichen war.<sup>72</sup> Die letztliche „Unmöglichkeit einer evidenten Konjektur“<sup>73</sup> stand im Widerspruch zum objektivistischen Programm der kritischen Edition. „Das Ritual der Wahrheitsproduktion musste ein neutrales und objektives sein, unbefleckt von subjektiver Willkür wird es den wahren Ursprung immer wieder aufs neue freilegen [...]“<sup>74</sup> – dieses Ritual einzuhalten war für

<sup>67</sup> So Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 158 als Beschreibung der Haltung Lachmanns.

<sup>68</sup> Maas, *Textkritik* (1927), S. 10. Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 20: „Grundsätzlich soll stets der Überlieferung gefolgt werden, wo nicht ... *zwingende* Gründe eine Besserung bedingen“. Auch Kantorowicz, *Einführung* (1921), S. 10 vertritt das Prinzip, „daß die Vermutung für die Überlieferung streitet“ und man keine einheitliche Lesart ohne triftigen Grund verwerfen dürfe – das war nicht selbstverständlich, weil die Editoren ihre stilistische Divinität in der Praxis oft noch weit über alle Befunde setzten.

<sup>69</sup> Senger, *Die historisch-kritische Edition* (1987), S. 15.

<sup>70</sup> Als Beispiel für eine knappe Methodik der Konjektur: Maas, *Textkritik* (1927), S. 10ff und Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 37-65. Witkowski spricht, wie übrigens auch Kantorowicz, *Einführung* (1921), S. 4, hier von der „höheren Textkritik“ im Gegensatz zur niederen Textkritik. Bein, *Textkritik* (1990), S. 20 beschreibt kurz, wie Lachmann durch von ihm gesetzte feste metrische Regeln für die mittelhochdeutsche Lyrik und Epik in die Texte emendierend eingriff. Ebenso Stackmann, *Klassische Philologie* (1979), S. 246: „Das Schlüsselwort zum Verständnis der Lachmannschen Kritik scheint mir ‚Regel‘ zu sein. Die Kritik dient ihm dazu, die Regeln wiederzufinden, denen die alten Dichter bewußt oder unbewußt folgten und die daher auch der Editor zu beachten hat.“

<sup>71</sup> Maas, *Textkritik* (1927), S. 10.

<sup>72</sup> Maas, *Textkritik* (1927), S. 10ff bezeugt eindrücklich dieses Ringen um eine verbindliche Methode. Das bereits oben begonnene Zitat aus Maas, *Textkritik* (1927), S. 10 zeigt dies ebenso wie die Dürftigkeit der Ergebnisse: „Erweist sich die Überlieferung als verdorben, so muß versucht werden, sie durch *divinatio* zu heilen. Dieser Versuch führt entweder zu einer evidenten Emendation oder zu mehreren etwa gleichmäßig befriedigenden Konjekturen oder zu der Erkenntnis, daß eine Heilung durch *divinatio* nicht zu erhoffen ist (cruX).“

<sup>73</sup> Maas, *Textkritik* (1927), S. 11.

<sup>74</sup> Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 158.

die Hohepriester der Stilistik und Rhetorik grundsätzlich unmöglich. Die Versuche, zu einer objektiven Konjekturealkritik zu kommen, mussten selbst dann scheitern, wenn man grundsätzlich akzeptieren würde, dass es eine objektive Kunstkritik auf der Basis der *vollständigen* Kenntnis des Stils eines Autors geben *könnte*. Die Edition wurde hier durch den gleichen immanenten Zirkelschluss behindert, der auch die sprachliche Normalisierung so fragwürdig macht: Die Editionen müssten die *Grundlage* für eine objektive Stilistik sein, die durch die genaue Beobachtung der Eigenschaften einzelner Literaturgattungen, Zeitabschnitte, Schreibprovinzen und individueller Autoren genau angeben könnte, wie der Stil im einzelnen aussehen müsste – sie können diese *Grundlage* aber nicht bilden, weil sie ja bereits das *Ergebnis* einer Stilistik sind, die dieser objektiven Grundlage entbehrt. Hinzu kommt dann auf einer skeptischeren – oder: weniger positivistischen – Position das Grundproblem, dass man bei verlorenem Urtext *niemals* mit letzter Sicherheit entscheiden können wird, was der Autor wohl hat sagen wollen.

Trotz der Einsicht in die letzte Willkürlichkeit konjekturealer Eingriffe und trotz des hehren Ideals, dass sie nur dort einzusetzen sei, wo die Kritik der Überlieferung nicht weiterbringe, ist die stilistische und inhaltliche Emendation in der Praxis oft mächtiger gewesen, als die mechanischen Verfahren. Wo eine „Anomalie“ vorliegt und wo nicht, wurde ja schließlich nicht auf der Grundlage der Textüberlieferung, sondern nach stilistischem Empfinden bestimmt. Ästhetische und inhaltliche Bedenken sind gegen kodikologische und sprachwissenschaftliche Befunde immun! Denn wenn der Editor den Autor besser kennt, als jener sich selbst, dann ist nichts mehr vor der *divinatio* des Herausgebers sicher. Nach den Verletzungen grammatischer Konstruktionen und rhetorischer Figuren werden von ihm nicht nur stilistische Feinheiten geglättet, sondern auch der Verlauf und der Inhalt einer Erzählung *berichtigt*, wo er dem Herausgeber unwahrscheinlich vorkommt.<sup>75</sup> Das wissenschaftliche Programm der Edition bleibt so in Lachmanns Zeit gekennzeichnet durch das sonderbare Spannungsverhältnis zwischen objektiver Sichtung der Überlieferung und der Ermittlung der (von der Wahrscheinlichkeit her) besten Lesarten auf der einen Seite und der schließlich doch die Praxis dominierenden Stilistik auf der

---

<sup>75</sup> Ein anschauliches Beispiel für diese Eingriffe bringt Maas, *Textkritik* (1927), S. 19f – allerdings mit dem Ziel, die Richtigkeit der Methode zu belegen und nicht ihre Fragwürdigkeit. Gegenstand ist ein kurzer Kallimachos-Vers (Hymn. 4, 226f), der durch Konjektur verändert wird. Die Begründungen liefern fünf „schwächere Anstöße“: (1) ist [inhaltlich] „unpassend“, bei (2) ist „der imperativische Infinitiv ... eine kaum erträgliche Härte“, (3) „... verletzt die bukolische Brücke“ (dass andere Texte hunderte Verstöße dieser Art haben beweise nichts), bei (4) ist ein Ausdruck eine schlechte Bezeichnung für das Gemeinte, (5) der Sinn eines Ausdrucks „ist sonst nicht bezeugt“ (was in einer späteren Auflage aber auch schon wieder eingeschränkt wird). Nach der Beseitigung der gehäuften Anstößigkeiten ist nach Maas schließlich „alles vorzüglich“.



anderen Seite.<sup>76</sup> Für das 19. Jahrhundert galt: „Gründliche Kenntnis der Sprache und des Stils eines Autors ist noch immer oberste und wichtigste Grundbedingung, um einen Text wiederherzustellen.“<sup>77</sup> Letztgültiges Argument für die Textkonstitution im einzelnen war nicht die Evidenz der Textzeugen, sondern das Urteil des Philologen als Literarästhet: „so muß der Schriftsteller geschrieben haben“ bzw. „besser hätte der Schriftsteller so geschrieben“<sup>78</sup>.

*Wissenschaftlichkeit und Transparenz.* Wenn der edierte Text letztlich doch auf den Entscheidungen des Editors beruht, so sind die Grundlagen dieser Entscheidungen stets offenzulegen. Der Editor hat die veröffentlichten Werke zudem durch sein Fachwissen zu erschließen. Die gesichtete, geordnete und gewichtete (also im mehrfachen Wortsinne genealogisch gerichtete) Überlieferung wird im Vorwort der Edition vollständig beschrieben, schwierige Stellen werden in den Texten durch die Kenntnisse des Herausgebers im Sachapparat aufgeklärt, Personen und Orte in Registern identifiziert und nachgewiesen und die Varianten der Überlieferung, zwischen denen für den edierten Text zu wählen oder auf deren Grundlage eine Konjekture zu machen war, sind im Variantenapparat aufgeführt. Mit den Vorworten und Apparaten ist die Wissenschaftlichkeit und Objektivität der Edition mittels der Transparenz aller Entscheidungen und ihrer Grundlagen sichergestellt. Dies war zumindest der theoretische Anspruch an historisch-kritische Editionen. In der Praxis sah es dagegen anders aus: eine Vollständigkeit der Sichtung der Überlieferung wurde oft nicht erreicht und das editorische Vorgehen im Einzelnen wurde meistens nicht explizit dargelegt. Die Gestaltung der Sachapparate blieb der Willkür der Editoren überlassen und deren Umfang, wie auch der der Variantenapparate ergab sich in der Regel weniger aus sachlichen Überlegungen, als vielmehr aus ästhetischen: Die Apparate sollten einen gewissen Anteil an der Fläche der Druckseite nicht überschreiten! Diese rein äußerliche Vorgabe wurde selten ausdrücklich benannt, sondern – wenn überhaupt Begründungen für Apparatgestaltung und -inhalte gegeben wurden – nach Möglichkeit durch methodische Argumente bemäntelt. Der Sachapparat kann als Kommunikation zwischen einem Editor und einem Benutzer der Edition mit

---

<sup>76</sup> Maas, *Textkritik* (1927), S. 11. „Zwischen mehreren sich darbietenden Konjekturen ist zu wählen in erster Linie die stilistisch und sachlich bessere, in zweiter diejenige, durch die die Entstehung der Verderbnis am leichtesten begrifflich wird.“ Man darf dabei nicht vergessen, dass selbst die Bewertung der vorhandenen Varianten bereits auf „qualitativen“ Kriterien aufbaute – Kleinogel, *Archetypus* (1979), S. 54 spricht hier von einem Verfahren von axiologisch-klassifikatorischer Natur und skizziert, wie bei den Handschriften „Güteklassen“ gebildet wurden, „in denen genealogisch durchaus heterogenes Überlieferungsmaterial zusammenfloß“.

<sup>77</sup> Timpanaro, *Entstehung* (21971), S. 26. Lachmann selbst schreibt in seiner Vorrede zur Iwein-Ausgabe von 1843: „die ganze dichterische und menschliche Gestalt des Dichters mit seiner gesamten Umgebung sich in allen Zügen genau vorzustellen, ist die Vollendung des wahren Verstehens, ist das Ziel der philologischen Auffassung“ (Z.B.: Georg Friedrich Benecke und Karl Lachmann: *Iwein, Eine Erzählung von Hartmann von Aue*, Berlin 1843, S. IV) – und damit die Grundlage der Edition.

<sup>78</sup> Beide Zitate Maas, *Textkritik* (1927), S. 10.

prinzipiell unbekanntem Vorwissen und Erklärungsbedarf nur schwer auf eine einfache Regel gegründet werden.<sup>79</sup> Dies gilt aber für den Variantenapparat nicht in gleichem Maße. Der schlichten Forderung, hier *alle* Varianten der Überlieferung wiederzugeben, steht die Praxis der Auswahl entgegen. Dabei versuchte man, diese Auswahl auf Regeln zu gründen: es sollten nur die Stellen gegeben werden, bei denen der Editionstext vom Archetyp abweicht.<sup>80</sup> Oder: es sollten nur die Stellen als Varianten gegeben werden, bei denen der Editor zu einem Eingriff veranlasst wurde oder die einen Ansatz für unterschiedliche editorische Entscheidungen bieten *könnten*. Dieses Argument entspricht dem Ideal der Transparenz der editorischen Entscheidungen. Die Realität der Edition wurde allerdings beherrscht vom Rückzug auf das unscharfe Kriterium der „wichtigen“ Varianten, das nur durch die absolute Kompetenz des Editors und sein Wissen um die richtige Gestalt des Textes gedeckt werden konnte. Die Formulierung, im Variantenapparat seien die „wichtigen Abweichungen“ verzeichnet, findet man nur zu häufig in den Einleitungen zu historisch-kritischen Editionen. Dabei werden für die „Wichtigkeit“ in aller Regel keine Kriterien genannt und so bietet der Variantenapparat des 19. – aber auch der meisten Editionen des 20. Jahrhunderts – einen sonderbaren Mischstatus: er kann zugleich als Ausweis von Objektivität und Transparenz gesehen werden oder aber in seiner Willkür und Ausschnitthaftigkeit als bloßes Feigenblatt für die editorisch subjektiven Konstruktionen des herausgegebenen Textes.

*Eine Methode für alle Textsorten und Zeiten.* In den Altphilologien – und teilweise auch der biblischen Textkritik – war bis und mit Lachmann eine umfassende Editionsmethodik entwickelt, die sich auf eine bestimmte Überlieferungssituation (verlorener Urtext) und ein bestimmtes Textverständnis (der reine überzeitliche Text des klassischen Autors) stützte.<sup>81</sup> Lachmann unternahm es nun, diese Methode auch auf andere Bereiche zu übertragen.<sup>82</sup> Neben seinen Ausgaben lateinischer

---

<sup>79</sup> Das Gleiche gilt auch für die Register, insbesondere die Sachregister, die sich auf die „bedeutungsschweren Stellen“ (Jacobs, Textüberlieferung (1987), S. 23) beschränken müssen – wie auch immer diese Bedeutung aus der spezifischen Interessenlage des Editors heraus bestimmt wird. Zu den Problemen der Sachanmerkung u.a. Witkowski, Textkritik (1924), S. 16ff.

<sup>80</sup> Dieser Grundidee ist z.B. Maas, Textkritik (1927), S. 16 verpflichtet: Im textkritischen Apparat sollten gegeben werden: alle Abweichungen vom Archetyp (Konjekturen!), alle verworfenen Varianten, alle Zweifel an der Richtigkeit des Textes; der Wechsel oder das Hinzutreten von Zeugen. Nicht im Apparat sind dementsprechend die sicher eliminierbaren Lesungen zu bringen. Eliminierbar ist aber alles, was außerhalb des Archetyps steht.

<sup>81</sup> Meyer, Edition (1951), S. 180: „Die profanen und christlichen antiken Texte sind es, die für die ganze Editionsarbeit bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein zunächst ausschließlich, dann immer noch ausschlaggebend die Arbeitsgrundlage bildeten.“

<sup>82</sup> Das war naheliegend, da doch die Klassische Philologie bereits eine „Großmacht ersten Ranges“ (E. Rothacker, Einleitung in die Geisteswissenschaften, Tübingen <sup>2</sup>1930, S. 38), die Germanistik aber z.B. noch ganz unentwickelt war. „Was lag unter diesen Umständen näher, als daß die Meinung aufkam, man sollte die Hilfe der Klassischen Philologie gegen den Dilettantismus in Anspruch nehmen, der

Klassiker besorgte er eine Edition des neuen Testaments und kümmerte sich um mittelalterliche und moderne deutsche Texte. Hatte er 1816 mit Properz begonnen, so brachte er 1826 mit dem Nibelungenlied den ersten altgermanistischen Text heraus, dem er u.a. 1831 das griechische neue Testament und ab 1838 die Werke Lessings folgen ließ.<sup>83</sup> Mit der Übertragung der Methode war ein folgenreicher Anstoß zur wissenschaftlichen Behandlung auch solcher Stoffe gegeben, die bis dahin noch unkritischen Abdrucken vorbehalten waren. Zwar war Lachmann nicht der erste und zu seiner Zeit schon gar nicht der einzige, der sich mit diesen Literaturen beschäftigt hatte,<sup>84</sup> doch kommt ihm auch für die Alt- und Neugermanistik das Verdienst zu, mit einer wirkmächtigen Initialzündung der methodisch orientierten Beschäftigung mit den Problemen der Überlieferung und der Texte zum Durchbruch verholfen zu haben:<sup>85</sup> „Als Beginn kritischer Textausgaben neuerer Literatur pflegt Karl Lachmanns Lessingausgabe (1838/40) genannt zu werden.“<sup>86</sup> Andererseits hat Lachmann mit der Übertragung der Methode auf Gegenstände, für die sie ursprünglich nicht entwickelt worden war, jenen neuen Feldern der Alt- und Neugermanistik eine Erblast aufgebürdet, von denen sich diese – wie wir noch sehen werden – lange nicht befreien konnten.<sup>87</sup> Es kann nicht oft genug betont werden: die Methode der historisch-kritischen Edition zielt auf die Rekonstruktion verlorener Urtexte und auf die Idee fester Texte, die in einer ganz bestimmten Fassung vom Autor für die Öffentlichkeit bestimmt worden sind. Für die besonderen Bedingungen mittelalterlicher Literatur oder neuerer Dichtungen, bei denen sich ganz andere

---

auf dem Gebiet der altdeutschen Sprache und Literatur allenthalben anzutreffen war“ – Stackmann, *Klassische Philologie* (1979), S. 242.

<sup>83</sup> Im Einzelnen (u.a.) die Klassiker der römischen Antike: 1816 – Properz, 1829 – Tibull, 1829 – Catull, 1836 – Terenz, 1845 – Avianus, 1850 – Lukrez. Die altgermanistischen Texte: 1826 – Nibelungenlied, 1827 – Iwein von Hartmann von Aue, 1827 – Gedichte Walthers von der Vogelweide, 1833 – Wolfram von Eschenbach, 1833 – Hildebrandslied. Die Bibel: 1831 – griechisches Neues Testament. Moderne Autoren: 1838-1840 Lessings gesammelte Werke in 13 Bänden. Vollständige Aufstellung z.B. bei Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 233-235.

<sup>84</sup> Siehe grundsätzlich z.B. Lutz-Hensel, *Prinzipien. Eine Vorreiterrolle für kritische Editionen neuerer Dichter hatten im 18. Jh. in England bereits die vielfältigen Shakespeare-Ausgaben von 1726, 1731, 1773 und 1790 (variorum edition!) übernommen* – Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 8.

<sup>85</sup> Gerade das Nibelungenlied, das lange als einer der zentralen Texte des deutschen volkssprachigen Mittelalters gesehen wurde, kann dabei als Leitfaden der Methodendiskussion der Altgermanistik studiert werden. Siehe u.a. Joachim Bumke: *Die vier Fassungen der ‚Nibelungenklage‘. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert*. Berlin, New York 1996. Für die modernen Autoren: Götsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 43 – „Nachdem Bodmer und Breitinger im Vorwort zu ihrer Ausgabe der Werke von Martin Opitz (1745) bereits textkritische Überlegungen angestellt hatten, begründete Karl Lachmann die wissenschaftliche Edition neuerer deutscher Literatur in seiner *Lessing-Ausgabe* (1838-1840) durch die Übernahme der Editionstechnik der *Althilologie* und der *Mediävistik*.“

<sup>86</sup> Fuhrmann, *Überlegungen* (1978), S. 5.

<sup>87</sup> Zur Tradition der philologischen Schule und der Problematik ihrer Übertragung auf mittelalterliche Texte im Lachmann-Konzept siehe u.a. Bein, *Einführung* (1995), S. 28.

Probleme stellen, als die der Rekonstruktion verlorener Urtexte, konnte sie nur bedingt geeignet sein. Dabei blieb „das Bewusstsein der kategorial unterschiedlichen Überlieferungssituation von Texten der neueren Literatur gegenüber derjenigen von antiken oder mittelalterlichen Texten [...] in der Germanistik zunächst dadurch verstellt, dass der erste wissenschaftliche Editor einer neugermanistischen Ausgabe [der Werke Lessings], als gleichzeitiger Herausgeber von antiken und mittelalterlichen Texten ganz in der Tradition der klassischen Philologie stand.“<sup>88</sup>

*Die Wahrheit der Edition.* Die Idee der klassischen Idealität steht hinter der kritischen Edition wie sie auch die Wissenschaftstradition des 19. Jahrhunderts bestimmt. Zu der historischen Sichtweise, dass alles Gewordene in der Zeit verortet ist, kommt die Vorstellung von der zeitlosen Wahrheit, von einer finalen Richtigkeit der Erkenntnis, die mit der Etablierung der positivistischen Naturwissenschaften konvergiert. Mit dem Zurückgehen auf die Überlieferung und dem Nachspüren des historischen Autors wird die Zeitgebundenheit aller Schriftwerke akzeptiert. Zugleich wird versucht, diese Historizität in einer finalen Edition aufzuheben, die von nun an für alle kommenden Zeiten gültig sein soll. Auch wenn die Texte einen bestimmten geistes-, ideen- oder ästhetikgeschichtlichen Punkt markieren, lassen sie sich doch über die vollständige Kenntnis des Editors zu einem absoluten, abgeschlossenen, autonomen Werk erheben, dem eine definitive Autorität zugeschrieben wird. „Nur was du nie gesehn wird ewig dauern“ lautet der Titel einer Untersuchung über die Entwicklung der Lachmannschen Methode.<sup>89</sup> Der rekonstruierte Text, der vielleicht so niemals existiert hat wird dadurch, dass noch hinter die Zeugen, ja noch hinter den Autor selbst zurückgegangen wird, zu jenem Werk gemacht, das als Teil der allgemeinen Geschichte hinter seiner Verortung in einer konkreten Historie universalen Gültigkeitsanspruch erhebt.<sup>90</sup> Dies wird auch durch die Sprachnormierung indiziert: die Angleichung der Sprache an einen als in der Zeit festen, zugleich als „klassisch“ aufgeladenen und verabsolutierten bestimmten Zustand hebt den Text aus dem geschichtlichen Fluss heraus und in eine überzeitliche Idealität. Die Gegenwartsbezogenheit dieser Sprachrekonstruktion und aller editorischen Erkenntnismöglichkeiten und Vermittlungsabsichten wird

---

<sup>88</sup> Nutt-Kofoth, Schreiben (2000), S. 168. Lachmann selbst war Professor für lateinische *und* germanistische Philologie gewesen und verkörpert so den starken Einfluss, den die klassische Philologie gerade auf die Anfänge der Germanistik gehabt hat. Zu diesem Phänomen insgesamt, aber besonders aus editionsphilologischer Sicht Stackmann, Klassische Philologie (1979).

<sup>89</sup> Weigel, Nur was du nie gesehn (1989).

<sup>90</sup> Editor und Werk bestätigen sich in dieser Perspektive gegenseitig: Weil das Werk ein absolutes ist, kann der Editor das Werk besser erkennen als der Autor selbst. Er ist sowohl von den Verderbnissen der Überlieferung als auch von den kleineren Fehlern des Autors unabhängig, weil er nicht deren Zeitgebundenheit teilt, sondern aus der universalhistorischen Perspektive heraus über beidem steht: die Geschichte kann er so besser erkennen, als der Autor selbst und das Werk als unabhängig von zeitgebundenen Einflüssen konstituieren.

ignoriert. Die Editionen, die doch von Menschen gemacht und von subjektiven Einzelentscheidungen geprägt sind, gewinnen durch die pseudo-objektive Methodik der historisch-kritischen Ausgabe und deren definitiven Anspruch eine scheinbare Objektivität und tatsächliche Autorität. Die Methode selbst bekommt so die Aura der Verbindlichkeit. Dies ist die verführerische Grundlage, die zur Übertragung auf alle Materialien und – wie wir sehen werden – auch auf die sich differenzierenden Disziplinen führte.



## 1.2 Die Editionstechnik der Geschichtswissenschaft

Die Geschichte der Editionstechniken in der Geschichtswissenschaft ist noch nicht im Gesamtzusammenhang untersucht worden. Aus den frühen 1950er Jahren stammen zwei kurze Beiträge, die Gang und Stand der Methodenentwicklung, insbesondere auch den Zusammenhang zwischen philologischer und historischer Editions-technik, kritisch beleuchten.<sup>91</sup> Erst 1996 hat Hartmut Hoffmann die Editionstechnik der Monumenta Germaniae Historica (MGH) untersucht<sup>92</sup> – alles andere aber ist Praxis! Eine Analyse dieser Praxis kann nur auf cursorischer Sichtung basieren. Die Grundlinien der Entwicklung sollen im Folgenden deshalb auch nur so allgemein angedeutet werden, wie es für die spätere Entwicklung eines noch weiter verallgemeinernden Ansatzes über die engeren Fachgrenzen hinweg nötig ist.

### 1.2.1 Die Quellen als Herausforderung

*Die Überlieferung ans Licht bringen.* Keine Geschichtsforschung ohne edierte Quellen. Mit dem Aufkommen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Vergangenheit im 18. und vor allem dann im 19. Jahrhundert wuchs das Bedürfnis, die ungeordnete und in den Archiven und Bibliotheken versteckte Überlieferung mittels Publikation ans Licht zu bringen und der Auswertung allgemein zur Verfügung zu stellen. Dabei musste es zunächst darum gehen, mit den vorhandenen Mitteln möglichst viele unbekannte Quellen zu erschließen. Die Ausgaben dieser Frühzeit basierten denn auch meistens auf flüchtigen Abschriften, unkritischen Textkonstitutionen oder der Sammlung und Neu-Zusammenstellung bereits andernorts gedruckter Stücke, ohne dass man auf die realen Dokumente zurückgegangen wäre.<sup>93</sup> Wie bei den literarischen Stoffen wurde auch hier bedenkenlos in die Textgestalt eingegriffen und einfach *eine* Fassung – die des Herausgebers – ohne weiteres Beiwerk an die Stelle des Quellentextes und seiner möglicherweise komplexen Überlieferungssituation gesetzt.<sup>94</sup> „Während es den Editoren älterer Zeit zunächst um die Bekanntmachung

---

<sup>91</sup> Meyer, Edition (1951) und Hefele, Editionsfragen (1950). Allgemein äußert sich dann erst wieder 1973 (bzw. 1976 bzw. 1978) Fuhrmann, Überlegungen eines Editors (1973).

<sup>92</sup> Hoffmann, Edition (1996).

<sup>93</sup> Dieses Prinzip blieb für den Typus des Urkundenbuches noch lange bestehen. So ist z.B. das Hansische Urkundenbuch bis ins 20. Jahrhundert hinein durchsetzt von Stücken, die man einfach aus älteren Editionen übernahm. Die ersten Textsammlungen der MGH basieren nicht zuletzt auf Abschreibearbeiten in der Pariser königlichen Bibliothek, in der z.B. 1820/21 14 Kopisten für das Unternehmen tätig waren – „meist exmatrikulierte Straßburger Studenten“ (Fuhrmann, Sind eben alles Menschen gewesen (1996), S. 15).

<sup>94</sup> Für die vergleichsweise vorkritische Frühzeit, die durchaus auch differenzierter darzustellen wäre, sei nur auf den (auch methodischen) Widerstreit der beiden großen Unternehmen der Bollandisten und Mauriner verwiesen, die bereits im 18. und 19. Jahrhundert große Mengen historischer Texte veröffentlicht hatten. Siehe dazu u.a. David Knowles, Great Historical Enterprises, Edinburgh u.a. 1963, S. 1-32 [„The Bollandists“] bzw. 33-62 [„The Maurists“]. Auch Kristeller, Lachmann (1981), S. 13 streift

und Vermittlung eines Textes ging, lösten die unterschiedlichen Ansprüche an zuverlässige Editionen zusammen mit den vielfältigen Schwierigkeiten, die bei der Bearbeitung eines Originaltextes beinahe automatisch auftreten, eine breite wissenschaftliche Diskussion aus.<sup>95</sup> „Die Freude früherer Generationen am entdeckten Text“<sup>96</sup> wich aber erst langsam dem Wunsch, diese Texte auch nach einer verbindlichen kritischen Methode bearbeitet zu sehen.<sup>97</sup> Der allen gemeinsame Anspruch, die Quellen in ihrer „authentischen Form“ wiederzugeben, führte dann zu einer heftigen Methodendiskussion, in der unterschiedliche Vorstellungen von Geschichte und Geschichtswissenschaft, abweichende Interessen an spezifischen Epochen und Quellengattungen, aber auch divergierende Text- und Quellenverständnisse und schließlich die Orientierung an bestimmten wissenschaftlichen (Teil-)Disziplinen zu gegensätzlichen Zielvorstellungen für die Herausgabe von historischen Quellen führten. Die Frage nämlich, was der „authentische Text“ sei, konnte (und kann heute immer noch) je nach Perspektive unterschiedlich beantwortet werden.<sup>98</sup> Interessierte sich der eine Mittelalter-Forscher z.B. für jene „Nachrichten“, die ihm die „Haupt- und Staatsereignisse“ der großen Geschichte erhellen sollten, dann wandte er sich den (gewissermaßen literarischen) chronikalischen Texten zu, die oft nur abschriftlich und in entstellter Form vorlagen. Dies brachte ihn in die Nähe der zeitgleichen philologischen Methoden lachmannscher Prägung. Er sah seine Aufgabe dann in der Reinigung und Glättung der Überlieferung und ggf. auch in der Rekonstruktion des verlorenen Urtextes in einem edierten Text, der die „Fakten“ in einer sauberen, leicht rezipierbaren Lesefassung darbot. Waren dem anderen Mittelalter-Forscher hinge-

---

die Anfänge der Editionstechnik in der Geschichtswissenschaft, die er u.a. bei Mabillon in Frankreich und Muratori in Italien sieht. Roth von Scheckenstein, *Urkunden ediren* (1864), S. 8 spricht insgesamt von den „schwachen Elaboraten des 18. Jahrhunderts“.

<sup>95</sup> Stübing, *Textwiedergabe* (1992), S. 77f. Hoffmann, *Edition* (1996), S. 190 sieht die Edition im Rahmen einer allgemeineren Verwissenschaftlichung: „Die Edition will selber wissenschaftlich sein und will ihrerseits dazu beitragen, die Geschichte zu einer Wissenschaft zu machen.“

<sup>96</sup> Müller, *Methodenkritik* (1978), S. 82. Ammann, *Veröffentlichung* (1946), S. 104 spricht von der „Lust, neue Funde möglichst schnell zu veröffentlichen und alljährlich eine stattliche Zahl von Funden heraus zu bringen.“

<sup>97</sup> Noch 1887 bedauert der Jenaer Geschichtsprofessor Lorenz, *Deutsche Geschichtsquellen*, dass sich die quellen- und textkritischen Verfahren in der Editionsarbeit und -publikation durchgesetzt hätten, weil ihm alles editorische Beiwerk (Untersuchung der Überlieferung, Anmerkungs- und Variantenapparate, Paralleldrucke von Fassungen) die Textrezeption erschweren würde. Er sehnte sich statt der in mehrfachen Sinne „schweren“ MGH-Ausgaben zurück zu dem „gewisse[n] [also Gewissheit suggerierenden] Text der alten Schweinslederbände“ – das Zitat nach Weiland, *Quellenedition* (1887), S. 328. Einen Blick auf die Anfänge der Verwissenschaftlichung im 18. und frühen 19. Jahrhundert wirft auch Hoffmann, *Edition* (1996), S. 192ff.

<sup>98</sup> Das Problem hatte bereits Roth von Schreckenstein, *Urkunden ediren* (1864), S. 12 klar erkannt: „Dass dem Editor die grösstmögliche Treue obliege, darüber ist wol keine Meinungsverschiedenheit vorhanden, dagegen giebt es allerdings noch ziemlich weit auseinandergehende Ansichten über die Beschaffenheit dieser Treue.“



gen die original erhaltenen Urkunden der gleichen Epoche die wichtigsten Bausteine für seine Geschichte, dann musste ihm auch jedes Detail von Schrift und Sprache, jedes äußere Merkmal der Quelle, des Dokuments als historischem Monument, ein bewahrenswertes Indiz sein. Damit verbot sich aber zugleich bei der Herausgabe jeder vermeidbare Eingriff in die Quelle und alle (Re-)Konstruktionsphilologie.<sup>99</sup>

Der Methodenstreit des 19. Jahrhunderts ist geprägt von diesem gegensätzlichen Selbstverständnis der Geschichtsforscher als Herren der Überlieferung und ihrer Veröffentlichung. Die textkritische Kompetenz des philologisch orientierten Historikers, der in der Veröffentlichung eine Transformationsleistung anstrebte, um die relevanten Inhalte einer Quelle besser benutzbar zu machen, stand gegen das überlieferungskritische Bewusstsein des u.U. auch kulturhistorisch orientierten Geschichtswissenschaftlers, der mit der Publikation eine unverfälschte Wiedergabe erreichen wollte, bei der der Verzicht auf Eingriffe dem Erhalt möglichst vieler Informationen zu dienen hatte.<sup>100</sup> Der zuerst genannten Position lag ein ganz bestimmtes Geschichts- und Quellenverständnis zugrunde: Quellen *verwiesen* demnach nur auf positive *Fakten* und waren auch auf diese reduzierbar. Der Historiker als Herr der Deutung kann in dieser Sicht eindeutig sagen, was die für die *eine* Geschichte relevanten Informationen sind und sie so darbieten, dass sie leicht zu konsumieren sind. Die Quellen sind ihm dann nicht Spiegel ihrer Entstehungszeit, sondern überliefern nur *Nachrichten*. Er ist dann auch befugt, sie aus dem Zusammenhang der Überlieferung zu reißen, ihnen eine andere textliche Form zu geben oder sie ggf. sogar zu Inhaltsangaben (Regesten) zu komprimieren – die *wesentlichen* Inhalte blieben davon ja unberührt.<sup>101</sup> Diese Richtung verstand sich selbst als „kritisch“, weil sie ihre wissenschaftliche Kompetenz zum Mittel der inhaltlichen Kritik und zur kritischen Verarbeitung der Überlieferung benutzte. Auch auf die Gefahr hin, den Begriff nun übermäßig zu strapazieren: Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam es

<sup>99</sup> So meint z.B. Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873), S. 375 sogar für kopiale Überlieferung, dass zwar „Emendationen geradezu unerlässlich [sind], doch muß mit größter Vorsicht und Schonung der Ueberlieferung vorgegangen, und z.B. eine Reconstruction auf rein sprachlichem Gebiet so gut wie ganz vermieden werden.“

<sup>100</sup> So fasst denn auch Sicking, *Monumenta* (1873), S. 76 zusammen, „dass die Benutzer solcher Sammlungen doch in zwei Klassen zerfallen: die einen werden sich mit dem wesentlichen Inhalte der Urkunden begnügen, um ihn vorzüglich für die Feststellung historischer Begebenheiten zu verwerthen; die andern werden für die Zwecke der Detailforschung jedes Detail der Diplome auszubeuten wünschen, und diesen wird es allerdings auch auf die Zuverlässigkeit jeder Einzelheit ankommen.“

<sup>101</sup> Harvey, *Editing* (2001), S. 9f nennt die Folge dieser Haltung den „all-for-history style of editing“. Diesen hätten die Historiker im späten 19. Jahrhundert entwickelt, weil sie die permanente Relevanzabschätzung der (quellenmäßigen) Nachrichten, die sie in ihrer historiografischen Arbeit vorzunehmen gewöhnt waren, auch auf die Editionen übertrugen: nur das Relevante sollte herausgeschält, alles andere aber als störend durch Glättung beseitigt werden. Damit war jede Form von Eingriff legitim. Es stellt sich aber die Frage, warum man dann nicht gleich moderne Übersetzungen gibt – denn für Mittelpositionen ist schwerlich eine Begründung zu konstruieren.

zu einer breiten *Kritik* an diesem Ansatz, der vor allem von der Hinwendung zu den Urkunden als einer der zentralen Gruppen von Geschichtsquellen der methodisch den Ton angehenden Mittelalterforschung getragen wurde. Angesichts einer bereits hoch entwickelten Spezialdisziplin wie der Diplomatik, zu deren zentralen Aufgaben die *Echtheitskritik* gehörte, musste die philologisch-kritische Transformation (= Deformation) der Dokumente als ein Verfahren erscheinen, das dem berechtigten Wunsch, auch noch aus den Editionen heraus Detailstudien zu Entstehung, Inhalt, Form und eben auch Echtheit der Quelle betreiben zu können, den Boden entzieht. Gerade bei den Urkunden war die Differenz zwischen den vorhandenen Originalen auf der einen Seite und der radikalen Deformation in modernisierten gesetzten Texten besonders augenfällig. Und gerade hier musste der Anspruch an die in der Edition zu liefernden Informationen am höchsten sein, wenn das Fundament ihrer Verwertung, die Feststellung ihrer Entstehungsbedingungen und Entstehungskontexte, nicht von Anfang an zerstört sein sollte. Gegen die normalisierende und rekonstruierende Textkonstitution unter Lachmanns Einfluss, wie sie schnell von vielen Historikern übernommen worden war, radikalisierte sich im Gefolge der Ausdifferenzierung der Diplomatik auch die editorische Grundhaltung ihrer Vertreter.<sup>102</sup> Die „Bewahrung der Originalität“ und die „Treue der Wiedergabe“ wurde hier nicht auf den Inhalt beschränkt, sondern auch auf die Form ausgedehnt, die den Inhalt näher zu bestimmen helfen sollte. Zur Echtheitskritik traten hier Schrift- und Diktatuntersuchungen, Kanzleiforschungen, Fragen zum Beurkundungsvorgang, zum Schreiber, den Siegeln, dem Beschreibstoff, den Rückvermerken und vieles mehr. Der Aufschwung der „äußeren Kritik“ musste den Wunsch mit sich bringen, alle Details wiederzugeben. Diese Forderung wurde dann auch während des ganzen 19. Jahrhunderts immer wieder als Selbstverständlichkeit und als längst erreichter Konsens dargestellt: „Es ist heutigen Tags Axiom, daß die Eigenthümlichkeit der *Originale* in jeder Hinsicht unangetastet gelassen und Alles, was mit unseren Lettern nur irgendwie wiederzugeben ist, beibehalten bleiben solle“, schrieb z.B. 1873 in einer beißenden Kritik an der ersten Urkundenedition der MGH Karl Friedrich Stumpf.<sup>103</sup> Dies betraf zunächst die Beibehaltung der originalen Schreibweise, egal

<sup>102</sup> Meyer, Edition (1951), S. 182 fasst die grundsätzliche Scheidung der Methoden zusammen „Die Diplomatik überwand diese Einflüsse [der philologischen Methode] verhältnismäßig leicht und rasch, da sie sich damals überhaupt nur mit den Originalen beschäftigte, bei denen sich das Problem der Recensio und Emendatio gar nicht stellte“.

<sup>103</sup> Stumpf, Merovinger-Diplome (1873), S. 369. Auch Sickel, Monumenta (1873), S. 7ff schloss sich der generellen Kritik an dieser Ausgabe an und warnte „vor der Fortsetzung solcher Versuche“ (S. 7). Roth von Schreckenstein, Urkunden ediren (1864), S. 13 legitimiert editorische Eingriffe, setzt aber die Quellentreue noch über die Lesbarkeit: „Ist ein Herausgeber dazu berechtigt, ja verpflichtet, das, was man eine Bearbeitung des Textes nennt, zu vollziehen? Bejahet man diese Frage, was wol ziemlich allgemein geschehen wird, so handelt es sich nunmehr um die erlaubten Gränzen und die Methode eines solchen Verfahrens. Dass man nicht so weit gehen dürfe, auf Kosten der charakteristischen

wie weit entfernt sie von einem idealisierten klassischen Latein sein sollte und egal, als wie fehlerhaft man sie empfinden mochte.<sup>104</sup> Gegen die *Korrekturen* der philologisch-kritischen Schule wurde für die Quellen die „sorgfältigste Pflege [der] grammatischen Eigenheiten ihres Vulgarlateins“ gefordert; es ging aber auch um eine grundsätzliche Trennung zwischen dem Editionstext, der ungestört bleiben sollte und den editorischen Eingriffen, die ausschließlich in den Anmerkungen ihren Platz hätten.<sup>105</sup> Der Grenze des technisch Realisierbaren sollte man sich so weit

---

Eigenthümlichkeiten bestimmter Zeiten, Landstriche und einzelner Urkunden, einen die Unebenheiten der Sprache und Schreibart verwischenden, möglichst lesbaren Text zu geben, versteht sich wol von selbst.“ Im gleichen Sinne noch 1920 Philippi, Einführung (1920), S. 206: „Steht dem Herausgeber das betreffende Stück noch selbst zur Verfügung, so ist es seine Pflicht, es in seiner Besonderheit, also auch mit seinen Fehlern und Unregelmäßigkeiten dem Benutzer vor Augen zu führen. Er darf daher in keiner Weise, um es etwa leichter verständlich zu machen, es glätten und Unregelmäßigkeiten beseitigen, welche dem Kenner für ein tieferes Verständnis von der größten Wichtigkeit sein können, während freilich der Laie sie nur als Fehler, als Nachlässigkeiten betrachten wird, die ihm das Verständnis erschweren.“

<sup>104</sup> Leist, Urkunde (1884), vertritt S. 15 den „Grundsatz der möglichsten paläographischen Treue, so daß man lieber eine Reihe der mannigfaltigsten wunderlichen und fehlerhaften Formeln beibehalten möge, als von diesem Grundsatz auch nur um einen Schritt abzuweichen. – Es könnte durch Versuche orthographischer Verbesserungen namentlich auch nach der Seite der sprachlich-dialektischen Bedeutung der Schriftstücke mehr geschadet als gewonnen werden.“ Waitz, Urkunden edieren (1860), S. 441 fand, dass man nicht korrigierend eingreifen sollte, sondern der Benutzer „eine ungewöhnliche oder falsche Form oder auch geradezu einen Schreibfehler .. beibehalten oder wenigstens bemerkt zu sehen wünscht“. Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 20 berichtet zusammenfassend, dass von Mitarbeitern der MGH gefordert wurde, „auch bei unverständlichem Latein solle der überlieferte Text abgedruckt werden“ bzw. „man solle nicht den Fehler begehen, Orthographie und Grammatik zu korrigieren“. Er verweist dazu auf die Diskussionen im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 3 (1821), S. 656 (wenigstens bei Kollationen solle man „jede auch die kleinste Abweichung aufnehmen. Dieser Grundsatz scheint keineswegs allgemein anerkannt zu seyn, da er sich doch bei einiger Erfahrung als notwendig aufdrängt, und gegen den Vorwurf des Pedantismus schon durch Schlözer gerechtfertigt wird: ‚wer den Zweck müsse auch die Mittel wollen.‘); 4 (1822), S. 181; („buchstäbliche Genauigkeit der Vergleichen und der Ausgaben“) 5 (1824), S. 147, 237 und 273 und 6 (1831/38), S. 480; 11 (1858), S. 83 und in Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1 (1876), S. 535f und 571; 10 (1885), S. 199 und 438.

<sup>105</sup> Stumpf, Merovinger-Diplome (1873), S. 370 will grundsätzlich alle editorischen Eingriffe nicht im Text, sondern nur in den Anmerkungen sehen: „Die grammatischen Eigenheiten ihres Vulgarlateins, dessen Lautwandlungen wie Schwankungen in Flexion und Präpositiongebrauch erfordern die sorgfältigste Pflege. Correcturen im Text der Originale, wie die oben in den Anmerkungen hervorgehobenen durften unter keiner Bedingung statthaben. Sogar entschiedene Fehler in den Originalen ... waren zu belassen; deren Verbesserung gehörte in die Anmerkungen. [...] Nur was in Folge entstandener Lücken zu ergänzen ist, darf innerhalb Klammern in den Text aufgenommen werden, aber auch nur, wenn uns für diese Ergänzung Belege aus gleichartigen Urkunden zu Gebote stehen. [...] Zusätze endlich an Stellen selbst von wirklichen Auslassungen [...] sollten dem Originaltexte gänzlich ferne bleiben; sie können allenfalls den Anmerkungen zugewiesen werden [...] Auch wäre es entschieden besser, wenn unsichere Lesarten stets als solche bezeichnet und im Text durch Punkte [...] [also unter der Stelle] angedeutet würden“. Für die Bewahrung der Originalschreibweise seien aus der Stumpf-Rezension nur zwei Beispiele herausgegriffen: man solle ihm zufolge u.a. *ę* weder zu *ae* noch zu *e* normalisieren und auch nicht *q* zu *qu* (wie bei „*qod qondam*“) – ebd. S. 370. Die konsequente Beibehaltung von

annähern wie irgend möglich; für alles, was selbst mit speziell hergestellten Lettern und Zeichen nicht abbildbar war, sollten so oft wie möglich und so umfassend wie möglich Faksimiles beigegeben werden.<sup>106</sup>

Nur die größtmögliche Nähe zum Original konnte nämlich die Fülle jener Indizien bewahren, die Grundlage der ständig sich ausdifferenzierenden Wissenschaften war. In diesem Sinne waren z.B. auch die historischen Sprachstände zu respektieren. Wenn hier normierend eingegriffen werden sollte, dann konnte das doch nur ausgehend von einer systematisch auf breiter Grundlage hergestellten historisch spezifischen Idealsprache geschehen.<sup>107</sup> Solange diese Grundlage aber noch nicht vorhanden war, weil sie durch die Editionen ja erst hätten geschaffen werden müssen, konnte sich kein Editor sicher sein, welche seiner Korrekturen und Eingriffe auch zukünftigen Entwicklungen der philologischen Wissenschaft standhalten würde und insofern mehr als nur den Status von Spekulationen haben konnte.<sup>108</sup> Insbesondere *stillschweigendes* „Korrigieren“ verbot sich dann, führte es

---

originalem e, ae und e fordert auch Philippi, Einführung (1920), S. 211 „weil sein Vorkommen für die Beurteilung der betreffenden Stücke nicht ohne Wert ist“. Auch Sickel, Monumenta (1873), S. 43 meinte: „An den Sprachformen dieser Diplome darf doch nicht gerüttelt werden. Dann müssen aber auch die Schreibfehler mit in den Kauf genommen werden“.

<sup>106</sup> So fordert u.a. Philippi, Einführung (1920), S. 209 eine Beigabe von „Lichtdrucknachbildungen“, weil nicht alle wichtigen Besonderheiten im Editionstext wiedergegeben werden könnten. Leist, Urkunde (1884), S. 9 regte an, bei unsicherer Auflösung von Abkürzungen „eine faksimilierte Nachbildung der fraglichen Kürzung in den Text einzufügen“. Urchueguía, Edition und Faksimile (2000), S. 324 verweist darauf, dass bereits Jean Mabillons „de re diplomatica libri VI“, Paris 1681 (<sup>2</sup>1709), Faksimiles mittels Kupferstichen enthielten, um das, was mit diplomatischer Umschrift und diplomatisch-historischem Kommentar nicht erschließbar war, dennoch vermitteln zu können.

<sup>107</sup> Fuhrmann, Überlegungen (1978), 20f berichtet von der grundsätzlichen Forderung nach Normalisierung, die von dem Bewußtsein begleitet wurde, dass man diese erst dann vornehmen dürfe, wenn eine mittellateinische Grammatik vorläge. Im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 5 (1824), S. 237 bringt es Blume [Vorname wird nicht genannt] auf den Punkt: „Die meisten Herausgeber altgermanischer Denkmäler haben den Fehler begangen, sich an die gewöhnlichen Regeln der Grammatik zu halten, und jede Abweichung als Schreibfehler auszumerzen, als wären unsere Urältern im Studium der lateinischen Classiker wohl bewandert gewesen. Vielmehr hat jede Zeit ihre eigene Grammatik, und diese muß für den Anfang des Mittelalters erst aus den Urkunden und Handschriften begründet werden, weil die bisherigen Ausgaben uns den Vortheil geraubt haben, sie kennen zu lernen“. Ludwig Traube hat in seiner „Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters“, hg. v. P. Lehmann, München 1911, <sup>2</sup>1965, S. 53ff zugespitzt für jeden Autor eine eigene Grammatik gefordert. Auch P. Klopsch, „Zu einer mittellateinischen Grammatik“, in: Mittellateinisches Jahrbuch 2 (1965), 233-240 schlägt in gleicher Konsequenz wie Traube vor, Zusammenstellungen anzustreben, „über welche Zeiten, Räume, Gattungen und Schichten vom antiken Gebrauch abweichende grammatische Erscheinungen sich erstrecken, und solche Zusammenstellungen wären ja nichts anderes als eben eine Mittellateinische Grammatik“ (S. 240).

<sup>108</sup> Bezüglich der Ergänzung von verderbten Stellen selbst in Originalen ist Sickel, Monumenta (1873), S. 39 ebenso skeptisch, „weil die entsprechenden Sprachformen zu treffen kaum möglich ist“. Auch Blume meint im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 5 (1824), S. 238 hinsichtlich der ahistorischen „Korrekturen“ in den Texten: „Wir haben also mehr von vermeinten Verbesserungen, als

doch möglicherweise weiter vom Original weg als zu ihm hin.<sup>109</sup> „Man könnte ein solches Verfahren [...] auch als Fälschung [!] bezeichnen“<sup>110</sup> resümierte noch 1920 Philippi in seiner Einführung in die Urkundenlehre. Wenn alle Besonderheiten des Dokumentes Indizien der Entschlüsselung sein konnten, dann ging es hier aber nicht nur um eine spezielle Quellengattung, sondern um eine Grundhaltung, die sich auf alle Typen und Überlieferungsformen erstrecken musste. Selbst wenn nur spätere Abschriften vorlagen, durften diese dann nicht angetastet werden, weil ihre Form immer noch Bezüge zu Besonderheiten der Vorlage enthalten konnte, die durch normalisierenden und korrigierenden Eingriff verwischt würden.<sup>111</sup> Hinzu kam die Überlegung, dass man mit der Beibehaltung der jeweiligen sprachlichen Form der Überlieferung zugleich den richtigen Eindruck vom Alter und vom Status einer Kopie vermitteln würde, statt dort eine rekonstruierte Idealform zu suggerieren, wo sie einfach nicht gegeben war: „Man soll die Form der Überlieferung beibehalten und nicht verdunkeln“.<sup>112</sup> Der Begriff des Authentischen wurde damit konsequent auf die Dokumente angewandt und nicht nur auf ihren Inhalt. Selbst wenn die Abschrift sich

---

von Nachlässigkeiten der Abschreiber zu fürchten, und unsere Kritik hat gewissermaßen einen umgekehrten Weg zu gehen; sie wird, nach gewöhnlichen Begriffen, öfter verschlechtern, als verbessern müssen.“

<sup>109</sup> So meint denn auch Sickel, *Monumenta* (1873), S. 46, dass eine Ausgleichung abweichender Schreibungen nur „den Sprachcharakter verwischt“ und bereits im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 3 (1821), S. 656 wird am Beispiel auf die Gefahren hingewiesen, die mit einer Normalisierung verbunden sind. Spezielle „Eigentümlichkeiten [...] welche dem Charakter des Werks so sehr entsprechen, können durch [moderne] Abschreiber und Herausgeber nicht erfunden, sondern nur verwischt werden.“

<sup>110</sup> Philippi, Einführung (1920), S. 213.

<sup>111</sup> Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873), S. 369 verweist darauf, dass die Eigentümlichkeiten einer Kopie nicht ausschliesslich dem Schreiber geschuldet sein müssen, sondern durchaus auch auf die Vorlage zurückgehen können. Er verweist in diesem Zusammenhang auf den interessanten Beleg, den wir einer Notiz des Abtes Hermann von Niederaltaich (in einem von ihm angelegten Traditionsbuch) verdanken: „Inter priuilegia ecclesie invenitur in Byblioteca quedam carta *Vrolfi* Abbatis, que ex antiquitate scripture et latinitatis ualde auctorabilis comprobatur. Quam ego *Hermannus* Abbas [1242-73] non mutatis nominibus uel latinitate nec minuto uel addito litterarum iussi moderna scriptura per omnia hic transcribi.“ – *Monumenta Boica*, Bd. 11, München 1771, S. 13 (Meine Schreibung nach dieser Vorlage; Übersetzung: Unter den Privilegien der Kirche stößt man in der Bibliothek auf eine Urkunde des Abtes Urolf, die auf Grund der Altertümlichkeit ihrer Schrift und ihres Lateins als sehr glaubwürdig anerkannt wird. Ich, Abt Hermann, habe sie hier vollständig, und ohne dass dabei an den Namen oder am Latein etwas geändert oder dass Text ausgelassen oder hinzugefügt wurde, in heutiger Schrift abschreiben lassen.) Gegenteilige Konzepte, die eine Aktualisierung des Textes in der Transkription vornehmen, werden sich zwar mindestens ebenso häufig finden lassen, doch legen solche Beispiele nahe, nicht zu pauschal von kreativen, rücksichtslos den Text verändernden Abschreibeprozessen auszugehen.

<sup>112</sup> Explizit Philippi, Einführung (1920), S. 208: „Auf keinen Fall sollte man aber sich verleiten lassen, was ältere Herausgeber oft getan haben, nur in Abschrift erhaltene Urkundentexte so zurecht zu stützen, daß sie den Anschein einer urschriftlichen Überlieferung zu erwecken vermögen. Dadurch wird der Benutzer nur irregeleitet und aller Hilfsmittel der Nachprüfung beraubt, während der durch ein solches Verfahren ihm gewährte Nutzen gleich Null ist.“ Auch Sickel, *Monumenta* (1873), S. 54, hatte bereits

auf eine echte Urkunde bezog: was wäre damit gewonnen, wenn man deren verlorene Form spekulativ wiederhergestellt hätte? Folgerichtig wehrte man sich auch bei mehrfach überlieferten literarischen Texten mit verlorenem Original sowohl gegen hypothetische Sprachveränderungen wie gegen die Mischung verschiedener Zeugen und plädierte stattdessen dafür, immer genau einer Leithandschrift zu folgen und alle Varianz in den Apparaten zu dokumentieren.<sup>113</sup> Solche gewissermaßen archivisch-dokumentarisch ausgerichteten Ansätze wurden flankiert von der Überlegung, dass die Edition auch ein Schutz vor dem Verlust der Originale sein könnte. Diese angesichts der damals noch prekären Situation des Archivguts nicht abwegigen Nebengedanken verstärkten noch den Wunsch, genaue Wiedergaben der Informationen der Dokumente anzustreben und auch bei mehrfacher Überlieferung aus dem Editionstext bzw. aus den Varianten heraus die einzelnen Dokumente im Notfall rekonstruieren zu können.<sup>114</sup>

Die Literatur des 19. Jahrhunderts ist voll von Forderungen nach Treue zum Original und zur Vorlage im Allgemeinen. Ihre namhaften Vertreter wurden, auch wenn sie sich in der Radikalität ihrer Vorstellungen unterschieden,<sup>115</sup> nicht müde, das

---

gefragt, warum man die Fälschungen und Kopien glätten und schönen sollte, wenn damit nur ihr Status verschleiert, aber nichts für ihre Auswertung gewonnen würde?

<sup>113</sup> Fuhrmann, Überlegungen (1978) verweist zu dieser Diskussion auf die Beiträge im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1 (1820), S. 219 und 2 (1820), S. 58 und 61. Hoffmann, Edition (1996), S. 197 berichtet, dass selbst Stein als einer der Begründer der MGH vor der *Textkonstruktion* gewarnt habe: „Ich würde eine gute Handschrift ohnverändert, mit gehörig gewählten Varianten abdrucken lassen. Das construieren eines Textes ist doch gefährlich“.

<sup>114</sup> Zu Beginn der Methodendiskussion glaubte man, dass die Edition in doppeltem Sinne „Ersatz“ für das Original sein könne: als Stellvertreter mit gleichem Informationswert (um den Gang ins Archiv überflüssig zu machen) und als tatsächlicher Ersatz für den Fall des Verlustes des Originals. Nach Moser, Bemerkungen (1820/21), S. 234 würde diese Funktion nicht entstehen, „wenn sich die Kritik irgend Aenderungen des Textes erlaubt, oder Lesarten aus verschiedenen Handschriften und Ausgaben in den Text zusammenträgt, [...] sondern bloß dann, wenn bei jeder Ausgabe eine einzige, nach sorgfältiger Prüfung für die beste erkannte, Handschrift [...] als Text betrachtet, und so abgedruckt wird, daß es vollkommen gleichgültig ist, ob man die Handschrift selbst oder den Abdruck derselben in der Hand hat. Aus ganz anderer Richtung (nämlich auf politische Papiere des 18. Jahrhunderts zielend) verweisen noch 1997 Stevens und Burg, Editing (1997), S. 17f auf die Vervielfältigung durch Herausgabe als Schutz vor dem Verschwinden des Originals

<sup>115</sup> So zog jeder die Grenze, bis zu der er Differenzierung noch als indizienträftig ansehen mochte, an anderer Stelle. So plädiert z.B. Philippi, Einführung (1920), S. 211f dafür, grundsätzlich alle Buchstaben so wiederzugeben, wie sie in der Vorlage stehen, und nichts zu normalisieren. Das klassische *ae* sollte als *e* oder *ae* oder *ę* jeweils original übernommen werden“ – zugleich ist er aber für die *u-v*-Normalisierung, weil Genauigkeit hier nichts bringen würde und z.B. bei *vnuersis* statt *universis* die Lesbarkeitsverluste größer als die Informationsgewinne seien. Leist, Urkunde (1884) ist einerseits für „paläographische Treue“, andererseits aber für die Regulierung der Groß-Klein-Schreibung. Er möchte die Genauigkeit auch nach Epochen unterschieden wissen: Im 15./16. Jahrhundert zeigten die Schriftstücke seiner Auffassung nach „eine wahre Verwilderung der Orthographie [...], die dem Bearbeiter von Urkunden denn doch häufig zu ernstem Nachdenken und zu der Frage Anlaß gibt, ob er sich alle diese [...] Sonderlichkeiten [...] gefallen lassen [...] soll“ (S. 15).

Prinzip der Vorlagennähe und das Verbot editorischer Eingriffe in die Textgestalt als etablierten Konsens darzustellen.<sup>116</sup> In jener Zeit erschienen auch etliche Editionen, die diesen Ideen gefolgt sind.<sup>117</sup> „Eine gewisse Einigung über die Regeln und eine gewisse Conformität der Ausgaben sind [durch die Anweisungen zur Edition von Urkunden, wie Böhmer, Waitz und Roth von Schreckenstein sie gegeben haben] allerdings erzielt. Aber daneben behauptet sich noch immer gar mancher Zwiespalt der Ansichten und desgleichen eine ziemliche Buntscheckigkeit der Editionen“ konstatierte Theodor Sickel 1873.<sup>118</sup> Welche Editions-methode war nun aber für die historische Praxis die maßgebliche? Wenn man unter „der Praxis“ rückblickend die jeweilige Mehrheit der Ausgaben verstehen will, so hat sich der hier skizzierte Ansatz letztlich nicht durchgesetzt, sondern ist im Laufe der Zeit immer mehr hinter einem anderen etablierten Modell, das mehr der philologischen Schule folgte, zurückgetreten.

---

<sup>116</sup> Waitz, *Urkunden edieren* (1860), S. 441: „daß [Unebenheiten der Orthographie und der Sprache] beizubehalten und nur wirkliche Schreibfehler berichtigt werden sollen, darin sind heutzutage Alle einig“. Leist, *Urkunde* (1884), S. 4 meint, dass es hinsichtlich der „paläographischen Treue“ der Edition keine Meinungsverschiedenheiten unter den Fachleuten gäbe. Sickel, *Monumenta* (1873) und Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873) begründen ihre scharfe Ablehnung des ersten *Diplomata*-Bandes der MGH gerade damit, dass dieser hinter den längst erreichten Stand und Konsens der Fachleute zurückfallen würde.

<sup>117</sup> So bemerkt u.a. Joseph Diemer, *Die Kaiserchronik nach der ältesten Handschrift des Stiftes Vorau, Theil 1: Urtext* [mehr nicht erschienen], Wien 1849 im Vorwort: „Meine absicht [...] war, das original so genau als es ausführbar ist wieder zu geben, daher auch alle fehler, ja selbst die gleichzeitigen verbesserungen mit aufgenommen wurden. ich habe mich [...] davon überzeugt, wie wichtig diese dinge sind oder selbst für die geschichte der betreffenden dichtungen werden können“. Leist, *Urkunde* (1884), nimmt S. 6f eine Sichtung der Urkundenbücher seiner Zeit vor und verweist auf einige, die tatsächlich auf die Verbesserung von Fehlern verzichtet hätten. Nicht zuletzt ist hier als Beispiel auf das „Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die preussischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien“, hg. von Friedrich Beyer, Bd. 1 Koblenz 1860 zu verweisen, das sich durch stures Festhalten an der Originalfassung auszeichnet: „In gründlicher Anerkennung dessen, was Herr Dr. Böhmer in seiner Einleitung zu den Kaiser-Regesten als Aufgabe des Archivars hinstellt, hat der Herausgeber auf jede Art von Berichtigung, Erläuterung und Ausführung verzichtet; er beschränkt sich auf die *sorgfältigste* Wiedergabe des ursprünglichen Textes der Quellen, und steht für dessen Treue und Genauigkeit ein. Er hat sich durch nichts bewegen lassen, von diesem Plane abzugehen, in der Ueberzeugung, dass nur auf *diesem* Wege dem Historiker vom Fach ein brauchbarer, richtig führender Stoff vorgelegt wird. [...] Eben so treu wie die *Wortform*, ist auch *Orthographie* und *Interpunction* der Quellen beibehalten, so seltsam auch beide manchmal erscheinen mögen“ (S. III). Das Programm der Originalnähe ist auch bei Theoderich Hagn [manchmal auch: Hagen], *Urkundenbuch fuer die Geschichte des Benedictiner Stiftes Kremsmuenster*, Wien 1852 radikal verwirklicht, als Grund wird hier u.a. die Unmöglichkeit *gleichmäßiger* Umformungen der Quellen in der Edition genannt: „In der Behandlung des Materials wurde das Haupterforderniß solcher Arbeiten, nämlich: so viel wie möglich *getreue Vorlage des Gegebenen*, in's Auge gefaßt; – wenn auch dabei Manches als unnütz erscheinen mag, so wird dieses genaue Anschmiegen der Copie an das Autograph dem Forscher noch willkommener sein, als die willkürlichen nie gleichförmigen Abänderungen“ (S. VII).

<sup>118</sup> Sickel, *Monumenta* (1873), S. 41.

### 1.2.2 Die Übernahme der lachmannschen Methode und die Ausbildung von Standards

*Philologisierung der historischen Edition.* Die Methodendiskussion der Edition ist in der deutschen Geschichtswissenschaft im Wesentlichen im weiteren Rahmen des Editionsunternehmens der Monumenta Germaniae Historica geführt worden.<sup>119</sup> Die sie begleitende Zeitschrift, das „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“<sup>120</sup> diente als Forum des Meinungs austausches und die seit 1826 erscheinenden Editionen als Leitbilder und Anknüpfungspunkte der Diskussion. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte in der ganzen Entwicklung nun aber auch die spezielle Auswahl der Quellen, auf die sich das Erkenntnisinteresse richtete und an denen die Methode ausgebildet und geschärft wurde. Im Gefolge der Befreiungskriege und des nationalen Gedankens war die Orientierung am alten heiligen römischen Reich deutscher Nation und am alten Kaisertum aufgeblüht.<sup>121</sup> Mit dem starken Interesse am Hoch-, aber auch am Frühmittelalter standen spezifische Quellengruppen im Fokus der Aufmerksamkeit. Konnten die *annalistischen Texte* dabei als blanke „Nachrichten“ aufgefasst werden, die aus einem scheinbar unwichtigen Überlieferungskontext (z.B. Ostertafeln) destilliert werden mussten, der deshalb auch weitgehend ignoriert werden konnte, so hatten die frühen erzählenden *Chroniken* eher Ähnlichkeit mit literarischen Stoffen, deren Verfasser auch konsequent als „Schriftsteller“ bezeichnet wurden. Folgerichtig hielt man hier an dem Gesamtzusammenhang des abgeschlossenen „Textes“ (nicht des Dokuments, des Überlieferungsträgers, also z.B. der Handschrift) fest. Man orientierte sich eher an jenem Autor-Subjekt, dessen Intention das gedachte Werk zuzuschreiben war und auf dessen Urtext die Überlieferung zurückgeführt werden müsste, als an den inhaltlichen Angaben, deretwegen man die Textverfassung der Chroniken auch hätte auflösen können.<sup>122</sup> Mit dieser Einstellung lag dann auch die Hinwendung

---

<sup>119</sup> Die „Gründung“ der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ geht auf das Jahr 1819 zurück. Ihre Geschichte ist gut erforscht, auch wenn die entsprechenden Abhandlungen die Editions methoden selbst kaum thematisieren: Bresslau, *Geschichte* (1921); Grundmann, *Monumenta* (1969); Fuhrmann, *Sind eben alles Menschen gewesen* (1996).

<sup>120</sup> Seit 1876 „Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, seit 1937 „Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters“, seit 1951 (ohne Neuansatz der Nummerierung) „Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters“.

<sup>121</sup> Die MGH insgesamt gehen auf diese Haltung zurück – Hoffmann, *Edition* (1996), S. 189: „Die Monumenta Germaniae Historica verdanken ihre Gründung unmittelbar bekanntlich der nationalen Bewegung, die zur Zeit der Befreiungskriege durch Deutschland ging“ – es darf also nicht verwundern, wenn sie sich auch in ihrer Methodik niederschlug!

<sup>122</sup> Dieser Übergang von den Exzerptsammlungen zu den vollständigen Texteditionen war keineswegs selbstverständlich. Wer – statt das Material in neugeschaffenen Annalen zusammenzuführen – an dem geschlossenen Charakter der Texte festhielt, konnte aus der älteren Perspektive heraus durchaus als „Integritäts-Rigorist“ gesehen werden – siehe Fuhrmann, *Sind eben alles Menschen gewesen* (1996), S. 26ff.



zur philologischen Methode nahe. Wenn man es mit gewissermaßen literarischen Texten zu tun hatte, dann lohnte die Orientierung an der bereits ausgebildeten und durch Lachmann etablierten historisch-kritischen Methode.<sup>123</sup> Wenn man zugleich immer noch nach den glaubwürdigsten Nachrichten suchte, dann musste man in der Überlieferungsgeschichte zurückschreiten zum Urtext. Man vertraute sich der Kompetenz der scheinbar zuständigen Disziplin an, stellte die Textkritik als philologische Methode in den Vordergrund der Editionstätigkeit und erklärte zum Zwecke der Quellenerschließung die Philologie kurzerhand zur Hilfswissenschaft der Geschichte. Gegen die Idee der Authentizität der Überlieferung und die daraus resultierende Orientierung an einer Leithandschrift setzte nicht zuletzt Georg Heinrich Pertz als langjähriger Leiter der MGH<sup>124</sup> die Suche nach dem Urtext und die Übernahme der lachmannschen Methode in der Geschichtswissenschaft durch.<sup>125</sup> Damit war aber auch die Dominanz einer Mischung aus positivistischer Faktengeschichte und Geistesgeschichte gegenüber einer Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte in

<sup>123</sup> „Ziel einer historisch-kritischen Ausgabe ist ja die Rekonstruktion eines Textes, der sich der Intention eines Autor-Subjekts zuschreiben läßt“ (Gumbrecht, Editionspraxis (1993), S. 59). Wird in der Geschichtswissenschaft die Autorintention zum maßgeblichen Angelpunkt des Textes erklärt, dann folgt daraus die Anwendung der philologischen historisch-kritischen Methode. Bereits in dem für die MGH programmatischen „Plan des Unternehmens der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ heißt es: „Die Grundsätze für die Bearbeitung jeder einzelnen Schrift sind von den gewöhnlichen philologischen nicht unterschieden“.

<sup>124</sup> Pertz war seit 1820 für die MGH tätig gewesen, wurde 1823 hauptamtlicher Mitarbeiter und beherrschte die Entwicklung der MGH bis zu seinem Todesjahr 1876.

<sup>125</sup> Hoffmann, Edition (1996), S. 195f skizziert die Übernahme der altphilologischen Textkritik durch Pertz, lehnt aber einen direkten Bezug zu Lachmann ab: „von der lachmannschen Revolution [scheint er] kaum berührt worden zu sein“ (S. 209). Dagegen Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 18ff. „Bei der Frage der Textdarbietung zeichnen sich Lachmanns Editions Vorstellungen immer mehr ab. Pertz forderte, man solle eine genau abzudruckende Handschrift ermitteln, am besten die Urschrift; gelänge dies nicht, so möge man sie aus mehreren Abschriften wiederherstellen, deutlich die Schritte der Recensio und der Emendatio also“ (S. 19). Pertz’ „tüchtigste[r] unter den frühen Mitarbeitern“, Georg Waitz, „war Mitglied in Lachmanns Seminar gewesen“ (S. 19); er bestätigt selbst, dass „mir namentlich Lachmann, dem ich auch persönlich näher treten durfte, ein Vorbild in echt kritischer Methode gewesen“ ist (Georg Waitz, Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian, Berlin o.J. [wohl 1862], S. IX). Fuhrmann verweist für die Diskussion innerhalb der MGH auf die Beiträge im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 3 (1821), S. 176f (Annäherung an die Urschrift) und 669; 6 (1831/38), S. 256 und 714 und 7 (1839), S. 508. Pertz selbst stand nicht nur zu Lebzeiten in Verbindung mit Lachmann, sondern ist auch – eine Fußnote der Geschichte – auf dem gleichen Berliner (Dreifaltigkeits-)Friedhof beerdigt wie der große Philologe. Hoffmann, Edition (1996), S. 230 sieht den Einfluss der Philologie auf die MGH eher im späten 19. Jh. wachsen, als neue Editionen von Althistorikern (z.B. Theodor Mommsen) und Altphilologen getragen wurden. Bereits Hermann Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft, Bonn 1882, S. 36 begrüßt die zunehmende Übernahme der philologischen Methode in der Geschichte („Bei der bearbeitung der geschichtsquellen Deutschlands, diesem [...] nationalwerke [der MGH], sind von generation zu generation [...] die anforderungen philologischer durchführung strenger geworden; und die neue phase, in die das werk getreten [...] lässt sich kennzeichnen als consequente philologisierung“), weil nur diese Methode den Rang mathematischer Evidenz erreicht habe.

der Edition etabliert.<sup>126</sup> Die große, die ganze Geschichte soll es sein – wer nach der Überlieferung schielt, der gibt sich mit unwichtigen Details ab, der ist bloß Hilfswissenschaftler statt echter Historiker, der bleibt bei Zufälligkeiten stehen, ohne zum Kern der Sache vorzudringen.<sup>127</sup> Gegen diese negativ empfundene Hilfswissenschaftlichkeit der Diplomatiker und Quellenkritiker bringt man die Philologie als positive und konstruktive Grundlagenwissenschaft in Stellung. Editionstechnik ist Textkritik ist Philologie! Obwohl die Methode ursprünglich für andere Gegenstände und Überlieferungssituationen entwickelt worden war, dient sie als Leitbild, und die historischen Handbücher nennen denn auch die philologischen Abhandlungen als Referenz.<sup>128</sup>

Trotz vielfach vorhandener Originaldokumente setzt sich in der deutschen Geschichtswissenschaft damit eine philologische Editionslehre durch, die auf der Rekonstruktion verllorener Urschriften aufbaut.<sup>129</sup> Selbst Horst Fuhrmann als dama-

<sup>126</sup> Wenn in der Geschichte eines Textes nur die Idee des Autors gesucht wird, nicht aber nach den Bedingungen der Entstehung, der Transmission und der Benutzung gefragt wird, dann ist eine solche Perspektive, die u.U. die niemals relevant gewordene Fassung über die historisch wirkmächtige setzt, nur als ausschließlich *geistesgeschichtlich* orientiert zu beschreiben.

<sup>127</sup> Authentisch ist dann im Gegensatz zu der oben bereits dargestellten Position nicht die Gestalt der Quelle, sondern ihr Inhalt. Von dieser Idee ist selbst Friedrich Böhmer, *Ansichten* (1850), S. 131 nicht frei gewesen, wenn er meint, dass es für die Wiedergabe handschriftlicher Dokumente im Druck zwei Möglichkeiten gebe, die in Betracht kommen, je nachdem der Zweck „ein paläographischer oder ein geschichtlicher ist“. Sei „der Inhalt das Wesentliche, [falle] alles Facsimilieren [!] weg“ und es komme „auf *Treue* der Wiedergabe und auf *Bequemlichkeit* derselben für den Gebrauch“ an – wobei mit „Treue der Wiedergabe“ die Reduktion der Textphänomene zugunsten ihrer (leichter lesbaren normalisierten) inhaltlichen Aussage gemeint ist.

<sup>128</sup> Siehe z.B. Bauer, *Einführung* (21928), S. 192-226: Textkritik und Edition. „Eine notwendige Vorarbeit für die Verwertung und Herausgabe geschriebener Quellen ist die Herstellung des möglich besten Textes“ (S. 212) ... „Die hier wiedergegebenen Grundsätze gehen auf die Arbeiten der Philologen des 19. Jhdts. zurück“ (S. 214); als Referenzliteratur nennt Bauer (S. 219) zunächst einen Altphilologen (Stählin, *Editionstechnik* (1909)), dann einen Diplomatiker (Philippi, *Einführung* (1920)) und einen Neuphilologen (Witkowski, *Textkritik* (1924)). Ganz in diesem Sinne auch Bernheim, *Lehrbuch* (1903), S. 413-429: „Diese Aufgaben [der Edition] gehören recht eigentlich in das Gebiet der Philologie als Hilfswissenschaft, und wir verdanken derselben zunächst die Ausbildung der dazu dienenden Methode.“ (S. 414); auch für Historiker gilt also der „Grundsatz philologischer Behandlung der mittelalterlichen Quellen“ (S. 415). Weiland, *Quellenedition* (1887), S. 329: „... der Herausgeber einer Quelle, dessen Tätigkeit ja in erster Linie eine philologische ist“. Scharfe Kritik an der Übernahme der Methode übt Meyer, *Edition* (1951), S. 187: „Noch heute trifft man Handbücher, die sogar die historische Editionsarbeit in die *Recensio* und *Emendatio* gliedern, wo doch diese Einteilung nur für die Behandlung der spätüberlieferten antiken Texte genügt [Anm. 17: „Ohne weitere Beispiele anzuführen, sei hier auf Heinz Quirin, *Einführung in das Studium der mittelalterlichen Geschichte*, Braunschweig 1950, S. 52/53 verwiesen. Dabei ist die Unzulänglichkeit dieser Unterscheidung für alle anderen als die altphilologischen Texte schon lange empfunden worden.]“

<sup>129</sup> Meyer, *Edition* (1951), S. 182 rückblickend: „die mittelalterlichen erzählenden Texte sind größtenteils nach ihr [der sogenannten philologischen Methode] ediert. Ein besonders hartnäckiger Vertreter dieser Methode war beispielsweise Bruno Krusch, dem wir die Texte der meisten merowingischen Schriftsteller verdanken“. Textrekonstruktion war aber auch bei abschriftlich überlieferten Urkunden gang und

liger Präsident der MGH kommt nicht umhin, dieses Phänomen wissenschaftshistorisch mit der verführerischen Kraft einer bereits etablierten, reifen und Objektivität suggerierenden Methode zu erklären, die man der damaligen geisteswissenschaftlichen Paradedisziplin der Altphilologie entlehnen konnte.<sup>130</sup> Das Verführerische der Methode mag zum Teil allerdings auch darin gelegen haben, dass sie die Editoren aufforderte, ihre eigene Kompetenz demonstrativ in die Textgestalt einfließen zu lassen, indem sie die Reinigung und Normalisierung der verunreinigten Überlieferung betrieben. Wie viel zurückhaltender mussten dagegen doch alle Verfechter der überlieferungstreuen Edition sein, die nicht wagen durften, den Text durch eigene Urteile zu verändern. Als leise Protokollanten der Textzeugen hatten sie ihre fachlichen Anmerkungen und Beobachtungen in den Apparaten abzulegen, während die Editoren Lachmannscher Orientierung als Richter des Textes die rechte Fassung aus den fragwürdigen Zeugen herzustellen vollauf berechtigt zu sein glaubten und mit ihrem Spruch der gerichteten Textfassung die Überlieferung übertönten.<sup>131</sup>

---

gäbe. So spricht Schieffer, Die Urkunden der Karolinger Bd. 3 (1966), S. XII ganz selbstverständlich von dem „hergestellte[n] – um nicht zu sagen: herausdestillierte[n] – Wortlaut“, der „angesichts des tatsächlichen Überlieferungsbefundes geradezu eine Irreführung des Lesers bedeuten müßte“ – wenn die Verhältnisse nicht durch einen „umfanglichen Anmerkungsapparat“ klargestellt würden. Noch 1996 konstatiert Märkl, Wozu (1996), S. 20 in Bezug auf die MGH und geschichtswissenschaftliche Standards: „Die Vorgehensweise der lachmannschen Methode (*recensio* und *emendatio*) gehört heute ebenso zum Proseminarwissen wie die häufig vorgetragene Annahme, daß eine Edition den Urtext eines Werkes, eben den lachmannschen Archetyp zu bieten habe“ – Ob man Urtext und Archetyp wirklich in eins setzen kann, scheint dann aber wohl eine Diskussion jenseits des Proseminars zu sein.

<sup>130</sup> Nach Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 15. „kann die suggestive Kraft der Lachmannschen Überlieferungsrekonstruktion nicht leicht überschätzt werden.“ Fuhrmann, Ziel und Aussehen (1976), S. 12: „die ungewöhnliche Schlantheit der Lachmannschen Editionen, die sehr verschiedenartigen Felder, auf denen Lachmann sein Vorgehen erprobt hat [...] dies und das ungewöhnliche Ansehen der von ihm mitbegründeten kritisch-philologischen Methode haben bewirkt, daß seit dieser Zeit kaum Editionen entstehen konnten ohne das ausgesprochene oder unausgesprochene Bewußtsein, sich in dieser Tradition zu befinden.“ – Fuhrmann weist auch darauf hin, dass die Editoren in der Regel keine Rücksicht darauf genommen hätten, dass die lachmannschen Methoden „singuläre Überlieferungsverhältnisse voraussetzten“ und dass diese im Mittelalter selten gegeben sind, wo Ursprungskontamination oder indirekte Überlieferungsformen an der Tagesordnung sind (S. 12f). Die philologischen Handbuchautoren trugen allerdings, indem sie die Methode möglichst systematisch, ja mathematisch darzustellen suchten, (siehe unten S. 111) das Ihrige dazu bei, sie als unzweifelhaft und universal gültig erscheinen zu lassen. Auch Hoffmann, Edition (1996), S. 192 skizziert den Rückgriff auf die Altertumswissenschaft und meint, dass diese über ihren Einfluss auf die Editionstechnik „zweifello, wenn nicht die Mutter, dann mindestens die Hebamme der neuen Wissenschaft vom Mittelalter gewesen ist“.

<sup>131</sup> Auch Hermann Usener, Philologie und Geschichtswissenschaft, Bonn 1882, S. 36 beschreibt die Philologie als zuverlässige und methodenorientierte Disziplin: „unter allen historischen methoden kommt allein der philologischen eine in sich selbst ruhende sicherheit zu. Bis zu mathematischer evidenz erhebt sich die interpretation der überlieferten schriftzeichen, welche wir in divinatorischer kritik üben.“

Dabei ist die Anwendung der (philologischen) historisch-kritischen Methode zunächst schwankend. Teilweise vertraute man sich tatsächlich Leithandschriften an und verzeichnete die Varianten in den Apparaten, vielfach und zunehmend ging man aber zu Textmischungen und Rekonstruktionsversuchen über, nicht ohne auch die alten Fehler der noch nicht vollständig ausdifferenzierten philologischen Methode zu übernehmen,<sup>132</sup> indem man sich z.B. an der paläografisch ältesten Handschrift orientierte, ungeachtet der Regel, dass jüngere nicht in jedem Fall auch schlechtere sein mussten.<sup>133</sup> Mit der grundsätzlichen Übernahme der Methode und der Erklärung ihrer Verbindlichkeit für die Geschichtswissenschaft wurden dann nicht nur jene Fälle behandelt, bei denen verlorene Originale Anlass zu ihrer Anwendung gegeben hätten. Vielmehr wurde die Idee der sprachlichen Rückbildung und Korrektur der Texte ebenfalls übernommen und zunehmend auch auf die Originale angewendet! Zunächst bei den Kopien – selbst wenn eine einzelne Kopie das einzige Zeugnis sein sollte – dann aber sogar in originalen Urkunden wurden angebliche „Fehler“ berichtigt und die Sprache rückwärts (zum klassischen Latein) wie vorwärts (zum aktuellen Leseverständnis und zu einer aktuellen Groß-Kleinschreibung und Interpunktion) angepasst.<sup>134</sup>

Mit dem Anwachsen der Editionsreihen der MGH glaubte man die adäquate Methode zur Herausgabe historischer Dokumente gefunden zu haben. In der Etablierung

<sup>132</sup> Hoffmann, Edition (1996), S. 200ff kritisiert am Beispiel der Ausgaben des älteren Pertz die Schwächen der frühen MGH-Ausgaben, die er auf die inkonsequente Umsetzung der editionsphilologischen Methoden zurückführt: Unvollständige Sichtung der Handschriften, schlechte (Fremd-)Kollationen, falsche Filiationen durch kodikologisch-paläografische Fehleinschätzungen etc. In seiner – fast schon antiwissenschaftlichen – Generalkritik an den MGH bemängelt Lorenz, Deutschland Geschichtsquellen (1887), S. VII auch die Übernahme der philologischen Methode in die historischen Editionen und spekuliert über die noch zu erwartenden Auswüchse (Das Zitat nach Weiland, Quellenedition (1887), S. 325): „die kritische Herausgeberphantasie kann sich vielleicht in dem Maße erhitzen, daß man das Werk [eines Chronisten des 14. Jahrhunderts] demnächst nach der Lachmann'schen Liedertheorie zerlegt zum Abdruck bringen könne“, was nach Lorenz (S. VII) „nur die übelsten Folgen haben könnte“.

<sup>133</sup> Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 19f: „Das Ausmaß der Sünde gegen den von Giorgio Pasquali definierten Grundsatz *Codices recentiores, non deteriores* war nicht gering [...], abgesehen davon, daß in der Bestimmung paläographischer Daten grobe Fehler unterliefen.“

<sup>134</sup> Bernheim, Lehrbuch (1903), S. 421: Selbst bei einer einzigen vorhandenen Kopie „sind wir dann vollauf berechtigt, durch entsprechende Vermutungen solche Lesefehler [der Kopisten] zu verbessern“. Meyer, Edition (1951), S. 182, Anm. 10 fasst zusammen: „Auch die Diplomatie zollte teilweise der Altpaläologie ihren Tribut und noch Mühlbacher machte den Versuch, der Emendatio den Vorrang vor dem tatsächlichen Wortlaut zu geben“. Er verweist dazu auf Bresslau, Geschichte der MGH (1921), S. 690 (der von der Kritik an der Verbesserung von wirklichen oder vermeintlichen Schreibfehlern bei Originalurkunden berichtet) und Hirsch, Frage (1938), S. 236. Von der Beibehaltung der Orthografie der Originalurkunden ist 1906 Engelbert Mühlbacher in seiner Edition der „Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen“ (MGH Diplomata Karolinorum Bd. 1) abgegangen, wofür er lebhaftesten Widerspruch erfuhr. Erst Appelt, Editionsprobleme (1974), Blatt 2, wollte dann wieder im Text statt in den Fußnoten verbessern, wenn es sich um „belanglose Schreibfehler [handelt], denen keinerlei philologische oder sachlich-historische Bedeutung beigemessen werden kann“.

einer gleichmäßigen Vorgehensweise sah man zu Recht einen Fortschritt, war sie doch sowohl Ergebnis einer langen fachinternen Diskussion als auch der Auseinandersetzung mit verwandten Disziplinen gewesen. Gerade die Orientierung an einem philologischen Ansatz bezeugte, mit welcher Ernsthaftigkeit nach der besten Methode gesucht und diese schließlich adaptiert worden war.<sup>135</sup> Insbesondere die MGH, dann aber auch die Editionsreihe der Reichstagsakten (RTA),<sup>136</sup> die beide die Anwendbarkeit eines scheinbar immer gleichen Editionskonzeptes über eine große Zahl durchaus unterschiedlicher Quellengattungen und über einen langen Zeitraum hinweg demonstrierten,<sup>137</sup> wurden implizit zu verbindlichen Standards, zu „normprägenden Instanzen“<sup>138</sup> für das ganze Fach. Neben der Zuverlässigkeit der Editionen war die Gleichförmigkeit, die erst eine effiziente Benutzung durch die Forschung erlaubte, die zweite Kernforderung an eine gemeinsame Editionstechnik gewesen. Diese konnte mit der beherrschenden Stellung von MGH und RTA als erfüllt gelten. Zugleich wurden in der Folgezeit aber auch alle Kritiken, Neuansätze und Sonderentwicklungen als Bedrohung dieser Einheitlichkeit empfunden und als Angriff auf das bereits erreichte Niveau – nicht der methodischen Richtigkeit, sondern der fachlichen Verbindlichkeit – abgelehnt. Die in den frühen Bänden von MGH und RTA dargelegten Grundsätze sind über mehr als hundert Jahre hinweg für die Mehrzahl der historischen Editionen maßgeblich gewesen.<sup>139</sup> Diese Vorworte selbst

<sup>135</sup> Bauer, Einführung (<sup>2</sup>1928), S. 222: „Ihre [der MGH] sich immer mehr vervollkommene Editionstechnik wirkte seinerzeit bahnbrechend, [u.a.] durch die Anwendung der sonst nur klassischen Schriftstellern gewidmeten philologischen Kritik ...“. Auch Knowles, *Great Historical Enterprises II* (1960), S. 149 meint rückblickend, dass die MGH die editorischen Standards „and [...] the whole of Western historical scholarship“ auf das höchste Niveau gehoben hätten. Selbst Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873), S. 343 lobt in seiner scharfen Kritik an einer einzelnen MGH-Ausgabe doch den grundsätzlichen Fortschritt durch die MGH im Allgemeinen und „die zum ersten Male auf mittelalterliche Geschichtsschreibung angewandte Methode einer strengen Durchsichtung des Stoffes nach den Gesetzen philologischer und historischer Kritik und zwar auf Grundlage aller zu erreichenden Handschriften“. Auch Holder-Egger, *Monumenta* (1887), S. 24f verteidigt die spezifische Adaption der philologischen Methode durch die MGH gegen Kritik, wie sie z.B. von Lorenz, *Deutsche Geschichtsquellen* (u.a. 1887) vorgebracht worden war. Letzterer kann in seinem Wunsch, statt der Komplexität der Überlieferungslage lieber nur geglättete und vereinheitlichte endgültige Texte in den Editionen zu finden und damit die philologische Kritik zugunsten einfacherer Zugänglichkeit und Verständlichkeit zurückzustellen, in keinsten Weise als repräsentativ für seine Zeit gelten.

<sup>136</sup> Das Unternehmen wurde 1858 von Leopold Ranke begründet und wird inzwischen in vier Abteilungen (ältere, mittlere und neuere Reihe, Reichsversammlungen 1556-1662) fortgeführt. Die erste Edition erschien 1868 und enthielt auch die maßgeblichen editorischen Richtlinien.

<sup>137</sup> Gawlik, *Ziele* (1976), S. 52 für den Bereich der Diplomatik: „seit nahezu einem Jahrhundert folgen die Bearbeiter der Königs- und Kaiserurkunden Sicksels Editionsgrundsätzen, die er ... 1879 in der Vorrede zu den Diplomen Ottos I. aufgestellt hat.“

<sup>138</sup> So Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 52.

<sup>139</sup> Siehe vor allem in MGH, *DD Urkunden der deutschen Könige und Kaiser*, Bd. 1, hg. von Theodor Sickel, Hannover 1879, die beiden Vorreden, von demselben Programm und Instructionen (1876) und (ausführlicher) „*Deutsche Reichstagsakten*“, Bd. 1, hg. von Julius Weizsäcker, München 1867, S. LX-

haben dabei den Status allgemeingültiger methodischer Begründungen gewonnen. Nicht nur in den historischen Lehrbüchern,<sup>140</sup> mehr noch in den Editionen selbst gilt der nackte Verweis auf die Einleitungsworte der Altvorderen als legitimer Ersatz für die eigene Darstellung der angewandten editorischen Verfahren. „Die vorliegende Edition folgt den Richtlinien, wie sie in den Einleitungen der MGH [bzw. der RTA] dargelegt sind“ – dies dürfte sinngemäß neben dem noch haarsträubenderen Satz „Die Edition folgt den allgemein üblichen Grundsätzen“ das wohl am häufigsten anzutreffende editorische Vorwort in den deutschen Quellenausgaben der letzten 100 Jahre sein.

*Weiterentwicklungen: äußere Kritik und Querbezüge.* Die etablierte Methode der historischen Edition zeichnet sich durch ihre Gemeinsamkeiten mit dem traditionellen historisch-kritischen Verfahren der Philologie aus, wie es von ihr und zeitgleich mit ihr im 19. Jahrhundert entwickelt worden ist. Daneben haben die besonderen Bedingungen des historischen Quellenmaterials und die spezifischen Interessen der Geschichtsforschung auch zu Weiterentwicklungen der Editionstechnik geführt. Hier ist zunächst auf die genauere Untersuchung und Dokumentation auch der äußeren Form der Dokumente hinzuweisen.<sup>141</sup> Während sie bei den – die Methode ursprünglich bestimmenden – spätüberlieferten Texten jenseits von kodikologisch-paläografischen Datierungsfragen dem Philologen zunächst keine Rolle zu spielen schien,<sup>142</sup> war sie für Originale, aber auch für Abschriften, dem Historiker bald ein entscheidender Schlüssel sowohl für Echtheitskritik als auch für die Erhellung der Entstehungs- und Gebrauchsbedingungen der Quellen.<sup>143</sup> In dieser Perspektive besteht „der Fortschritt [der Editions-methode ...] weniger in der Textgestaltung als in der Auffassung von der *Gesamtuntersuchung*, die eine Ausgabe [...] erfordert.“<sup>144</sup> Die philologische Textkritik wurde von der Geschichtsforschung um eine

---

LXXXIV. Typisch auch der „Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae“ (CDSR) – siehe hier programmatisch vor allem Posse, *Codex Diplomaticus* (1867), S. 12ff.

<sup>140</sup> So z.B. bei Bauer, *Einführung* (<sup>2</sup>1928), der S. 217 auf Weizsäcker, *Deutsche Reichstagsakten* Bd. 1 (1876) als methodische Grundlage verweist.

<sup>141</sup> Nach Meyer, *Edition* (1951), S. 190f: „... liegt der [anzustrebende methodische] Fortschritt auf dem Gebiet der größeren Beachtung und Auswertung der äußeren Form [...] Es ist daher notwendig, bei jeder neuen Edition auf einen Fortschritt in der Bearbeitung der äußeren Gestalt zu dringen, was sich in der genaueren Beschreibung der Unterlagen, der Einbeziehung der äußeren Merkmale in die Untersuchung und der Abbildung charakteristischer Teile oder Ausschnitte äußert.“

<sup>142</sup> Auf den Zusammenhang weist auch Meyer, *Edition* (1951), S. 190f hin.

<sup>143</sup> Hefele, *Editionsfragen* (1950), S. 94: Für die Urkundenwissenschaft „hat sich mittels der Schrift- und Diktatuntersuchung eine Editions-methode herausgebildet, die besonders auf die Echtheitskritik abzielte“.

<sup>144</sup> Hefele, *Editionsfragen* (1950), S. 95. Sein Beitrag ist ein Plädoyer für die Ergänzung der reinen Textwiedergabe durch umfassende erschließende und vertiefende Dokument- und Kontextinformationen. Diese Vorstellung musste aber auch unter den Historikern erst gegen das Erbe der Philologie durchgesetzt werden. Meyer, *Edition* (1951), S. 187 ist denn auch weniger eine Zustandsbeschreibung, als eine zu seiner Zeit immer noch allzu oft unerfüllte Forderung: „Wenn man heute die Editionstätigkeit

wissenschaftliche Quellenkritik ergänzt. Nur in gegenseitiger Ergänzung konnten die Überlieferungsverhältnisse als Grundlage aller editorischen Entscheidungen umfassend und richtig bewertet werden.<sup>145</sup> Zur Kritik der inneren Form fügten die historischen Editionen dann aber auch bei den Druckausgaben die Analyse der äußeren Form hinzu und räumten ihr in den Ausgaben einen eigenen Platz noch vor dem Editionstext ein. Beschrieben werden dort Material, Format und Zustand des Beschreibstoffs, Schrift und Hände, zusätzliche und Rückenvermerke, grafische Details, Beglaubigungsmittel (Siegel), Urheber, Entstehungszeit und Funktion des Dokuments und dergleichen mehr.<sup>146</sup> Hinzu kamen an gleicher Stelle aber auch Angaben zur Überlieferungsgeschichte der jeweiligen Quelle und zum bisherigen Forschungsgang: Kopiale Überlieferungen (mit Standorten und Signaturen), bereits erschienene Editionen und Verzeichnungen oder Forschungsmeinungen (z.B. zur Echtheit). Zu den Aufgaben des Editors sollte es schließlich auch gehören, problematische Stellen zu erläutern, Personen zu identifizieren, seltene Wörter zu erklären und die Bezüge eines Textes zu anderen Dokumenten aufzudecken.<sup>147</sup> Gerade diese Querbeziehungen, Zitate, Anspielungen, Übernahmen aus anderen Quellen und Formulareile wurden dann auch in der Textgestaltung kenntlich gemacht. Der von den MGH eingeführte kleinere Schriftsatz (Petit-Satz) für solche Abschnitte wurde als Fortschritt begrüßt und in zahlreichen Editionen auch in anderen Ländern übernommen.<sup>148</sup>

---

überblicken will, genügt es in keiner Weise mehr, mit diesen klassischen Begriffen der philologischen Methode [i.e.: Recensio, Emendatio, Archetyp etc.] zu arbeiten, sondern sie muß in ihrem ganzen Umfange erfaßt werden, wie sie sich bei der Ausgabe von Originalen, früh- und spätüberlieferten Texten und Fälschungen stellt. Alles was unter der sogenannten höheren und niederen Textkritik, der äußeren und inneren Kritik und den Editionsregeln bis jetzt verstanden wurde, gehört mit zur Edition.“

<sup>145</sup> Bei allen Vorbehalten gegenüber der Qualität z.B. der Pertzchen MGH-Editionen des frühen und mittleren 19. Jh. sieht Hefele, Editionsfragen (1950), S. 95 den Erfolg der Ausgaben doch durch die verbesserte Quellenkritik gerechtfertigt: „Hier war der enorme Fortschritt gegenüber allen bisherigen Quellensammlungen nun wirklich mit Händen zu greifen.“ Schon Moriz Ritter, Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft, München, Berlin 1919, S. 336 hatte diese Entwicklung Pertz und den anderen Editoren der MGH zugeschrieben, die „aus den einzelnen Beobachtungen eine konsequent befolgte Methode entwickelten [...] die sich immer feiner ausbildete, so daß schließlich ihre Grundsätze als eine Theorie der ‚Quellenanalyse‘ [...] zusammengefaßt werden konnte.“

<sup>146</sup> Eine ausführlichere Diskussion der äußeren Beschreibung (auch der Überlieferungssituation und den historischen Entstehungsbedingungen) und ihrer Bedeutung bei Harvey, Editing (2001), S. 71-79.

<sup>147</sup> Diese Ansprüche diskutiert u.a. Merkle, Grundsätzliches (1913), S. 538ff als Verteidigung einer von ihm besorgten Edition (und der dort geübten Praxis der Sachanmerkungen) gegen kritische Rezensionen.

<sup>148</sup> Bauer, Einführung (<sup>2</sup>1928), S. 222: „Ihre (der MGH), sich immer mehr vervollkommene Editionstechnik wirkte seinerzeit bahnbrechend [...] auch durch die kritische Zergliederung der Texte, durch die Feststellung ihrer gegenseitigen Abhängigkeit. Die seit SS IV angewandte Übung, alles Entlehnte durch kleineren Druck auf den ersten Blick hin sichtbar zu machen, bedeutete einen ungeheuren Fortschritt“. Weiland, Quellenedition (1887), S. 328: „Gerade dieses Verfahren [dasjenige kenntlich zu machen, was eine Quelle aus anderen übernommen hat] ist seither den Monumenten zum ganz besonderen Verdienste angerechnet worden gegenüber den Quellenpublikationen anderer Völker.“ Knowles, Great

*Verkümmern der Methode.* Die (Neu-)Zusammenstellung und innere Gliederung des Textmaterials, die Verwendung spezieller Schriftsätze und Sonderzeichen zur besseren Übersichtlichkeit und leichteren Benutzbarkeit wurde in den historischen Editionen bald recht weit getrieben.<sup>149</sup> Die Dokumentation solcher Eingriffe – wenigstens in den Anmerkungen! – wurde zwar immer wieder gefordert, oft aber auch unterlassen. Bei hinreichender Sicherheit der Entscheidung und Regelmäßigkeit der Eingriffe glaubte man, diese auch stillschweigend vornehmen zu dürfen. Die Zielvorstellung der *besseren Benutzbarkeit* überlagerte zunehmend methodische Grundsätze. Man fiel sowohl hinter jene Genauigkeit und Quellennähe zurück, die bereits frühzeitig vor allem von den Diplomatikern als Selbstverständlichkeit gefordert worden war,<sup>150</sup> zugleich verlor man aber auch den Anschluss an die weiteren Entwicklungen der philologischen Methode, die zu adaptieren man doch eigentlich vorgegeben hatte.<sup>151</sup> Insbesondere die alten Kernforderungen nach Vollständigkeit und Transparenz wurden immer wieder verletzt. Die Überlieferung wurde nicht umfassend gesichtet oder dokumentiert und die einzelnen Entscheidungen des Editors nicht immer nachvollziehbar gemacht.<sup>152</sup> Beispielhaft ist hier der Umgang mit

---

Historical Enterprises II (1960), S. 137 spricht von einer „typographical innovation of importance“: „printing all that could be traced to an earlier source in small type, thus making clear at a glance not only the general but even the verbal dependence of a chronicler upon his predecessors“. Wie der Petit-Satz genau gehandhabt werden sollte, diskutiert auch Appelt, Editionsprobleme (1974), Blatt 7.

<sup>149</sup> Oft wurden die „Quellen“ aus den Dokumenten exzerpiert, extrahiert oder zusammengestellt. Der Editor nahm dann selbst Kapitel- und Absatzgliederungen und -nummerierungen vor und verwendete kursiven, gesperrten oder petit-Satz oder spezielle Zeichen (senkrechte Striche für Zeilenwechsel, ein Kreuz in einem Kreis für ein Chrismon etc.) für bestimmte Phänomene. Zu dieser Praxis z.B. Bauer, Einführung (<sup>2</sup>1928), S. 216; er befürwortet ein relativ hohes Maß editorischer Freiheiten, „doch ist es Pflicht des Herausgebers, über alle wichtigeren Eingriffe in den Anmerkungen dem Benutzer Rechenschaft zu legen“

<sup>150</sup> Vergleicht man die Editionen des 19. und 20. Jahrhunderts, so zeichnen sich die älteren oft durch eine größere Quellennähe – durch eine große Zurückhaltung gegenüber Texteingriffen – aus als die jüngeren, die immer stärker zu Normalisierungen in jeder Richtung (zur klassischen Latinität und zum modernen Textverständnis) und auf jedem Gebiet (Orthografie, Grammatik, Interpunktion etc.) tendierten.

<sup>151</sup> Dies kritisiert bereits 1887 Lorenz, Deutsche Geschichtsquellen (1887), S. IVf: „Wenn ich nicht irre, üben manche unter den heutigen Herausgebern mittelalterlicher Schriftsteller genau dieselben Grundsätze, nach welchen in der classischen Philologie vor fünfzig und hundert Jahren vorgegangen wurde. [...] Bei manchen Ausgaben [...] ist man sicher mit dem Vorsatz an die mühsame Arbeit gegangen, die Grundsätze, welche die philologische Textkritik bekennt, in Anwendung zu bringen. Ich bin aber überzeugt, wenn man die angewendete Methode einer Commission von exakten heutigen Philologen zur Prüfung vorlegte, so würde diese vielfach das gerade Gegentheil von dem finden, was die heutige Philologie verlangt.“ Lorenz' Kritik ist allerdings mit äußerster Vorsicht zu genießen: wirr und dunkel wie sie ist, läßt sich nicht leicht ein konsistenter Standpunkt des Verfassers erkennen.

<sup>152</sup> Auch wenn der Einzelfall sicher nicht als typisch angenommen werden darf, sei hier erneut auf die scharfe Kritik von Stumpf, Merovinger-Diplome (1873) und Sickel, Monumenta (1873) an der MGH-Edition Diplomata (Die Urkunden der Merowinger) Bd. 1 (1872) hingewiesen, die nicht nur das Flaggsschiff der deutschen Editions-kunst betraf, sondern (im Falle Stumpf) auch in der maßgeblichen



Textvarianten: Zahlreiche Editionsvorworte berichten, dass im Variantenapparat, nur die „wichtigen“, „inhaltsverändernden“ oder „interpretationserheblichen“ Abweichungen gegeben würden; bloß „sprachliche“ Varianten wurden fast immer ignoriert!<sup>153</sup> An die Stelle des methodisch scharfen Vorgehens, mit dem eine Edition als Grundlage für die Interpretation geschaffen werden sollte, trat so die Texterstellung als Ergebnis der Interpretationen des Editors! Wie in den Philologien wurde daneben auch in der Geschichtswissenschaft das Problem der Kommentierung diskutiert. Hier wie dort standen neben dem Grundproblem der Zeit- und Lesergebundenheit der Anmerkungen die beiden Positionen zur Debatte, die entweder soviel Kommentierung als irgend möglich forderten oder die Anmerkungen als Interpretation oder als Hindernis für Arbeitsgang und Publikationserfordernisse zurückzudrängen suchten.<sup>154</sup>

Die Praxis der MGH und der RTA, dann aber auch Editionsrichtlinien wie die von Heinemeyer für landesgeschichtliche Quellen herausgegebenen, sind in Deutschland allgemein verbindlich geworden, obwohl sie nie erschöpfend zusammengefasst oder zusammengeführt worden sind.<sup>155</sup> Verbindlich in dem Sinne, dass jede Abweichung der speziellen Rechtfertigung bedurfte, auch dann, wenn sie über die etablierte

---

Fachzeitschrift (der Historischen Zeitschrift) ihre Kritikpunkte als konsensuale (theoretische) Selbstverständlichkeiten darstellt. Zu der Qualität dieser Ausgabe ausführlich auch noch Carlsruhards Brühl, Studien zu den Merowingischen Königsurkunden, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 11-20 mit dem Fazit, „daß die Merowingerurkunden de facto noch heute nach der Ausgabe von Bréquigny aus 1791 zitiert werden“.

<sup>153</sup> Die unselbige Praxis, das „Variantenmaterial auf ‚Inhaltsveränderndes‘ und ‚Interpretationserhebliches‘ zu beschränken“ kritisiert Kranich-Hofbauer, Wenn aus Quellen Texte werden (1996), S. 58 z.B. für die MGH-Ausgaben der „Staatschriften des späteren Mittelalters Bd. 6 (1964), S. 32 und der „Urkunden der deutschen Könige und Kaiser“ Bd. 10,1 (1975), S. XIII bzw. Bd. 11,3 (1990), S. XIX. „Das Fehlen bzw. [...] die Unzulänglichkeit sprachlicher Variantenapparate“ als grundsätzlichen Kritikpunkt der Philologen erwähnt auch Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 467.

<sup>154</sup> Zum grundsätzlichen Problem Meyer-Marthaler, Herausgabe (1942), S. 273: „Sachliche, erläuternde Anmerkungen, die in vielen älteren Werken [...] zu finden sind, leiden in starkem Maße an der Gebundenheit der gegenwärtigen Erkenntnis. Diese Tatsache vermindert ihren Wert. Jedoch sie vollständig auszuschalten, geht wohl nicht an“. Für umfassende Anmerkungsapparate z.B. Hefele, Editionsfragen (1950), S. 100: „Je mehr in dieser Hinsicht geboten werden kann, desto besser. Gegen diesen Standpunkt wird grundsätzlich kaum etwas einzuwenden sein“; Schmid, Probleme (1967), S. 641: „Da der Benutzer der Edition die Arbeit des Editors nicht nochmal im einzelnen nachvollziehen kann, wird der Nutzeffekt einer Quellenedition zu einem bedeutenden Teil von der Qualität der Anmerkungen bestimmt“. Dagegen Müller, Empfehlungen (1981), S. 168: „Aufgeblähte Kommentare sind [...] entbehrlich; sie verzögern vielmehr erfahrungsgemäß die Vorlage dringender benötigter Publikationen.“

<sup>155</sup> Der Wunsch nach Vereinheitlichung und Systematisierung hatte sehr wohl bestanden, seine Erfüllung ist aber immer in Ansätzen stecken geblieben. Hefele, Editionsfragen (1951), S. 94: Zu einer gesamtdeutschen oder gar internationalen Einigung und Regelung ist es für ältere Geschichtsquellen trotz mancher Bemühungen noch nicht gekommen. Sowohl die deutschen Publikationsinstitute haben jeweils bei der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine darüber beraten als auch der internationale Historikerkongress bei seinen Tagungen wie 1938 in Zürich.“

Praxis hinausgehen wollte, um z.B. der speziellen Quellengattung, den erwarteten Fragestellungen oder der Entwicklung von Geschichts- oder Sprachwissenschaft Rechnung zu tragen. Das, was zunächst als Fortschritt gesehen wurde, weil es unkritische Quellenpublikation überwunden, eine etablierte Methode adaptiert und verfeinert und zu einer leserfreundlichen Gleichmäßigkeit der Ausgaben geführt hatte, kann auch als Rückschritt angesehen werden. Jede weitere Entwicklung der Methode wurde durch die Vorherrschaft der maßgeblichen Reihen behindert und selbst die bereits weitergehenden Verfahrensweisen der Frühzeit wurden zurückgenommen: Von der buchstabengetreuen Textwiedergabe ging man immer mehr zu normalisierenden Eingriffen (orientiert z.B. am klassischen Latein) über<sup>156</sup> und diplomatische Abschriften oder Faksimilierungen wurden zunehmend grundsätzlich abgelehnt<sup>157</sup> – selbst dann, wenn hinter ihnen der Wunsch nach mehr Genauigkeit, nach größerer Quellennähe und höherem Informationsgehalt und nicht der Verzicht auf Wissenschaftlichkeit stand.

„Die Edition historischer Texte zählt seit dem 19. Jahrhundert zu den zentralen Aufgaben des Wissenschaftsbetriebes. Dennoch hat sich niemals eine umfassende Editionslehre herausgebildet.“<sup>158</sup> Außerhalb der Diplomatik als besonders weit entwickelten Teildisziplin der Geschichtsforschung hat sich die theoretische Diskussion um die Editionslehre weder in programmatischen Aufsätzen noch gar in Handbüchern niedergeschlagen. Wenn überhaupt, dann leiteten sich methodische Überlegungen aus der Praxis ab und wurden in den EditionsVorworten angemerkt.<sup>159</sup> *Regeln* sollten gelten und befolgt werden. Charakteristisch ist aber die oft wiederholte Parole Georg Waitz', dass man die Editionsregeln und Grundsätze – die nirgends umfassend dargelegt waren – „streng, aber ohne Pedanterie“ befolgen solle.<sup>160</sup> Der

<sup>156</sup> Frühe Editionen sind tendenziell buchstabentreuer als spätere. Aber auch innerhalb einzelner Reihen ist der Sog der MGH-Vorgaben zu beobachten. Das Pommersche Urkundenbuch wechselt z.B. erst mit dem vierten Band (1903) von der „bisherigen buchstabengetreuen Wiedergabe der handschriftlichen Vorlagen ... [zu der] nun übliche[n] Vereinheitlichung bei Vokalen und Konsonanten, bei der Groß- und Kleinschreibung und bei der Interpunktion.“ (Schmidt, Geschichte des Pommerschen Urkundenbuches (1998), S. 45). Auch beim „Liv-, est- und kurländischen Urkundenbuch“ setzte sich erst 1872 durch einen Waitz-Schüler mit der Normalisierung anstelle der diplomatischen Abschrift die Methode von MGH und RTA durch (Neitmann, Geschichte (1998), S. 109).

<sup>157</sup> Meuthen, Methodenstand (1972), 261: „Die sog. diplomatische Abschrift wird heute nur noch selten praktiziert“.

<sup>158</sup> Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 77 auch unter Verweis auf Hödls und Wuttkes Vorwort zu „Probleme der Edition mittel- und neulateinischer Texte“, Boppard 1978.

<sup>159</sup> Meyer, Edition (1951), S. 177, Anm. 1: „So reich an Zahl und an Vielfalt der Quellenarten die Editionen der Geschichtswissenschaft sind, so selten ist das Thema der Edition von den Historikern behandelt worden. Meistens berichten nur die Vorreden der Werke über besondere Eigentümlichkeiten“.

<sup>160</sup> Waitz, Urkunden edieren (1860), S. 445 („grösste Genauigkeit und Urkundlichkeit [muss]angestrebt, aber principlose Pedanterie vermieden sein“). Adaptiert bzw. zitiert u.a. bei Roth von Schreckenstein, Urkunden edieren (1864), S. 5, Leist, die Urkunde (1884), S. 5f und Holder-Egger, Monumenta (1887), S. 6.

Editor war niemals den Regeln untertan, vielmehr konnten sie bei Bedarf immer durch „wichtigere“ Überlegungen außer Kraft gesetzt werden.

### 1.2.3 Die mumifizierte Editionstechnik und ihre Probleme

*Die Erfolge von gestern sind die Ursachen für das Scheitern in der Gegenwart.*<sup>161</sup>  
Michael Giesecke

Die Auseinandersetzungen um die rechte Methode waren insbesondere in der Anfangsphase der MGH, dann aber auch noch im späten 19. Jh. teilweise sehr scharf geführt worden.<sup>162</sup> Spätestens mit der Jahrhundertwende wich die lebhaftige Debatte allerdings einer allgemeinen Friedhofsruhe. Im Geiste nachlassenden Interesses an Methodenfragen und extremen Konservatismus' wurden Neuansätze und abweichende Verfahren nun beständig zugunsten der Beharrung auf den autoritativen Vorbildern zurückgewiesen. Die Frage nach der Textgestaltung wurde mit dem Hinweis auf die spezifischen Nutzungssituationen der Editionen für gelöst erklärt: Den Historiker interessierten angeblich nur die „Fakten“, weshalb es ihm vor allem auf eine einfache (schnelle) Lesbarkeit der Editionen ankäme. Zuviel Quellennähe würde in diesem vorherrschenden Verständnis von Geschichte (Faktengeschichte) und Geschichtswissenschaft (Nacherzählung der Fakten) nur schaden. Diskussionsbedarf ergab sich dann nur noch aus Effizienzproblemen: Wie konnten die Quellen unter dem Prinzip der Arbeitsteilung zwischen Herausgebern und auswertenden Lesern möglichst rationell aus den Archiven ins Licht der Forschung gebracht werden.<sup>163</sup> Welches Material war vordringlich zu bearbeiten, wie konnte es sinnvoll zusammengestellt werden<sup>164</sup> und wie konnte es durch den Editor so vorverarbeitet werden,

<sup>161</sup> Michael Giesecke, *Mythen* (2002), S. 221.

<sup>162</sup> Für das späte 19. Jh. sei nur auf zwei Kontroversen verwiesen: der Angriff von Sickel und Stumpf auf die Ausgabe MGH DD 1 (Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873) – Sickel, *Monumenta* (1873)) und die Verteidigung der MGH gegen die Vorwürfe von Lorenz (Lorenz, *Deutschlands Geschichtsquellen* (1887) – Weiland, *Quellenedition* (1887) – Holder-Egger, *Monumenta* (1887)). Die Baesecke-Buchner-Diskussion um die genealogische Methode in den 1940er Jahren ist ein Wiederaufflackern einer Diskussion, die man ebenso gut schon 50 Jahre vorher hätte führen können (Buchner, *Untersuchungen* (1942) – Baesecke, *Rezension* (1942) – Buchner, *Grundsätzliches* (1948)).

<sup>163</sup> Die Idee der Edition ist es ja auch, dass Spezialisten die Dokumente denen zugänglich machen, für die die unbearbeiteten Originale unverständlich und unleserlich sind. So u.a. Stevens/Burg, *Editing* (1997), S. 17f.

<sup>164</sup> Stevens/Burg, *Editing* (1997), S. 17f sehen den Sinn von Editionen auch in der sinnvollen thematischen Zusammenstellung von Material, das sonst über die ganze Welt verstreut ist. Gegen den Autor als Ordnungsprinzip der philologischen Edition gibt es in der Geschichte verschiedene mögliche Rahmen, so z.B. Thema (Gegenstand), Zeit, Raum und Quellengattung. In der Praxis sind Editionsreihen oft durch Schnittmengen mehrerer Aspekte bestimmt. So ist das klassische Urkundenbuch i.d.R. eine Gattungsedition, die durch Zeit und Raum (oder Gegenstand) näher eingegrenzt wird. Die RTA sind eine rein thematische Sammlung mit chronologischer Untergliederung. Die MGH, von denen Lorenz meint, alles „wechselt kaleidoskopisch in diesen großen ungelenten Folianten“ (nach Holder-Egger,

dass es dem Geschichte schreibenden Wissenschaftler am weitesten entgegenkäme? Aber auch hier waren die alles bestimmenden Leitvorstellungen die Wünsche nach *Vereinfachung* und nach *Vereinheitlichung*, für die jede philologische Genauigkeit geopfert wurde.<sup>165</sup> Innerhalb der historischen Zunft war dann nur noch zu klären, ob man für verschiedene Quellengattungen und Epochen nicht doch zu differenzierten Regeln kommen sollte, ob man besser Weniges intensiv und langsam oder Vieles oberflächlich und schnell edieren sollte,<sup>166</sup> ob man die überlieferten Dokumente als geschlossene Werke akzeptieren oder nach Bedarf in Einzelnachrichten aufspalten sollte,<sup>167</sup> ob neben den Originalen (auch: rekonstruierten Originalen) die Gestalt

---

Monumenta (1887), S. 4), ist tatsächlich eine thematische Quellensammlung zum mittelalterlichen *Kaiserreich*, die dann weiter nach Quellengattungen und Teilepochen gegliedert ist. Hier ist teilweise auch das Prinzip der „Bedeutsamkeit“ als Auswahlkriterium maßgeblich, das z.B. bei Urkundenbüchern zugunsten des Vollständigkeitsanspruchs zurücktritt. Ein Problem der unterschiedlichen Rahmensetzungen ist die permanente (teils abweichende, teils übergreifende, teils exzerpierende) Wiederholung von bestimmten Quellen in den einzelnen Editionen, während die große Masse der Dokumente unediert bleibt.

<sup>165</sup> Dahinter steht die nie nachgemessene These, dass der „Inhalt“ normalisierter und modern interpungierter Texte mit aufgelösten Abkürzungen und ohne spezifische Sonderzeichen schneller aufzunehmen sei, als dies bei quellennahen Formen der Fall wäre. Die Kritik an diesem Vorgehen, wie sie z.B. 1938 von Hirsch, *Frage* (1938), S. 237 geäußert wurde, hat in der Praxis keine Auswirkungen gehabt: „Es ist bezeichnend, daß die heute nicht mehr annehmbaren Grundsätze, nach denen Weizsäcker den Vokalismus der Originaltexte gestaltet wissen will, von Erwägungen ausgehen, daß dadurch 'das Lesen bedeutend' erleichtert wird ([Weizsäcker, *Deutsche Reichstagsakten* (1867)] S. LXX.). Dieses Ziel stand also damals im Vordergrund und nicht die philologische Treue des Textes.“ Zugunsten der Einfachheit wurde oft auch auf Variantenapparate – oder die Dokumentation der Eingriffe – verzichtet, z.B. dann, wenn abschriftliche Überlieferung vorlag, der man außerhalb der enthaltenen „Fakten“ gar keine weitere Bedeutung zumessen mochte. Auch der oft geäußerte Ruf nach Einheitlichkeit, exemplarisch bereits bei Waitz, *Urkunden edieren* (1860), S. 439, dient der Einfachheit der Rezeption: man solle sich bloss nicht bei jeder Edition wieder in neue Verfahren und Darstellungsweisen einarbeiten müssen.

<sup>166</sup> Dies war auch eine der großen Streitfragen am Anfang der MGH. Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873), S. 345f berichtet z.B. über den Konflikt zwischen Böhmer (vieles schnell herausgeben) und Pertz (genau und langsam herausgeben). Die Frage, ob man lieber wenige gut erschlossene oder viele oberflächlich aufbereitete Quellen hätte, erneut bei Meuthen, *Methodenstand* (1972), S. 255 und dann auch immer wieder in den einzelnen Beiträgen zu „Stand, Aufgaben und Perspektiven territorialer Urkundenbücher im östlichen Mitteleuropa“, hg. von Winfried Irgang und Norbert Kersken, Marburg 1998.

<sup>167</sup> Diese Diskussion begann bereits in den 1820er Jahren mit der Frage, ob man Texte immer vollständig oder im Auszug der historischen Stellen geben sollte. Dafür: Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 2 (1820), S. 299f; 4 (1822), S. 9f; 5 (1824), S. 636; dagegen: Archiv 3 (1821), S. 327f. Rückblickend dazu auch Hoffmann, *Edition* (1996), S. 191 mit dem wichtigen Hinweis, dass solche Auszüge natürlich dem hermeneutischen Prinzip widersprechen würden, weil sie das Verständnis des Details durch die Zerstörung des Ganzen behindern würden.

der Überlieferung und Rezeption beachtet werden sollte<sup>168</sup> und letztlich: wie viel Quellennähe dem Benutzer wohl „zuzumuten“ wäre.

Aus Effizienzgründen, flankiert von der Vorstellung, die Dokumente ohne weiteres auf wesentliche Inhalte reduzieren zu können, hat die Geschichtsforschung den Typus der Regestenedition hervorgebracht.<sup>169</sup> Man glaubte damit dem Massenproblem der Quelle Herr zu werden und eine Rationalisierung der Erschließung zu erreichen. Ein Regest wird aber nur selten ohne vorherige Transkription erstellt und der Aufwand zur interpretatorisch-verdichtenden Durchdringung ist sehr hoch. Deshalb dürfte die Ersparnis an Arbeitszeit insgesamt geringer zu veranschlagen sein, als der Verlust an Informationen, der mit jeder Fragestellung einhergeht, die von den Vorstellungen des Regestenerstellers abweicht, und die nur durch den Volltext beantwortet werden könnte. Letztlich dürften die Gründe für solche verkürzten Ausgaben u.a. in druckökonomischen Bedingungen zu suchen sein, aber auch in der Vorstellung, die „Bedeutung“ einer Quelle solle über die Genauigkeit der Editionsmethode bestimmen.<sup>170</sup> Gerade Dokumente minderen Wertes – aber auch bereits andernorts publizierte – sollten deshalb vom Herausgeber nur kurz und bereits stark vorverarbeitet dem auswertenden Historiker zur Verfügung gestellt werden, statt ihn mit unwichtigem Beiwerk – verschiedenen Aspekten des originalen Dokuments nämlich – aufzuhalten.

Geradezu einem Treppenwitz der Wissenschaftsgeschichte ähnelt der Befund, dass den Historiker als Editor nicht die Überlieferung und Rezeption, sondern nur die – möglicherweise historisch irrelevante – Urfassung zu interessieren habe. Mit der Übernahme der lachmannschen Methode dringt auch eine primär am Autor orientierte Sichtweise in die Edition ein und verstellt dabei den Blick auf die Entstehungs- und Überlieferungsbedingungen der Quellen als Spiegel der zu erforschenden Zeit.

---

<sup>168</sup> Diese Frage beschränkt sich nicht auf die Fälle, in denen das Original verloren ist und die Überlieferung ersatzweise an seine Stelle tritt. Nicht nur aus historischer Sicht können die weiteren Überlieferungsformen auch bei vorhandenem Original von eigenem Wert (z.B. für die Ortsnamenforschung) sein. Diese Diskussion spricht für die Urkunden z.B. Paul Kehr, MGH DD dt. Karolinger Bd. 1, Paul Kehr, Berlin 1932-34, S. VIII f an und fordert die genaue Verzeichnung der gesamten handschriftlichen (vorliterarischen) Überlieferung (um auch die Rezeptionsgeschichte der Urkunden erkennbar werden zu lassen) – ja sogar mit Aufnahme der Veränderungen in den Abschriften (die z.B. beim Namensmaterial für die Sprachforschung wichtig seien). Dagegen wendet sich z.B. Appelt, Editionsprobleme (1974), Blatt 4.

<sup>169</sup> Im angelsächsischen Bereich gibt es analog den Typus des „Calendar“ – siehe z.B. Harvey, *Editing* (2001), S. 56ff. Ich gehe hier nicht weiter auf diesen Typus ein, weil er aus meiner Sicht keine Edition darstellt, sondern informationstheoretisch eher den Findmitteln, Katalogen oder Verzeichnissen zuzuordnen ist.

<sup>170</sup> So noch 1972 Meuthen, *Methodenstand*, S. 255: „Der Wert der Methode kann nicht gemessen werden ohne die vorgängige Bewertung der Quelle, die ediert wird.“ Dabei muss das Raster der Bedeutung, da es den schnell wechselnden Fragen und Moden der Geschichte folgt, dem langfristigen Anspruch der Edition schon prinzipiell zuwider laufen. Man denke nur an die früher verbreitete Geringschätzung der Quellen des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, gegenüber jenen des Früh- und Hochmittelalters!

Auch wenn das Problem allen theoretisch reflektierenden Editoren bewusst gewesen ist, zeigt die Praxis doch häufig die Dominanz der Urtext-Orientierung.<sup>171</sup> Mischtexte wurden weiterhin gegen Leithandschriften gesetzt und letztlich doch immer wieder die angebliche Benutzernähe der stark veränderten Überlieferung in der Praxis gegen die theoretisch geforderte Quellennähe der diplomatisch genauen Wiedergabe ausgespielt. Bauer zeigt in seiner Einführung in das Studium der Geschichte das Dilemma noch ungewollt:

„Die Ausgabe einer schriftlichen Quelle durch den Druck verfolgt den Zweck, a) den Text in möglicher Reinheit und Vollständigkeit, in der vermutlich vom Verfasser gewollten Form wiederzugeben, b) ihn so übersichtlich, lesbar und verständlich darzustellen, wie das ohne Verletzung des Inhaltes immer nur möglich ist“.<sup>172</sup>

Hier werden insgesamt vier Perspektiven angedeutet, die sich in der Praxis durchaus widersprechen, ja sogar ausschließen: Orientierung an der Überlieferung („Reinheit und Vollständigkeit“), Orientierung an eher philologischen Kategorien (die vom Verfasser intendierte Form), Orientierung an einem faktizistischen Geschichtsverständnis (der Inhalt) und Orientierung an dem Nutzer („so lesbar und verständlich wie möglich“).<sup>173</sup> Bei Theorie und Praxis der historischen Edition ist es so beständig

---

<sup>171</sup> Fuhrmann, Ziel und Aussehen (1976), S. 13f konstatiert, dass sich Editionen Lachmannscher Prägung „zuvorderst auf die Wiederherstellung der Urschrift [richten], auf einen Textzustand, der – historisch gesehen – möglicherweise von keinem oder von schwächerem Einfluß gewesen ist als abgeleitete und in Lachmanns Augen deprivierte Versionen.“ – er verweist (Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 15ff) auf ein berühmtes Beispiel: „Die Konstantinische Schenkung ... ist ... tausendfach überliefert; mit viel Mühe wurde der sogenannte ‚älteste Text‘ zu ermitteln gesucht, und er ist gerade mit Gewißheit derjenige, der in der späteren Diskussion keine Rolle spielte. ... Eine vornehmlich auf Rekonstruktion der Urschrift hinauslaufende Edition kann zu Verbiegungen unserer Überlieferungsvorstellungen führen, denn sie läßt den Textzustand späterer Zeiten möglicherweise nicht oder nur mangelhaft erkennen.“ Gegen die Editionen seiner Zeit und ohne große Wirkung stellt er dann (Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 30) fest: „Fraglos ist es wünschenswert, daß bei einer Edition der Urtext ebenso greifbar wird, wie seine später zu Einfluß gelangte Überlieferung. Jedoch im Gegensatz zu einem Philologen, dessen Aufmerksamkeit häufig eher dem Werk und dem Autor gilt, muß dem Historiker und jedem an der Rezeption einer Schrift Interessierten an der Kenntnis der Wirkform eines Textes gelegen sein“. An der gleichen Stelle steht dann auch noch 1989 Koch, Urkundenedition (1989), S. 16: „Nicht weniger entscheidend für die editorische Vorgangsweise ist die vieldiskutierte Frage, was nun in erster Linie hervortreten habe: eine vorhandene oder zu rekonstruierende Urschrift, jener Archetyp des bis heute bei Philologen, aber auch Historikern wirksamen Systems von Karl Lachmann (1793-1851) also, oder das Weiterleben und Wirksamwerden der einen oder anderen Textüberlieferung in der historischen Dimension“.

<sup>172</sup> Bauer, Einführung (<sup>2</sup>1928), S. 215.

<sup>173</sup> In den anschließenden Ausführungen (S. 215ff) nähert er sich dann doch der Überlieferungsorientierung an, wenn er dazu rät, die „beste“ Handschrift (schon bei ihm in Anführungszeichen) zur Grundlage des Textabdruckes zu machen, und die Abweichungen im Apparat zu vermerken.

beim unentschiedenen Lavieren zwischen verschiedenen Ansprüchen geblieben, die sich in der Praxis nicht gemeinsam und konsequent realisieren lassen.

Dies gilt vor allem für die Quellen zur mittelalterlichen Geschichte, deren Knappheit wenigstens ein Mindestmaß an theoretischer Reflexion nahelegten. Ohne näher darauf einzugehen soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Situation der Edition der frühneuzeitlichen und neuzeitlichen Dokumente von einer noch größeren Methodenabstinenz gekennzeichnet war.<sup>174</sup> Die historische Differenz, die spezifischen Eigenheiten der Überlieferung wurden hier meistens gar nicht thematisiert, so dass man glaubte, die Quellen ohne weiteres in der Form moderner Texte – allenfalls noch die *alterthümeln*de Sprache beibehaltend – publizieren zu können.<sup>175</sup>

### ***Fallbeispiel: Philologie und Geschichtswissenschaft***

*Gemeinsamkeit der Quellen.* Edition ist die Aufbereitung von Quellen für die wissenschaftliche Benutzung. Ihr Zweck ist die Bereitstellung gesicherter Texte, die einen Rückgriff auf die Überlieferung so weit wie möglich ersetzen sollen. Daraus ergibt sich die Forderung, dass Editionen für möglichst viele Fragestellungen und Fachbereiche nutzbar sein sollten. Das Erkenntnisinteresse und die angewendeten Methoden richten sich in den einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen auf unterschiedliche „Gegenstände“. Das bedeutet aber nicht, dass diese Fächer auf einen exklusiven Satz von Quellen und Quellengattungen beschränkt sind. Konnte am Anfang der Entwicklung der Wissenschaften der Eindruck entstehen, die Philologien beschäftigten sich vornehmlich mit literarisch-künstlerischen Stoffen, während die Geschichtswissenschaft auf historischen Nachrichten (Chroniken, Annalen etc.) und

---

<sup>174</sup> Meyer, Edition (1951), kritisiert u.a., dass für die Neuzeit entweder einfach die alten Methoden übernommen würden („Ganz unter dem Einfluß der sogenannten philologischen Methode steht bis heute die Herausgabe neuzeitlicher historischer Texte“ – S. 182), oder aber eine methodische Diskussion ganz verweigert würde: „Kennzeichnend für die heutige Lage ist, daß immer wieder betont wird, die Editionsregeln seien eben in diesem oder jenem Spezialgebiet ganz besondere. Beispielsweise verwehrt man jede Kritik an den wirklich 'archaischen' Editionsgrundsätzen der Geschichtsquellen der Neuzeit (Anmerkung: Grundsätze für die äußere Textgestaltung bei der Herausgabe von Quellen zur neueren Geschichte, in Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1930; Editionsgrundsätze von A. Bachmann in Quellen zur Schweizer Geschichte II/1 (Hans Waldmann I), Basel 1911 vor S. 1) mit den Worten, das Material sei vollständig anders als im Mittelalter, ohne zu bedenken, daß jene Regeln ja auf die Ausgaben antiker Texte zurückgehen. (S. 186)“. Seine Forderung, hier umzudenken, ist ungehört verhallt: „Nur die Erkenntnis des Wesentlichen und Gemeinsamen in der engen Zusammenarbeit der Forscher und Lehrer mit den wichtigsten Editionen vermag die Weiterentwicklung der Methode zu sichern und dieses Wissen in die Praxis umzusetzen. Daß dabei gerade die Überprüfung der eigenen Arbeitsgewohnheiten an der Editionstechnik anderer Stoffe und anderer Zeiten - im Gegensatz zu dem heutigen völligen Abschluß voneinander - außerordentlich fruchtbar sein würde, braucht nicht besonders betont zu werden“ (S. 186).

<sup>175</sup> Siehe z.B. die allein auf schnelle Publikation und einfache Lesbarkeit ausgerichteten „Grundsätze“ von Stieve (1895), die jede Kürzung und alle möglichen modernisierenden Texteingriffe legitimieren.

der archivalischen Überlieferung von Gebrauchsschriftgut aufbaute, so zeigten sich hier zunehmend Überschneidungen. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Geschichte ihre Editionsmethoden auch deshalb bei den Philologen entlehnte, weil sie es teilweise mit quasi-literarischen Stoffen zu tun hatte. Auf der anderen Seite begann bald auch die Sprachwissenschaft, die Erforschung historischer Sprachstände intensivierend, sich den in den Archiven gespeicherten „historischen“ Dokumenten zuzuwenden. Dabei nahm man am Anfang gerade die Urkunden in den Blick, die zu den ältesten und am breitesten verfügbaren volkssprachigen Zeugnissen gehörten. Im Verlauf der Differenzierung der Wissenschaften und der Ausweitung ihres Erkenntnishorizontes weitete sich dann die Schnittmenge der für viele Fächer relevanten Quellen immer mehr aus und umfasste bald neben den mittelalterlichen z.B. auch die frühneuzeitlichen und neuzeitlichen Dokumente. Nicht nur als Ersatz für sonst kaum verfügbare Sprachzeugen, sondern auch als Vertreter alltagssprachiger Textgattungen im Gegensatz zur Literatursprache wurden dabei immer häufiger Quellen erschlossen, die neben dem historischen Interesse auch für die philologische Auswertung verfügbar sein sollten.

*Interdisziplinarität und Quellentreue.* Wir hatten gesehen, wie gegen die schließlich siegreichen Regeln der geschichtswissenschaftlichen Texttransformation der Wunsch nach Originalnähe von manchen Historikern immer wieder erhoben, aber nicht erfüllt wurde. Waren diese Forderungen Grundlage der Echtheitskritik, aber auch Vehikel zum Transport der historisch realen Gestalt der Quellen gewesen, so entsprangen die philologischen Vorstellungen dem einfachen Bedürfnis, nicht die Grundlagen sprachwissenschaftlicher, also auch sprachhistorischer Forschungen durch rücksichtslose Eingriffe in die Dokumente und durch ahistorische „Normalisierungen“ zu verlieren. Der benutzernahen, aber quellenfernen etablierten Praxis standen so weitergehende Vorstellungen sowohl aus historischer als auch aus philologischer Sicht gegenüber, die von dem grundsätzlichen Wunsch nach Interdisziplinarität und Rationalität in der Editionsarbeit noch verstärkt wurden: Die Quellen sollten für alle nutzbar sein, und Doppelperschließungen sollten nach Möglichkeit vermieden werden.<sup>176</sup>

Dabei wurden diese beiden letzten Forderungen von den Historikern durchaus grundsätzlich akzeptiert.<sup>177</sup> Allerdings hielt man sie auch mit den herkömmlichen Editionsmethoden bereits für erfüllt! Theodor Schieffer meinte z.B. anlässlich seiner Ausgabe der Urkunden der Karolingischen Lothare, dass ein Editionsband eine „Kla-

<sup>176</sup> So auch Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 57.

<sup>177</sup> Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 51 konstatiert: Der „Grundkonsens, daß die Produkte einer wiss. Editorik offen sein müssen für möglichst alle ... Fragestellungen, ist ... an sich gegeben. Doch in der editionspraktischen Umsetzung bleiben besonders germanistisch-sprachhistorische Interessen in Editionen von Historikern, aber durchaus auch von Germanisten häufig noch immer auf der Strecke“.



viatur“ sein solle, „auf der Historiker und Diplomatiker, Juristen und Philologen mit wünschenswerter Sicherheit spielen können.“<sup>178</sup> Die Sicherheit des Spiels war durch die Gleichförmigkeit der angewandten Methode und Darstellungsform gegeben. Dem – insbesondere germanistischen – Sprachhistoriker fehlten mit der Unterschlagung bestimmter quellenspezifischer Phänomene allerdings eine ganze Reihe von Tasten, mit denen er die Zwischentöne der jeweiligen Sprachstände hätte zu Gehör bringen können!<sup>179</sup> In der Sicherheit der etablierten Methode unterschlug man diese weitergehende Kritik sowohl aus den eigenen wie den fremden Reihen. Dabei ist das Lamento der Philologen über die Unbrauchbarkeit historischer Editionen für sprachwissenschaftliche Zwecke lang.<sup>180</sup> Und selbst Gegenentwürfe – die sich auf

<sup>178</sup> Die Urkunden der Karolinger, Bd. 3: Die Urkunden Lothars I. und Lothars II. Berlin Zürich 1966, S. XVII.

<sup>179</sup> Es ist allerdings darauf hinzuweisen, dass geschichtswissenschaftliche Urkundeneditionen bis vor einiger Zeit fast ausschließlich lateinische Dokumente zu bringen hatten. Im Gegensatz zur volkssprachigen Philologie, die auf einem sehr hohen Entwicklungsstand die genaueste Verzeichnung der Phänomene verlangen musste, interessierte sich die weniger differenzierte mittellateinische Philologie kaum für diese Dokumente und erhob dementsprechend auch nicht die gleichen Forderungen an Editionen. Schieffer (siehe vorherige Anmerkung) durfte deshalb durchaus ein reines Gewissen haben, wenn er meinte, durch die genaue Beachtung auch ungewöhnlicher Formulierungen und Schreibungen einen Beitrag für die philologische Bearbeitung der mittelalterlichen Latinität geleistet und eine vollständige Klaviatur eingerichtet zu haben. Die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit ist fast ausschließlich bei volkssprachigen Texten ein fundamentales Problem.

<sup>180</sup> Zusammenfassend spricht Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 467 von dem „Vorwurf der prinzipiellen Unbrauchbarkeit historischer und theologischer Editionen für germanistische Zwecke, bedingt vor allem durch das unselige und unzulänglich begründete ‚Normalisierungspostulat‘ in puncto Orthographie und Interpunktion“. Bereits früher Bernt, Bedeutung (1930), S. 7: Die Quellen „sind eben vom Standpunkt des Inhaltes abgedruckt worden, das heißt, ihre Schreibweise und Rechtschreibung wurde zum Zweck der Vereinfachung normalisiert und gerade dadurch der feinen sprachlichen Besonderheiten und Kennzeichen beraubt, die eine Behandlung der Sprachgeschichte ermöglichen, oder es wurden überhaupt nur Regesten angefertigt, kurz, der größere Teil der vorhandenen Urkundenbücher ist von Historikern für Historiker ohne anderweitige wissenschaftliche Ziele herausgegeben worden. Daß bei einer einseitigen Normalisierung der Sprache und Rechtschreibung auch viele Merkmale wegfallen, die den mundartlichen Einschlag der Niederschrift oft so interessant und wichtig machen, liegt auf der Hand.“ Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 52 beschreibt, wie sich historische Editionen auf die „Textaussage“ konzentrieren und dabei die historische „Textgestalt“ und die „Sprachwirklichkeit“ in den Hintergrund treten lassen. Auch Bein, Editionsprinzipien (1998), S. 925f fordert, den Text in seiner „sprachhistorischen Eigentümlichkeit zu dokumentieren und den Informationsverlust, den jede Art von Quellenübertragung mit sich bringt, möglichst gering zu halten“. Am konkreten Beispiel diskutiert Antony, Edition (1981), S. 779-785 die weitgehende Unbrauchbarkeit von Editionen für die Lexikografie. Beim einfachen Vergleich zweier Ausgaben findet er 2000 Abweichungen in 3500 Zeilen – „Dieser frappierenden Tatsache steht der Benutzer, und insbesondere der Lexikograph, ratlos gegenüber, da er von Fall zu Fall nicht weiß, welcher Ausgabe er nun vertrauen soll“ (S. 779). Vertrauen kann er dann aber am Ende gar keiner: „Um so bedrückender ist für den Lexikographen der durch die geschilderten Erfahrungen genährte Verdacht, daß wohl so manches, was er mit der erwähnten Sorgfalt aus den Editionen in sein Werk überträgt, niemals in irgendeiner Handschrift, geschweige denn im Original des jeweiligen Textes gestanden hat“ (S. 785).

gemeinsames Material bezogen – hatte es spätestens seit 1932 gegeben. Damals begann Friedrich Wilhelm mit der Herausgabe des „Corpus der altdeutschen Originalurkunden“ (CAO),<sup>181</sup> das sich in der Textgestaltung in augenfälliger Weise von den historischen Urkundeneditionen unterschied. Auch wenn die materielle Überschneidung mit den zeitgleichen historischen Editionen äußerst gering war, weil letztere in den seltensten Fällen zu einer Zeit vorgezogen waren, in der volkssprachige Urkunden vorlagen und auch wenn der hier praktizierten chronologischen Ordnung aller verfügbaren *deutschen* Urkunden in der Geschichtswissenschaft ein abweichendes, nämlich thematisches oder geografisches – Auswahlprinzip gegenüberstand, so war die gewünschte Richtung für die gemeinsamen Editionsgegenstände doch deutlich gemacht. Die historischen Urkundeneditionen verkörperten in ihrem Fach zwar den am stärksten an Originalnähe orientierten Ansatzpunkt, doch gingen die germanistischen Vorstellungen noch weit darüber hinaus. Dass das Beispiel des CAO auf historischer Seite keinerlei Auswirkungen auf die Editionslehre gehabt hat,<sup>182</sup> verwundert umso mehr, als dass man es dort ja meistens mit Originalen zu tun hatte. Der Griff zur Rekonstruktions- und Normalisierungsphilologie wäre hier gar nicht nötig gewesen, da die angeblich wesentlichen historischen „Inhalte“ durch Kopfreagen außerhalb des Textes erschlossen wurden und der Rest dann nur noch für den Spezialisten interessant hätte sein dürfen, der auf Glättungen und Eingriffe sicher nicht angewiesen ist.

Insgesamt entstand dadurch die sonderbare Situation, dass in den Geschichtswissenschaften eine Methode von der Philologie übernommen wurde, die nicht nur hinter die Originalnähe früherer Ansätze zurückfiel, sondern zugleich die Brauchbarkeit von Editionen für bestimmte philologische Fragestellungen zunichte machte. Für den konkreten Fall hatte bereits Wilhelm darauf hingewiesen, dass der normalisierende Eingriff als Editionsstandpunkt, den die Historiker von Lachmann übernommen haben, „die modernen Urkundenveröffentlichungen, welche Urkunden in deutscher Sprache enthalten, selbst die der *Monumenta Germaniae Historica* [...] zum guten Teil für den Sprachforscher unbrauchbar“ macht.<sup>183</sup> Für die beharrliche Wiederho-

<sup>181</sup> Corpus der altdeutschen Originalurkunden, begründet von Friedrich Wilhelm, fortgeführt von Richard Newald, Helmut De Boor, Diether Haacke und Bettina Kirschstein, 5 Bände, Lahr 1932-1986, Regestenband Lahr 1963ff.

<sup>182</sup> Eine Art Retourkutsche gibt es allerdings bei Hefele, Editionsfragen (1950), S. 97f: Danach sei gerade das CAO wegen der fehlenden Schriftbestimmung (also mangelnder historischer Einordnung) für die Sprachgeschichte nur von eingeschränktem Nutzen.

<sup>183</sup> Wilhelm, Corpus (1932), S. LX. Dagegen setzt er die „Notwendigkeit, diese urkundlichen Quellen in einer Ausgabe vor sich zu haben, die diese Orthographie nicht durch Normalisieren nach Lachmanns und seiner Nachfolger Art verwischt.“ Er beklagt: „dieser normalisierende Editorenstandpunkt, der von den Lachmannisch geschulten Germanisten an die Historiker abgegeben wurde, hat sich bitter gerächt, er hat unter der hochmütigen Führung philologischen Schulfuchsertums dazu geführt, daß das ganz richtige Empfinden älterer Historiker und Archivbeamter, [...] auch dem orthographischen Gewand der herauszugebenden Quelle gebühre ein Platz an der Sonne, immer weniger Berücksichtigung fand. Auch

lung dieses Vorwurfes steht dann noch 1994 Norbert Richard Wolf, der betont, dass es keine Sprachgeschichte ohne Edition geben könne; der Sprachhistoriker sei abhängig vom Editor – „gleichzeitig aber übernimmt auch der Editor eine Verantwortung für den Sprachhistoriker. Beide sind also [...] aufeinander angewiesen und sollten aufeinander Rücksicht nehmen.“<sup>184</sup>

Ich will in aller gebotenen Kürze auf die einzelnen Felder eingehen, auf denen die Kritik sowohl der quellenorientierten Historiker, als auch der sprachhistorischen Philologen ansetzt, um die Problemlagen, um welche die Diskussion auch im weiteren Verlauf immer wieder kreisen wird, schon jetzt anzudeuten.

*Textgliederung.* Ungegliederte oder nicht nach modernen semantischen Vorstellungen gegliederte Dokumente werden in historischen Editionen neu strukturiert, in Absätze geteilt und diese dann oft kanonisierend betitelt oder nummeriert. Dagegen steht die Forderung, die originale Gliederung und Absatzgestaltung zu übernehmen und z.B. auch Zwischenräume zwischen Textteilen in der Edition wiederzugeben.<sup>185</sup> In der Praxis unterbleibt aber selbst die Dokumentation der gliederungssetzenden Eingriffe meistens.

*Orthografie.* Orthografie ist die richtige Schreibung der Wörter. Was eindeutig klingt ist höchst diffus, weil der Begriff des „Richtigen“ nicht ohne einen Bezugsrahmen anzuwenden ist, der je nach Standpunkt höchst unterschiedlich gebildet werden kann. Er besteht zunächst aus der Vorstellung lexikalischer Bestimmtheit von Wortformen, auf deren zeitliche und geografische Differenzierungsmöglichkeit schon mehrfach hingewiesen wurde, und die – wenn z.B. eine moderne Fassung (die auch nur eine historische relative Fassung ist) als Richtschnur dient – zu Dehistorisierung und

---

Bequemlichkeit spielte dabei eine Rolle. Denn, so paradox es klingen mag: Normalisieren ist leichter, als einen Text möglichst buchstabengetreu wiederzugeben.“ Aus seiner Sicht sind solche Editionen sogar unwissenschaftlich, weil dehistorisierend: der Editor würde eine Anpassung der Quellsprache (an ein zu seiner Zeit indentiertes, aber noch nicht einmal jemals real gewesenes System) vornehmen – nicht anders als jene so viel kritisierten früheren Abschreiber! Daraus folge u.a., dass viele ältere Ausgaben (die noch typografische Quellentreue anstrebten) für sprachwissenschaftliche Zwecke eher brauchbar seien als die „modernen“ Editionen.

<sup>184</sup> Wolf, Abhängigkeit (1994), S. 352. Bereits 1930 hatte Bernt, Bedeutung (1930), S. 7 den Historikern vorgeworfen, einer einseitigen Normalisierung der Sprache und Rechtschreibung Merkmale geopfert zu haben, die zu beachten Historiker [!] und Philologen alle Ursache haben. Die Nutzlosigkeit der historischen Editionen für den Philologen auch bei Müller, Methodenkritik (1978), S. 80. Die Forderungen der Sprachwissenschaft an Editionen u.a. bei Besch, Edition (1976), S. 392f mit dem Fazit (S. 402): „Beim Editionstext plädiere ich für eine äußerst genaue Wiedergabe des Vorlagentextes. Er sollte für eine Reihe von sprachwissenschaftlichen Fragen auswertbar sein“. Bein, Editionsprinzipien (1998), S. 925f, fordert den Text in seiner „sprachhistorischen Eigentümlichkeit zu dokumentieren und den Informationsverlust, den jede Art von Quellenübertragung mit sich bringt, möglichst gering zu halten“. Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 52 meint schließlich, dass Historiker-Editionen sich auf fachspezifische Forschungsinteressen (die Textaussage) konzentrieren, wobei die historische ‚Textgestalt‘ und die Vermittlung der Sprachwirklichkeit in den Hintergrund treten.

<sup>185</sup> So z.B. bereits Leist, Urkunde (1884), S. 59ff. Zu dem Problem auch Meyer, Edition (1951), S. 195.

zugleich zu spezifischer Rehistorisierung führt.<sup>186</sup> Der Bezugsrahmen besteht aber auch aus einem bestimmten *Zielcode* (einem Alphabet oder allgemeiner: Zeichenraum), in den die Befunde der Vorlage und der *Ausgangscodes* „übersetzt“ werden müssen. Wenn nun die Diskussion darum kreist, ob man die Orthografie *berichtigen* bzw. *anpassen* solle, dann lässt dies die eigentlichen Probleme unbestimmt! Es wird in aller Regel nicht mitgeteilt, auf welches lexikalische und alphabetische System hin angepasst werden soll – *wenn* angepasst werden soll. Auf der anderen Seite ist ebenso unklar, in welcher Differenzierung und unter welchem Erkenntnisinteresse die Phänomene wiedergegeben werden sollen, wenn die Orthografie *nicht* angepasst werden soll. Jede Originalorthografie ist, weil auch sie eine Übersetzung von einem Codesystem in ein anderes Codesystem vornehmen muss, bis zu einem bestimmten Grad eine angepasste, regulierte, normalisierte Orthografie! Im folgenden mögen einige kursorische Beispiele genügen, das grundsätzliche Problem wird auch an anderer Stelle wieder aufgegriffen.

(1) Wenn lateinische Dokumente des Mittelalters orthografisch normalisiert werden sollen, dann kann das vielerlei bedeuten: Anpassung an die Wortformen des klassischen Latein, Anpassung an ein – wie auch immer nach Zeit und Region differenziertes – mittelalterliches Latein oder bloße Ausgleichung der Schreibungsvarianz innerhalb der Texte eines Autors oder Schreibers.<sup>187</sup> Was jeweils ein zu korrigierender „Fehler“ ist,<sup>188</sup> wie die „richtigen“ Wörter – oder die Wörter überhaupt<sup>189</sup>

<sup>186</sup> Die Orthografie wird dann aus der einen (originalen) Sprachform in eine andere (zum Editionszeitpunkt gültige) Sprachregel überführt, die zum Nutzungszeitpunkt der Edition schon wieder historisch sein kann. Möglicherweise ist auch die Einheitlichkeit der Orthografie ein historischer Sonderfall. Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 479: „Einheitlichkeit der Orthographie ist das Ergebnis mühsamer Konferenzen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, also ein Spätprodukt.“

<sup>187</sup> Theorie und Praxis gehen hier immer noch weit auseinander. Die Forderung nach Beibehaltung der originalen Schreibweise wurde schon früh erhoben und wird heute als Selbstverständlichkeit dargestellt. Harvey, Editing (2001), S. 42 meint z.B., dass „no one today“ mittelalterliches Latein in klassisches umformen würde. Tatsächlich wird gerade bei der Auflösung von Abkürzungen (aber auch sonst) noch oft auf die Wörterbücher des klassischen Latein zurückgegriffen.

<sup>188</sup> Dem Historiker kann als Abweichung von der Norm, als bloßes Schreiberversehen erscheinen, was dem Philologen sprachhistorisches Phänomen ist. Das betrifft nicht nur den Haupttext, in dem stillschweigend korrigiert wird, sondern erstreckt sich dann auch auf die Verzeichnung von Varianten! Wenn nicht hinreichend differenziert wird, dann verschwinden sprachliche Abweichungen aus der editorischen Dokumentation, weil sie dem Historiker eben nicht als orthografisch relevante Varianten erscheinen – dem Philologen aber sehr wohl von Bedeutung hätten sein können. Die Diskussion innerhalb der Geschichte u.a. bei Leist, Urkunde (1884), 40f: Gegen die Praxis der stillschweigenden Verbesserung von Schreibfehlern war Sickel noch für ganz radikale Beibehaltung, Leist dann schon für Verbesserung mit Anmerkung gewesen.

<sup>189</sup> An allem Anfang stellt sich bereits die Frage der Worttrennung. Auch hier kann normalisiert oder dem Original gefolgt werden. Meyer, Edition (1951), S. 199 fordert, dass man wenigstens bei distinkter Schrift (Schrift mit Worttrennung) nicht eingreifen, sondern den Originalzustand belassen solle. Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 53 verweist auf die Bedeutung der Getrennt- bzw. Zusammenschreibung für Fragen der Wortbildung.

– identifiziert werden, geht dementsprechend weit auseinander. Dass mit jeder Normalisierung auch die philologische Verwertbarkeit in genau dem verwendeten Rahmen bestimmt wird, ist offensichtlich: Eine Erforschung von chronologisch, geografisch oder individuell gebundenen Partikularsprachen ist nur dann möglich, wenn auch der entsprechende Horizont bei der Textkonstitution mitgedacht worden ist. Normalisierung in einem allzu undifferenzierten Rahmen zerstört aber nicht nur die sprachhistorische Nutzbarkeit, sondern gefährdet auch die historisch-inhaltliche Deutung, wenn nämlich bedeutsame Wortdifferenzen nach einem ungeeigneten Lexikon (einer quellenfernen Zielsprache) ausgeschaltet werden.<sup>190</sup> Dabei zeigen besonders die Eigennamen (z.B. bei Personen und Orten), dass Historiker durchaus dann zur Wahrung jeder Originalität bereit sind, wenn sie den Informationswert der Genauigkeit nur erkennen können. Bei den Eigennamen ist er ihnen nur offensichtlicher als bei der Sprache insgesamt.<sup>191</sup>

(2) Selbst wenn auf Normalisierung der Orthografie verzichtet wird, neigen historische Editionen dazu, der „Lauttreue“ den Vorrang gegenüber der „Buchstabentreue“ zu geben.<sup>192</sup> Häufigstes Beispiel ist die Wiedergabe der runden und spitzen Formen von u und v (die bis in das 17. Jahrhundert hinein ja nur einen Buchstaben abbilden) als v- und u-Laute.<sup>193</sup> Der Fall tritt u.a. aber auch bei den frühneuzeitlichen Buchstabenverdopplungen auf, die oft für bloße Schreibermarotten gehalten werden

<sup>190</sup> Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 28 bringt ein eindrückliches Beispiel aus der Praxis: In einer Edition wird aus dem „ticio“ der Vorlage, das im Lexikon des klassischen Latein leichter greifbare „dicio“ (Macht) statt des schlechter dokumentierten mittellateinischen „titio“ (Brand) – der intendierte Sinn ist zerstört.

<sup>191</sup> Die Identifikation von Orten ist oft unsicher und über die „richtige“ Schreibung von Personennamen lässt sich lange streiten, weil deren „normalisierte“ Form immer ein modernes Konstrukt sein muss. Zugleich stehen diese Probleme im Zentrum einer faktenorientierten Geschichte. Entsprechend leichter war ein höheres Maß an Sensibilität zu erreichen. Die Praxis der historischen Editionen ist geprägt von der Grundhaltung: „die Texte werden normalisiert, bis auf die Eigennamen.“ Diese verfolgte man noch bis in die kopiale Überlieferung. Hirsch, Frage (1938), S. 240 berichtet z.B. von der Praxis bei Kehrs Urkundeneditionen, wo Orts- und Personennamen sogar noch (zusätzlich) in den abschriftlichen Formen wiedergegeben wurden, wenn es Urschriften gegeben habe – weil dies für die Namenforschung interessant sei. Das wird von Schieffer (MGH DD Karolinger 3, 1966, S. XIIIf) ausdrücklich unterstützt und weiter ausgebaut, weil es hier ja auch um das Schließen der (Wissens-)Lücken zwischen Original und „vorliterarischen“ Kopien (den Kopien vor der Drucklegung) geht.

<sup>192</sup> Innerhalb der Philologien gibt es gerade in der Altgermanistik Traditionen, die eine Transkription nach Lautwert vornehmen und dann die vorgefundenen Buchstaben durch differenziertere Zeichen (z.B. für kurze oder lange Vokale, scharfes oder nicht-scharfes z) ersetzen, die der erschlossenen phonetischen Realität entsprechen sollen. Außerdem macht – auch aus historischer Perspektive – eine lautgetreue Wiedergabe dann Sinn (oder zumindest keine Probleme), wenn der Text ohnehin ein im lachmannschen Sinne (*re-*)konstruierter Text ist.

<sup>193</sup> Roth von Schreckenstein, Urkunden ediren (1864), S. 20 weist zu Recht darauf hin, dass, wer u und v normalisiert, auch gleich j und i oder c und t (die in vielen Schriften nicht eindeutig unterscheidbar sind) ausgleichen könne. Diese Konsequenz haben aber merkwürdigerweise nur die wenigsten Editoren an den Tag gelegt.

und die man entweder ganz ignoriert, oder nur bei scheinbarer lautlicher Signifikanz respektiert: aus *hafften* würde man dann (das lautlich gleiche) *haften* machen, aus *vatter* aber nicht unbedingt *Vater*.<sup>194</sup> Auch wenn dies für eine historische Edition schon eine außergewöhnlich differenzierte Sicht wäre,<sup>195</sup> gehen die Forderungen der Philologen weiter: man solle grundsätzlich buchstabentreu transkribieren und auf vorgängige Deutungen verzichten.<sup>196</sup> Mit dem Vorrang der Grafeme vor den Phonemen ist aber immer noch kein fester Grund erreicht. Es schließt sich nämlich unmittelbar die Frage an, wie weit die Grafeme denn dann zu differenzieren wären. Hinter solchen Fragen liegt die Geschichtswissenschaft weit zurück. Bei den Historikern hat sich in der Praxis selbst eine *einfache* Buchstabentreue bis heute nicht durchsetzen können.<sup>197</sup>

(3) Ein u ist ein u. Ein s ist ein s. In den Quellen finden sich aber häufig u mit übergeschriebenen Zeichen: Kringel, Striche, Punkte, andere Buchstaben. Abgesehen von der phonetischen Deutung (die man u.U. eben hintanstellen will), stellt sich die Frage nach der Identifikation und Differenzierung des Buchstabens bzw. Zeichens. Soll man die Phänomene zu dem einen Zeichen u zusammenfassen, oder soll man sie differenziert – und wenn ja: *wie weit* differenziert – abbilden? Die Zeichen über Vokalen z.B., die dem Historiker älterer Schule nichts als ein Ärgernis sind, weil sie ihm kryptisch und ebenso nutzlos auf der Seite verteilt scheinen, seit dem 15. Jh. nur noch ein „Wirrwarr, der [...] sich entsetzlich steigert bis diese Zeichen sich allmählich

<sup>194</sup> Das Beispiel und die grundsätzliche Diskussion bei Bauer, Einführung (<sup>2</sup>1928), S. 217f. Er schlägt auch eine Differenzierung der Normalisierung nach Vokalismus und Konsonantismus vor. Dabei sollten die Konsonanten angepasst werden, wenn die Aussprache unserer heutigen entspräche und unverändert gelassen werden, wenn es Unterschiede gäbe. Wie weit die Originalität der Vokale in ihrem grafematischen Befund differenziert beibehalten werden sollte, bleibt unangesprochen. Zu beachten wäre hier aber auch noch, dass Konsonantenhäufungen Indizien für Datierung und Schreiberidentifikation sein können - siehe dazu z.B. Dieter Heckmann, Möglichkeiten und Voraussetzungen der Datierung deutschsprachiger Texte mit Hilfe von Konsonantenhäufungen, in: *Preußenland* 34 (1996), S. 44-47.

<sup>195</sup> Hefele, Editionsfragen (1950), S. 93f kritisiert die „Grundsätze für die Ausgabe älterer Geschichtsquellen von der badischen historischen Kommission 1910“. Danach „wären Doppelkonsonanten in deutscher Sprache nur da anzuwenden, wo es auch die moderne Schreibweise tut. Es wäre also beispielsweise *vatter* statt *vater* zu drucken, obwohl es sprachlich gerade auf den Doppelkonsonanten ankommt.“

<sup>196</sup> Zusammenfassend z.B. Kranich-Hofbauer, Lebenszeugnisse (1989), S. 294.

<sup>197</sup> Die Diskussion u.a. bei Meyer, Edition (1951). In seiner (optimistischen) Sicht (S. 196) gewann die Buchstabentreue gegenüber der Lauttreue immer mehr an Boden und hatte sich für die Originale bereits fast ganz durchgesetzt. Auch „bei den Volkssprachen wird sie zum großen Teile beachtet, während beim Mittellatein der Erfolg ausblieb, da hier der Einfluß der klassischen Philologie zu groß war. Es ist aber selbstverständlich, daß sich mit der Abkehr von der Textrestauration und der Anerkennung des spätantiken und mittelalterlichen Lateins als lebendige Sprache überall die buchstabengeheure Wiedergabe der Vorlage durchsetzen wird. [...] Den völlig richtigen Standpunkt in Bezug auf die Schreibweise des Mittelalters und der Volkssprache hat schon 1882 Johannes Meyer in seinem *Prospektus* des Thurgauischen Urkundenbuchs eingenommen, ohne aber Gefolgschaft zu finden. Voll und ganz anerkannt wurde das Problem erst in der wiss. Diskussion, die sich über dem CAO von F. Wilhelm und R. Newald ... erhob.“ Vgl. dazu H. Hirsch, Frage (1938), S. 234ff.

sinnlos und planlos über die Schreibseite hin abgelagert zu haben scheinen, wie der Zufall ein verdammtes Unkraut durch den geordneten Blumengarten üppig und schädlich umherstreut“,<sup>198</sup> diese Zeichen sind dem Philologen ein Heilkraut der sprachwissenschaftlichen Forschung und dementsprechend nicht auszumerzen, sondern genau zu bewahren.<sup>199</sup> Ein weiterer Fall unterschiedlicher Perspektiven ist die Scheidung von langem und rundem s in den Dokumenten. Während Historiker hier niemals unterscheiden möchten, weil sie weder eine phonetische, noch eine buchstäbliche Differenz erkennen können, ist das Phänomen des langen Binnen- und des runden Schluss-s dem Philologen ein wichtiges Indiz der Wortbildungs-forschung! Innerhalb der lateinischen Texte gehört die e-caudata („geschwänztes e“ = ę) zu den Problemen dieser Art: man kann sie zu ae (bzw. oe) oder e normalisieren oder sie als zeittypische eigene Form beibehalten. Fast schon überraschend neigen viele historische Editionen zu der letzten Lösung, wohl nicht zuletzt deshalb, weil sie von den quellennahen Diplomatikern beständig dazu aufgefordert worden sind und eingesehen haben, dass eine „Normalisierung“ in diesem Fall keinen Lesbarkeitsgewinn, sondern nur Informationsverlust bedeutet.<sup>200</sup> Vielleicht hat hier aber stärker noch die lebendige Tradition, die Tatsache, dass die e-caudata noch lange in gedruckten Texten vorzufinden war und deshalb als Teil des *Normalcodes* empfunden wurde, dazu beigetragen, dass ę als „normal“ empfunden wurde und nicht „normalisiert“ wurde.

(4) Mit der e-caudata ist das Problem des Ziel-Zeichenraumes betroffen. So banal es klingen mag: Der Rahmen der orthografischen Wiedergabe wird auch durch die dem Editor vertrauten Zeichen bestimmt. Tendenziell wird immer versucht, einen Text durch den Zeichenvorrat des *eigenen* oder *gewohnten* Alphabets abzubilden. Erst wenn dies mit weitergehenden Ansprüchen an die Genauigkeit der Wiedergabe kollidiert, wird zu Zeichen aus benachbarten Alphabeten gegriffen oder schließlich

<sup>198</sup> Julius Weizsäcker, *Deutsche Reichstagsakten*, Bd. 1 (1867), S. LXXVI; das Zitat auch aufgegriffen bei Leist, *Urkunde* (1884), S. 17. Bereits Böhmer, *Ansichten* (1850), S. 132 hatte aber für die Beibehaltung übergeschriebener Buchstaben plädiert.

<sup>199</sup> Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 53 verweist darauf, dass durch die Vereinfachung von Superskripten und diakritischen Zeichen interessantes Material für die Sprachwissenschaft – aber auch für die Untersuchung der Schreiber – verschüttet wird. Zu den langen und runden s-Formen Kranich-Hofbauer, s/f - ein Fall für die Normalisierung? Ein Beitrag zur Edition spätmittelalterlicher Gebrauchstexte, in: *De consolatione philologiae, Studies in Honor of Evelyn S. Firchow*, hg. Anna Grotans, Heinrich Beck und Anton Schwob, Bd. 1, Göttingen 2000, S. 217-230. Unter den Historikern war bereits Roth von Schreckenstein, *Urkunden ediren* (1864), S. 41f für eine genaue Wiedergabe der Superskripte gewesen, die man nötigenfalls von der Druckerei als besondere Typen gießen lassen sollte, und auch Leist, *Urkunde* (1884), S. 17ff spricht sich gegen eine allzu starke Vereinfachung oder gar Ignorierung der übergeschriebenen Zeichen aus. Er meinte allerdings, dass man die „Absicht“ des Schreibers treffen würde, wenn man z.B. ein ȁ, das für ein ä steht, durch a mit übergeschriebenen e wiedergeben würde – weil genau dies ja vom Schreiber gemeint gewesen sei.

<sup>200</sup> Siehe dazu z.B. Stumpf, *Merovingen-Diplome* (1873), S. 369, Anm. 1.

eine eigene Sonderform entwickelt. Dies mag einer der Gründe für die leichtere Durchsetzung der e-caudata im Vergleich zum langen s gewesen sein. Es mag aber auch heute noch bei der differenzierteren Wiedergabe der übergeschriebenen Zeichen bei Vokalen eine Rolle spielen.

Letztlich neigen inhaltlich orientierte Historiker dazu, dort bloß Schreibermarotten und paläografische Zufälligkeiten zu sehen, wo Philologen Indizien für die Sprachforschung bewahrt wissen wollen und wo eher quellenkritische Historiker wissenschaftlich verwertbare Hinweise für Datierung, Lokalisierung, Echtheit, Schreiberidentifikation usw. entdecken. Frühneuzeitliche Buchstabenverdopplungen oder differenziertere Umlaute sind hier nur zwei der am häufigsten vorkommenden Probleme, die außerhalb des Horizontes jener historischer Editionen stehen, die sich meistens noch mit der Frage der Korrektur „falsch geschriebener“ Wörter innerhalb eines simplifizierenden Zielalphabets oder der Reduktion auf die inhaltliche Erheblichkeit der Schreibung beschäftigen.<sup>201</sup> Auf der anderen Seite verdeckt die philologische Grundforderung, „alle Informationen“ der Vorlage abzubilden,<sup>202</sup> das Problem, dass diese „Informationen“ durch ein spezifisches Erkenntnisinteresse erst als solche definiert und von den auszuschaltenden paläografischen oder grafischen „Zufälligkeiten“ unterschieden werden müssen. Weder den Philologen, noch jenen Historikern, die die äußere Form der Überlieferung zum Hebel ihrer Forschung machen, ist es bislang gelungen, eine Definition dieser „relevanten“ Informationen im Bereich der Orthografie zu geben oder eine eindeutige Grenze zwischen grafischen (ev. auch: kalligrafischen) Zufälligkeiten und semiotischen Bedeutungsträgern zu ziehen.<sup>203</sup>

---

<sup>201</sup> Dies ist ja die eigentliche historische Praxis. Entsprechend werden die „bloß orthographischen Schwankungen“ (Schieffer, MGH DD Karolinger 3, S. XII) nicht nur im Editionstext (häufig stillschweigend!) ausgeglichen, sondern auch in den Variantenapparaten ignoriert! Dabei ist das Problem der Definition orthografischer Varianz allerdings nicht nur eines zwischen Geschichte und Philologie. Auch innerhalb der Philologie ist nicht eindeutig zu sagen, wo orthografische Varianz beginnt, weil die grafematische Phänomenologie ja auch erst aus der grafischen Phänomenologie hergestellt werden muss – wozu verschiedene Verfahren und Differenzierungen der Wahrnehmung angewendet werden können.

<sup>202</sup> Programmatisch Tarot, Editionsprinzipien (1984), S. 706: „Jegliche **Normalisierung** ist, ob unter allgemein textpragmatischem Aspekt oder aus speziell sprachwissenschaftlicher Sicht, wie ich meine, als **Informationsverlust** und als **Enthistorisierung** des Überlieferten zu beurteilen; [...] Edition soll nach meinem Verständnis bewußt Dokumentation unter weitestgehendem Verzicht auf Interpretation sein. Die Edition soll alle Informationen über den Befund der Vorlage in einer Form anbieten, die es dem Benutzer ermöglicht, sich unabhängig vom Herausgeber ein Urteil zu bilden.“

<sup>203</sup> Auf einer radikalen historischen Position steht dabei Waitz, Urkunden edieren (1860), S. 444: „Der Unterschied des f und s, des u und v, des i und j, wie ihn die Originale haben, ist für uns von gar keiner Bedeutung“. ij statt ii und j statt i am Wortende ist ihm nichts als eine „kalligraphische Marotte“ der Schreiber. Wenn allerdings Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 53 gegen Vereinheitlichungen, Vereinfachungen und Normierungen mit den Argumenten plädiert, dies „entspricht nicht dem historisch-authentischen Befund der Quellen“ oder der „Schreibrealität“, dann ist dies auch zu diffus, weil es keine *konkreten* Verfahren begründen kann. Schreibrealität und authentischer



*Groß- / Kleinschreibung.* Das für die Orthografie allgemein beschriebene gilt in gleichem Maße für ihren Spezialfall der Groß- und Kleinschreibung. Dem traditionellen Historiker schien hier in den Dokumenten weder ein konsistentes System vorzuliegen noch das Vorkommen von Majuskeln oder Minuskeln Indizien für das Verständnis der Texte zu liefern.<sup>204</sup> Durch Vereinheitlichung wurde deshalb versucht, die Lesbarkeit zu erhöhen. Zwischen den verschiedenen denkbaren Systemen setzte sich in der (deutschen) Praxis weitestgehend folgendes Schema durch: Grundsätzliche Kleinschreibung der Wörter, mit der Ausnahme von Satzanfängen, persönlichen und geografischen Eigennamen sowie teilweise den „nomina sacra“.<sup>205</sup> Der Widerstand der quellenorientierten Historiker und vor allem der Philologen richtete sich zum Einen gegen die damit verbundene Dehistorisierung der Dokumente und stellte zum Anderen die verbesserte Nutzbarkeit (für ein bestimmtes Klientel) in Abrede: Die Normierung durch ein einheitliches System entsprach nicht der Schreibwirklichkeit und verdeckte nur Unterschiede, die vielleicht von Interesse hätten sein können, ohne einen wirklichen Lesbarkeitsgewinn zu bringen.<sup>206</sup> Konnte man diesen für ungeübte Laien in der Kennzeichnung der Eigennamen vielleicht noch nachvollziehen, so war für die Großschreibung der Satzanfänge – die durch den Satzpunkt ja bereits eindeutig markiert waren – kein logisches Argument zu bringen. Die Herkunft der Regel allein aus dem Wunsch nach Regelmäßigkeit und der Anlehnung an moderne Gebräuche ist damit offensichtlich. Die Bedenken der Philologen speisten sich zum Anderen aber auch aus der Entdeckung, dass der jeweiligen Verwendung von Groß- oder Kleinbuchstaben in den Dokumenten sehr wohl beachtenswerte Funktionen zukommen konnten: neben ästhetischen Zwecken kamen hier satzphonetische, grammatikalische und semantisch-stilistische Funktionen in Betracht.<sup>207</sup> Insbesondere die Groß- und Kleinschreibung hätte für

---

Befund sind letztlich nur fotografisch abzubilden. Alles andere sind Recodierungen, deren Sinn und Differenzierung aus den zu beantwortenden Forschungsfragen hergeleitet werden muss.

<sup>204</sup> Zimmermann, Herausgabe (1878), S. 49: „Der Gebrauch grosser Anfangsbuchstaben war im Mittelalter meist ein willkürlicher, vom Gutdünken des Schreibers abhängig, weshalb kein stichhaltiger Grund vorliegt, die Schreibweise der Vorlagen im Druck beizubehalten“.

<sup>205</sup> Roth von Schreckenstein, Urkunden ediren (1864), S. 18: „Diejenigen welche sich ganz und gar an die Urschrift halten wollen, unterscheiden nicht zwischen Sprache und Schreibweise [...] und ahmen nur die Willkür der letzteren nach, ohne wesentliches Resultat für Praxis und Wissenschaft. Orts- und Personennamen müssen gross gedruckt sein, damit sie gehörig ins Auge fallen.“

<sup>206</sup> Kranich-Hofbauer, Edition (1994), S. 297f: Es „kommt auch hier [sie spricht vom Beispielfall der Groß-Kleinschreibung] der Mechanismus jeglicher Normalisierung zum Tragen: Es wird eine künstliche Regelmäßigkeit hergestellt, die der historischen Schreibwirklichkeit nicht entspricht. Der Text wird harmonisiert und enthistorisiert“. Skála, Glosse (1969), S. 95: „Die überholte Forderung der ‚Lesbarkeit‘ [...] kann von linguistischer Seite nicht gerechtfertigt werden“.

<sup>207</sup> Kranich-Hofbauer, Edition (1994), S. 298: „Man weiß, daß die Großschreibung einzelner Wörter in deutschsprachigen Texten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit anderen Gebrauchsnormen folgt, als in der Gegenwartssprache. Es wäre allerdings eindimensional, den Majuskelgebrauch in mittelalterlichen Texten lediglich als graphiegeschichtliche Erscheinung zu interpretieren und ihm

die Geschichtswissenschaft bewahrenswerte Indizien darstellen müssen, zumal man heute z.B. den mittelalterlichen Schreibern wohl kaum noch unterstellen würde, ihre Verwendung spezieller Buchstabenformen oder Buchstabenvergrößerungen sei grundsätzlich „absichtslos“ und „rein zufällig“ gewesen.<sup>208</sup> Warum sollte man also die offensichtlichen Hervorhebungen der Schreiber im Editionstext wieder zurücknehmen und unkenntlich machen? Auch in diesem Bereich hat aber die etablierte Praxis alle Bedenken dominiert und historische Editionen, die es wagen, den historischen Majuskel-/Minuskel-Gebrauch zu bewahren sind heute noch seltener als in der Frühzeit der wissenschaftlichen Quellenausgaben.<sup>209</sup> Hinter der scheinbar einfachen Debatte um die Groß-/Kleinschreibung lauert ein praktisches Problem, das möglicherweise ebenfalls zu diesem Phänomen beigetragen hat: Es ist in den Dokumenten durchaus nicht immer eindeutig zwischen einem Groß- und einem Kleinbuchstaben zu unterscheiden. Steht für einen bestimmten Buchstaben z.B. keine gesonderte Zeichenform als Majuskel zur Verfügung, dann tritt an ihre Stelle die vergrößert geschriebene Minuskelform – deren Maß stufenlos zwischen den kleinsten und größten Erscheinungsformen schwanken kann. Eine Eindeutigkeit ist hier ebenso wenig gegeben, wie bei den speziellen Majuskelformen, die u.U. auch sehr klein geschrieben werden konnten. Hier kann wieder gestritten werden, ob die Unmöglichkeit der genauen Identifikation von Groß- und Kleinbuchstaben

---

jegliche Symptomfunktionalität abzusprechen. Eher ist davon auszugehen, daß Majuskeln [...] satzphonetische Funktion haben [...], daß sie semantisch-stilistische Funktion haben [...], daß sie ästhetische Funktion haben [...], daß sie [...] die grammatikalische Funktion der Wortartenkennzeichnung haben.“ [Fazit: Deshalb] „muß die textinterne Handhabung der Großschreibung in jedem Editionstext gewahrt bleiben“.

<sup>208</sup> Aus der Sicht des Historikers weist Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 84 (auch in Rückgriff auf Reichmann, Edition (1978), S. 350f) darauf hin, dass die Schreibung von Majuskeln und Minuskeln nicht absichtslos ist, sondern nur einem anderen Prinzip folgt als dem heute gebräuchlichen. „Verschiedene Merkmale weisen darauf hin, daß Majuskeln im Text eine der Initiale ähnliche Funktion besitzen, indem sie wichtige oder für bedeutsam erachtete Begriffe, Namen oder Titel, daneben Anfänge von Sätzen bzw. Abschnitten hervorheben. Sie folgen demnach einem optisch-graphischen Prinzip, keinem grammatisch-distinktiven (wie z.B. bei der Kennzeichnung von Substantiven in der modernen Grammatik).“

<sup>209</sup> Die von Kranich-Hofbauer, Editions-wissenschaft (2000), S. 58 gemachte Beobachtung einer „Entwicklung hin zu mehr interdisziplinärer Sensibilität“ wird von ihr selbst kaum mit positiven Beispielen belegt. Zumindest hat die zunehmende „Sensibilität“ kaum einen Niederschlag in der editorischen Praxis gefunden: So wird im Vorwort der „Wiener Neustädter Handwerksordnungen“ (1997) zwar davon geredet, die Edition auch für die Nachbarwissenschaften nutzbar zu machen. Es ist aber letztlich auch nur eine der von Kranich-Hofbauer beobachteten „Arbeiten mit umfassenden, den Text dehistorisierenden Normalisierungen“. In der Einleitung zu den „Urkunden des Augustiner-Eremiten-Klosters Baden bei Wien“ (1998) ist sogar ausdrücklich von Auffälligkeiten der Groß- und Kleinschreibung die Rede und „trotzdem (!) werden, in Einklang mit den üblichen (!) Editions-kriterien, die Hauptwörter mit Ausnahme der Eigennamen klein geschrieben“ – nach Kranich-Hofbauer, Editions-wissenschaft (2000), S. 58 (dort auch das vorherige Zitat) ein „fast tragischer Beweis für das Beharrungsvermögen einmal eingeführter Normalisierungskonventionen“.

ihre Belanglosigkeit indiziert, oder wir es im Gegenteil mit einem System zu tun haben, das sogar noch differenzierter ist, als unsere heute gebräuchliche Groß-Klein-Dichotomie und das man deshalb auch mit besonderen typografischen Mitteln in einer Edition wiedergeben müsste.<sup>210</sup> Dass man sich solcher Kalamitäten, insbesondere der Unsicherheit der Identifikation der Großschreibung, auf Seiten der Geschichtswissenschaft entledigen wollte und *auch deshalb* das einheitliche orthografische System (mit seinen grammatikalischen und semantischen Konsequenzen) jenseits aller historischen Wirklichkeit durchsetzte, dürfte wohl zumindest eine naheliegende Vermutung sein.

*Grammatik.* Die Angleichung der Texte nach einer gedachten (oder idealisierten) Zielgrammatik hatte die Geschichtswissenschaft von der Editionsphilologie lachmannscher Prägung übernommen. Mit der Differenzierung der Sprachwissenschaft wuchs die Sensibilität für die historischen Zustände der Sprachen und damit auch die Zurückhaltung bei editorischen Eingriffen. Insbesondere bei lateinischen Texten und dabei insbesondere bei der Auflösung von Abkürzungen neigte man aber meistens doch zu einer Anpassung an die Regeln der klassischen Grammatik.<sup>211</sup>

*Interpunktion.* Die Handhabung der Zeichensetzung unterliegt den gleichen widerstreitenden Prinzipien wie die anderen bisher angesprochenen Phänomene. Dem traditionellen Historiker schien die Interpunktion in den Quellen beliebig, unsystematisch und verständnishemmend.<sup>212</sup> Sie durfte deshalb in ihrer historischen Gestalt ignoriert und durch ein quellenfernes System ersetzt werden, das allein der Lesehilfe zu dienen hatte – und ohne das der ungeübte Benutzer den Sinn eines Textes nicht verstehen würde, weil die semantische und satzstrukturelle Differenz zwischen den historischen Sprachstufen und den heutigen Lesegewohnheiten zu hoch sei.<sup>213</sup> Die Diskussion betraf dann nur noch das anzuwendende System: sollte man eine sinngemäße, semantisch gliedernde Interpunktion anwenden oder der

---

<sup>210</sup> Kranich-Hofbauer, *Lebenszeugnisse* (1989), S. 294 fordert, Majuskeln und Minuskeln bei Eindeutigkeit der Lesung beizubehalten und im Zweifelsfall kursiv zu setzen, um Zwischenposition anzuzeigen.

<sup>211</sup> Dieses Problem auch bei Harvey, *Editing* (2001), S. 50.

<sup>212</sup> Roth von Schreckenstein, *Urkunden ediren* (1864), S. 19f dokumentiert die einhellige Sichtweise seiner Zeit. „Die Interpunction der Originale beizubehalten, ist nur in Ausnahmefällen zulässig, wenn man nämlich Werth darauf legt, ein drastisches Beispiel des in der Mehrzahl aller mittelalterlichen Urkunden obwaltenden, regellosen, ja sinnstörenden Verfahrens zu geben.“ Ebenso Zimmermann, *Herausgabe* (1878), S. 48: „Die den Originalen eigene Interpunktion widerspricht meist dem Sinn des Textes, weshalb zur Erleichterung des Verständnisses eine *dem Sinn entsprechende Interpunktion* einzuführen ist.“

<sup>213</sup> Gawlik, *Ziele* (1976), S. 56f leitet die anzuwendende Praxis aus der erwarteten Nutzung ab. Dabei stellt er aber selbst für die Urkunden die Echtheitskritik hinter die Inhaltsrezeption zurück: Die „Interpunktion erfolgt nach modernen Gesichtspunkten, um dem Benützer das Verständnis des Textes zu erleichtern“.

aktuell gültigen Grammatik und Rechtschreibung folgen?<sup>214</sup> Aus philologischer Sicht konnte die Dominanz des Verständnisarguments nicht greifen, zumindest musste es hinter die damit verbundene Dehistorisierung und die exklusive inhaltliche Deutung des Editors auf Kosten der möglichen Mehrdeutigkeit des Textes zurücktreten.<sup>215</sup> Auch bei der Interpunktion glaubte man außerdem im Laufe der Zeit ein jeweils eigenständiges System der Satzzeichen und ihrer Funktionen zu erkennen, das man differenziert abbilden und nicht verschütten dürfe.<sup>216</sup> Eine von Bruno Meyer 1951 vorgeschlagene Zwischenposition, die originale *und* moderne Interpunktion integrieren sollte, hat keine praktischen Auswirkungen gehabt.<sup>217</sup>

---

<sup>214</sup> Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 21 referiert die ganz frühe Diskussion um die Interpunktion mit den unterschiedlichen Standpunkten: sinngemäße Interpunktion (Archiv 4 (1822), S. 494; 5 (1824), S. 796; Neues Archiv 2 (1877), S. 457; 11 (1886), S. 441; 31 (1906), S. 366), Ablehnung der tradierten Interpunktion, weil sie einen anderen Zweck verfolge (Neues Archiv 15 (1890), S. 226; 32 (1907), S. 788 und 801), Ablehnung der modernen romanischen Interpunktion, weil sie das Verständnis erschwere (Neues Archiv 33 (1908), S. 236ff; 35 (1910), S. 280).

<sup>215</sup> Kranich-Hofbauer, Lebenszeugnisse (1989), S. 294 fordert Interpunktion wie in der Vorlage „um einer anachronistisch normalisierenden Interpretation des Interpunktionssystems nach heute gültigen Kriterien entgegenzuwirken“. Harvey, Editing (2001), S. 43 verweist (aus historischer Perspektive) auf die Fehleranfälligkeit der modernen Interpunktionssatzung, die den Sinn eines Dokuments leicht zerstören könne.

<sup>216</sup> Bereits Böhmer, Ansichten (1850), S. 133 hatte gewusst, dass die historische Interpunktion anderen Funktionen diene. Da er darin aber weder ein System erkennen mochte, noch relevante implizite Mitteilungen, plädierte er für Modernisierung. Hirsch, Frage (1938), S. 234 wies dann darauf hin, dass die Satzzeichen natürlich auch Sprechpausen kennzeichnen, die nicht nur für das inhaltliche Verständnis, sondern auch für sprachliche und Schreiberanalysen wichtig sein können. Aus historischer Sicht plädiert dann erst Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 81ff für die Bewahrung der Interpunktion: Die „Annahme, durch Originalbewahrung bei Interpunktion würde die Lesbarkeit beeinträchtigt (so neuerdings noch Müller, Methodenkritik (1978), 86 [= 'es wird [...] für den Historiker nicht sinnvoll sein, sich durch ungefüge, durch mittelalterliche Satzzeichen eher verwirrte als gegliederte Aneinanderreihung von Worten durcharbeiten zu müssen']) „impliziert, daß die im Original vorgefundene Interpunktion mehr oder minder willkürlich und für den Text belanglos sei. Davon ist kaum auszugehen. [...] Bei fortgesetzter Eliminierung der originalen Interpunktion in Editionen wird jedenfalls deren Brauchbarkeit für die Erforschung in ihrer Bedeutung herabgesetzt, die gewiß nicht nur sprachgeschichtlich interessant ist.“ Stübing ist außerdem unverständlich, wieso Orthografie, Vokabular und Syntax behutsamer behandelt werden sollten als die Interpunktion. Wer mit der Fremdheit originaler Orthografie zurechtkomme, für den dürfte doch die originale Interpunktion auch keine Hürde mehr sein.

<sup>217</sup> Nach Meyer, Edition (1951), S. 198f ist die Interpunktion „eine unentbehrliche Lesehilfe“, weshalb sie sinngemäß (wie in den romanischen, nicht aber wie in der deutschen Schriftsprache!) gesetzt werden sollte. „Bei historischen Texten, die eine originale Interpunktion aufweisen, sind die alten Sprechpausenzeichen [allerdings] nicht zu vernachlässigen, wie man das bisher tat, sondern als Akzente über die Schrift zu setzen“. Harvey, Editing (2001), S. 43 schlägt vor, die originale Interpunktion beizubehalten und eine lese-unterstützende moderne durch Leerzeichen anzudeuten: fehlende Komma durch doppeltes Leerzeichen, fehlenden Satzpunkt durch dreifaches Leerzeichen.

*Abkürzungen.* „Kürzungen sind stillschweigend aufzulösen“. Das war jedenfalls der Tenor der maßgeblichen historischen Editionen und Richtlinien.<sup>218</sup> Dem apodiktischen Charakter dieser Empfehlung stehen in der Praxis eine Reihe von Problemen und alternative Behandlungsmöglichkeiten gegenüber, an denen sich abweichende Vorstellungen und Forderungen entzündeten. Grundsätzlichen Widerstand gab es immer wieder gegen die *stillschweigende* Behandlung der Kürzungen. Unabhängig von ihrer Auflösung oder der Form ihrer Wiedergabe verlangten quellenkritisch orientierte Historiker und Philologen immer wieder, dass zumindest angedeutet werden müsste, wo Kürzungen gestanden hatten, weil hier die Eingriffe der Editoren – allein schon im Rahmen der grundsätzlichen Transparenz und Dokumentationsforderung für Editionen – sichtbar und nachprüfbar gemacht werden müssten und die Kürzungspraxis Rückschlüsse auf die Schreiber zuließen. Hinzu kam die Frage, nach welchen orthografischen Vorschriften die Abkürzungen aufzulösen wären: wie oben angesprochen war hier z.B. zwischen der Normalisierung nach einer übergeordneten Sprachnorm und der – oft nicht leicht möglichen – Angleichung an die Praxis im übrigen Text, beim gleichen Autor, der spezifischen Textgattung oder dem jeweiligen historischen Sprachverständnis zu wählen.<sup>219</sup> Ein besonderes Problem stellte die Uneindeutigkeit und Unsicherheit der Auflösung dar.<sup>220</sup> Deshalb konnte man zumindest die Kennzeichnung der Abkürzungsdeutung, z.B. durch runde

<sup>218</sup> So u.a. Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873), S. 379: „Es gilt heute als allgemeine Regel, daß sämtliche Abkürzungen aufgelöst werden müssen“. Eine außergewöhnlich radikale Position bedeutet es allerdings, wenn er dabei keinen Unterschied zwischen Wörtern und Siglen, z.B. für Münzen, Maße und Gewichte macht und an den MGH DD 1 kritisiert, dass dort die Kürzung für „libra“ (eine Gewichts- und Währungseinheit) nicht aufgelöst worden sei.

<sup>219</sup> Roth von Schreckenstein, *Urkunden ediren* (1864), S. 14-17 problematisiert die Abkürzungen bereits systematisch, dabei auch auf die alternativen Auflösungsstrategien verweisend (Beispiel: für gra, dns, Ira könnte klassisch gratia, dominus, litera gesetzt werden – oder aber in konkreten Fällen auch gracia, domnus, littera). Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873), S. 379ff beharrt darauf, dass man nur nach parallelen aufgelösten Stellen und dem zeitgenössischen Sprachgebrauch (und nicht z.B. nach klassischem Latein) gehen dürfe. Für den vorliegenden Fall merovingischer Urkunden würde dies z.B. dann zu Auflösungen wie bas[e]lica statt basilica und illustr[e]bus statt illustribus führen. Neben der Orthografie muss auch die Grammatik zeitgebunden bleiben: für die Datierungszeilen der Diplome der betreffenden Zeit würde das z.B. „datum .. annum“ an der Stelle des – normalisierten aber dehistorisierten – „data ... anno“ bedeuten (S. 380). Böhmer, *Ansichten* (1850) plädiert für die Auflösung nach jeweiligem Sprachstand (also z.B. für p mit Kürzungsstrich erst prae, dann pre, dann pre).

<sup>220</sup> Insbesondere bei deutschen Texten trifft man oft auf unentscheidbare Fälle (Stübing, *Textwiedergabe* (1992), S. 87f verweist z.B. auf die häufige Suspensionskürzung für „er“ oder „ir“). Auflösung bedeutet hier zuweilen, eine bestimmte Sprachform vorzugeben, die aus den Texten doch eigentlich erst zu erschließen wäre; den Quellen also ein bestimmtes äußeres Sprachverständnis überzustülpen und sie solchermassen zu verfälschen! Die Neutralität und dokumentarische Funktion des Editors könnte hier nur durch Wiedergabe des Kürzungszeichens gewahrt werden. Auch Harvey, *Editing* (2001), S. 50 berichtet von unlösbaren Problemen der (lateinischen) Abkürzungsauflösung, wenn ein Wort z.B. niemals unabgekürzt vorkommt, und die Auflösung nach irgendwelchen gewählten Referenzsprachen (oder -sprachstufen) „perverts the language of the documents“.

Klammern, fordern. Man konnte aber auch weitergehen, die Sicherheit der Auflösung in den Fußnoten anmerken,<sup>221</sup> ganz auf Auflösung verzichten und stattdessen die Kürzungszeichen selbst typografisch nachbilden<sup>222</sup> oder aber in einer Zwischenposition die eindeutigen Kürzungen auflösen und die uneindeutigen durch Beibehaltung der Kürzungszeichen andeuten – oder umgekehrt<sup>223</sup>. Übrig geblieben ist heute im Wesentlichen der Gegensatz zwischen stillschweigender Auflösung, wie sie von den meisten historischen Editionen immer noch praktiziert und mit dem Hinweis auf die bessere Lesbarkeit legitimiert wird und kenntlicher Deutung, wie sie insbesondere von den Philologen gefordert wird.<sup>224</sup>

*Weitere Textphänomene.* Der Konflikt um einfach lesbare „normalisierte“ Texte und quellennahe Transkriptionen, die nicht alle möglichen Indizien für spezielle Auswertungen verschütten, erstreckt sich auch auf eine Reihe weiterer Probleme: Wie ist die Getrennt- und Zusammenschreibung von Wörtern zu handhaben?<sup>225</sup> Wie ist mit Zahlzeichen zu verfahren?<sup>226</sup> Sollen Initialen und Auszeichnungsschriften typografisch markiert werden? Sollen Zeilenwechsel angezeigt werden? Sind

<sup>221</sup> Stellvertretend für die Praxis der MGH schlägt Gawlik, Ziele (1976), S. 56 stillschweigende Auflösung bei Sicherheit und zusätzliche Anmerkung bei Unsicherheit vor. Eine weitere typische Differenzierung ist es hier auch, wenn Eigennamen nach dem Gebrauch im übrigen Text aufgelöst werden sollen. Dies impliziert, dass die übrigen Wörter nach anderen Zielsprachen (oder Sprachstufen) normalisiert werden sollen.

<sup>222</sup> Insbesondere in Deutschland sind solche Versuche vehement abgelehnt worden. Waitz, Urkunden edieren (1860), S. 444 meinte z.B., die Versuche, die Engländer und Italiener gemacht hätten, um die Kürzungen der Vorlage nachzubilden, „können in der That nur als abschreckendes Beispiel dienen“. Inzwischen erlebt dieser Ansatz allerdings eine gewisse Renaissance innerhalb der Paradigmen, (1.) konsequent den Grabbestand zu wahren bzw. (2.) Editionen erst über verschiedene Zwischenstufen herzustellen, die von sehr quellennahen diplomatischen Transkriptionen ausgehen. Harvey, Editing (2001), S. 47ff berichtet einerseits von jenen britischen Editionen des 19. Jh., in denen Kürzungszeichen typografisch nachgebildet wurden und diskutiert das Problem andererseits grundsätzlich (mit einem gewissen Verständnis für diesen Ansatz).

<sup>223</sup> Dies ist allerdings ein äußerst ungewöhnliches Verfahren, wiewohl die Begründung interessant ist. Im Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande, hg. von H. Sudendorf, 1. Teil, Hannover 1859 z.B. sind die *sicher auflösbaren* Abkürzungen *nicht* aufgelöst, weil das ja jeder selbst machen könne! Nur bei den unsicheren Kürzungen müsse der Editor eine Hilfe anbieten. Harvey, Editing (2001), S. 47ff kommt am Schluss einer ausführlichen Diskussion zu einer ambivalenten Haltung: eindeutige Abkürzungen solle man stillschweigend auflösen, schwierige durch Kursivierung oder mit Klammern andeuten, manche aber auch stehen lassen (z.B. jene für Münzen und Maße, aber auch andere!).

<sup>224</sup> So z.B. Kranich-Hofbauer, Lebenszeugnisse (1989), S. 294.

<sup>225</sup> Auch hier greift bei historischen Editionen i.d.R. die orthografische Normalisierung, während dem Philologen die Beibehaltung der originalen Befunde Indizien für eine Wortbildungslehre bieten. Siehe z.B. Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 86f.

<sup>226</sup> Auch hier gibt es Tendenzen, die vorkommenden Formen in einem System, sei es das der arabischen oder der lateinischen Notation oder in Worten ausgeschrieben, zu vereinheitlichen. Dabei ist gerade hier gegenüber der Ausblendung historischer Details keinerlei Lesbarkeitsgewinn zu erwarten. Auch dazu bereits Stumpf, Merovinger-Diplome (1873), S. 388.

besondere Erscheinungen in Dokumenten – für die Urkunden wäre hier z.B. an das Chrismon, Ausstellermogramme, grundsätzlich auch an tironische Noten, spezielle Ligaturen, Paragrafen- und Kapitelzeichen zu denken – in der Edition wiederzugeben, anzumerken oder zu ignorieren?<sup>227</sup> Bei all diesen Fragen stehen der etablierten historischen Praxis, leicht lesbare Texte bieten zu wollen, die weitergehenden Forderungen sowohl von philologischer Seite als auch jener Historiker gegenüber, denen solche Details und Besonderheiten wichtige Indizien für die Bewertung und Interpretation der Quellen sind.

*Reaktion in der Geschichtswissenschaft.* Wie wirkten sich nun diese weitergehenden historischen und philologischen Forderungen nach größerer Quellennähe, nach stärkerer Bewahrung der Historizität der Texte und nach Verzicht auf allzu starke Eingriffe des Herausgebers, wie sie über 150 Jahre hinweg immer wieder vorgebracht wurden, angesichts einer eingeübten und durch maßgebliche Editionen verfestigten historischen Editionspraxis aus? Die am weitesten verbreitete Haltung war (1.) Ignoranz. Wenn es schon nicht zur Ausbildung einer expliziten historischen Editionsmethodik gekommen war, sondern allein zur Adaption scheinbar autoritativer Vorbilder, warum hätte man sich dann auch noch mit den spezialistischen Wünschen und detaillierten Methodendiskussionen von Philologen oder etwa Diplomaten plagen sollen, die über eine methodische Differenzierung die editorischen Unsicherheiten erhöht und eine Abweichung vom sicheren Grund der etablierten Vorbilder bedeutet hätten? Besser machte man doch alles einfach so und so einfach und regelgeleitet, wie jene Editionen, die im Fach weitgehend anerkannt waren. Wurden die abweichenden Forderungen an Quelleneditionen (2.) immerhin wahrgenommen, dann konnte man mit dem Argument der grundsätzlich unterschiedlichen Bedürfnisse der Benutzer aus den einzelnen Fachbereichen den Gedanken der Interdisziplinarität immer noch in enge Schranken weisen.<sup>228</sup> Der Hinweis auf die bessere Lesbarkeit und die schnellere Erfassung jener Inhalte und „Fakten“, um die es den Historikern angeblich ausschließlich ginge, genügte dann, um jeden Wunsch nach größerer Quellennähe zurückzuweisen.<sup>229</sup> Mit dem Rückzug auf die angeblich unterschiedlichen Anforderungen wurde die Ignoranz bemäntelt. Aber selbst (3.) die Akzeptanz der Vorstellung, dass Editionen nach Möglichkeit für alle Interessenten nutzbar sein sollten, führte nicht automatisch zu einer Annäherung der Editionsmethoden. Die Differenzierung der Wahrnehmung und Wiedergabe

<sup>227</sup> Dazu z.B. Leist, *Die Urkunde* (1884), S. 42ff.

<sup>228</sup> So z.B. Bernheim, *Lehrbuch* (1903), S. 423: „Gewiß ist es sehr schön, wenn eine Edition gleichzeitig dem philologischen und dem historischen Forscher völlig genügt, und die Historiker erstreben dies auch durchweg; allein sobald die beiden Interessen in Kollision geraten [...] muss doch das [historische] Interesse [...] den Ausschlag geben.“

<sup>229</sup> Nach Bernheim, *Lehrbuch* (1903), S. 422 interessiert sich der Historiker für den „stofflichen Inhalt und dessen Erfassung“, nicht für „die Form des sprachlichen Ausdrucks“ und ist deswegen geneigt, „z.B. die abstruse Orthographie des 15./16. Jahrhunderts ... durchweg zu vereinfachen“.

bestimmter Phänomene in den Dokumenten konnte ja erst dann vorgenommen werden, wenn man bereit war, sich die von ihnen abhängenden Forschungsfragen bewusst zu machen. Solange man etwa die unterschiedlichen Formen des Buchstabens *s* nur für ein rein skriptografisches Phänomen und nicht für einen morphologischen Indikator hielt, konnte man beides undifferenziert durch *s* wiedergeben und sich dabei im eigenen Horizont vollständig quellennah transkribierend wähen. Die Haltung selbst ist dabei durchaus vernünftig: Kriterien, nach denen der optische Befund der Dokumente in einen Editionscode übersetzt wird, können ja nur aus den zu erwartenden Nutzungssituationen und Forschungsfragen abgeleitet werden.<sup>230</sup> Umso bemerkenswerter ist es aber, dass auf geschichtswissenschaftlicher Seite eine philologische Perspektive zunächst zur Grundlage der eigenen Editions-methode gemacht worden war, deren weitere Entwicklung dann aber nicht nachvollzogen wurde. Selbst wenn beharrlich auf die Bedeutung bestimmter Phänomene hingewiesen wurde, so wurden sie dennoch nicht in den Wahrnehmungshorizont der geschichtswissenschaftlichen Edition integriert. Hans Hirsch sollte mit seiner Prognose von 1938 jedenfalls nicht recht behalten: „Der Historiker wird gewiß künftig den Vokalismus und den Konsonantismus der Originaltexte unangetastet lassen, wenn er vom Germanisten darüber aufgeklärt wird, daß selbst scheinbar unnötige Konsonantenverdoppelungen und der dem heutigen Gebrauch von *u* und *v* nicht mehr entsprechende Wechsel dieser Buchstaben in mittelalterlichen Schriftwerken Tatbestände darstellen, für die der Sprachforscher vom Standpunkt der Phonetik eine Erklärung weiß.“<sup>231</sup> Und entsprechende Editionsentwürfe blieben bestenfalls Randerscheinungen.<sup>232</sup>

*Festhalten an den etablierten Standards.* Mit den programmatischen Einleitungen von MGH und RTA war das Verfahren ein für alle mal in seinen Grundsätzen festgelegt. Abweichungen hätten die Benutzbarkeit der Gesamtreihen beeinträchtigt. Neben

---

<sup>230</sup> Zur Verdeutlichung sei eine Grenziehung diskutiert: Der potentiellen morphologischen Relevanz der Differenzierung von langem und rundem *s* steht die unklare Relevanz der Differenzierung von rundem und senkrechtem *r* in mittelalterlichen Handschriften gegenüber, wie sie neuerdings in manchen Transkriptionen nachgebildet wird. Das *r* ist immer dann rund, wenn es in Ligatur mit *o* oder anderen „runden“ Buchstaben (wie manchmal auch *b*) vorkommt. Solange nicht angegeben wird, wieso die unterschiedliche Schreibung etwas anderes bedeutet als eine spezielle Schreibform im Zusammentreffen mit anderen Buchstaben oder welche Fragestellungen mit dem differenzierten Befund beantwortet werden können, könnte man auch dafür plädieren, diese beiden *r*-Formen zu egalisieren! Die Tatsache, dass eine solche Ligatur beim Zusammentreffen bestimmter Buchstaben *immer* verwendet wird, also der Hinweis auf eine bestimmte Schriftart, kann auch (einfacher) in der äußeren Beschreibung der Quelle gegeben werden.

<sup>231</sup> Hirsch, Frage (1938), S. 239.

<sup>232</sup> So berichtet z.B. Bernt, Bedeutung (1930), S. 8 von den Plänen für eine Editionsreihe des Sudenteutschen Archivs: „Wenisch stellte Richtlinien auf, durch die der wortgetreue Abdruck aller zeitgeschichtlichen Dokumente auch die Untersuchung der Sprachgeschichte, Rechtsgeschichte und der Kulturgeschichte überhaupt ermöglichen sollte.“



den hier gegebenen Empfehlungen bestand dennoch der Wunsch nach weiteren allgemeinen Richtlinien, die einerseits allgemeiner als für bestimmte Editionsunternehmen notwendig sein sollten und die andererseits auch die Bedingungen bestimmter Quellengruppen oder weiterer geschichtlicher Zeiträume zu berücksichtigen hatten. Solche unabhängigen Empfehlungen konnten Gegenstand von gemeinsamen Diskussionen, von fachlich konsensualen Veränderungen und von Auseinandersetzungen zwischen den Disziplinen sein. Zu Sickels und Weizsäckers programmatischen Ausführungen zu den Editionen der MGH und der RTA<sup>233</sup> traten bereits 1895 Editionsgrundsätze für „Aktenstücke zur neueren Geschichte“, die nicht mehr von einem Einzelnen entworfen, sondern kollegial ausgehandelt worden waren.<sup>234</sup> Philologische Forderungen wurden dabei explizit zurückgewiesen: die Interessen der Sprachforschung und Sprachgeschichte seien für historische Editionen schlicht nicht maßgebend.<sup>235</sup> Weitere Anregungen zur Neufassung der Editionsrichtlinien von den 1930er bis zu den 1960er Jahren fanden kein Gehör.<sup>236</sup> Zu gering war das Interesse an Editionen und den dahinter stehenden theoretischen Problemen. Nachdem Hans Hirsch 1938 für eine interdisziplinäre Angleichung der Verfahren plädiert hatte,<sup>237</sup> konstatierte Bruno Meyer 1951 resignierend: „Dieser Zustand [des Desinteresses an Editionsfragen] offenbart klar und deutlich, daß unsere Zeit nicht dazu berufen ist, die längst fällig gewordene Reform der historischen Editions-methoden im Sinne vermehrter Berücksichtigung der Sprachwissenschaft und der philologischen Grundsätze durch Umstellung vom fiktiven auf den tatsächlichen Wortlaut durchzusetzen.“<sup>238</sup>

<sup>233</sup> Sickels Grundsätze in den beiden Vorreden zu „MGH, Urkunden der deutschen Könige und Kaiser“, Bd. 1, Hannover 1879 und Sichel, Programm und Instructionen (1876). Weizsäckers Grundsätze in „Deutsche Reichstagsakten“, Abt. 1, Bd. 1, München 1867, S. LX-LXXXIV.

<sup>234</sup> Stieve, Grundsätze (1895).

<sup>235</sup> Die Regeln nehmen auf zweierlei keine Rücksicht: erstens auf die „Unberufenen“, denen „die Begabung zum Herausgeben von Akten fehlt“ und zweitens auf „die Interessen der Sprachforschung und der Sprachgeschichte“. Letzteres mit der verblüffenden Begründung, dass „beide Wissenszweige in zahlreichen Drucken und leicht zugänglichen Handschriften genügende Quellen für ihre Zwecke besitzen“ – Stieve, Grundsätze (1895), Sp. 193.

<sup>236</sup> So noch 1967 Schmid, Probleme (1967), S. 640, nachdem er die Schultze-Richtlinien als unzureichend abgelehnt hat: „Als Ergebnis einer eingehenden Fachdiskussion sollten Grundsätze über Aufgaben und Methoden und verbindliche Regeln der Editionstechnik ausgearbeitet werden. Solche einheitlichen Editionsgrundsätze ermöglichen eine wesentliche Rationalisierung und Qualifizierung gegenüber dem bisher üblichen Verfahren, bei dem jeder Editor durch mühsamen Vergleich mit mehr oder weniger geeigneten Vorbildern seine eigenen Regeln aufstellte.“ Es folgen Überlegungen zu den Grundbedingungen für die aufzustellenden Regeln.

<sup>237</sup> Hirsch, Frage (1938), S. 238f: „Jedenfalls stehen sich Historiker, die Urkundenausgaben herzustellen haben und Philologen methodisch so nahe, daß ich mir denken könnte, eine Auseinandersetzung über die bei Herausgabe deutscher Texte zu beobachtenden Grundsätze würde für beide ergebnisreich sein und die heute noch vorhandenen Verschiedenheiten auf ein Mindestmaß beschränken.“

<sup>238</sup> Meyer, Edition (1951), S. 184.

Maßgeblich blieben vielmehr Schultzes „Grundsätze für die äußere Textgestaltung bei der Herausgabe von Quellen zur neueren Geschichte“ von 1930, die an zahlreichen Stellen veröffentlicht und selbst 1978 noch den für die Praxis immer wieder herangezogenen Heinemeyer-Richtlinien („Richtlinien für die Edition mittelalterlicher Amtsbücher. In: Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen“) beigefügt wurden.<sup>239</sup> Beide standen ganz in der gewachsenen historischen Tradition von Textvereinfachung und Normalisierung und entsprachen damit immer noch dem philologischen Niveau des mittleren 19. Jahrhunderts. Die Kritik der Philologen, die sich nicht nur an die Empfehlungen für deutsche, sondern auch für lateinische Texte richtete,<sup>240</sup> konnte nicht ausbleiben und selbst der Mittelalterhistoriker Erich Meuthen bescheinigte 1972 den Schultze-Grundsätzen bei aller prinzipiellen Zustimmung zum Verfahren, dass diese allzu rigide seien und mehr normalisieren würden, „als es in irgendeinem außerdeutschen Normvorschlag gefordert wird.“<sup>241</sup> Insbesondere, „daß von Germanisten immer wieder zu hören war, daß Dokumente, die mit Hilfe von Schultzes *Richtlinien* ediert werden, dem Germanisten nicht alle Fragestellungen ermöglichen, die er benötigt“,<sup>242</sup> führte schließlich 1973 zu einem interdisziplinären DFG-Kolloquium in Bonn<sup>243</sup> und 1981 zu den u.a. von Gerhard Müller herausgegebenen „Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte“, die auf den Schultze-Grundsätzen aufbauten und eine Vermittlung zwischen beiden Lagern suchten.<sup>244</sup>

Im Vorwort zu den Müller-Empfehlungen von 1981 heißt es (ähnlich wie in den Heinemeyer-Richtlinien von 1978): „Wir haben auch auf die Wünsche der Philologen gehört, damit in Zukunft keine Editionen vorgelegt werden, die ‚nur‘ für Historiker brauchbar sind.“<sup>245</sup> Damit war allerdings keine radikale Umsetzung aller philologischen Forderungen gemeint, sondern nur Zugeständnisse in einigen Teilbereichen.<sup>246</sup> Auch wenn dies einen großen Fortschritt gegenüber den Schultze-

<sup>239</sup> Schultze, Grundsätze (1930) und Heinemeyer, Richtlinien (1978).

<sup>240</sup> Müller, Empfehlungen (1981), S. 167: „wo er [Schultze] sich etwa lapidar zum Lateinischen äußert, fand dies nicht die Zustimmung der Kenner des mittelalterlichen und des frühneuzeitlichen Lateins.“

<sup>241</sup> Meuthen, Methodenstand (1972), S. 261.

<sup>242</sup> Müller, Empfehlungen (1981), S. 167. Dass den Philologen die Schultzeschen Richtlinien in sprachlicher Hinsicht nicht genügten, auch Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 78 und ausführlicher Besch, Edition (1976), S. 404ff.

<sup>243</sup> Die Beiträge sind veröffentlicht in Hödl, Probleme (1978).

<sup>244</sup> Zu dieser Entwicklung kurz Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 77ff.

<sup>245</sup> Müller, Empfehlungen (1981), S. 167. Heinemeyer, Richtlinien (1978), S. 19: „Ziel der Edition ist eine Veröffentlichung des Quellentextes, die allen historischen und möglichst auch sprachwissenschaftlichen Ansprüchen genügt.“

<sup>246</sup> So wird z.B. empfohlen, auf Veränderung der Eigennamen zu verzichten, Vokale mit Superskripten und Doppelkonsonanten beizubehalten, die Getrennt- und Zusammenschreibung nach der Vorlage zu geben oder Zahlzeichen vorlagengetreu abzubilden. Zugleich werden manche philologische Probleme zu bloß paläografischen Phänomenen erklärt: „Schriftgeschichtliche Eigentümlichkeiten sollen nicht

Grundsätzen bedeutete, so waren die Sprachwissenschaftler und Sprachhistoriker doch nicht zufrieden zu stellen.<sup>247</sup> Die Müller-Empfehlungen hatten grundsätzlich die richtige Richtung eingeschlagen, aber wo sie den traditionellen Historikern schon zu weit gingen, da unterschlugen sie den Philologen immer noch die für ihre Forschungen wichtigen Indizien. Wenn eine Übereinstimmung in den grundsätzlichen Zielen erreicht war, „daß sich nämlich der edierte Text so weit wie möglich und sinnvoll an die Form der [...] Quelle annähern möchte“<sup>248</sup>, so verdeckte dies die immer noch bestehen bleibenden Unterschiede, die sich durch den *historischen Sinn* im Unterschied zum *philologischen Sinn* ergaben. Dem Historiker konnte innerhalb *seines* Horizontes und *seiner* Wahrnehmung eine Ausgabe als vollständig quellennahes getreues Abbild der Vorlagen gelten, die dem Philologen als ahistorisches, geglättetes, normalisiertes Konstrukt erscheinen musste.

*Geringe Veränderungen in der Praxis.* Auch wenn eine gewisse Zunahme der Sensibilität für die Bedürfnisse der Nachbarfächer seit den 1970er Jahren zu verzeichnen ist, haben sich zumindest die Müller-Empfehlungen in der Praxis kaum durchgesetzt.<sup>249</sup> Zwar ist in den letzten 30 Jahren eine Reihe von Editionen erschienen, die auch aus historischer Perspektive versuchen, den Sprachwissenschaftlern entgegenzukommen und sich selbst dem Ziel der Quellennähe verpflichten. Doch geht die praktische Umsetzung oft nicht sehr weit. Selbst wenn in den editorischen Vorworten davon die Rede ist, die Ausgabe solle auch für die Nachbarwissenschaften nutzbar sein, führt dies doch nur in den seltensten Fällen zu einer originalen und differenzierten Wiedergabe des Grafembestandes, der Interpunktion, der Groß-/ Kleinschreibung oder der kenntlichen Auflösung von Abkürzungen.<sup>250</sup> Historische Editionen, an denen

---

wiedergegeben werden; Normalisierung von i, j, u und v, langem und rundem s, Interpunktion“. Außerdem sollen weiterhin „nur wichtige Varianten“ verzeichnet (S. 169) und die stillschweigende Auflösung von eindeutigen Abkürzungen „im Anschluß an den sonstigen Sprachgebrauch“ beibehalten werden.

<sup>247</sup> Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 476 veranschlagt den Fortschritt der Richtlinien bei aller Kritik im Einzelnen letztlich höher als die Nichterfüllung philologischer Maximalforderungen und meint, „daß sich die interdisziplinäre Bilanz in dem Dokument von 1981 sehen lassen kann.“ Nach den Müller-Empfehlungen gearbeitete Editionen würden zumindest für eine ganze Reihe von sprachwissenschaftlichen Fragestellungen verwertbares Material liefern.

<sup>248</sup> Müller, Empfehlungen (1981), S. 167ff.

<sup>249</sup> Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 51 meint, der „Grundkonsens, daß [...] die Produkte einer wissenschaftlichen Editorik offen sein müssen für möglichst alle [...] Fragestellungen, ist [...] an sich gegeben. Doch in der editionspraktischen Umsetzung bleiben besonders germanistisch-sprachhistorische Interessen in Editionen von Historikern, aber durchaus auch von Germanisten häufig noch immer auf der Strecke.“

<sup>250</sup> Hier sei stellvertretend auf den Codex Diplomaticus Amiatinus (1974) hingewiesen, der ausdrücklich eine multidisziplinäre Edition sein will: „Allen diesen Fragen [der Historiker, Philologen, Paläografen, Diplomaten] [...] habe ich soweit wie möglich in der Konzeption meiner Bearbeitung gerecht zu werden versucht“ (S. IX). „Grundsätzlich wurde ohne Korrekturversuche der ausgeschriebene Text der Urkunde ediert. Für den nicht Eingeweihten wird die Kontrolle eines beliebigen Urkundentextes

Sprachwissenschaftler nichts auszusetzen hatten, sind jedenfalls seltene Ausnahmen geblieben.<sup>251</sup>

Der Fortschritt in der Praxis war letztlich gering. Die Müller-Empfehlungen waren schon nicht sehr konsequent gewesen und ihre Anwendung in der Praxis fiel oft gerade an den Punkten, an denen sie den Philologen entgegenkommen wollten, doch wieder auf traditionelle Normalisierungsstrategien zurück. Auf dem vorbereitenden Kolloquium von 1973 hatte Gerhard Müller bereits das Grundproblem erkannt: Den geschichtswissenschaftlichen Editoren „geht es [...] vor allem um eine Erleichterung der Lesbarkeit der Texte. Ihr dient die Modernisierung der Interpunktion, die Auflösung von Kürzungen oder die Veränderung der Schreibweise. Den Historikern ist nicht an einer getreuen Wiedergabe älterer Druckbilder, sondern an der Greifbarkeit von Quellen zur [...] Geschichte gelegen.“<sup>252</sup> Trotz der minimalen Annäherungen

---

genügen, um zu verstehen, daß nur dies das einzig mögliche Prinzip bei solchen Stücken sein kann und eine Rektifizierung, Emendation etc. den Text als solchen zerstören würde“ (S. XIV). Zwar werden die Kürzungen tatsächlich mit Klammern und nicht nach klassischem Latein, sondern nach analogen Stellen des gleichen Notars oder gleichzeitiger Urkunden aufgelöst, aber von der u-v-Normalisierung und sinnstiftender Interpunktion kann der Herausgeber doch noch nicht lassen. Ähnlich das „Urkundenbuch des Klosters Scharnebeck“ (1979), das einleitend (S. 13) behauptet, „Die Texte sind [...] nach dem Wortlaut und Buchstabenbefund [...] wiedergegeben“, im Detail aber präzisiert: Groß-Kleinschreibung ist nicht original, u-v und j-i (bei Latein) normalisiert, übergeschriebene Zeichen ignoriert („wenn sie lediglich auf einer Schreibereigentümlichkeit beruhen“), Interpunktion („nach logischem Satzbau“) modernisiert und Streichungen und nachgetragene Wörter sind nicht gekennzeichnet. Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 58ff versucht einen Überblick über die Methodologie neuerer historischer Editionen. Ihrer Grundbeobachtung einer „Entwicklung hin zu mehr interdisziplinärer Sensibilität“ stehen aber eher ernüchternde Feststellungen in den Einzelfällen gegenüber. Zu den „Arbeiten mit umfassenden, den Text dehistorisierenden Normalisierungen“ gehören z.B. die „Wiener Neustädter Handwerksordnungen“ (1997) und die „Quellen Stadt Bregenz“ (1985), obwohl in den Vorworten davon die Rede ist, die Edition auch für die Nachbarwissenschaften nutzbar zu machen! Bezeichnend für die Situation sind auch die „Urkunden des Kloster Baden bei Wien“ (1998): Das Vorwort berichtet von Auffälligkeiten der Groß- und Kleinschreibung und „trotzdem [!] werden, in Einklang mit den üblichen [!] Editionsriterien, die Hauptwörter mit Ausnahme der Eigennamen klein geschrieben“. Zu ähnlichen Beobachtungen war bereits Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 477ff gekommen. Auch er berichtet von Editionen, die in den Vorworten von „Originalgetreuer Wiedergabe“ und „interdisziplinärer Auswertbarkeit“ reden, diesen Anspruch durch allzu starke Eingriffe und Normierungen aber nicht erfüllen. Als Selbstverständlichkeit, die nicht hinterfragt wird, erweist sich die Modernisierung von Groß-/Kleinschreibung und Interpunktion auch bei der „Honorantie civitatis Papie“-Edition von Carlrichard Brühl (1983): obwohl hier neben und zusätzlich zu dem Editionstext eine genaue quellennahe Transkription gedruckt wird, bietet selbst diese nicht die originale Zeichensetzung und Großschreibung!

<sup>251</sup> Besch, Editionsprinzipien (1994), bespricht zwei positive Beispiele: Martin-Luther-Studienausgabe (1979) („Das ist die volle Erfüllung des editorischen Wunschzettels der Germanisten“ (S. 479)) und Kölner Hexenverhöre (1992) – hier wird z.B. auf die u-v-Normalisierung verzichtet, Kürzungen im Kommentar aufgelöst und die originale Interpunktion, Groß-/Kleinschreibung und Worttrennung beibehalten! (S. 482f). Skála, Glosse (1969), S. 95 verweist auf die Edition von Franz Bastian, Das Runtingerbuch 1383-1407, Bd. 1-3, Regensburg 1935-1944, die „genau genug ist für alle“.

<sup>252</sup> Müller, Methodenkritik (1978), S. 80.

in den verschiedenen Richtlinien, die die Philologen kaum befriedigen konnten,<sup>253</sup> beharrten die Historiker auf der absoluten Vorrangigkeit der leichten Lesbarkeit der Editionen, mit der sich dann jede Praxis legitimieren ließ. Und selbst das anscheinend unausrottbare, aber wenig plausible Argument, wer an Detailinformationen interessiert sei, könne ja immer noch die Originale, Mikrofilme, oder Faksimiles benutzen, wurde verwendet, um die Herstellung quellenferner modernisierter Texte zu begründen.<sup>254</sup> Dabei ist die Behauptung besserer Lesbarkeit oder einfacherer, effizienterer Editionserstellung nie bewiesen worden, sind die Gewinne und Verluste quellenferner Textformen nie gegeneinander aufgerechnet worden.<sup>255</sup> Den Philologen, die es gewohnt waren, originalnahe Texte zu studieren, war es jedenfalls unbegreiflich, wieso dem Historiker solche Formen unlesbar sein sollten und wieso er die Zerstörung der historischen Authentizität zugunsten radikaler Eingriffe in die Textgestalt in Kauf nimmt. Gerade in jenen Punkten, bei denen Geschichtswissenschaftler am hartnäckigsten an Modernisierung festhielten, sahen Sprachwissenschaftler den geringsten Lesbarkeitsgewinn: Die Beibehaltung frühneuzeitlicher Doppelkonsonanten konnte wohl kaum die richtige Identifikation eines Wortes verhindern; das Gleiche galt in noch stärkerem Maße für die Groß- und Kleinschreibung.<sup>256</sup> Einzig bei der Interpunktion könnte eine moderne sinnstiftende Zeichensetzung die Lesegeschwindigkeit erhöhen – aber auch hier auf Kosten einer Interpretation durch den Editor, die doch eigentlich dem Leser überlassen bleiben sollte.<sup>257</sup> Grundsätzlich fragte man sich, warum ein Historiker im Bemühen um das

<sup>253</sup> So z.B. Besch, *Edition* (1976), S. 404 für den Bereich der Groß- und Kleinschreibung: Normalisierung sei hier „letztlich eine Willkür-Festlegung mit anachronistischen Zügen“.

<sup>254</sup> So berichtet z.B. Müller, *Dilemma* (2000), S. 180, dass die Historiker immer auf die photomechanischen Nachdrucke verwiesen hätten, wenn ihre Ausgaben als nicht ausreichend bezeichnet worden seien. Das geht an der wissenschaftlichen Arbeitswirklichkeit, die auf vorverarbeitete Informationen angewiesen ist, vorbei und leugnet gerade die Aufgaben des Editors. „Mit der Waffe des photomechanischen Nachdrucks ließ sich auf Dauer das philologische Argument der möglichst breiten Verwendbarkeit frühneuzeitlicher Quellen also nicht erschlagen.“

<sup>255</sup> Besch, *Editionsprinzipien* (1994), S. 472 in Rückgriff auf Reichmann, *Edition* (1978), S. 345: „Zudem ist es ‚keineswegs bewiesen, daß die Normalisierung zur vielberufenen besseren Lesbarkeit der Texte beiträgt‘. Möglicherweise wird hier einem ‚Topos-Götzen‘ geopfert.“ Reichmann, *Edition* (1978), S. 345 selbst: „Der Aspekt ‚bessere Lesbarkeit‘ bedarf dringend der wissenschaftlich empirischen Überprüfung.“

<sup>256</sup> Roth von Schreckenstein, *Urkunden ediren* (1864), S. 21 fand selbst die u-v-Ausgleichung überflüssig: „Einen bedeutenden Nutzen der Modernisierung vermag ich nicht zu sehen. Die Leser von Urkundenbüchern wissen sich schon zurecht zu finden, wenn sie uestris, vnâ oder gar uult, vniuersis u.s.w. vor sich haben.“

<sup>257</sup> Besch, *Editionsprinzipien* (1994), S. 486 ironisiert das sture Festhalten an modernisierter Interpunktion: „Viele sehen in der modernen Interpunktion das Hauptinstrument für die Sinnerschließung des historischen Textes für einen heutigen Leser. Das ist so etwas wie die letzte Pflichtstation eines Editors, nachdem er nun auf anderen Gebieten schon so viele Konzessionen an die historische Ungeregeltheit gemacht hat.“ Besch, *Editionsprinzipien* (1994), S. 486f zu der Frage, ob moderne Interpunktion das Verständnis überhaupt erleichtere oder nicht oft sogar erschwere.

Verständnis historischer Zusammenhänge nicht bereit sein sollte, sich auch an die historischen Sprach- und Schreibformen zu gewöhnen.<sup>258</sup>

*Gründe für die Beharrung?* Vor diesem Hintergrund blieb den Philologen gerade die philologische Eingriffswut der Historiker unverständlich. Wenn diese einen Text nach sprachwissenschaftlichen Kriterien gestalten wollten, dann müssten sie selbst Sprachwissenschaftler sein, was in der Regel nicht der Fall war. Vielmehr konnten hier nur Dilettantismus oder zumindest das Verharren auf einer undifferenzierten und nicht mit den wissenschaftlichen Entwicklungen Schritt haltenden Halbbildung die Grundlage der Edition sein. Aus philologischer Sicht musste die Frage lauten, warum die Historiker sich diese philologisch deutende – aber immer zweifelhaft bleibende – Mehrarbeit zumuteten, anstatt einfach die Befunde der Quelle zu dokumentieren?<sup>259</sup> Warum sie nicht die Authentizität und Historizität bewahrten und die originalen Verhältnisse abbildeten, statt sich durch beständige „korrigierende“ Eingriffe die Arbeit selbst schwerer und unsicherer – also mit einem größeren Irrtumsrisiko behaftet – als nötig zu machen?<sup>260</sup>

<sup>258</sup> Müller, Dilemma (2000), S. 187f argumentiert in diesem Sinne: „ob der Verzicht etwa auf Doppelkonsonanten an Stellen, wo sie heute ungewöhnlich sind, wirklich so viel für die Lesbarkeit bringt, wage ich zu bezweifeln. Wer historische Dokumente studiert, muß sich sowieso in eine andere Zeit einarbeiten – warum nicht auch in eine andere Schreibweise? Vielleicht ist das Dilemma des Frühneuzeithistorikers, sowohl auf Lesbarkeit, als auch auf die Benutzung durch Philologen bedacht zu sein, nur ein Vorurteil, das zugunsten einer besseren Verwendbarkeit auch durch andere Disziplinen überwunden werden sollte.“ Überlegungen dieser Art waren bereits aufgegriffen und praktisch umgesetzt worden in der Edition der „Kölner Hexenverhöre“ (1992): „Will man die Quelle aus dem Original heraus verstehen, so muß man gewillt sein, graphische, sprachliche und stilistische Besonderheiten [...] 'durch die Brille des Zeitgenossen' zur Kenntnis zu nehmen“ (S. XIX).

<sup>259</sup> Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 485: „Wir benötigen Zustandsbeschreibungen, keine Sinnprognosen.“

<sup>260</sup> Die Müller-Empfehlungen sind ein seltener Fall, in dem diese Vorstellung interdisziplinär aufgegriffen wird. Dort (Müller, Empfehlungen (1981), S. 167) heisst es einleitend: „Es zeigte sich, daß das Achten auf die Vorstellungen der Philologen den Historikern die Arbeit eher erleichtert als erschwert“. Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 88 meint (unter Bezug auf Reichmann, Edition (1978), S. 350), „Der Schritt hin zu einer originalgetreueren Textwiedergabe bedeutet für den Historiker auch eine Erleichterung, da er sich der Notwendigkeit enthebt, 'fortwährend philologische Entscheidungen zu treffen'“. Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 471 fasst die philologische Kritik an den Schultze-Richtlinien zusammen: „Einige Normalisierungsprozeduren erfordern ein beträchtliches Maß an sprachwissenschaftlicher Kompetenz, die von anderen edierenden Fächern in der Regel nicht erwartet werden kann.“ S. 472: „Jeder normalisierende Eingriff verlangt eine konsequente Handhabung. Das kostet bei umfangreichen Texten viel Aufmerksamkeit und Zeit, zeitigt auch ‚Fehler‘“, S. 474: „Meiner Erfahrung nach ist das Fehlerrisiko bei der Regulierung größer als der Normalisierungsnutzen.“ Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), 57 verweist auf Woesler, Editionsprinzipien (1998), S. 946, der einen der germanistischen Hauptpunkte nochmal auf einen lakonischen Schluß bringt: „Es ist, genau besehen, zumeist überflüssige Mühe, daß Editoren anderer Disziplinen ihre Texte normalisieren und modernisieren“. Eher untypisch für die geschichtswissenschaftliche Sicht ist Sickels Plädoyer für Zurückhaltung: Wenn keine sichere Entscheidung möglich sei, solle man besser bei den Befunden stehen bleiben, als zu falschen Deutungen fortzuschreiten: „Zweitens, wenn ich auch im übrigen die Contexte nach meiner

Die möglichen Antworten auf diese Frage, die Erklärungen für das sture Festhalten an einem alten Editionsmodell sind zum großen Teil wissenschaftssoziologischer Natur. Editionen wurden in der Regel von Historikern entweder im Rahmen einer bestimmten Qualifizierungsphase oder aber nach der endgültigen Qualifizierung *neben* den eigentlichen Aufgaben erarbeitet. Dadurch wurde entweder vom Schüler die vom Lehrer übernommene Methode angewandt, oder die einmal akzeptierte immer weiter tradiert, weil die Methodenfragen selbst nicht mehr in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückten. Gerade als Qualifizierungsarbeiten mussten Editionen auch geschichtswissenschaftliche Kompetenz demonstrieren. Eine Hinwendung zu scheinbar bloß mechanisch zu erstellenden Dokumentationsformen der Quellen erschien kontraproduktiv, weil sie den Ausweis von (historischem und philologischem) Verständnis und der Fähigkeit zur Interpretation der Überlieferung gefährdete.<sup>261</sup> Obwohl in der Praxis die quellennahen Edition meistens das Ergebnis *höherer* methodischer Reflektion waren, musste immer befürchtet werden, dass ein Verzicht auf sprachlich-historisch deutende Eingriffe als Mangel an fachlicher Kompetenz ausgelegt werden würde. Mit der Normalisierung währte man sich dagegen auf der sicheren Seite. Zwischen sprachwissenschaftlich relevantem Phänomen und einfachem Text- oder Schreiberfehler konnte man ohne tiefere philologische Ausbildung ohnehin nicht unterscheiden, und so weit, dass man vermeintliche Schreiberversehen nur in den Apparaten vermerken und korrigieren würde, war man nicht zu gehen bereit.<sup>262</sup> So war es denn das im Detail am wenigsten angreifbare Verfahren,

---

Kenntniß der entsprechenden Fassungen in andern Diplomen oder in Formeln herzurichten suche, so werde ich doch an Stellen so argen Verderbnisses dass ich sie nicht zu heilen weiss, lieber unangetastet lassen als durch willkürliche Aenderungen dem Blicke derer entziehn welche in diesen Dingen besser unterrichtet und in der Emendation glücklicher sind als ich“ (Sickel, *Monumenta* (1873), S. 54). In ein Dilemma begeben sich die Historiker auch mit jener Grundregel, die in den Müller-Empfehlungen als Punkt 1.7. (S. 169) so formuliert sind: „Varianten werden nur festgehalten, wenn es sich dabei um sachlich oder sprachlich bedeutsame Abweichungen handelt“ – wie aber sollte ein philologisch halbgebildeter Geschichtsforscher entscheiden können, was für die Sprachwissenschaft bedeutsam ist?

<sup>261</sup> In diesem Sinne ist bereits die Vorrede zum Urkundenbuch der Stadt Hannover (1860) symptomatisch. In ungekennzeichneter Rückgriff auf Waitz, *Urkunden edieren* (1860), S. 445 heisst es: „Die Ausgaben unserer Quellen müssen sich als die Arbeit durchaus kundiger, ihre Aufgabe völlig beherrschender Männer der Wissenschaft darstellen, größte Genauigkeit und Urkundlichkeit angestrebt, aber principlose Pedanterie [= genaue Wiedergabe der Originale] vermieden sein.“ In England, das eine eher dokumentarische Editionstradition ausbildete, war lange Zeit fraglich, ob Editionen überhaupt als Qualifizierungsarbeiten zuzulassen seien, weil nur *Geschichtsschreibung* selbst als höchste Form der Geschichtsforschung galt – Harvey, *Editing* (2001), S. 12.

<sup>262</sup> „Schreiberversehen“ und „Schreibereigentümlichkeiten“ sind die schwammigen Bestimmungsgrenzen der historischen Textdeutung im Normsystem. Alles, was außerhalb des Normalisierungsrasters stand, wurde einfach zu einer irrelevanten „Eigentümlichkeit“ erklärt, die dann wieder durch philologische Kriterien ausgeschlossen werden konnte: Im Urkundenbuch des Klosters Scharnebeck (1979) z.B. sind „übergeschriebene Vokale und Lautzeichen [...] übernommen, wenn sie eine Diphthongierung anzeigen, nicht aber, wenn sie lediglich auf einer Schreibereigentümlichkeit beruhen“ (S. 13).

die komplexen Probleme der Texte auf ein eindeutiges Normsystem herunterzubrechen. Aus der Sicht des Historikers bedeutete Normalisierung weniger *Belastung* durch Entscheidungen als eine *Entlastung* von komplizierten Differenzierungen der Befundaufnahme und als eine *Absicherung* gegen überprüfende Kritik, die erst auf einer quellennahen, detailreichen Wiedergabeebene hätte ansetzen können.<sup>263</sup> Wenn schon feststand, was groß und was klein geschrieben werden sollte, dann entfielen die genauen Beobachtungen von Majuskeln und Minuskeln auch in ihren verschiedenen Zwischenformen. Wenn ein einfaches Zielsystem vorgegeben war, dann entfiel die Differenzierung der übergeschriebenen Zeichen ebenso wie die der multiplen Zeichenformen für einzelne Buchstaben oder die Identifikation unterschiedlicher Interpunktionszeichen. Innerhalb des eigenen Faches glaubte man sich zu philologischen Glättungen durch die angeblich spezifischen Nutzungsbedingungen *berechtigt* und durch die Beschränkung auf ein einfaches Normsystem *befähigt*, wies aber damit zugleich auch weitergehende philologische Wünsche zurück. Heimpel offenbart in Rückgriff auf Sybel dieses problematische Selbstverständnis:

„Wir erklären daher mit aller Deutlichkeit wie schon Sybel, ‚daß der Wunsch der Philologen‘, ‚aus unserer Edition eine Fundgrube für die deutsche Grammatik jener Zeit durch vollständige Mitteilung der Wortformen aus allen Dialekten zu machen‘, ‚überhaupt unerfüllbar‘ ist. Wir dienen in erster Linie der historischen und dann erst der philologischen Forschung. Doch bemühen wir uns, auch wenn wir die Konsonantenhäufungen zeilenhonorarschindender Lohnschreiber vereinfachen, sprachlich möglichst nahe an der Vorlage zu bleiben. Aber wir würden den philologischen Benutzer geradezu durch Scheinakribie in die Irre führen, wenn wir den Anschein erwecken wollten, wir könnten, was wir schlechterdings nicht können: nämlich z.B. in oberdeutschen Texten die besonders über u übergeschriebenen o, e, Doppelstriche oder Akzente im Einzelfall immer unterscheiden.“<sup>264</sup>

Der prototypische Historiker ist philologisch angeblich in der Lage, „sprachlich nahe an der Vorlage zu bleiben“, er weigert sich aber zugleich, der Sprachwissenschaft Material für ihre Untersuchungen zu liefern. Er dokumentiert damit ein simpli-

<sup>263</sup> So sieht Hirsch, Frage (1938), S. 235ff im Fazit der Nachzeichnung der Diskussion um Normalisierung versus Authentizität bei Originalen (um 1870/80) in dem „philologisch nicht geschulten Historiker“, der „nicht immer zwischen einem wirklichen Fehler und einer Wortform zu unterscheiden weiß, für deren Gebrauch und Auftreten die Sprachforschung Aufklärung zu bieten vermag“ (S. 236) gerade ein Argument *für* die Normalisierung.

<sup>264</sup> Heimpel, Deutsche Reichstagsakten (1958), S. 114f unter Bezug auf Sybel, Julius Weizsäcker, in: Historische Zeitschrift 64 (1890), S. 195 (dass die „dringende Aufforderung der Germanisten, aus dieser Edition [der Reichstagsakten] eine Fundgrube für die bis dahin vernachlässigte deutsche Grammatik jener Zeit durch vollständige Mittheilung der Wortformen aus allen Dialekten zu machen [...] für unsere Arbeitsmittel überhaupt unerfüllbar war“).



fizierendes, vor-wissenschaftliches Verständnis von historischer Sprache. Mit der Übertragung in eine geschichtswissenschaftlich-inhaltlich bestimmte Zielsprache als geglättete Zwischenform zwischen der historischen und der aktuellen Sprache muss diese Zwischenform letztlich beliebig bleiben. Man will nahe an der historischen Sprache bleiben, ohne zu genau zu werden. Das führt zwangsläufig zu einer eklektischen Methode, so dass „auch in diesem Punkte [der Normalisierung oder Nicht-Normalisierung] jedem Bearbeiter eine gewisse Freiheit zu lassen“<sup>265</sup> ist. Mit dem Projekt der Interdisziplinarität wurde so auch der Versuch, zu einheitlichen und verbindlichen Verfahren zu kommen, für gescheitert erklärt.

### 1.2.4 Historische Editorik zwischen Beharrung und Wandel

Im 19. Jahrhundert hat es eine intensive Diskussion um die Methoden und Formen der Herausgabe der historischen Quellen gegeben.<sup>266</sup> In einer Phase, in der die Verwissenschaftlichung der Geschichtsforschung noch am Anfang stand, erstreckte sich der Versuch, die wissenschaftliche Begründung der Disziplin zu sichern, auch auf die Grundlagenarbeiten der Erschließung und Verfügbarmachung der historischen Dokumente. Nimmt man den geforderten Beitrag der Geschichte zur Nationsbildung und den hohen Stellenwert des Faches als politisch-gesellschaftlicher Integrationsfaktor hinzu, der auch seine wissenschaftliche Qualität als Teil eines internationalen Konkurrenzdenkens erscheinen lassen musste, dann wird verständlich, dass scheinbar spezialistische Methodenprobleme im doppelten Sinne sogar als „nationale Fragen“<sup>267</sup> tituliert werden konnten. Anlässlich der ersten Urkundenedition der MGH, einer Ausgabe der Merowinger-Diplome, die sowohl auf französischer als auch auf deutscher Seite als Teil der eigenen Vorgeschichte hohe Aufmerksamkeit beanspruchten, waren genau dies die Worte, mit denen die Rezensenten methodische Schwächen mit Bedeutung aufluden.

Umso radikaler war der Wandel, der sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts einstellte. Methodenfragen verschwanden fast vollständig aus der Diskussion. Zu den Gründen

<sup>265</sup> Heimpel, *Deutsche Reichstagsakten* (1958), S. 115.

<sup>266</sup> Fast schon bedauernd Sichel, *Monumenta* (1873), S. 41: „Es erscheint nicht leicht eine Urkundensammlung, die nicht den Streit wieder anfache, und tritt gar jemand mit dem Anspruche auf uns ein Muster hinstellen zu wollen, so ist der Kritiken, Repliken und Dupliken kein Ende, ohne dass dabei die so wünschenswerthe Einigung wesentliche Fortschritte macht“.

<sup>267</sup> So Sichel, *Monumenta* (1873), S. 78 („Dass nun gerade in diesem Augenblicke in demselben Gewande des gross und stattlich angelegten Nationalwerkes [der MGH] ein Theil der Arbeit erscheint, welcher so weit hinter unsern eignen Anforderungen zurückbleibt und einen verhältnissmässig so geringen Fortschritt über die seit Jahren schon vorliegenden Leistungen der Franzosen hinaus aufweist, das muss und wird in allen Kreisen in denen es bekannt wird als eine nationale Angelegenheit empfunden werden.“) und Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873), S. 406 (es ist keine „den Anforderungen unserer heutigen Wissenschaft entsprechende Leistung“). Carlsruh Richard Brühl, *Studien zu den Merowingischen Königsurkunden*, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 14: „Die Edition von Karl Pertz wurde von der gelehrten Welt Deutschlands als nationale Schmach empfunden“.

sind oben bereits einige Andeutungen gemacht worden. Man wird hier jedenfalls wissenschaftssoziologische Gründe stärker zur Erklärung heranziehen müssen als wissenschaftstheoretische. Ein konsensualer Abschluss der Diskussion ist nicht zu konstatieren. Die Editionstechnik wurde auf einem gewissen Stand eingefroren, die Grundpositionen blieben unvermittelt stehen und eine der möglichen Richtungen wurde in der Praxis paradigmatisch, ohne sich in der theoretischen Debatte durchgesetzt zu haben. Am im letzten Kapitel geschilderte Bezug zu Philologie und sprachwissenschaftlichen Perspektiven konnte diese Entwicklung beispielhaft aufgezeigt werden. Man hatte auf der Suche nach der besten Methode das bereits recht weit fortgeschrittene Instrumentarium der Philologie übernommen, weigerte sich dann aber, den weiteren Entwicklungen zu folgen. Eine Diskussion um die Wiedergabeformen historischer Dokumente hätte hier den sich wandelnden Erkenntnisinteressen oder doch zumindest den bereits gewonnenen philologischen Einsichten (z.B. in die spezifischen Funktionen von Groß- und Kleinschreibung und Interpunktion) folgen müssen. Eine solche Diskussion fand aber nicht mehr statt. Dabei gilt der Befund der Abkoppelung von relevanten Problemfeldern nicht nur für die Sprachwissenschaft. Das Grundproblem liegt tiefer. Quelleneditionen und damit auch Editionstechnik sind auf Beständigkeit, auf langfristige und möglichst breite Benutzbarkeit angelegt. Dagegen ist jede Wissenschaft durch Entwicklung und Wandel bestimmt. Im Bereich der Quellenerschließung ist damit ein Grundwiderspruch angelegt zwischen dem Verlangen nach einheitlichen, einfach zu nutzenden Ausgaben und den Anforderungen ständig sich wandelnder Fragestellungen, die auch in ihrer Pluralität von den Editionen aufgefangen werden müssten.<sup>268</sup> Der Anspruch der Langfristigkeit selbst produziert einen Widerspruch zwischen Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit und einer Ausrichtung auf *alle* aktuellen und zukünftigen Forschungsfragen. Je nach Schwerpunktsetzung hätte die Methodik der Edition aus dieser Perspektive sogar entgegen ihrer extrem konservativen Haltung in der Praxis auch eine extrem innovative, ja experimentelle Haltung einnehmen können, um die sich jeweils gerade erst andeutenden Auswertungsperspektiven zusätzlich zu fördern! Immerhin sind neue Editionen ja der „Motor der Geschichtswissenschaft“! Der Fortschritt des Faches ist im Wesentlichen ein Wechsel der Fragestellungen. Für neue Perspektiven sind dann aber meistens auch neue Quellengruppen zu erschließen

---

<sup>268</sup> Meyer, Edition (1951), S. 199, Anm. 33: „Es ist allgemeiner Grundsatz jeder Edition, daß sie auf eine ungefähre Lebens- und Geltungsdauer von hundert Jahren berechnet werden muß. Das bedeutet, daß es Pflicht jedes Herausgebers ist, sich darüber genau Rechenschaft abzulegen, was die wissenschaftliche Forschung für Unterlagen in nächster Zeit haben muß“ – „daß alles das vorausschauend zu berücksichtigen ist, was bald schmerzlich vermißt werden könnte“ (S. 199) und „Das Ziel einer guten Edition muß sein, mit der Ausgabe der künftigen Forschung jeglicher Richtung zu dienen und den ganzen Stoff so vorzulegen, daß der Rückgriff auf die Handschriften nur noch in ganz seltenen Fällen notwendig ist“ (S. 194).

und aufzubereiten (Ansatz A).<sup>269</sup> Hinzu kommt ein Wandel der Einstellungen zu den Quellen, egal ob bereits ediert oder noch unberücksichtigt. Die frühe Editionstechnik war auf einem Konzept der Faktengeschichte entwickelt worden und die Idee, Editionen würden die „wesentlichen Inhalte“ eines Dokumentes leicht erfassbar machen, hat die Praxis bis heute bestimmt. Man kann diesen Befund aber ohne weiteres als historisch relative Position beschreiben, die alles andere als zwingend oder allein legitim ist. Der konkurrierende Ansatz, dass historische Dokumente auch jenseits ihrer historiografischen „Fakten“ als kulturelle Zeugnisse insgesamt ihre Zeit spiegeln, ist so alt wie die Geschichtswissenschaft selbst (Ansatz B). Dabei mussten dann stärkere Eingriffe in die Gestalt des Textes *und* des Dokumentes immer als grundsätzliche Enthistorisierung und als Verlust an Originalität angesehen werden (Ansatz B1). Die Idee, dass eine Quelle auch in ihrer Fremdheit und Unverständlichkeit ein beredtes Bild ihrer Zeit ist und dass es sich lohnen könnte, die Hürde auch der sprachlichen Differenz und der scheinbaren strukturellen Unordnung zu überwinden, um zu einem tieferen historischen Verständnis zu kommen, hat sich in der Praxis historischer Editionen jedenfalls nicht durchgesetzt<sup>270</sup> – während sie z.B. in der Germanistik einigermaßen selbstverständlich geworden ist.<sup>271</sup>

Zu dieser grundsätzlich anderen Sicht auf die Überlieferung, die abstrakt erscheinen mag, aber gerade die Abstraktion der Quellen in der Edition zurückdrängen wollte, traten besonders in den letzten Jahrzehnten Konkretisierungen hinzu, die sich aus veränderten Forschungsfragen und damit als veränderte Auswertungsperspektiven ergaben (Ansatz B2). Ich will dazu nur auf zwei Beispiele verweisen: (1.) Die Informationen in historischen Dokumenten sind oftmals nur unter Berücksichtigung ihrer Entstehungskontexte richtig zu werten. Äußere Erscheinungsformen, die „Dokumenttopografie“, aber auch sprachlich-skriptografische Details reflektieren diese Entstehungsbedingungen in der Gestaltung der Dokumente und wären deshalb in

<sup>269</sup> Über die Moden der zu edierenden Quellen kurz Märtl, Wozu (1996), S. 23.

<sup>270</sup> Eine der seltenen Editionen, die explizit diesen Ansatz umsetzt, sind die „Kölner Hexenverhöre“ (1992). Die Differenz zwischen traditioneller Editions- und Beharrungsmethode auf Quellennähe wird an der Forderung von Kranich-Hofbauer, Edition (1994), S. 299 deutlich: „Soll die Geschichtlichkeit der Editions- und Vorlage gewahrt bleiben, wird sich der Editor bemühen müssen, ohne normalisierende und reglementierende Eingriffe den Grafbestand seiner Vorlage wiederzugeben“. Was aus der einen Perspektive selbstverständlich Minimalforderung ist, über die man konsequenter Weise noch weit hinausgehen müsste, erscheint der gängigen Praxis als radikaler Umsturzversuch aller etablierten Methoden.

<sup>271</sup> Zusammenfassend Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 468: Konkret gegebene Texte erhalten je für sich authentischen Zeugniswert in der jeweiligen Schriftgestalt, in der sie überliefert sind. Ihr Zuschnitt auf eine irgendwie postulierte ideale Sprachgestalt ist ebensowenig erlaubt wie Normalisierungen und Regulierungen auf eine spätere Normorthographie hin. Alle solche Zugriffe zerstören die historische Identität des Textes.“ Reichmann, Edition (1978), S. 346 meint, dass durch Normalisierungen der „gesamte Komplex der geographischen, soziologischen, situativen und historischen Architektur der Sprache [...] verkannt“ wird.

einer Edition unbedingt wiederzugeben.<sup>272</sup> (2.) Die Funktion historischer Dokumente ist in ihrer jeweiligen Gebrauchssituation auch durch ihre materiell-visuellen Aspekte bestimmt gewesen. Gerade die neuere Forschung versucht deshalb auch äußere Merkmale, etwa Spezifika des Layouts, zum Gegenstand von Untersuchungen zu machen. Auf der Seite von Editionen hätte dies ebenfalls Anlass zu erweiterten Dokumentationsformen geben können.<sup>273</sup>

Mit der Hinwendung zu neuen Fragestellungen und neuen Quellen waren die alten Editionsmethoden nicht mehr angemessen.<sup>274</sup> Hier hätte es deshalb eine permanente Diskussion um die Anpassung der Verfahren an die spezifischen Anforderungen der Quellengattungen geben müssen. Genau wie in den Philologien (die weiter unten behandelt werden) versuchte man aber beharrlich, die einmal etablierten Methoden beizubehalten und auf andere Dokumenttypen zu übertragen. Während es in den Sprach- und Literaturwissenschaften schließlich zur Ausbildung alternativer Editionstechniken kam, erreichte die Methodendiskussion in der Geschichtswissenschaft nicht jene kritische Dichte, die zur Entwicklung neuer eigenständiger Konzepte nötig gewesen wäre. Eine Diskussion im eigentlichen Sinne fand nicht statt, weil das Interesse im Fach insgesamt zu niedrig blieb. Es fehlte nicht an Anlässen, die Auswirkungen der geschichtswissenschaftlichen Perspektivenverschiebungen auf die editorische Grundlagenarbeit zu thematisieren. Einer solchen Diskussion wurde innerhalb der Struktur des Faches aber nicht die Relevanz beigemessen, die für eine Neuorientierung nötig gewesen wäre.

Wo Quellenausgaben die Grundlage der Forschung bildeten und wo die Geschichtswissenschaft in ihrer Spezialisierung sich immer mehr auf die gedruckten Editionen verlassen, ja teilweise beschränken musste, da wuchs die Kluft zwischen dem Stand (und Anspruch) der Wissenschaft und der Methodik der Edition. Wo der Wandel

---

<sup>272</sup> Dies gilt besonders für einzelne Quellengruppen, die sich aus „Gebrauchssituationen“ ergeben, bei denen Verschriftlichung und Nutzung sich überlagern. Zu erinnern ist z.B. an das sogenannte „Geschäftsschriftgut“. Die Einträge in Urbaren, Amtsbüchern, Stadtbüchern und dergleichen sind grundsätzlich nicht ohne die Eintragungsstrukturen zu interpretieren. So versucht z.B. Roman Zehetmayer im „Urbar des Grafen Burkhard III“, Wien u.a. 2001, die skriptografische Gliederung der Vorlage in einem logischen System im Druck (durch Fettdruck und Unterstreichungen) wiederzugeben. Es „wird beim äußeren Erscheinungsbild der Edition so weit wie möglich auf das Original Rücksicht genommen: Absätze und äußere Gliederung werden weitgehend übernommen, mit jedem neuen Eintrag wird, wie im Original, eine neue Zeile begonnen.“ (S. 147) Nachträge werden in den Text integriert, aber durch anderen Schrifttyp und Anmerkung gekennzeichnet. Die Seitenzählung der Vorlage wird kursiv im Text mit p. für Pagina gegeben. (S. 149f)

<sup>273</sup> Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 88f versucht einen solchen Ausblick: Was ist mit dem Layout? Was mit „Form und Anordnung der Schriftzeichen“? Und wie kann z.B. ein junger Forschungszweig wie die „graphostilistische Textanalyse“ (Lit.: Rüdiger Pfeiffer-Rupp, Graphostilistik, in: Methoden der Stilanalyse, hg. von Bernd Spilner, Tübingen 1984, S. 101-119) unterstützt werden?

<sup>274</sup> Aus der Perspektive völlig neuartiger Auswertungsverfahren verweist Thaller, Datenbasen (1989), S. 216f z.B. auf Bildquellen (im Rahmen der Kulturgeschichte) oder serielle Quellen (im Rahmen der demografiehistorischen Forschung).

der historischen Fragestellungen und Auswertungsmethoden an Geschwindigkeit zunahm, da erlahmte zugleich das Interesse an Fragen der grundlegenden Methoden.<sup>275</sup> „Editionstechnik“ war bereits den Nachbarwissenschaften der Philologie zugewiesen worden und fand keine Aufnahme im eigenen Kanon der „Historischen Hilfswissenschaften“. Selbst da, wo noch neue Richtlinien publiziert wurden, hinkte sie dem allgemeinen – also interdisziplinären – Stand weit hinterher.<sup>276</sup>

„Die Aufgaben und methodischen Grundlagen der Editionstätigkeit sind nach wie vor nur unzureichend geklärt. Die editionstechnischen Hilfsmittel [...] werden in ungenügendem Maße berücksichtigt. Die eigentliche Editionsarbeit [...] wird nur unvollkommen geleistet. So erreichten Editionen nicht das wissenschaftliche Niveau und die Wirkung, die nach Thematik und Inhalt zu erwarten gewesen wäre“<sup>277</sup>

Was Gerhard Schmid hier 1967 für die Praxis konstatiert, findet seine Entsprechung auch bei einem Blick auf die allgemeine geschichtstheoretische Entwicklung. Die Geschichtstheorie und Geschichtsphilosophie, selbst Stiefkinder des Faches, kommen fast vollständig ohne eine Problematisierung der historischen Quellen und ihrer Repräsentationsformen aus.<sup>278</sup> Sie fragen nach Möglichkeit und Struktur geschichtlicher Aussagen, nach den Möglichkeiten historischer Fakten, historischer Erkenntnis und historischer Erzählung. Sie fragen aber nicht nach dem Status der Quellen, nach der Abbild- und Filterfunktion der Quellen gegenüber einer historischen Wirklichkeit und nicht nach den Aufbereitungsformen der Quellen als Erkenntnisgrundlagen der praktizierten Geschichtsforschung! Sie sind sich der Probleme der Interpretation

<sup>275</sup> Jenks, *Grundlegende Gedanken* (2003), S. 1 skizziert die Situation erneut: Erst habe es eine breite Debatte um die rechte Methode gegeben, dann nur noch „Windstille“. Zwischen den Richtlinien der frühen MGH-Bände und heute scheine sich nichts mehr bewegt zu haben. Meyer, *Edition* (1951), S. 184ff war bereits zu dem gleichen Ergebnis gekommen.

<sup>276</sup> Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 54 wiederholt das von Besch, *Editionsprinzipien* (1994), S. 472 Gesagte: „Insgesamt repräsentieren Heinemeyers Richtlinien nicht den Diskussionsstand von 1977/78“. Das Gleiche gilt auch für die Müller-Empfehlungen von 1981. Die Entwicklung der Richtlinien fasst Besch, *Editionsprinzipien* (1994), S. 469ff zusammen.

<sup>277</sup> Schmid, *Probleme* (1967), S. 639.

<sup>278</sup> Typisch neuerdings wieder Chris Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit*, Köln u.a. 1997, der ohne jeden Bezug zur Überlieferung und zu den Quellen auskommt, ebenso wie Hans-Jürgen Goertz, *Umgang mit Geschichte, Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Reinbek 1995 oder Lucian Hölscher, *Neue Annalistik, Umriss einer Theorie der Geschichte*, Göttingen 2003. Josef Meran, *Theorien in der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 1985 versteht sich als „systematischer“ Zugang zum Problem der „Theorie“, beschränkt sich hinsichtlich der Überlieferung aber auf die Methoden ihrer Auswertung; für die Quellen selbst wird allein das Verständnis Droysens – aus den 1850er Jahren! – herangezogen. Selbst in den sechs Bänden der „*Theorie der Geschichte – Beiträge zur Historik*“, die in München (dtv) 1977-1990 wird das Thema ausgespart. Von Editionen ist keine Rede und der Begriff der Quellen wird gänzlich unkritisch und undifferenziert auf alles angewandt, was jenseits der modernen Historiografie liegt – auf die Überlieferung ebenso wie auf ihre Erschließungsformen.

historischer „Texte“ wohl bewusst, aber sie beachten nicht, dass und in welcher spezifischen Form diese „Texte“ selbst erst wieder Konstruktionen aus den überlieferten realen *Dokumenten* sind.<sup>279</sup> So schweben sie denn als Theorie des Konstruktus „Geschichte“ immer über ihren eigenen – sie konstruierenden, aber nicht explizit gemachten – Grundlagen. Für diese aber bräuchte man eine Theorie (und Praxis) der Geschichtsforschung, innerhalb der die Theorie der Quellen und ihrer Aufbereitung von zentraler Bedeutung sein müsste.

Gegen eine saubere methodische Fundierung, gegen eine eindeutige methodologische Positionierung der Editionstechnik innerhalb des Faches steht eine weitere Zweckorientierung, der die Philologien nicht in gleichem Maße unterliegen. War in den Philologien zwar die Versuchung stets gegeben, z.B. die literar-ästhetischen Schlussfolgerungen *aus* dem Material bereits in ihre Grundlagen, *in* die Edition einfließen zu lassen, so war die Trennung zwischen Basismaterial und Verwertung innerhalb der Geschichtswissenschaft noch weniger strikt. Gerade die großen Editionsunternehmen, stärker noch die RTA als die MGH, waren durch ganz bestimmte weltanschaulich-politische Haltungen und Interessen begründet.<sup>280</sup> Die Reichstagsakteneedition z.B. hatte mit der Betonung der zugleich reichseinheitlichen und föderalen, zudem gewissermaßen proto-parlamentarischen Tradition ein eindeutiges „nationalpädagogisches Anliegen“.<sup>281</sup> Was lag da näher, als die Quellen selbst zum Sprechen zu bringen, um sie dabei etwas ganz Bestimmtes sagen zu lassen? Nicht nur die Auswahl und Zusammenstellung der in solchem Sinne „wesentlichen“ Dokumente, sondern auch ihre textliche Gestalt wurde diesem Ziel unterworfen: statt spröder und komplexer quellennaher Formen, die die Spezifik ihrer historischen Distanz auch in sprachlicher und formaler Differenz demonstrativ vor sich hergetragen hätten, wurden folgerichtig vereinfachte, korrigierte und lesernahe Ausgaben gemacht. Gegen die methodisch zu fordernde saubere Trennung von Dokumentation und Interpretation<sup>282</sup> stand eine andere Funktionszuweisung: die Editionen sollten nicht

---

<sup>279</sup> Dieser notwendigen Differenzierung entheben sich nur wenige Historiker, die (wie z.B. bereits Droysen) einen sehr aufgeweichten, dafür aber umfassenden historischen Textbegriff verwenden, innerhalb dessen die gesamte Überlieferung und damit auch die äußeren Erscheinungsformen der Textträger selbst wieder zu interpretierender „Text“ sind.

<sup>280</sup> Märkl, Wozu (1996), S. 18: „Das im Jahr 1819 begonnene Vorhaben war hochpolitisch, denn die Sichtbarmachung der gemeinsamen Geschichte sollte die nationale Identität der zersplitterten Deutschen stärken.“ Zu dem politischen Umfeld der MGH siehe auch oben S. 48

<sup>281</sup> Siehe zuletzt Gabriele Annas und Heribert Müller, Reichsgeschichte oder Reichstagsgeschichte? Die Edition der „Deutschen Reichstagsakten, Ältere Reihe“ im Wandel der Zeiten: Geschichte und Konzeptionen, in: Akademie Aktuell, Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 2008/2, S. 26.

<sup>282</sup> So noch Schmid, Probleme (1967), S. 640 zu den Grundlagen einer (zu entwickelnden!) Editionsmethodik: „zunächst kommt es darauf an, die Unterschiede und Grenzen zwischen der Quelleneedition und der Quelleninterpretation klar herauszuarbeiten.“

nur *Grundlage* der historischen Aussagen sein, sondern auch ihre *Illustration*.<sup>283</sup> Eine Illustration, die mit ihrem Anspruch der Authentizität darüber hinaus zugleich Kronzeuge sein konnte. Die Grenze zwischen Monografie und Edition (zwischen Retrografie und Reprografie) drohte insbesondere bei Editionen zu neuzeitlichen Themen, die ungleich stärker mit politischer Relevanz aufgeladen werden konnten, zu verschwimmen. Die Vermischung der beiden Formen verhindert hier immer noch die Ausbildung einer differenzierten Methodik, die auch für die geschichtswissenschaftlichen Publikationen auf der klaren Trennung von Befund und Deutung aufbauen müsste.

Das historische Editions-gewerbe ist durch ein hohes Maß an Methodenfreiheit gekennzeichnet. Eine grundsätzliche Diskussion, die zu einer Verwissenschaftlichung der letzten Grundlagen der Geschichtswissenschaft hätte führen können, fand nicht statt. Mit dem Verweis auf bestehende Richtlinien und gut eingeführte Vorbilder wurde jede Debatte abgewürgt und alle Neuansätze abgelehnt. Neue theoretische Positionen im eigenen Fach oder in den Nachbardisziplinen werden ignoriert. Die Beharrungskraft wird schließlich durch soziale Strukturen der Geschichtswissenschaft noch verstärkt. Weit verbreitet war und ist zudem die Grundhaltung, man könne die editorische Praxis *ohne* vorherige Theoriebildung entwickeln.<sup>284</sup> In der pragmatischen Lösung der jeweils auftretenden Probleme würde sich letztlich schon das beste Verfahren durchsetzen. Rigide Setzungen auf der Grundlage abstrakter Überlegungen würden hier nur hinderlich sein und sowohl die Annäherung der Editionstexte an die angeblichen Erwartungen und Gewohnheiten der Benutzer als auch die Entscheidungs- (und Deutungs-)Macht der Herausgeber gefährden. Die Praxis müsste deshalb immer Vorrang haben vor der Theorie.

---

<sup>283</sup> Diese Haltung ist ungebrochen. Sie wird inzwischen sogar wieder offensiver vertreten: mit den Hinweisen auf die Funktionsgebundenheit der Geschichtswissenschaft und auf den wissenschaftssoziologischen Zwang, als Historiker zu historischen Deutungen zu kommen und historiografische Aussagen zu machen.

<sup>284</sup> So meint z.B. Fuhrmann, Überlegungen (1978), S. 1, dass es viele vorbildliche Editionen gäbe, die ohne theoretische Reflexionen ausgekommen seien. „Wer sich vor eine Editions-aufgabe gestellt sieht, kann das Problem verschieden angehen. Mehr auf die Praxis ausgerichtet, mag er auf Überlegungen über die anzuwendende Methode verzichten. [...] Nicht wenige Editoren haben sich *edendo discens* von der Praxis in die Schule nehmen lassen und Großes geleistet: *editor nascitur, non fit?*“. Bereits im 19. Jahrhundert Roth von Schreckenstein, Urkunden ediren (1864), S. 10: „Es sind die jetzt im Wesentlichen allenthalben als gültig anerkannten Regeln [...] zuerst auf empirischem Wege gewonnen, nicht a priori konstruiert worden.“ In der Zusammenfassung der Editionstechniken bei den MGH kommt Hoffmann, Edition (1996), S. 191 zu dem Schluß: „Die Historiker [...] scheinen damals nicht anders als heute von methodologischen Überlegungen wenig geplagt gewesen zu sein. Man argumentierte nicht auf einer wissenschaftlichen Ebene, sondern ging von der praktischen Erfahrung, dem empirischen Umgang mit den Quellen aus“.

Ein genauerer Blick auf die Ausgaben der MGH (aber auch der RTA)<sup>285</sup> würde das Bild der einheitlichen, auf immer gleichen, wohldokumentierten Prinzipien beruhenden Editionsreihe relativieren. Eklektizismus und Pragmatismus sind auch hier oft stärker leitend gewesen als die konsequente Anwendung dessen, was in den programmatischen Vorreden einiger Bände und in der Diskussion des „Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ gefordert wurde. Auf die fundamentale Kritik am ersten Urkundenband der MGH ist bereits hingewiesen worden. Der zentrale Punkt war dabei allerdings nicht der Dissens in der angewandten Methode, sondern das *Fehlen* jeder konsequenten Methode und der Verstoß gegen die selbstverständliche Grundforderung, dass die editorische Vorgehensweise doch zumindest in dem ersten Band einer auf viele Ausgaben angelegten Reihe einleitend dokumentiert werden müsste.<sup>286</sup> Planlosigkeit, Inkonsequenz und stillschweigende Änderungen der Vorgehensweisen bestimmten häufig die Praxis. Die disziplinierende Festlegung Anderer auf bestehende Richtlinien und Vorbilder hat nur die Funktion, mögliche Kritiken und Neuansätze *grundsätzlich* abzuwehren, ohne dass man sich selbst in letzter Konsequenz durch die wie eine Monstranz vor sich hergetragenen Regeln *im Detail* binden lassen würde. Das Pochen auf den angeblichen fachlichen Konsens, mit dem man alternative Entwürfe (oder z.B. auch die Praktiken in anderen Ländern) verwerfen konnte, hielt sich die Waage mit einer gewissen Weichheit der Vorstellungen. Stillschweigende Einzelfallentscheidungen, Kompromisse, der Verweis auf Spezifika der jeweiligen Quellentypen und ihrer Entstehungszeiten sowie das beharrliche Ausspielen von historischer Treue gegen vermeintliche Leserbedürfnisse prägten eine zutiefst eklektische Praxis.<sup>287</sup> Die Ziel-

---

<sup>285</sup> Meuthen, Methodenstand (1972), S. 261 verweist auf die schwankende Genauigkeit der RTA bei der genauen Abbildung bzw. Normalisierung des Buchstabenbestandes der Vorlagen.

<sup>286</sup> Das Fehlen einer editorischen Einleitung kritisieren Stumpf, Merovinger-Diplome (1873), S. 348f und Sichel, Monumenta (1873), S. 11: „Ueber Plan und Einrichtung seiner eignen Ausgabe giebt uns K. Pertz auf kaum einer Seite der Prolegomena, etwas ausführlicher in der Selbstanzeige Auskunft“. Stumpf dann weiter zur angewandten Praxis „nirgends ist Consequenz in der Durchführung, nirgends ein klarer Plan, nirgends Sicherheit des Urtheils anzutreffen“ (S. 367).

<sup>287</sup> Typisch für diese Haltung ist die Beschränkung der Varianten auf die „wichtigeren“, ohne dass für diese Auswahl jemals eine klare Definition gegeben würde. Das Gleiche gilt für die Dokumentation nur der „stärkeren Eingriffe“. Wie problematisch auf der geschilderten Grundhaltung selbst gut gemeinte Versuche, eine theoretische Position aufzubauen, sein müssen, zeigt (für den Spezialfall der Interpunktion) Koch, Urkundenedition (1989), S. 23. Ich habe jene Wörter hervorgehoben, die die Differenz zu einer scharfen und konsequenten Methodologie markieren: „Zeitgenössische Interpunktionszeichen **können** für die Interpretation eines Textes wertvoll sein, in unseren Editionen [Urkundeneditionen, die wohl nur von Spezialisten benutzt werden!] haben wir jedoch eine das flüssige Verständnis des Textes fördernde Zeichensetzung vorzunehmen. Im **Zweifelsfall sollte** man jedoch **eher sparsam** damit umgehen. Einflüsse aus der Zeichensetzung in der Muttersprache sind **verständlich**, doch sollten sie **nicht zu sehr** den Normen der lateinischen Philologie [welcher Zeit?] widersprechen“.



richtung, hin zu einfacher Lesbarkeit auf Kosten der Quellennähe, war festgelegt, ihre Ausgestaltung sollte dann aber den Editoren überlassen bleiben.<sup>288</sup>

Adaption und Nachahmung statt Methodenreflexion bestimmen bis heute die Szene. Die ältesten Grundsätze – zweifellos nicht *immer* die schlechtesten – gelten immer noch als „unverrückbare Grundlagen“.<sup>289</sup> Die Vorbilder werden bis heute als Standard akzeptiert und weitergeführt. Noch in den späten 90er Jahren gab es ernsthafte Überlegungen, z.B. die Herausgabe des „Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae“ wieder aufzunehmen – unter exakter Beibehaltung von Editionsplan und Editionsmethode, wie sie bereits 1860 angelegt worden war und mit der das Erscheinen der Reihe 1918 abgebrochen war. Als wäre die Zeit in der Geschichtswissenschaft 130 Jahre lang stehen geblieben und als hätte es nie auch nur den kleinsten Anlass für methodische Umorientierungen oder eine erneuerte Standortbestimmung für ein solches Unternehmen gegeben.

Bei aller Weichheit der Richtlinien und Empfehlungen für historische Editionen gibt es nur zwei Bestimmungen, deren Einhaltung immer wieder gefordert wird: Transparenz und Konsequenz. Die angewandten Verfahren müssen einleitend offengelegt, Eingriffe in den Text dokumentiert und die gewählten Prinzipien konsequent angewandt werden.<sup>290</sup> Aber selbst diese Minimalstandards werden von etlichen – auch den neueren – Ausgaben nicht erfüllt. Die Forderung nach Transparenz findet man fast häufiger als ihre Erfüllung.<sup>291</sup> Wo nicht ganz auf editorische Vorreden verzichtet wird, oder nur der läppische Satz steht, man mache es so, „wie allgemein üblich“, da begnügt man sich meistens mit dem Verweis auf die adaptierten Vorbilder

---

<sup>288</sup> So lehnt z.B. Bernheim, Lehrbuch (<sup>3</sup>1903), S. 424–428 eine einheitliche verbindliche Methode ab, weil die Gegenstände und Interessen zu unterschiedlich seien und man jenseits einiger weniger methodischer Grundlagen und Layout-Konventionen den Editoren alle Freiheiten lassen solle. Auch Jäger, Probleme (1988), will zwar zu einheitlichen Regeln kommen, diese sollten aber nach Ländern und Zeiten differenziert sein.

<sup>289</sup> So gelten Sickels Grundsätze für Urkundeneditionen von 1876/1879/1884 bei den MGH im Wesentlichen noch heute (vgl. Koch, Urkundenedition (1989), S. 16f.).

<sup>290</sup> Stellvertretend verweise ich auf Müller, Empfehlungen (1981), S. 167: Die Empfehlungen wollen keine Richtlinie sein, weil dem Editor die Entscheidung über seine Methode nicht genommen werden soll, aber „an *einer* Stelle sprechen wir statt einer Empfehlung eine Richtlinie aus: daß der Bearbeiter einer Edition die Grundsätze mitzuteilen hat, die er anwendet“. Schon bei Roth von Schreckenstein, Urkunden ediren (1864), S. 24, war die Transparenz eine der wenigen wirklich unverhandelbaren Forderungen: „Brevi manu, das heisst ohne irgend eine Angabe hierüber, sollte man freilich im Texte gar nichts abändern“.

<sup>291</sup> Typisch z.B. in Bauer, Einführung (<sup>2</sup>1928), S. 218 und 219: „Selbstverständlich gehört zu einer wissenschaftlichen Ausgabe auch noch ein genauer Bericht [...] über die in der Ausgabe angewandten Editionsgrundsätze“.

und Empfehlungen,<sup>292</sup> wendet diese dann oft nicht konsequent an und nimmt heute noch Eingriffe „brevi manu“, also undokumentiert, im Text vor.

### *Die internationale Dimension*

*Parallelen und Divergenzen der Methodenentwicklung.* So wie die Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Editionsmethoden schon für die einzelnen Länder bzw. Wissenschaftskulturen noch nicht systematisch untersucht worden ist, so gibt es auch keine international vergleichenden Betrachtungen. Es kann an dieser Stelle nur ein noch größerer Überblick gegeben werden, als es für den deutschen Raum der Fall war. Hinzu kommt, dass auch der Vergleich sich hier im Wesentlichen auf Perspektiven der deutschen Historiografie stützt.

Wo die mediävistische Geschichtsforschung anfangs einen starken Einfluss auf Forschungsinteressen und Methodenbildung hatte, da sind die Ähnlichkeiten zur Entwicklung in Deutschland auffällig. Im Zusammenspiel mit der allgemeinen Etablierung der Geschichtsforschung als Wissenschaft ist überall der Weg von den unkritischen Ausgaben, von dem bloßen „Abdruck“ der Archivalien und Handschriften zu kritischeren, reflektierteren und differenzierteren Verfahren zu beobachten. Die Entwicklung dieser Methoden aus der Praxis heraus und hin zu einem Gemenge aus der Orientierung an etablierten und (auch durch ihre Institutionalisierung) autoritativen Vorbildern<sup>293</sup> und expliziten Transkriptions- und Editionsrichtlinien scheint insgesamt zeittypisch und fachlich bedingt und weniger eine Eigentümlichkeit der deutschen Wissenschaftskultur gewesen zu sein.

Wollte man die Unterschiede – aus deutscher Sicht – vereinfachend zusammenfassen, dann würde man wohl von einer geringeren Strenge der Methode und einer schwächeren Orientierung an den philologischen Vorbildern und der kritischen Edition Lachmannscher Denkart sprechen.<sup>294</sup> Positiv gewendet zeigen viele dieser Editionen aber auch eine höhere Quellennähe. Ohne sich philologische Vorstellungen von regulierenden Normsprachen zu eigen zu machen, richtete sich der

---

<sup>292</sup> Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 53 fasst ihren Überblick zusammen: Die Editionen „zeigen, sofern sie überhaupt auf theoretische Literatur eingehen, eine auffällige Orientierung an einigen wenigen Publikationen“. Ein *Standardfall* ist gewissermaßen das „Urkundenbuch der Bischöfe von Verden“ (2001). Auf S. XXV heisst es „Die Textwiedergabe entspricht allgemein üblichen Editionsgrundsätzen: ...“ – auf Literatur oder Vorbilder wird nicht verwiesen, immerhin werden einige Vorgehensweisen aufgezählt, die ungefähr die Hälfte (!) der praktisch angewandten Wiedergabefragen behandelt.

<sup>293</sup> Wie in Deutschland die *Monumenta Germaniae Historica* (und die Diplomatik an den Universitäten), so hat in Frankreich die „Ecole des Chartes“ auf eine Verwissenschaftlichung und eine Schärfung der Methoden hingewirkt.

<sup>294</sup> Meyer, *Edition* (1951), S. 182: „Wohl gingen die romanischen Länder eigene Wege, da ihnen das Starre dieses [des lachmannschen] Systems nicht paßte, doch beherrschte dieses dank dem Vorrang der damaligen deutschen Wissenschaft die Literatur [...]“.

historische Blick rein auf die Befunde, die man so treu wie möglich wiedergeben und so schnell wie möglich der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen wollte.<sup>295</sup> Statt einer auf feste Regeln ausgerichteten Methodendiskussion in Anlehnung an etablierte philologische Verfahren findet man hier eher individuelle Entwürfe und experimentelle Ansätze in einem rein historisch-antiquarischen Geist, den man auch als Respekt vor der Individualität der überlieferten Dokumente interpretieren könnte. Statt des Vollständigkeits- und Perfektionswahns vieler deutscher Editionsunternehmen und anstelle der hier herrschenden Normierungswut,<sup>296</sup> neigte man eher dazu, die Quellen unter pragmatischen Aspekten herauszugeben – ohne darauf zu verzichten, die typografischen Möglichkeiten zur Annäherung der Drucke an die Vorlagen auszureizen.<sup>297</sup>

Im späten 19. und im 20. Jh. wurde dies – vor allem (aber nicht nur) in Deutschland – als methodischer Rückstand angesehen.<sup>298</sup> Insbesondere die Praxis der MGH erschien dagegen als vorbildhaft und nachahmenswert.<sup>299</sup> Am stärksten in Österreich und

<sup>295</sup> Dabei darf nicht vergessen werden, dass es diesen Ansatz der Betonung schneller und einfacher Verfügbarkeit vor Vollständigkeit und Perfektion auch in Deutschland gegeben und er sich hier nur letztlich nicht durchgesetzt hatte. Man denke z.B. an die unterschiedlichen Auffassungen von Johann Friedrich Böhmer und Georg Heinrich Pertz (und die Richtungsdiskussion innerhalb der MGH) in dieser Frage.

<sup>296</sup> Die Differenz z.B. im Bereich der Interpunktion deutet Meuthen, *Methodenstand* (1972), S. 261 an: „Bei der Normalisierung der Zeichensetzung sind [in Deutschland] gewöhnlich die heute geltenden Zeichenregeln maßgebend. Versuche, die mittelalterliche Zeichensetzung unter behutsamer Ergänzung durch die heutigen zu übernehmen, wie sie etwa nordischen Urkundenwerken eigen ist, werden in Mitteleuropa für das Geschäftsschriftgut als überflüssig betrachtet.“

<sup>297</sup> Für den Bereich der mittelalterlichen Urkunden (bei denen es bei Papst- und Kaiserurkunden starke Überschneidungen gab) verweist Koch, *Urkundenedition* (1989), S. 17 auf die internationalen „bedeutend abweichenden Systeme“. Harvey, *Editing* (2001), S. 47 berichtet von den englischen Editionen des 19. Jh., die z.B. die Kürzungszeichen typografisch nachgebildet haben. Grundsätzlich zeigen bereits österreichische und schweizerische Editionen weniger Vorbehalte, übergeschriebene Zeichen oder allgemeine Sonderzeichen in den Editionen wiederzugeben, als dies in Deutschland der Fall ist. In noch stärkerem Maße gilt diese Orientierung an den tatsächlichen grafematischen Befunden für das übrige Europa. Ein Beispiel: Gaşiorowski, *Großpolnische Urkundenbuch* (1998), S. 139: man bemühte sich „in der Schreibweise alle graphischen Merkmale der Rechtschreibung beizubehalten, auch in dem Fall, daß sie nur der individuellen Eigenschaft einzelner Schreiber zuzuschreiben sind. Vermieden wurde dagegen die Emendation der Texte sowie die Anfertigung von den ‚idealen‘ Textlautungen [...]. Auch Fehler der Schreiber wurden im Text (sowohl in den Originalen als auch in den Abschriften) beibehalten; hierauf wurde nur in den Anmerkungen verwiesen.“

<sup>298</sup> Typisch ist z.B. die allgemeine Klage von Weinbaum, *Orientierung* (1931) über das traditionell schlechte Niveau englischer Editionen – ohne dass dieses näher belegt würde. Andererseits spricht auch Harvey, *Editing* (2001), S. 95 rückblickend von einem „abyss into which it [the profile of editing British historical records] has fallen a century ago“.

<sup>299</sup> Fuhrmann, *Sind eben alles Menschen gewesen* (1996), S. 31 verweist auf die „New Encyclopedia Britannica“ (1992): „The work [the MGH] was a seminal undertaking that set a high standard of scholarship for later generations of historians producing similar collections“. Knowles, *Great Historical Enterprises II* (1960), S. 149f nennt die MGH einen „workshop for the perfecting of certain well-defined

der Schweiz, dann aber auch in vielen anderen europäischen Ländern, übte diese Editionsreihe als Leitbild für ähnliche Ausgaben einen großen Einfluss aus.<sup>300</sup> Auf diese Weise gewann die Idee, auch in historischen Editionen „kritische“ Texte zu konstituieren, an Bedeutung,<sup>301</sup> ohne sich mit der gleichen Ausschließlichkeit wie in Deutschland durchzusetzen. Überhaupt war im 20. Jh. eine gewisse Angleichung der Editionsverfahren in Europa zu beobachten, die immer dort besonders stark war und sogar zu expliziten Abstimmungsbemühungen führten wo man gemeinsame Gegenstände zu behandeln hatte. Dagegen wirkten unterschiedliche Traditionen gerade bei regionalen oder lokalen Unternehmen fort.

*Das anglo-amerikanische Prinzip des „documentary editing“.* Einen interessanten Vergleichsfall bildet die Entwicklung der Editionsreihe in den USA und dann auch in Großbritannien. Hier führte eine dominierende Orientierung an grundsätzlich anderem Material auch zu anderen Verfahren und zu einem alternativen Editionsmodell, so dass eine Bestandsaufnahme der Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den kontinentalen und den angloamerikanischen Methoden Indizien dafür liefern kann, in welchem Maße die Theoriebildung durch verschiedene Parameter beeinflusst wird. Für ein wissenschaftshistorisches Schlaglicht wären neben der Orientierung an bestimmten Gegenständen insbesondere die spezifischen Konfigurationen der jeweiligen Wissenschaftskulturen zu beachten, die von gemeinsamen Zeitströmungen (z.B. wissenschaftstheoretischen Grundhaltungen) überlagert werden.

Anders als auf dem Kontinent bildeten nicht die wegen ihrer Seltenheit (und politischen Aufladung) besondere methodische Schärfe verlangenden Quellen der mittelalterlichen Geschichte den Ausgangspunkt von praktischer Edition und Theoriebildung, sondern die (nicht weniger politisch relevanten) neuzeitlichen „Papiere“ von bedeutenden Persönlichkeiten oder Institutionen oder zu bestimmten Ereignissen. Nicht die „Handschriften“ in den Bibliotheken, sondern die Aktensammlungen und Nachlässe in den Archiven waren das vorrangige Ziel der Quellenerschließung. Daraus ergab sich bereits eine stärkere Orientierung an den Archiven und einer archivalischen Perspektive. Die Nähe zu den Philologien spielte dagegen zunächst keine Rolle. Hatte man in Europa unter dem Paradigma der (literarischen) Texte

---

technical skills“, die MGH hätten das Niveau der Editionsreihe insgesamt gehoben: „both text and editorial matter have attained on the whole the very highest of standards“.

<sup>300</sup> Eine wichtige Arbeitsstelle der MGH befand sich in Wien. Appelt, *Editionsprobleme* (1974), Blatt 1, verweist darauf, dass die MGH-Prinzipien von dort auch auf andere Länder ausstrahlten, weil z.B. bedeutende Diplomaten Tschechiens, Ungarns und Polens dort ausgebildet wurden. Meyer-Marthaler, *Herausgabe* (1942), S. 267 berichtet von der Übernahme der Sickelschen Grundsätze (für Urkundeneditionen) in der Schweiz um 1900. Die Beibehaltung der Wiener Arbeitsstelle hatte zeitweise auch politische Gründe, war sie doch eine der wenigen Institutionen in „großdeutscher“ Tradition.

<sup>301</sup> Knowles, *Great Historical Enterprises II* (1960), S. 150: „it is the *Monumenta* that has set up for all Western historical scholarship the ideal of the critical text“.

die Erfahrungen der (klassischen) Philologien nutzbar zu machen gesucht, so führte der erstaunliche Befund, dass sich auch in den USA Historiker und Literaturwissenschaftler zunehmend für die gleiche *Art* von Überlieferung interessierten, zunächst nicht zu einer Adaption von Methodenfragen.<sup>302</sup> Die wesentlichen Unterschiede der editorischen Ansätze wurzeln in den durch die jeweils prominenten Quellengattungen mit bedingten Grundvorstellungen der editorischen Gegenstände als *Texte* (Europa) bzw. als *Dokumente* (USA). Wird der Dokumentcharakter der Überlieferung („Der Text ist nur ein Teil des Dokuments“) gegenüber dem Textcharakter („Das Dokument ist nur ein Zeuge des Textes“) bevorzugt, dann ergeben sich jene Prinzipien, die schließlich zum Modell des „documentary editing“ geführt haben: Ist ein thematischer Editionsrahmen gesetzt, dann müssen alle verfügbaren Dokumente vollständig erfasst, erschlossen, beschrieben und genau transkribiert werden. Die Erschließung muss von den äußeren Informationen wie „Signatur“, „Forschungsgang/Literatur“ oder äußeren Merkmalen wie „physikalische/visuelle Beschaffenheit“ bis zu den inneren Aspekten wie „Datierung“, „Entstehungsbedingungen“ oder der „Bedeutung“ im doppelten Sinne führen: Relevanzabschätzung und Sachanmerkungen zur Überbrückung der Verständnisdifferenz zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Für Eingriffe in die Textgestalt gibt es aus dokumentarischer Sicht keinen Anlass. Es gibt keinen Text *jenseits* des Dokuments, keine Zielsprache, die nicht ahistorisch wäre und keine legitimen Normierungen, die nicht die Originalität des individuellen Dokuments, den authentischen historischen „flavour“<sup>303</sup>, zerstören würden. Die Edition muss so nahe an der Vorlage bleiben wie irgend möglich.<sup>304</sup>

<sup>302</sup> Tanselle, *Editing* (1978), S. 8 definiert den Fokus, die „dokumentarische“ Überlieferung: „I am using ‚documentary‘ and ‚document‘ to refer particularly to private papers, such as letters, diaries, notebooks, rough drafts, and the like.“ Genau dies waren aber dann auch die Überlieferungsformen, die von den literaturwissenschaftlichen autororientierten Gesamtausgaben zu berücksichtigen waren!

<sup>303</sup> Dieser Begriff häufig bei Harvey, *Editing* (2001). Die Vorstellung von der zu bewahrenden „historischen Authentizität“ oszilliert auch in dieser Sicht zwischen einer abstrakten metaphorischen Verwendung (die auf eine gewissermaßen „impressionistische“ Informationsrelation verweist) und der Idee mosaiksteinartiger Indizien für umfassendere Untersuchungen. In der editorischen Vorrede bei Kenneth Neill Cameron, *Shelley and His Circle*, Bd. 1, Cambridge (MA) 1961, S. XXXIV heisst es: „Changes, no matter how trivial, take the reader one remove from the author. An author’s own punctuation, his cancellation and interlineations, even his misspellings, play a part in expressing mood or personality.“

<sup>304</sup> So z.B. Harvey, *Editing* (2001), S. 40ff. Typisch für diese Haltung ist bereits die ausführliche Argumentation bei Tanselle, *Editing* (1978), die ich nachfolgend in Stichworten wiedergebe: (1) Modernisierung verdunkelt mehr, als dass sie erhellt / die Verluste sind auf jeden Fall größer als die Gewinne; (2) man muss die Originalität bewahren, um richtiges Verständnis zu ermöglichen; (3) die Originalzustände lassen Rückschlüsse auf den jeweiligen Zustand des Verfassers zu; (4) sie erlauben uns eine Einschätzung der Kopien (z.B. ihrer Originalnähe); (4) alle Besonderheiten und scheinbaren Marotten sind indikativ (auch für die Schreibsituation); (5) die Editoren haben insgesamt kein Recht zu ihren subjektiven Eingriffen; (6) die originalen Texte sind durchaus nicht unleserlich (man kann heute auch einen handschriftlichen Brief eines Freundes lesen, selbst wenn der krude und individualistisch und mit den absurdesten Besonderheiten gespickt ist).

Allerdings sollte hier nicht die Historizität der Entwicklung verwischt werden. Die in der Überlieferung angelegten Prinzipien führten erst mit der Zeit zu einem ausgebauten System und zu einer expliziten „Schule“. Die Texttreue war zwar grundsätzlich hoch, konnte in ihrer Radikalität aber durchaus schwanken.<sup>305</sup> Erst allmählich folgten auf die Grundsatzpapiere die Handbücher und verdichteten sich die latenten Grundeinstellungen zu klaren Regeln.<sup>306</sup> Dabei sollte die Regelmäßigkeit selbst wieder oberste Vorschrift sein. Die Beharrung auf Einhaltung der Regeln übertrifft noch den kontinentaleuropäischen Ansatz. Gegen Waitzens Einschränkung aus dem 19. Jh., man möge Pedanterie vermeiden, steht am Ende des 20. Jh. für die dokumentarische Edition die unbedingte Forderung nach Pingeligkeit: „Good editing consists of pernickiness“<sup>307</sup>. Die (einmal aufgestellten) Regeln müssten in jedem Fall eingehalten werden – „even mindless“<sup>308</sup>! Dies ging mit einer gewissen Differenz im wissenschaftlichen Selbstverständnis einher: Vom erklärenden Geschichtsschreiber, der die Quellen aus seiner umfassenden Erfahrung heraus deutend wiedergibt, sollte sich der Historiker lösen und in der Edition ein Archivar und Dokumentar werden, der zwischen Befund und Deutung trennt. Der Historiker sollte seinen eigenen Standpunkt nach Möglichkeit vergessen, weil seine Edition sonst nicht breit genug, nicht über den Tellerrand seiner eigenen Auswertungsinteressen und den dadurch bestimmten Wahrnehmungshorizont hinaus verwendbar sein würde.<sup>309</sup>

Der Raum möglicher Verwendungen wird dabei nicht nur durch die immer wieder neuen Fragestellungen der Geschichte bestimmt, sondern auch durch sprachwissenschaftliche Ansprüche. Die Entwicklung des „documentary editing“ auch in Bezug auf philologische Perspektiven lässt sich durch unmittelbare und mittelbare Einflüsse beschreiben. Zu den mittelbaren Einflüssen gehören die Übernahme von Methoden und der Dialog über konkrete Ansprüche der Sprach- und Literaturwissenschaften. Da sich die letzteren zunehmend auch für das archivalische Material jenseits der literarischen Produkte ihrer Schriftsteller interessierten, hatten Geschichte und Philologie in den USA es bald mit den gleichen Arten von Dokumenten zu tun: mit personenbezogenen Papieren und Unterlagen wie Notizbücher, Entwürfe, Briefe, Tagebücher und dergleichen mehr. Zugleich begannen auch die Historiker neben den mehr oder weniger privaten Papieren die verschiedenen im Druck zu fassenden Formen der zu ihrem jeweiligen Gegenstand gehörenden Dokumente genauer zu

---

<sup>305</sup> Tanselle, *Editing* (1978) beinhaltet im Wesentlichen eine Kritik bestehender Editionen unter dem Aspekt der Texttreue. Interessant sind hier vor allem die zahlreichen Beispiele für radikal quellentreue Transkriptionen.

<sup>306</sup> Entwürfe: Report on editing historical documents (1923/24); Report on editing modern historical documents (1925/26); Carter, *Historical Editing* (1952). Handbücher: Hunnissett, *Editing* (1977); Kline, *Guide* (21998); Stevens, *Editing* (1997), Harvey, *Editing* (2001)

<sup>307</sup> Harvey, *Editing* (2001), S. 12.

<sup>308</sup> Harvey, *Editing* (2001), S. 40.

<sup>309</sup> Harvey, *Editing* (2001), S. 12.

verzeichnen. Dazu übernahm man z.B. die Verfahren der „analytischen Bibliografie“, die ursprünglich von der Literaturwissenschaft zur Erforschung der Druckgeschichte einzelner Werke entwickelt worden war.<sup>310</sup> Zu den unmittelbaren Einflüssen der Philologien auf die historischen Editionen gehört deren Anspruch, keine sprachhistorischen Informationen – genauso aber auch nicht den persönlichen Charakter der Dokumente – zu verwischen. Dabei blieb der direkte Dialog zwischen den Disziplinen noch bis in die 1980er Jahre hinein sehr schwach. Die Beeinflussung der geschichtswissenschaftlichen Praxis scheint hier eher in einem allgemeinen Wandel im wissenschaftlichen Selbstverständnis und in den dominanten Grundhaltungen zu liegen. Der Editor verlor immer mehr seine Stellung als unhinterfragbarer Experte des zu erschließenden Materials, bei dem er zur Herstellung besserer „Lesbarkeit“ zu stillschweigenden Eingriffen und Transformationen berechtigt war. Mit dem wachsenden Respekt vor der historischen Individualität und der zunehmenden Skepsis gegenüber subjektivistischen Verfahren des Herausgebers verstärkte sich die Forderung nach unbedingter Genauigkeit – bis hin zu sprachlichen Detailphänomenen. Die exakte Wiedergabe war so aber noch frei von einer philologischen Sicht. Die amerikanische historische Editionspraxis stand der Literaturwissenschaft zugleich näher und ferner als auf dem europäischen Kontinent: man beschäftigte sich mit den gleichen Materialien und war sich in der Forderung nach absoluter Quellentreue einig. Die Wahrnehmung der sprachlichen Phänomene basierte aber nicht auf einer philologischen Perspektive und verzichtete bewusst auf sprachwissenschaftliche „Kritik“. Gegenüber sprachlichen Erscheinungen blieb man insofern indifferent, als dass man sie nicht sprachwissenschaftlich thematisierte oder systematisch zu fassen suchte. Was den Philologen als „unkritische Editions Methode“ erscheinen musste,<sup>311</sup> die sture Verzeichnung textlicher Erscheinungen ohne weitere philologische Differenzierung, ohne Zweckbestimmung und ohne den Gedanken der jeweiligen Auswertungsrelevanz, das ergab sich auf historischer Seite aus der konsequenten Verfolgung einer dokumenten-orientierten Edition, die sich nicht allen sprachwissenschaftlich- und text-theoretischen Ballast aufladen wollte. Der Vergleich der Behandlung von Textphänomenen innerhalb des europäischen und des US-amerikanischen Ansatzes zeigt, dass man beim letzteren – auch wenn man sich überwiegend anderen Stoffen zuwandte und eine andere Grundhaltung an den Tag legte – doch wieder ähnliche Probleme zu lösen hatte. Die Nähe in den praktischen Diskussionsfeldern ergibt sich dabei aus der gemeinsamen

---

<sup>310</sup> So sieht z.B. Tanselle, *Editing* (1978), S. 3 „historians to begin applying to historical works the techniques of analytical bibliography which have long been associated with literary studies“.

<sup>311</sup> Tanselle, *Editing* (1978), S. 2 verweist darauf, dass aus diesem Grunde die meisten historischen Editoren auch keine Chance gehabt hätten, das sonst übliche und begehrte Gütesiegel des CEEA (Center for Editions of American Authors) für ihre Ausgaben zu bekommen, das die Einhaltung bestimmter editorischer Grundansprüche bescheinigt.

Grundaufgabe der Edition als Prozess der Recodierung von dokumentgebundenen skriptografischen oder typografischen Codes. Die Fragen kreisen hier wie dort z.B. um die Definition und Bereinigung von „Fehlern“ und „Irrtümern“ der Autoren,<sup>312</sup> um die Zulässigkeit von Konjekturen, um die sprachliche Glättung, um die Mischung von Texten, oder allgemeiner: um Konsequenz und Transparenz, um pragmatischen Eklektizismus gegen sture Regelhaftigkeit und um die Verortung der editorischen Strategie auf jener Skala, die zwischen den Polen Quellennähe/Authentizität und Nutzernähe/Modernisierung aufgespannt ist. Die konkreten Fragen betreffen dann z.B. ebenfalls Orthografie, Interpunktion, Abkürzungen und ähnliche Textphänomene.<sup>313</sup> Auch in den USA und England bestanden hier in der editorischen Praxis unterschiedliche Modelle, die z.B. als „Literal Method“ bzw. „Modernized Method“ beschrieben wurden. Dabei waren dies externe, theoretisierende Beschreibungen, bei denen zugleich als Fazit der Befund zu konstatieren war, dass die meisten Editionen einer inkonsequenten Zwischenstufe („Expanded Method“) zuzuordnen waren.<sup>314</sup> Gegen diese zwangsläufig eklektizistischen Verfahren wuchs der Wunsch nach konsistenten und logischen Regelsystemen. Tanselle bringt ein anschauliches Beispiel für die Folgen der Vermischung verschiedener Ansätze: Wenn aus historischer Tradition heraus und zum Zwecke der Verständlichkeit und Leserfreundlichkeit die Korrektur von „Textirrtümern“ erlaubt, zugleich aber aus einer allgemeineren text-theoretischen Position heraus die Mischung von Textfassungen als Dehistorisierung angesehen wurde und verboten war, dann musste dies etwa zu der absurden Situation führen, dass zwar Fehler behoben werden durften, die der Editor *ohne* Rückgriff auf andere Dokumente „entdeckte“, nicht aber solche, die sich ihm durch den Vergleich mit anderen Versionen offenbarten.<sup>315</sup>

*Kritisch – nicht-kritisch – unkritisch.* Letztlich ging es hier um die Anwendung von Textkritik und damit auch um den Status der Ausgaben als „kritische Edition“. In der Auseinandersetzung zwischen Historikern und Philologen hat sich dabei eine interessante Position entwickelt, auf die später noch zurückzukommen sein wird. In der Verweigerung sprachlich begründeter Entscheidungen in historischen Editionen sahen die Sprachwissenschaften den Verzicht auf die Herstellung „kritischer“

<sup>312</sup> Tanselle, *Editing* (1978), S. 10ff nimmt die Behandlung von „Fehlern“, aber auch von „Korrekturen und Änderungen“ (durch den Schreiber) zum Anlass für grundsätzliche Überlegungen zur Methode.

<sup>313</sup> Harvey, *Editing* (2001), S. 10 beschreibt die ältere Diskussion um Quellennähe und Normalisierung in England. Die Frage der Normalisierung z.B. bei Harvey, *Editing* (2001), S. 40-46; die der Interpunktion bei Tanselle, *Editing* (1978), S. 9, die der Abkürzungen bei Tanselle, *Editing* (1978), S. 10.

<sup>314</sup> Die drei Begriffe u.a. bei Tanselle, *Editing* (1978), der sie von Morison, *Editing* (1954) übernimmt, und der mit ihnen einen Überblick über die Entwicklung von 1950 bis 1978 zu geben versucht. In den theoretischen Diskussionen wendet sich sein Beitrag scharf gegen den verbreiteten Eklektizismus.

<sup>315</sup> Tanselle, *Editing* (1978), S. 11: „Can a policy be logically defended which allows the correction of errors that a given editor discovers without recourse to another copy of the text but does not permit the correction of errors that he locates only through examination of another copy?“



Ausgaben. Dagegen mussten aus historischer Perspektive „kritische“ Eingriffe, also die beständige „Wertung“ von Textphänomenen mit daraus folgenden editorischen Entscheidungen in die eine oder andere Richtung, zwangsläufig zu Eklektizismus führen und dem Prinzip der Regelmäßigkeit und Transparenz zuwiderlaufen.<sup>316</sup> Die Lösung besteht nun in der differenzierteren und fachlich spezifizierten Verwendung des Begriffs „kritisch“. Die historische Quellenkritik sollte durchaus zu einer kritischen Ausgabe führen, die sich aber von dem Ballast der philologischen Textkritik mit ihrem scheinbar unüberwindlichen Subjektivismus befreien würde. Gegen den philologisch besetzten Begriff der „kritischen Edition“ als textkritische Edition argumentierte man, dass historische Editionen sehr wohl „nicht-kritisch“ (non-critical) sein könnten, ohne deshalb „unkritisch“ (uncritical) zu sein.<sup>317</sup> Dabei sei der – nun verschobene – Begriff der Kritik auf die Haltung des Editors gegenüber dem Material, seiner Sichtung und Umformung bezogen. Inhaltliches Wissen und methodisches Vorgehen sollte in die Edition einfließen, vor den Eingriffen in den Text aber halt machen. Denn dies war die letzte Konsequenz aus einem dokumentarischen Verständnis in jenem doppelten Wortsinne, in dem die Unverletzlichkeit der realen Dokumente und die Haltung des Editors als neutralem „Dokumentar“ zusammengeführt wurden. Gerade im Verzicht auf die nicht vernünftig zu verobjektivierende philologische Kritik würde dann ein Gewinn an historischer Wissenschaftlichkeit und Zuverlässigkeit liegen, der den entsprechenden Editionen mindestens den gleichen Status wie den kritischen Ausgaben der Literaturwissenschaft sichern müsste.<sup>318</sup>

In genau diesem Sinne kann davon gesprochen werden, dass der Ansatz des „documentary editing“ in den letzten 30 Jahren zur Ausbildung einer konsistenten, theoretisch gut fundierten und für die Praxis umfassend ausgebauten Methode geführt hat.<sup>319</sup> Von bestimmten neuzeitlichen Dokumententypen kommend, hat er

<sup>316</sup> Diese Argumentation kulminiert bei Tanselle, *Editing* (1978), S. 11 in dem lakonischen Schluss, „it is hard to draw a line between being critical (using one’s judgment) and being eclectic“.

<sup>317</sup> Diese Diskussion u.a. bei Eggert, *Critical and Scholarly Editing* (1995), S. 244ff und bei Kline, *Guide* (2<sup>1998</sup>), S. 24, bezogen auf die Prinzipien des „Documentary Editing“: „Documentary editing, although noncritical in terms of classical textual scholarship, is not an *uncritical* endeavor. It demands quite as much intelligence, insight, and hard work as its critical counterpart, combined with a passionate determination to preserve for modern readers the nuances of evidence that exist in the sources on which the printed documentary editions are based.“

<sup>318</sup> Eggert, *Critical and Scholarly Editing* (1995), S. 247f versucht die entwickelte historische (dokumentarische) und philologische (textkritische) Edition über den je unterschiedlichen Begriff des Kritischen wieder als gleichartigen Typus zu fassen, dem dann eine weitere „scholarly edition“ gegenüberstände, die nicht in dem gleichen Maße theoriegeleitet und methodengetränkt sei, sondern sich rein auf die inhaltliche Kompetenz des Herausgebers stütze.

<sup>319</sup> Als Handbücher der Methode siehe Stevens, *Editing* (1997), Kline, *Guide* (2<sup>1998</sup>), Harvey, *Editing* (2001). Einen institutionellen Rahmen bildet in den USA die „Association for Documentary Editing“, die seit 1979 auch eine eigene Zeitschrift herausgibt: „Documentary Editing“. Eine kommentierte Bibliografie bietet Lucey, *Editing* (1990). Als punktuelle Zustandsbeschreibung und Definition (Arbeitsprogramm) Benner, *Lincoln Legal Papers* (1997), S. 366, die sich selbst in dieser Tradition sieht: „in 1985,

dann auch auf andere Quellengattungen und historische Zeiträume ausgestrahlt und dominiert heute z.B. auch die Herausgabe der mittelalterliche Überlieferung.<sup>320</sup> Die Methode selbst kristallisiert sich in drei einfachen Grundaxiomen, von denen dann alles weitere abgeleitet werden kann: „1. Be accurate - 2. Say what you are going to do and do it - 3. Give full reference to the document and describe it“.<sup>321</sup>

---

documentary editing was a well-established genre. Documentary editions serve to put primary source documents of a particular person or event into a form that can be used for research. They serve to promote scholarship by making primary source materials accessible in a non-critical form.“

<sup>320</sup> Gerade das Handbuch von Harvey, *Editing* (2001) dokumentiert diese Wechselwirkungen, da es für sämtliche archivalischen Quellen vom lateinischen Mittelalter bis hin zur volkssprachigen Neuzeit die gleichen Verfahren beschreibt.

<sup>321</sup> Dieses Credo explizit und wiederholt bei Harvey, *Editing* (2001), z.B. S. 13.

### 1.3 Die entwickelte Editionswissenschaft in den Philologien

#### 1.3.1 Differenzierung der philologischen Edition(wissenschaft)

Nach den grundsätzlichen methodologischen Diskussionen des 19. Jahrhunderts war die Debatte um die Edition in den Geschichtswissenschaften eingeschlafen. Neuansätze und abweichende Überlegungen wurden als Störung der gefundenen Ordnung angesehen und hatten keine nachhaltige Wirkung. Ganz anders verlief die Entwicklung in den Philologien und teilweise auch auf philosophischem und theologischem Gebiet. Gerade in der Germanistik, Romanistik und Anglistik hat die Diskussion um die Probleme der Textgewinnung nie aufgehört, sondern sich im Gegenteil – vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts<sup>322</sup> – so verbreitert und differenziert, dass die schließlich zur *Editionswissenschaft*<sup>323</sup> fortgeführte Methodendebatte den Rang einer hochentwickelten Spezialdisziplin erreichte und „sich das Editions Wesen zu einer wissenschaftlichen Grundlagen-Disziplin qualifizieren konnte“<sup>324</sup>. Die Gründe für die abweichende Entwicklung können nicht in der Bedeutung der Edition für das jeweilige Fach liegen: Der Geschichte sind die Quellen von der gleichen zentralen Bedeutung wie den Sprach- und Literaturwissenschaften. Im Gegenteil: während sich die Philologien hauptsächlich für die linguistische und ästhetische Formierung der Texte interessieren, müsste der Blick der Historiker sich neben den „Inhalten“ auch auf die Textfassungen und die hinter ihnen stehenden Dokumente als materielle und kulturelle historische Zeugen richten und zu einer allgemeineren Editionstheorie führen. Dass dies nicht geschehen ist, liegt an der skizzierten Übernahme eines frühen philologischen Editionsmodells und seiner Konservierung in den im Fach wirkmächtigen großen Editionsreihen und an den dahinterstehenden Institutionen, die sich ohne die Rückbindung an die Universitäten eher als Hüterinnen der etablierten Standards denn als Motoren des methodologischen Wandels verstanden. In den Philologien hingegen hat die universitäre Diskussion um das richtige Edieren nie aufgehört. Dabei sind neben den sich verschiebenden Interessenschwerpunkten insbesondere metatheoretische Wandlungen von Textbegriff und Textverständnis die Grundlagen von fundamenta-

<sup>322</sup> Siehe diese Phase zusammenfassend vor allem Zeller, *Fünzig Jahre* (1989) und Martens, *Neuere Tendenzen* (1994).

<sup>323</sup> Der Begriff wird nur im deutschen Sprachraum verwendet, im Englischen heisst es einfach *scholarly editing*, „wissenschaftliches Herausgeben“. Die Gründe für die abweichende Terminologie erklärt Van Hulle, *Editionswissenschaft* (1998) mit den Wurzeln des Lachmannschen Ansatzes innerhalb einer bestimmten zeitenössischen Geisteshaltung, auf die hier schon mehrfach verwiesen worden ist: „Daß die Editions wissenschaft im deutschen, im Gegensatz zu anderen Sprachgebieten, eine Wissenschaft genannt wird, dürfte damit zusammenhängen, daß die ersten systematischen Editions methoden in der positivistischen Atmosphäre des neunzehnten Jh. entworfen wurden.“

<sup>324</sup> Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 3. Martens, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 71 („Emanzipation der früheren Hilfswissenschaft zu einer eigenständigen Editions- und Textphilologie“). Plachta, *Editionswissenschaft* (1997), S. 27-49 („Editionswissenschaft: Zur Geschichte einer ›jungen‹ Disziplin“).

len Entwicklungen geworden. Editionstechnik war nicht nur die Domäne der Akademien und editorischen Großunternehmen, sondern wurde auch in spezialisierten Instituten und Verbänden vorangetrieben und an den Universitäten gelehrt und diskutiert. Während die Editionstechnik im historischen Bereich nicht einmal in den Kanon der bereits frühzeitig auch als Universitätsfach fest etablierten „Historischen Hilfswissenschaften“ aufgenommen wurde, kam es in der Germanistik in den letzten Jahrzehnten sogar zur Einrichtung von Studiengängen zum „Editionswesen“<sup>325</sup> – wodurch hier das Problemfeld sozusagen zur eigenständigen Grundwissenschaft erhoben ist.<sup>326</sup> Der Methodenstand der philologischen Edition spiegelt sich nicht zuletzt in der Menge der verfügbaren Literatur. Das Gefälle zwischen Geschichtswissenschaft und Philologie lässt sich bereits an den Literaturverzeichnissen dieser Arbeit ablesen. Sie geben aber noch nicht einmal einen repräsentativen Eindruck: musste es für den ersten Fachbereich darum gehen, allen Aussagen zur Methodik nachzuspüren, so stellte sich für den zweiten eher das Problem der selektiven Rezeption im bibliografisch kaum noch zu bewältigenden Chor der methodentheoretischen Stimmen. Bezeichnend sowohl für die Breite der Diskussion, ihre enge Verzahnung von Texttheorie, editorischer Praxis und editorischer Methodologie, sowie für die internationale Dimension des Feldes sind nicht zuletzt die spezialisierten Fachzeitschriften. Zu nennen sind hier u.a. das internationale Jahrbuch (European Society for Textual Scholarship, seit 2002) und die Periodika *editio* (D, seit 1987), *Text – kritische Beiträge* (D, seit 1995), *Genesis* (F, seit 1992), *Text* (USA, seit 1984), *Revue d'histoire des textes* (F, seit 1971; mit eigener Sektion „Problèmes de méthode“) und *Studi e problemi di critica testuale* (I, seit 1970). Zur wissenschaftlichen Infrastruktur als Voraussetzung des Aufschwungs in der Editionswissenschaft zählen in Deutschland neben den bereits erwähnten Studiengängen und den Akademien und Literaturarchiven besonders auch die *Arbeitsgemeinschaft Germanistischer Editionen* und das (inzwischen beendete) Münchener Graduiertenkolleg *Textkritik*.<sup>327</sup> Dem stehen auf der internationalen Ebene zahlreiche ähnliche Arbeitsgemeinschaften oder sogar

<sup>325</sup> An der Freien Universität Berlin besteht ein Master „Editionswissenschaft“, in Heidelberg ein Master „Editionswissenschaft und Textkritik“, in Wuppertal ein Master „Editions- und Dokumentwissenschaft“. An der Universität Osnabrück gab es außerdem zu Beginn des Jahrtausends einen Aufbaustudiengang für Graduierte, in München 1996-2002 ein Graduiertenkolleg „Textkritik als Grundlage und Methode der historischen Wissenschaften“.

<sup>326</sup> Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 2 zieht eine kurze Linie von den allgemeinen Interessen des Fachs zur Etablierung der Spezialdisziplin: „Der Aufschwung des Editionswesens ... entspricht einer fast naturgegebenen Reaktion auf Ästhetisierung, Ideologisierung und Feuilletonisierung in den Betrachtungsweisen von älterer wie neuerer Literatur. ... [Daher] ist es nur folgerichtig, wenn sich die Universitäten allmählich dazu bequemen, interdisziplinäre Zusatzstudiengänge ‚Editionswesen‘ einzurichten.“ Ebd. S. 1: Das „Editionswesen [hat sich] von einer philologischen Hilfswissenschaft zu einer literaturwissenschaftlichen Basis-Wissenschaft qualifiziert“.

<sup>327</sup> Allgemein zur Infrastruktur auch Plachta, *Überlieferung* (2000), S. 29. Zur Frage der Institutionalisierung und der Rolle der Akademien Pöggeler, *Edition* (1987). In enger Kooperation mit der

noch weiter institutionalisierte Zentren gegenüber, die die lebhafte Diskussion um Praxis und Theorie der Edition vorantreiben.<sup>328</sup>

Die Entwicklung von den frühen Bemühungen um die Methode im 19. Jahrhundert bis hin zur eigenständigen Wissenschaft ist insgesamt, vor allem für die Anfänge, gut aufgearbeitet.<sup>329</sup> An ihrem Ende stehen eine ganze Reihe verschiedener Schulen und Editionsmodelle, die auch national divergente Traditionen widerspiegeln. Hier wären neben den ausgebildeten Modellen vor allem ihre historischen Entstehungszusammenhänge nachzuzeichnen, die durch (1.) neue Anforderungen an Editionen, (2.) die Hinwendung zu neuen Gegenständen der Edition und (3.) neue theoretische Grundpositionen im Textverständnis bestimmt sind. Die Gegenstandsbezogenheit der Editionsmethode war von Anfang an darzustellen gewesen. Die Theorie entwickelte sich immer in Konzentration auf bestimmte Materialien und in Ableitung von deren spezifischen Problemen. Grob gesprochen kommt hier nach den biblischen und altphilologischen Texten, die die Diskussion bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bestimmt hatten, den mittelalterlichen und modernen Texten eine paradigmatische Rolle zu.<sup>330</sup> Dabei konnte die Hinwendung zu neuen Materialien und die Entwicklung neuer Textverständnisse und ihre Applikation auf die Edition in den verschiedenen Ländern (den verschiedenen philologischen Kulturen) durchaus asynchron verlaufen.<sup>331</sup> So wäre – um ein Beispiel zu nennen – in den USA eine naheliegende frühere Konzentration auf die modernen Schriftsteller ebenso zu beobachten wie die Wirkungen der „new philology“, die in der angelsächsischen Welt gerade ein neues Textverständnis und damit auch eine veränderte Editionspraxis meint und deren Auswirkungen auf dem europäischen Kontinent erst mit einiger Verspätung sichtbar wurden. Was die Durchsetzung neuer Modelle betrifft, so ist hier weniger von einer Ablösung, als vielmehr von einer Pluralisierung zu sprechen. Zwar werden ältere Verfahren *innerhalb* eines Modells durch neuere ersetzt, dies gilt aber nicht

---

*Arbeitsgemeinschaft Germanistischer Editionen* steht die *Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen* – eine *Arbeitsgemeinschaft historischer Editionen* existiert dagegen nicht.

<sup>328</sup> Für die USA z.B. das „Center for Editions of American Authors“ (CEAA) (seit 1963), für die Situation in Amerika siehe Nowak, Umbruch (1996). Für Frankreich typisch das „Institut des Textes et Manuscrits Modernes (ITEM)“. Für die Situation in Australien und Neuseeland siehe Eggert, *Editing* (1990). Für die Situation in Flandern Van Raemdock und Vanhoutte, *Editorial Theory and Practice in Flanders* (2004).

<sup>329</sup> Bis zur Etablierung der Lachmannschen Methode siehe oben Kap. 1.1.1. Die Entwicklung im Anschluß an Lachmann bei Pasquali, *Storia* (1929). Die Differenzierung bis zur eigenständigen Wissenschaft bei Fromm, *Geschichte* (1995). Einen knappen Überblick zur Entwicklung in den 50er und 60er Jahren aus der Sicht des Historikers bei Fuhrmann, *Überlegungen* (1978), S. 1-11.

<sup>330</sup> Aus der externen Sicht eines deutschen Mittelalterhistorikers im Jahre 1973: „Die Methodendiskussion wurde in den vergangenen Jahren besonders auf dem Gebiet der Altgermanistik geführt.“ – Fuhrmann, *Überlegungen* (1978), S. 4.

<sup>331</sup> Zeller, *Struktur und Genese* (1975), 106f beschäftigt sich 1975 mit der divergenten Entwicklung in der deutschen und amerikanischen Editorik: nachdem man lange an ähnlichen Modellen interessiert gewesen sei, sei es schließlich zu einer Spaltung gekommen.

für die Grundmodelle selbst, bei denen neuere eher an die Seite der älteren treten als sie zu verdrängen. Dies wird am Beispiel der historisch-kritischen Ausgabe Lachmannscher Prägung zu zeigen sein. Das Modell ist über zweihundert Jahre beständig fortentwickelt und ausdifferenziert worden. Die breite Kritik an seinen Grundlagen und dem ihm zugrundeliegenden Textverständnis hat eine Reihe alternativer Modelle hervorgebracht, die ihren Herrschaftsanspruch zwar erschüttern konnten, ihre Dominanz in der Praxis und den Willen vieler Editoren, auch an ihren theoretischen Fundamenten festzuhalten, jedoch nicht brechen konnten. So zeigt sich die *Editionswissenschaft* heute als eine pluralistische Methodenlehre, die versucht, sowohl hoch entwickelte Einzelmodelle als auch viele konkurrierende Ansätze abzudecken. Sie tut dies allerdings in Konzentration auf ganz bestimmte Gegenstände und aus einer ganz bestimmten Fachperspektive. Die Begriffe Textkritik und Editions-wissenschaft haben durch die Schief lagen zwischen den zu edierenden Materialien und den potentiell beteiligten Disziplinen den Charakter eines Etiketts bekommen. Es verdeckt die Tatsache, dass neben dem speziellen Inhalt etwas Allgemeineres gemeint sein könnte und spiegelt zugleich die Dominanz bestimmter Fachbereiche und ihrer Diskussionsfelder über andere, weniger lebendige. Betrachtet man jene Publikationen, die ohne nähere Bestimmung im Titel (oder einem übergeordneten Titel) einfach *Textkritik* oder *Editionswissenschaft* heißen, so kann man allein daran die Wechsel der Paradigmen nachzeichnen: wurde mit *Textkritik* zunächst die altphilologische Textkritik gemeint,<sup>332</sup> dann die der mittleren und neueren Schriftsteller,<sup>333</sup> so bringt der Titel eines der neueren Handbücher, *Editionswissenschaft*, der inhaltlich tatsächlich eine *germanistische Editions-wissenschaft* bezeichnet,<sup>334</sup> zum Ausdruck, in welchem Maße die Dynamik der philologischen Diskussion und die Abstinenz der Geschichtswissenschaft dazu geführt haben, dass ein Teil des transdisziplinären Feldes begrifflich zum Synonym für das Ganze werden konnte.<sup>335</sup>

---

<sup>332</sup> So z.B. Stählin, *Editionstechnik* (1909) und West, *Textual Criticism and Editorial Technique* (1973).

<sup>333</sup> Für die mittleren Kantorowicz, *Einführung* (1921) und Bein, *Textkritik* (1990) – für die neueren Maas, *Textkritik* (1927) und Witkowski, *Textkritik* (1924).

<sup>334</sup> Das neueste „Handbuch“, wenn man Bodo Plachtas Reclam-Ausgabe denn so nennen darf, heißt einfach „Editionswissenschaft“. Erst der Untertitel verrät, dass es um einen ganz bestimmten Aspekt geht: „Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte“.

<sup>335</sup> Dies galt dann auch für das Münchener Graduiertenkolleg „Textkritik“, in dessen 28-köpfigen Dozentenkollegium unter Komparatisten, Germanisten, Anglisten, Altphilologen, Philosophen, Musikwissenschaftlern und Informatikern kein einziger Historiker auszumachen war.

### 1.3.2 Der Autorwille als Angelpunkt der historisch-kritischen Ausgabe.

*The text that never was.*<sup>336</sup>  
D.C. Greetham

*HKA als Leitbild und Standard.* Die historisch-kritische Ausgabe ist das Idealbild der entwickelten Edition gewesen und wird heute noch vielfach als Leitbild akzeptiert – wenn man denn nicht allzu methodendifferenziert auch die grundsätzlichen Kritiken und alternativen Modelle wahrnehmen möchte. Die Anziehungs- und Beharrungskraft dieses Modells lachmannscher Prägung ergeben sich nicht zuletzt aus ihrem umfassenden Anspruch. Danach ist die historisch-kritische Ausgabe immer derjenige Ansatz, der alle aktuellen theoretischen Positionen und Ansprüche in sich einschließt und auf wissenschaftlichem Niveau in eine verbindliche Methode umsetzt. Um ein solches Bild kann es hier nicht gehen. Jenes Modell, das aus der lachmannschen Methode herausgewachsen ist, basiert trotz aller Differenzierung und Weiterentwicklung auf bestimmten, unwiderruflichen Grundannahmen. Modelle, die diese Voraussetzungen nicht teilen, können dementsprechend auch nicht als Spielart, sondern als Alternative zur historisch-kritischen Edition aufgefasst werden. Dies gilt unbeschadet der Tatsache, dass heute fast alle entwickelten Editions-konzepte für sich beanspruchen können, historisch und kritisch zu sein, wenn dies nichts anderes bedeutet, als die Historizität der Texte und ihrer Überlieferung als Grundlage der Verfahren anzuerkennen und das Wissen der Editoren als „Kritik“ an den Dokumenten in die Editionen einzubringen. So wie Lachmann als Etikett der frühen Methode gilt, steht auch der Ausdruck der historisch-kritischen Ausgabe für die Fortentwicklung dieser Methode, *nach* und *neben* der es weitere Modelle gibt.

*Systematisierung und Verwissenschaftlichung.* In Kapitel 1.1 ist die Etablierung der wissenschaftlichen Edition, wie sie von Karl Lachmann geprägt und für alle Editionsgegenstände verbindlich gemacht worden war, kurz dargestellt worden. Die nächsten 150 Jahre brachten nun die Ausdifferenzierung, vor allem aber die Verfeinerungen der Methode, die nötig waren, um die zentralen Ziele zu erreichen: den gesicherten, authentischen Text auf der Grundlage der Sammlung und Bewertung der Textzeugen, die Rekonstruktion der Textgeschichte sowie die eventuelle Berichtigung eindeutiger Text- und Überlieferungsfehler.<sup>337</sup> Die Weiterarbeit am *System* betraf alle Aspekte und Verfahrensteile, wobei es immer auch darauf ankam, die neuen Erkenntnisse unter dem Signum der Wissenschaftlichkeit als Verobjektivierung möglichst verbindlich zu machen – waren doch Ignoranz und Dilettantismus in Editionsfragen die größten Feinde guter Textausgaben als Grundlagen der philologischen Wissenschaft. Kennzeichnend für die weitere Entwicklung waren

<sup>336</sup> Greetham, *Editorial and Critical Theory* (1993), passim.

<sup>337</sup> Das Programm so zusammengefaßt u.a. bei Götsche, *Ausgabetypen* (2000), S. 43.

deshalb auch eine ganze Reihe von Handbüchern, die versuchten, die Autorität der etablierten Methode in „kochbuchartiger“ Regelmäßigkeit, mit strikter Einteilung in Paragraphen und Absätzen, oder *more geometrico*<sup>338</sup> – so die unumstößliche Gültigkeit von Gesetzestexten oder mathematischen Formelsammlungen nachahmend – zu untermauern.<sup>339</sup>

*Transparenz.* Der Wissenschaftlichkeit der Darstellung der Methode entsprach das Ziel der Wissenschaftlichkeit der Edition selbst, die vor allem mit dem Mittel der Transparenz, dokumentiert im Layout der Ausgabe, erreicht werden sollte. Alles sollte offengelegt, jede Entscheidung nachprüfbar gemacht und durch die Gestaltung der Druckausgabe einsichtig werden. In der entwickelten Methode ist es unstrittig, dass die Überlieferungslage genauestens dargestellt, die Bevorzugung bestimmter Lesarten begründet und alle verbessernden Eingriffe dokumentiert werden. Dazu dient eine inhaltliche Gliederung der Edition mit Vorreden zu den verarbeiteten Dokumenten und ihrer Einschätzung, dem zentralen edierten Text, den Sach- und Variantenapparaten und den Registern.<sup>340</sup> Hinzu kommen ausgefeilte diakritische Zeichen und Verweissysteme, die den komplexen Aufbau durchsichtiger machen sollen und für jede Stelle, an der der Editor in den Text eingegriffen hat, diesen Eingriff überprüfbar machen.<sup>341</sup>

*Entwicklungen im Einzelnen.* Die einzelnen Schritte des Editionsverfahrens blieben lange Gegenstand breiter Diskussionen. So mussten z.B. die Grundlagen der Textkritik durch eine Professionalisierung der bibliografischen Methode verbessert werden. Nur die genaueste Kenntnis aller Dokumente, die die Entstehungs-, Überlieferungs- und Publikationsgeschichte beleuchten, erlaubt es schließlich, definitive Editionen herzustellen, die nicht von Anfang an in der prekären Situation waren, durch neu aufgefundene Dokumente in Frage gestellt werden zu müssen. Für die neueren Schriftsteller hatte sich diese Tätigkeit der kritischen Sichtung z.B. in den USA mit der *analytical bibliography* geradezu zu einer eigenständigen

<sup>338</sup> So Pöhlmann, Einführung (1994), Bd. 1, S. IX, über Maas, Textkritik von 1927.

<sup>339</sup> Siehe insbesondere Maas, Textkritik (1927); Kantorowicz, Einführung (1921); Witkowski, Textkritik (1924); Pasquali, Storia (1929); Stählin, Editionstechnik (1909); Kanzog, Einführung (1991) oder Plachta, Editionswissenschaft (1997). Eher untypisch ist das Heft „Textkritik“ von Thomas Bein (1990): er verzichtet auf apodiktische Normsetzungen, verweist stattdessen auf die bestehenden Positionen innerhalb der Methode und rät oft zu einem Mittelweg!

<sup>340</sup> Einer der zahlreichen Vorschläge zur weiteren Differenzierung der Methode war, für die antiken Texte neben dem kritischen Apparat stets drei weitere Rubriken einzurichten: F(ontes), I(mitationes), T(estes) – siehe Ulrich Knoche, in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 202 (1940), S. 515ff und Otto Luschnat, Zur Editionstechnik der klassischen Philologen, in: Wissenschaftliche Annalen 1 (1952), S. 362ff.

<sup>341</sup> Für eine konsequente und differenzierte Markierung aller editorischen Eingriffe durch Klammersymbole, diakritische Zeichen und Texttransformationen (kursiv u.ä.) sowie für eine Vereinheitlichung durch Übernahme des „Leidener Klammer-Systems“ (für Inschriften) auch bei Editionen plädiert z.B. Luschnat, Editionstechnik (1952), S. 369ff



Disziplin entwickelt.<sup>342</sup> Waren die Grundlagen bekannt, dann konnte der Text konstituiert werden. Die problematischste Stelle des Verfahrens war dabei immer die Auswahl aus den verfügbaren Varianten und die Verbesserung des Textes, wenn über die Lesarten kein befriedigendes Ergebnis erzielt werden konnte. Hatte bereits Lachmann Regeln für die Bewertung der Varianten aufgestellt, so wurde nun versucht, diese weiter zu verbessern und zu verobjektivieren, wobei diese Versuche, dem Originaltext nachzuspüren, gerade bei verlorenen Vorlagen nie über gewisse Wahrscheinlichkeitsannahmen hinausgelangen konnten.<sup>343</sup> Noch diffiziler als die Bewertung vorhandener Textfassungen mussten die konjekturealen Eingriffe zur Verbesserung des Werkes bleiben. Aber selbst das Nachspüren der Autorfassung und des Autorwillens sollte auf eine möglichst objektive Grundlage gestellt werden. Ansatzpunkt dafür konnten differenziertere Einsichten in Sprache und Stil der jeweiligen Zeit, des jeweiligen Texttypus und des jeweiligen Autors sein. Die Entwicklung der Philologien müsste den Editoren so auch Maßstäbe für die wissenschaftliche Begründung ihrer Konjekturen liefern,<sup>344</sup> bis hin zu edierten Texten, die linguistisch

<sup>342</sup> Grundlegend immer noch: Williams/Abbot, Introduction (1985). Analytical bibliography is the study of „the physical embodiments of texts as evidence of the process that produced these embodiments and of the relations between them“ (S. 6). Aus deutscher Sicht z.B. Kraft, Editionsphilologie (1990), S. 77-79.

<sup>343</sup> Ein Beispiel für diese Regeln ist das Prinzip der *lectio difficilior*, nach dem man eher die seltenere (im Sinne von: unüblichere) Variante bevorzugen solle. Bein, Textkritik (1990), S.: 46: „Hinter diesem oft geübten Verfahren steht die nicht beweisbare, auf Wahrscheinlichkeiten beruhende Hypothese, daß dem Dichter höchste künstlerische Qualität zuzusprechen ist und daß Schreibermanipulationen stets zum 'Schlechteren' und 'Geläufigeren' führen.“ – Damit wird auch deutlich, wie die Regeln unmittelbar auf bestimmten Ideen von Text und Autor, auf ganz bestimmten ästhetischen Konzepten, beruhen! Und auf Geschmack, Sprach- und Stilsicherheit angewiesen sind! Denn bei einer mechanischen Anwendung des Prinzips konnte der Vorwurf gegen den Editionstext dann auch lauten, dass immer das Inkorrekte aus den Handschriften im Text zusammengebracht und alles Korrekte in den Apparat abgeschoben würde – so das Urteil Buchners, Textkritische Untersuchungen (1940), S. 33 in einem konkreten Fall.

<sup>344</sup> Kantorowicz, Einführung (1921) will denn auch die *emendatio* Lachmanns durch den *literaturgeschichtlichen Maßstab* ersetzen, der ihm Grundlagen für Variantenauswahl und Konjekturen liefern soll. Analog will er mit dem *überlieferungsgeschichtlichen Maßstab* die genealogischen Verhältnisse erfassen und mit dem *psychologischen Maßstab* die Fehler der Texttransmission beheben. Ein konkretes Beispiel für die Versuche, die zahllosen Emendationen und die radikalen Eingriffe in die Überlieferung auf eine möglichst wissenschaftliche Basis zu stellen bei Witkowski, Textkritik (1924), S. 5f, der dies für die Edition des mittelhochdeutschen Epos „Kudrun“ als geglückt darstellt. Eines der vielen Felder, auf denen man durch systematische Forschung zu objektiven Grundlagen zu kommen suchte, war auch das der Metrik und der Rhythmik von Texten, die ursprünglich zum akustischen Vortrag gedacht waren. Witkowski, Textkritik (1924), S. 6 ist ein Beispiel für die damit früher (1924) verbundenen Hoffnungen: „Sievers hat durch seine schallanalytischen Untersuchungen (namentlich in den „Rhythmisch-melodischen Studien“ 1912) neue Mittel der Textkritik und der Erkenntnis spezifischer Persönlichkeitsmerkmale eines Autors nachgewiesen, die vielleicht der Emendation verschlechterter Texte ... noch erheblichen Nutzen gewähren werden.“ Sievers selbst war der „Überzeugung, daß nur ein klanglich einwandfreier Wortlaut [...] zugleich auch historisch-textkritisch richtig [!] sein könne. Ich bin also überall darauf ausgegangen, den Text so zu geben, daß er möglichst an allen Stellen bei sinn- und stimmungsmäßigem Vortrag melodisch richtig und ohne stimmliche Hemmung [...] gesprochen

weit weg von allen überlieferten Fassungen lagen.<sup>345</sup> Neben der sprachlichen Divinität des Editors blieb aber auch auf der ästhetischen Seite die Idee, dass der Editor den Autor vollständig verstehen könnte und deshalb von seinem editorischen Wissen auf das Werk – wie es gewesen hätte sein müssen – zu schließen berechtigt und in der Lage sei, das unangetastete Fundament der Methode.<sup>346</sup> Zu den weiteren Feldern der Entwicklung gehörte der Versuch, die Kommentierung und damit den Sachapparat als wissenschaftliches Problem zu diskutieren<sup>347</sup> und im Bereich des Layouts und des Systems diakritischer Zeichen zu einem verbindlichen Modell zu kommen. Gerade auf der Oberfläche der gedruckten Seite wurde so versucht, über (besser: unter und in) dem zentralen Editions-Text eine zweite Informationsebene einzuziehen, mit der die wissenschaftlichen Aspekte und der objektive Vorgang der Textkonstitution aus der Überlieferung transparent gemacht würden.<sup>348</sup>

*Stemmatologie.* Kaum ein Prozess innerhalb der kritischen Edition ist allerdings so sehr zum Gegenstand der Entwicklung einer möglichst scharfen, geradezu mathe-

---

werden kann“ (Eduard Sievers (Hg.), *Der Nibelunge Not, Kudrun*, Leipzig 1930, S. 616). Dazu auch Gerold Ungeheuer, *Die Schallanalyse von Sievers*, in: *Zeitschrift für Mundartforschung* 31 (1964), S. 97-124). Letzten Endes hat man den Glauben an eine starre Ableitung der Editionstexte aus den Regeln der Metrik aber doch verloren – symptomatisch dafür z.B. im Allgemeinen Bein, *Textkritik* (1990), S. 38-42 und im speziellen Fall (Kudrun) Debus, *Kritische Überlegungen* (2000), S. 166f – wobei letzterer auch (z.B. S. 173f) ein Beispiel dafür ist, wie man noch im Jahr 2000 für den Editionstext versucht, von der Überlieferung zu konstruierten Sprachständen zurückzuschreiten.

<sup>345</sup> Diese Fälle traten auch mit der differenzierenden Sicht der Altgermanistik auf die verschiedenen Sprachformen des Mittelalters auf. Nachdem zum Mittelhochdeutschen auch das Mittelniederdeutsche als (re-)konstruierte Normsprache getreten war, mußte der (vermutlich) niederdeutsch sprechende „Autor“ Heinrich von Veldeke (12. Jh.), der nur in oberdeutschen Handschriften überliefert ist, zum Problem werden. Beim Versuch, den Text des Autors wieder herzustellen, musste auch die linguistische Fassung ganz neu geschaffen werden. Aus dem oberdeutschen Vers *Ez kam von tumbes herzen râte* wird dann in der Edition z.B. ein (re-)konstruiertes Niederdeutsch: *Het quam van dumbes heren râte*. Das Beispiel bei Bein, *Textkritik* (1990), S. 34 (dort auch die weiterführenden Angaben). Die philologische und historische Fragwürdigkeit des ganzen Ansatzes wird klar, wenn man bedenkt, dass es sich hier letztlich (im besten Falle!) um den Prozess einer Übersetzung handelt!

<sup>346</sup> Nicht nur Kantorowicz, *Einführung* (1921), unterschied deshalb zwischen den niederen und der höheren Textkritik. Die niedere Textkritik führe dabei von der Überlieferung zum Text, während das „Wesen“ der höheren Textkritik darin bestünde, über den Text und das Werk zur Person des Verfassers aufzusteigen. Der schon mehrfach angesprochene Zirkelschluss der Methode liegt auch hier vor: Man benutzt nicht rein die niedere (mechanische Textkritik), um über sie zu einem höheren Verständnis zu kommen, sondern macht die höhere Textkritik zur Grundlage von Eingriffen in die niedere Kritik, um dort z.B. Bewertungen der Lesarten oder Konjekturen vorzunehmen.

<sup>347</sup> Dies (z.B. auch die Nutzerabhängigkeit der Kommentierung) spricht bereits Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 16ff an.

<sup>348</sup> So fordert z.B. bereits Maas, *Textkritik* (1927), S. 15f ein (noch einfaches) System diakritischer Zeichen für alle Arten von Eingriffen: Konjekturelle Zusätze = < >, Konjekturelle Streichungen (Athetesen) = { }, Ergänzungen bei mechanischer Beschädigung = ( ), unheilbare lokalisierbare Verderbnisse = †.

matischen Methode geworden wie die Stemmatalogie.<sup>349</sup> Hatte man anfangs nur danach gefragt, welche Handschrift möglicherweise auf welche andere zurückging, so tauchten bei eingehender Beschäftigung mit der Überlieferung immer komplexere Probleme auf, die sich z.B. durch verlorene Zwischenglieder oder kontaminierte Abschriften (die auf mehr als eine Vorlage zurückgehen) ergeben konnten.<sup>350</sup> Hinzu kam noch das Dilemma, dass man auch bei genauer kodikologischer Datierung einer Handschrift naturgemäß zunächst nichts über das Alter der Vorlage weiß. Die sich entwickelnde Editionstechnik brachte immer differenziertere (und damit distanziertere) Einsichten in die Genealogie der Texte hervor: die Idee des *einen* Archetypus ließ sich oft nicht halten,<sup>351</sup> man kam bei genauer Untersuchung schließlich doch nicht zu einem eindeutigen Stammbaum und auf allen Stufen der Stemmabildung waren editorische Entscheidungen unumgänglich, die man doch gerade durch verobjektivierende Methoden hatte vermeiden wollen. So ist denn auch die genealogische Methode, die für verlorene Originale dennoch zum Urtext führen sollte, symptomatisch für die Entwicklung der historisch-kritischen Edition: Dem Ringen um wissenschaftliche Methoden und differenzierte Regeln steht trotz aller Erfolge am Ende die Erkenntnis gegenüber, dass sie nicht für alle (sondern für zunehmend wenige) Fälle zu einem eindeutigen Ergebnis führt und jenes Maß an Objektivität nicht erreichen kann, das Voraussetzung für die angestrebten *definitiven* Editionen sein musste.<sup>352</sup>

<sup>349</sup> Kurzer Abriss aus altgermanistischer Sicht bei Bein, *Textkritik* (1990), S. 27-32, aus historischer Sicht bei Fuhrmann, *Überlegungen* (1978), S. 4ff, aus der Sicht der neueren Literatur (die von der Idee des Stemma ebenfalls nicht unberührt blieb!) Kanzog, *Einführung* (1991), S. 41-49 (S. 68 auch die interessante Bemerkung, dass bei neuerer Literatur „das stemmatische Verhältnis zwischen den Textträgern teils linear, teils kollateral“ sein kann). Bericht über die frühen Diskussionen und die Entwicklung der Methode bei Michele Barbi, *La nuova filologia e l'edizione dei nostri scrittori da Dante al Manzoni*, Florenz 1938, S. XIXff, bei Froger, *Critique des textes* (1968), S. 42ff, bei Kenney, *The Classical Text* (1974), S. 134ff, bei Zarri, *Algorithms* (1973), S. 225ff und bei Jean Duplacy, *Classification des états d'un texte, mathématiques et informatique, Repères historiques et recherches méthodologiques*, in: *Revue d'histoire des textes* 5 (1975), S. 251ff. Ein ganz kurzer Abriss (auch über die Verobjektivierungsbemühungen innerhalb des Ansatzes) bei Kleinlogel, *Archetypus* (1979), S. 57.

<sup>350</sup> Gerade für mittelalterliche Texte wurde die Kontamination immer häufiger nachgewiesen. Hier kam noch das Problem hinzu, dass es ev. mehr als einen Ur- oder Autortext gegeben hatte, was als sogenannte Ursprungskontamination die Erstellung eines Stammbaumes dann ganz unmöglich machen konnte. Zu dieser zunehmenden Erkenntnis auch Kristeller, *The Lachmann Method* (1981), S. 15f.

<sup>351</sup> Insbesondere Pasquali, *Storia* (1934), S. 13ff hatte mit seinem Handbuch-Kapitel „*Ci fu sempre un archetipo?*“ – gab es immer einen Archetyp? – den Glauben an den einen Urvater aller Abschriften schon früh erschüttert. Dazu weiter z.B. auch Franz Brunhölzl, *Zu den sogenannten Codices archetypi der römischen Literatur*, in: *Festschrift für Bernhard Bischoff*, hg. von Johannes Autenrieth und Franz Brunhölzl, Stuttgart 1971, S. 166ff. Kurze Zusammenfassung auch bei Fuhrmann, *Überlegungen* (1978), S. 14f.

<sup>352</sup> Dieses Problem war u.a. in den 1940er Jahren Gegenstand einer Kontroverse zwischen Rudolf Buchner und Georg Baesecke anlässlich der *Lex-Ribuaria*-Edition des ersteren. Die Einsicht in die Subjektivität

*Methodenwandel durch Gegenstandswandel.* Die Frage nach den Abstammungsverhältnissen der Überlieferung geriet dann aber auch zu einem Spezialproblem auf einem Teilgebiet der Edition. Sie war nur für Texte mit verlorenem Originaltext – vor allem mittelalterliche und antike Werke – relevant, während die Hinwendung zu den neueren Schriftstellern die Auseinandersetzung mit anderen Problemen forderte. Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist nun aber ein merkwürdiges wissenschaftsgeschichtliches Phänomen zu beobachten, dessen Auswirkungen die Diskussion um die richtige Editionsweise noch lange befeuern sollten: Trotz der offensichtlich grundlegend anderen Überlieferungslage für neuere Texte und den damit verbundenen andersartigen Problemen glaubte man, die bereits gut ausgebildete und in hohem wissenschaftlichen Ansehen stehende Methode auch für die neuen Betätigungsfelder übernehmen zu können.<sup>353</sup> Man war es gewohnt, die Texte von Fehlern zu reinigen, weil man auf dem Weg zurück durch die Zeit und ihre Verschlechterungen des Textes zum reinen Autortext vordringen wollte. Für die neuen Schriftsteller aber lagen die Originale bereits vor, so dass man auf Emendationen hätte verzichten können. Trotzdem wurde in die Texte verbessernd eingegriffen! Warum? Man kann an diesem Vorgang sehen, wie der Begriff der historisch-kritischen Edition tatsächlich zwei Grundhebel für die Textgestaltung zur Verfügung stellte: den „historischen“, der die geschichtlichen Verwerfungen zu korrigieren hatte und den „kritischen“, der auch eine Verbesserung der Texte aus dem Geist eines reinen literarästhetischen Ideals und damit jenseits der Originalität der Texte meinen konnte. Triebfeder der neuen Editionsreihen war zunächst immerhin das Interesse an den *Nationalschriftstellern*, an den *modernen Klassikern*. Gerade mit diesen Begriffen wird die gedachte Gleichartigkeit von Aufgabe und Methode verständlich. Witkowski formulierte bereits in den 1920er Jahren zurückschauend:

„Methode und Ziel [...] gleichen denen der klassischen Philologie. Ein zuverlässiger, der begründeten Vorstellung von Sprache, Stil, Geist des Autors entsprechender Text soll hergestellt werden; der Apparat dient nur dem Zweck, Herkunft und Gewähr der Überlieferung nachzuweisen und, wo nötig, zu prüfen, vor allem die Güte der verschiedenen Lesungen gegeneinander abzuwägen.“<sup>354</sup>

Die Übertragung der scheinbar objektiven Methode verdankt sich aber ebenso ihrer darin begründeten suggestiven Kraft:

---

auch der Stemmabildung, „so daß ... der schließlich aufgestellte Text niemals gegen Zweifel gesichert, in diesem Sinne nie endgültig sein kann“, wird von Buchner, *Grundsätzliches* (1948), S. 355 selbst geäußert. Die Diskussion läßt sich von diesem Text aus zurückverfolgen.

<sup>353</sup> Siehe grundsätzlich z.B. Hahn, *Wissenschaft* (1966), S. 2-6 und Scheibe, *editorische Grundmodelle* (1991), S. 23f.

<sup>354</sup> Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 12f.

„Man begnügte sich, um Wissenschaftlichkeit zu bewähren, mit einer Nachahmung der Verfahren der klassischen Philologie und meinte in solchem mechanischen Anwenden anderwärts erprobter Methode den Forderungen der Exaktheit und echter, jede Willkür ausschließender Objektivität zu genügen. Als Ideal schwebte jene Einstellung vor, der die Naturwissenschaften ihre damals alle Welt berauschenden Erfolge zu danken hatten.“<sup>355</sup>

Die Varianten späterer Drucke bei vorhandenem Originaltext überhaupt noch zu beachten und vollständig zu verzeichnen, war dann als „mißverständene Akribie“ nur eine der offensichtlichsten Fehlentwicklungen, die aus der einfachen Übernahme der Methode resultierten.<sup>356</sup> Der bereits früh laut gewordenen Kritik an der Verwendung einer Methode, die für andere Zwecke entwickelt worden war,<sup>357</sup> stand lange ihre Beharrungskraft als etabliertes Vorbild gegenüber.<sup>358</sup> Zugleich führte die Hinwendung zu den modernen Schriftstellern, die z.B. die Vernachlässigung der Entstehungsgeschichte der Texte und der Individualität der Autoren älterer Texte augenfällig machte, zu einer weiteren Entwicklung und Differenzierung der wahrgenommenen Probleme und der Lösungsstrategien *innerhalb* der historisch-kritischen Editionslehre.<sup>359</sup>

*Angelpunkt Autorwille.* Zum Angelpunkt der Textkonstitution wurde gerade mit dem Wechsel der vorherrschenden Editionsgegenstände der Wille des Autors. Dabei ist die Differenz zu einer Vorstellung von überzeitlichen klassischen Texten zunächst

<sup>355</sup> Witkowski, Textkritik (1924), S. 14. In diesem Sinne auch Hahn, Wissenschaft (1966), S. 3: „Editionslehre und Editionstechnik konnten sich lange Zeit in den Strahlen sonnen, die von der klassischen Philologie mit ihrem durchgebildeten, weitgehend von den Methoden der Juristen bestimmten Verfahren der Konstituierung alter, in ihrer ursprünglichen Form nicht überlieferter Texte ausgingen. Und in der Tat ist die Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit in der Verfahrensweise, die durch die klassische auch in die neugermanistische Philologie eingeführt wurde, bestechend und gibt ein Gefühl der Zuverlässigkeit ihrer Arbeitsergebnisse.“

<sup>356</sup> Vgl. Witkowski, Textkritik (1924), S. 14ff. Wenn es um den Text des Autors geht, können Varianten in posthumen Drucken, die z.B. aus gewissen Setzereigenheiten resultieren, schließlich keinerlei Relevanz haben. In die andere Richtung geht das Missverständnis (z.B. nach Hahn, Wissenschaft (1966), S. 15), wenn man die handschriftliche Überlieferung eines Textes, der noch zu Lebzeiten des Autors gedruckt wurde, also die *Vorstufen* zu diesem Autortext, methodisch auf die gleiche Stelle setzt, wie einen handschriftlichen Zeugen eines ansonsten verlorenen Werkes.

<sup>357</sup> Das oben gegebene Zitat von Witkowski setzt sich in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Überlieferungsbedingungen fort: „Für die antiken und mittelalterlichen Schriftdenkmäler war dieser [methodische] Standpunkt der richtige. ... Alles das trifft auf die Autoren der Neuzeit nicht zu.“ – Witkowski, Textkritik (1924), S. 13.

<sup>358</sup> So beschreibt z.B. Scheibe, editorische Grundmodelle (1991), S. 23f die großen Schwierigkeiten der neueren Philologie, sich vom Erbe der klassischen Philologen und der Übertragung der Methoden auf die modernen Autoren zu befreien. Er sieht im Jahre 1991 (!) die Möglichkeit, endlich zu einem geschlossenen System für die Edition neuerer Dichter zu kommen. Boetius, Textkritik (1973), S. 76: „Im weiteren Verlauf der Entwicklung der Editionstechnik erwies sich ihre Ableitung aus dem Verfahren der Altphilologen ... als schwere Hypothek.“

<sup>359</sup> Zu dieser Entwicklung insgesamt z.B. Witkowski, Textkritik (1924), S. 6-18.

gering, waren oder wurden die fraglichen Autoren ja durch die Edition als Klassiker bestätigt. Das Autor-Genie schafft das zeitlose Werk, dessen eine intendierte Gestalt vom Editor gesichert wird. Die Handbücher zur historisch-kritischen Methode betonen immer wieder dieses Fundament:

„Grundlage *aller* Herausgabe von Schriftdenkmälern ist die Textkritik. Sie bezweckt, die Form festzustellen, die der Autor seinem Werke gegeben hat oder zu geben gewillt war. Oft ist schon im Werden des Werkes die Intention durch ungünstige Umstände nicht rein zutage getreten.“<sup>360</sup>

Ziel des Editors war die Reinigung des Textes von allen äußeren Einflüssen. „Einen gesicherten Text herzustellen“ – diese Aufgabe konnte dann als erreicht gelten, „wenn eine dem Willen des Verfassers entsprechende oder eine diesem möglichst nahe kommende Wiedergabe des von ihm konzipierten Werkes erreicht ist“.<sup>361</sup>

*Wie findet man den Autorwillen?* Galt die Methode der Edition vorher allein dem Aufspüren des Ur- oder Originaltextes, so war dieser nun z.B. durch Drucke zu Lebzeiten des Autors bereits vorhanden.<sup>362</sup> Damit waren die Probleme allerdings nicht gelöst, sondern eher um eine weitere Dimension vermehrt. Die Rekonstruktion des Urtextes erschien jetzt als eine handwerkliche Aufgabe, zu der sich grundsätzliche philosophische und literaturtheoretische Überlegungen gesellten. Denn angesichts möglicherweise mehrerer Ausgaben des gleichen Textes<sup>363</sup> stellte sich die Frage, wie unter diesen derjenige Text festzustellen wäre, der am ehesten dem Autorwillen entspricht und dann in der Edition wiedergegeben werden müsste.<sup>364</sup> Aus dem

<sup>360</sup> Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 19.

<sup>361</sup> Seiffert, *Edition* (1958), S. 313; siehe auch Seiffert, *Untersuchungen* (1963). Strelka, *Edition* (1987), S. 23: Die Edition steht „im Dienst des Werks eines Autors und versteht sich als Mittel zum Zweck“ [– der Realisierung dieses Werkes].

<sup>362</sup> Auch dieser grundlegende Wechsel mußte erst einmal gegen die vorherrschende Perspektive der Urtext-Rekonstruktion durchgesetzt werden: „Das Bewußtsein der kategorial unterschiedlichen Überlieferungssituation ... blieb in der Germanistik zunächst dadurch verstellt, daß der erste wissenschaftliche Editor einer neugermanistischen Ausgabe [Lachmann], ganz in der Tradition der klassischen Philologie stand. Erst mit Karl Goedeke's Schiller-Ausgabe [1867-1876] ... wuchs in der Neuphilologie die Einsicht ... daß der Autortext in originalen Handschriften, Typoskripten und Drucken schon vorliegt.“ – Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 168.

<sup>363</sup> Gerade bei den Autoren, die als die modernen Klassiker das Interesse der Editoren als erste auf sich zogen, waren die mehrfachen Auflagen eher die Regel als die Ausnahme. Und selbst die „erste Ausgabe“ bietet bei genauerem Hinsehen nicht immer den gleichen Text in allen Teilaufgaben – Kristeller, *The Lachmann Method* (1981), S. 17f. Was bei modernen Schriftstellern offensichtlich ist, wurde für die mittelalterlichen erst später erkannt: der *Renner* des Hugo von Trimberg gilt als ein Beispiel dafür, dass auch hier bereits zu Lebzeiten des Autors mehrere (von ihm stammende oder autorisierte) Fassungen existieren haben könnten – Vgl. z.B. Weigand, *Textgenetische Edition* (1994), S. 101.

<sup>364</sup> Grundsätzlich zur Frage „Was ist und wie finde ich den Autorwillen?“ Tanselle, *Editorial Problem* (1976). Zu den unterschiedlichen Aufgaben bei alten und neuen Texten (Urtext-Rekonstruktion vs. Autorwille-Identifikation) auch Eggert, *Critical and Scholarly Editing* (1995), S. 243.

Geist der vorherrschenden ästhetischen Auffassung konnte die Frage nach dem Autorwillen zunächst scheinbar eindeutig beantwortet werden: Wenn das Werk ein klassisches sein sollte und nur eine richtige Form haben konnte, dann war die Idee der finalen Reife mit der vorherigen permanenten Reifung verbunden: Der Autor konnte den Text und seine Ausgaben Zeit seines Lebens verbessern, bis er am endgültigen, perfekten Zustand angelangt und damit jene Fassung vollendet wäre, die das Werk schon immer hatte erreichen sollen. Das Vermächtnis des Autors war der ausgereifte Text. Die „Editoren verstehen sich [dann] als Vollstrecker des letzten Willens des Verstorbenen“.<sup>365</sup> Grundlage ihrer Ausgaben war dementsprechend der letzte Druck zu Lebzeiten des (theoretisch den Text kontrollierenden) Autors.<sup>366</sup> Die Idee des Herausgebers als Testamentsvollstreckers entsprach der Vorstellung vom zeitlosen (finalen) Text, bot mit der *Ausgabe letzter Hand* eine eindeutige methodologische Grundlage, setzte sich früh als Prinzip durch und beherrschte die historisch-kritische Edition dann über einen langen Zeitraum.<sup>367</sup>

*Die letzte Fassung als Autorwille?* Gerade der letzte Aspekt, die Vorherrschaft dieses Ansatzes in der editorischen Praxis, gilt unabhängig von bereits frühzeitig geäußerten Vorbehalten und Problemen, die eine solche Sichtweise mit sich brachte. Die Idee des vom Autor kontrollierten Werdens des Textes in seinen Druckfassungen musste sich bei einem genaueren Blick auf die Publikationswirklichkeit oft als unrealistische Idealvorstellung, der Gedanke der finalen Fassung als Fiktion erweisen: eine *Kontrolle* durch den Autor fand (bei Neuauflagen) oft nicht statt, dagegen war der Einfluss von Lektoren, Setzern und Verlegern auf die schließliche Textgestalt teilweise sehr hoch, und streng genommen konnte schließlich der Tod des Autors auch einfach nur als ein

---

<sup>365</sup> Jacobs, Textüberlieferung (1987), S. 21. Götttsche, Ausgabentypen (2000), S. 44: „[es hat sich] zunächst die Darbietung von Texten in der Fassung letzter Hand durchgesetzt, die als Vermächtnis des Dichters den höchsten Autorisationsgrad zu besitzen schien“. Nach Plachta, Change of Generation (2002), S. 146 stammt der Begriff des Editors als „Testamentsvollstrecker“ des Autors von Georg Witkowski, Grundsätze (1921), S. 225.

<sup>366</sup> Jacobs, Textüberlieferung (1987), S. 21: [Editoren als Testamentsvollstrecker] „Dies wird deutlich, wenn ein Werk in mehreren veränderten Auflagen vorliegt; die Editoren legen dann die letzte Auflage als das letzte Wort des Verstorbenen in dieser Sache ihrer Edition zugrunde.“ Der Begriff des Testamentes ist gut gewählt, impliziert er doch die Freiheit des Autors, mehrere Fassungen zu hinterlassen, von denen aber zugleich nur eine (die letzte autorisierte) die relevante sein kann. Zur Ausgabe „letzter Hand“ und dem dahinter stehenden Textverständnis auch Graber, Autortext (1998), S. 17.

<sup>367</sup> Die Ausgabe letzter Hand konnte sich in den einzelnen Ländern unterschiedlich lange als Standard behaupten; dazu u.a. Zeller, Struktur und Genese (1975), S. 106f (über Deutschland und die USA) oder Van Hulle, Editionswissenschaft (1998): „Die Auffassung, der Herausgeber sei eine Art Testamentsvollstrecker des Autors, war auch in Deutschland lange Zeit landläufig, und die ‚Fassung letzter Hand‘ diente z.B. für die sog. ‚Sophien-Ausgabe‘ [Goethes] noch selbstverständlich als Basis des edierten Textes.“ Gerade in der Goethephilologie hat sich dann aber deutlich abgezeichnet, dass oft die früheren Fassungen den Ausgaben letzter Hand vorzuziehen sind.

zufälliger Einschnitt im Werden des Werkes begriffen werden.<sup>368</sup> Diese Vorbehalte haben später zu einer Differenzierung editorischer Konzepte geführt; die Ablehnung der Ausgabe letzter Hand speiste sich aber auch aus der Veränderung ihres ästhetischen Fundaments. Von der Idee des klassischen, überzeitlichen Textes schritten die Philologien als Literaturwissenschaften weiter zum Text als Teil einer literarischen Kunstgeschichte, zum Text als einem spezifischen künstlerischen Ausdruck. Ein plastisches Beispiel dafür ist Goethes *Werther*: Wenn dieser Text für sein Jugendwerk steht, und der junge Goethe ein legitimes Forschungsfeld einer differenzierten, den Autor als individuellen Künstler betrachtenden Literaturwissenschaft darstellt, dann kann nicht die Ausgabe letzter Hand, sondern muss die Erstausgabe, die diese künstlerische Phase reiner ausdrückt, zur Grundlage der Beschäftigung – und damit der Edition – gemacht werden.<sup>369</sup>

*Leitbild Erstausgabe.* Teilweise wurde auf der Grundlage solcher Überlegungen das Leitbild der Erstausgabe anstelle der Ausgabe letzter Hand etabliert.<sup>370</sup> Dabei wurden die ästhetischen Begründungen für die Bevorzugung der *frühen Hand* durch den publikationssoziologischen Verdacht flankiert, dass in den späteren Fassungen häufig Fremdeingriffe vorlägen, die die Intention des Autors verfälscht hätten.<sup>371</sup> Man wandte sich deshalb zunächst stärker den *Originaldrucken* zu, stellte aber dann fest, dass auch diesem Begriff eine allzu naive Vorstellung der Kontrolle des Autors über die Druckausgabe zugrunde lag, und schritt dann weiter zur letzten handschriftlichen Fassung, um sich der tatsächlichen Absicht des Autors zu nähern.<sup>372</sup>

<sup>368</sup> Ein solches Konzept müsste gerade für jene Autoren gelten, die tatsächlich an den Veränderungen ihrer Texte in den Druckauflagen teilgenommen haben. Das Dilemma besteht aber eigentlich schon in der Drucklegung – als Einschnitt in den Schaffensprozess – selbst. Für Adalbert Stifter wird z.B. gesagt, „er habe das Werk [an dem er eigentlich permanent gefeilt hat], als er es dem Druck überantwortet hat, nicht als abgeschlossen betrachtet, sondern nur die Korrektur an ihm abgebrochen“ – Doppler, Stifter (2000), S. 44.

<sup>369</sup> Das Beispiel bei Oellers, *Interpretierte Geschichte* (1993), S. 235. Zur Problematik am Beispiel der Gottfried-Benn-Edition siehe auch Michael Ansel, *Wirklichkeit rein aus Hirnrinde* in acht Bänden, (Rezension zu: Gottfried Benn, *Sämtliche Werke* (Stuttgarter Ausgabe), hg. von Gerhard Schuster und Holger Hof), in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur Online* (27.2.2005).

<sup>370</sup> Dazu u.a. Scheibe, *Grundprinzipien* (1971), S. 35.

<sup>371</sup> Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 106f nennt als Begründungen *autorindividuelle, rezeptionsgeschichtliche* und *andere literaturgeschichtliche*. Mit den Ausgaben *früher Hand* sieht er die Hoffnung verbunden, „jenen heiklen Problemen [der externen Einflüsse auf die Druckfassung] [...] aus dem Weg zu gehen“. Bereits Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 6ff, waren die editorischen Probleme der Druckfassungen bewusst gewesen (er nennt: Versehen, Schreib- und Hörfehler, Eingriffe von Lektoren, Setzern und Herausgebern, Kürzungen) und hatten ihn zu den *Originaldrucken* geführt.

<sup>372</sup> Die Bestimmung der Textgrundlage ist auch abhängig von dem verfügbaren Material und der erkennbaren Kontrolle, die der Autor auf die Drucklegung ausgeübt hat. Nach Scheibe, *editorische Grundmodelle* (1991), S. 30f, muss, wenn z.B. kein autorisierter Erstdruck vorliegt, die letzte Handschrift herangezogen werden, um die Lektoren, Setzer und Verleger als Störfaktoren der Autorintention auszuschalten. Zum Übergang von der Ausgabe letzter Hand zur Erstausgabe und weiter zu den handschriftlichen Entwürfen neben Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 191f, Nutt-Kofoth, *Schreiben*



Die Hinwendung zu den früheren Textstufen vollzog sich schrittweise und konnte u.a. auch mit der zombiehaften Wiederkehr von Rekonstruktionsversuchen eines *Urtextes* vor der Druckfassung verbunden sein – diesmal als Wunsch, den Willen des Autors von den Verfälschungen des Publikationsprozesses zu reinigen.<sup>373</sup>

*Interesse an der Entstehungsgeschichte.* Die Hinwendung zu den modernen Autoren und den damit verbundenen anderen Überlieferungsbedingungen führte zu einer Verlagerung sowohl der editorischen Probleme als auch jener Fragestellungen, für deren Beantwortung die Editionen zu machen waren. Schien sich die Aufgabe der Editoren mit den bereits vorhandenen Druckfassungen zunächst vereinfacht zu haben, so brachte das Interesse an den frühen Fassungen und dann auch an der Entstehungsgeschichte eines Werkes eine enorme Differenzierung der editorischen Techniken und eine sehr viel komplexere Aufgabenstellung. Der finale Text als Dokumentation des Autorwillens musste auf der umfassenden Darstellung der Genese des Werkes aufgebaut werden.<sup>374</sup> Böse Zungen behaupten, dass diese Entwicklung den Editoren nur recht war, konnten sie durch die Bearbeitung der diffizilen handschriftlichen Vorüberlieferung und durch die Rekonstruktion der Textgenese ihren Status als Zeremonienmeister einer für den Laien undurchschaubaren Kunst

---

(2000), S. 184f und Hagen, *Frühe Hand* (1991) auch Gresillon, *Literarische Handschriften* (1998), S. 223. Sie beschreibt, dass „... das Prinzip ‚letzter Hand‘, bisher als testamentarischer Ausdruck, als letzte und vom Autor autorisierte Schreibspur hochgehalten, mehr und mehr umstritten ist. Stattdessen kommt den Frühfassungen immer größere Bedeutung zu. Zum einen durch die Wiedergabe der editio princeps, die als originaler Ausdruck der ersten vollendeten Textform angesehen wurde, und zum anderen infolge des wachsenden Interesses für handschriftliche Entwürfe und Skizzen, die – besser als der erstarrte Text – die Kreativität sozusagen im Urzustand zu zeigen vermögen.“ ... „Der Kult der Ausgabe letzter Hand weicht dem Mythos der ersten handschriftlichen Spur“. Sie sieht die editorische Entwicklung dabei in Konvergenz zum allgemeinen Zeitgeist, weil in beidem ein Übergang vom klassischen Künstler-Begriff zu Freud und der Psychologie (des schriftstellerischen Schaffens) zu beobachten sei.

<sup>373</sup> Dazu z.B. Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 108. Er sieht in der Düsseldorfer Heine-Ausgabe den Versuch, durch systematische Untersuchungen von Schreibgewohnheiten und dem Einfluss von Setzern, Korrektoren, Verlegern und Herausgebern dem „Grundsatz der Restitution“ wieder nahezukommen und die Autor-Intention wieder herzustellen.

<sup>374</sup> Zu diesen Wandlungen u.a. Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 43ff. Scheibe, *editorische Grundmodelle* (1991), S. 23f beschreibt, wie die Protokollierung der Genese des Werkes über seine Entstehungsfassungen endgültig an die Stelle der Ermittlung eines verlorenen festen Textes tritt. „Das überlieferte Material [...] als Ausprägung des sich historisch wandelnden Autorwillens“ führt nun hin zum schließlichen Editionstext. Scheibe, *editorische Grundmodelle* (1991), S. 24 fasst zusammen: „Nicht mehr die Gewinnung eines festen, möglicherweise eines definitiven Textes des Autors war das Ziel und die Aufgabe der Edition, sondern die Darstellung der Entwicklung dieses Textes von den ersten faßbaren Keimzellen ... bis hin zu einer letzten, vom Autor gewollten und gebilligten Textfassung.“ Dabei sind die Begriffe „Ziel“ und „Aufgabe“ sehr unglücklich gewählt, weil die Textgenese nicht an die Stelle des zentralen Editionstextes tritt (das Ziel, dort „definitiver Text“, hier „letzte vom Autor gewollte Textfassung“ ist offensichtlich das Gleiche!), sondern nur einerseits den Weg dorthin dokumentiert und andererseits unter der Vorstellung des Werkes als Prozess eine eigenständige Bedeutung gewinnt.

zurückgewinnen.<sup>375</sup> Auf dem Weg zurück von den Drucken zu den handschriftlichen Entwürfen wurde zunächst eine Unterscheidung der Varianten in jene der Überlieferung und jene der Entstehung vorgenommen. Dass diese – eigentlich offensichtliche – Trennung erst so spät als methodisches Kriterium eingeführt wurde, verweist einmal mehr auf die prägende Kraft der traditionellen Sicht, die ja im Blick auf ältere Texte nur Überlieferungsprobleme gekannt hatte.<sup>376</sup> Jetzt verschob sich mit dem Blickwinkel auch die Bedeutung des Begriffes *Variante* auf die *Entstehungsstufen* (und die späteren Veränderungen unter der Kontrolle des Autors) – für die reine(n) Überlieferung(-svarianten) sollte von nun an von *Lesarten* geredet werden, und nur für die Textgenese von (Entstehungs-)Varianten.<sup>377</sup> Aufgabe des Editors war es nicht mehr nur, unter den Lesarten die beste zu finden, sondern über die Rekonstruktion der Textgenese *und* die Reinigung der produktionsspezifischen Verwerfungen den Editionstext zu konstituieren. Daneben bekam die Dokumentation der Werkentstehung einen eigenen Wert innerhalb der Ausgabe. Komplexe Apparatmodelle sollten diese sichtbar machen und gewissermaßen als Protokoll des Schaffensprozesses einen Blick in die Werkstatt des Künstlers gewähren. Grundlage dieser Veränderungen war (analog zu einem sich wandelnden Kunstbegriff) das zunehmend vorherrschende

---

<sup>375</sup> Hahn, *Wissenschaft* (1966) ist eine beißende Kritik an der Editionstechnik aus dieser Richtung. So z.B. S. 6f: nachdem mit den vorhandenen Drucken die Arbeit der Editoren eigentlich überflüssig geworden war, suchten sie sich (nachdem es keine Nachstufen mehr gab) in den Vorstufen des Textes ein neues Betätigungsfeld.

<sup>376</sup> In diesem Sinne auch Boetius, *Textkritik* (1973), S. 76, der erst mit Friedrich Beissner das Erbe der Altphilologie überwunden sieht: „Beissner [Editionsmethoden] (1964) hat den durch die ursprüngliche Gleichheit der editorischen Verfahren verwischten Unterschied in der Textlage alter und neuerer Werke mit Hilfe der Begriffe Überlieferungsvariante und Entstehungsvariante gekennzeichnet.“

<sup>377</sup> Auf die grundsätzliche Unterscheidung war bereits 1745 von Bodmer und Breitinger in ihrer Opitz-Ausgabe hingewiesen worden: „Man muß diese so beschaffenen Lesarten [des Autors] mit den *Variantibus* der Classischen Ausleger nicht vermischen; denn dieselben sind wirkliche Schreibarten des Verfassers, welche er aus besondern Ursachen von Zeit zu Zeit verändert hat: Die Classischen *Variantes* sind bloß Fehler der Abschreiber, oder gelehrte Muthmassungen der Ausgeber.“ – Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger, Vorrede der Herausgeber, in: Martin Opitzens *Von Boberfeld Gedichte*, Zürich 1745, S. A<sub>6</sub> recto. Doch verwischte die Dominanz der etablierten Methode lange Zeit die Beachtung dieser Unterschiede in der Editionsmethodik. Dazu u.a. Göttische, *Ausgabentypen* (2000), S. 43, Graber, *Autortext* (1998), S. 15 und Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 186.

Interesse am künstlerischen Werden anstelle des Gewordenen,<sup>378</sup> als Ergebnis tritt „an die Stelle der genealogischen [...] die genetische Methode“<sup>379</sup>.

Dem Autorwillen nähert sich die entwickelte historisch-kritische Ausgabe von zwei Seiten: von den Druckfassungen und von der Textentstehung her. Mit der Zunahme der neuphilologischen Editionen und Einzelfalluntersuchungen wuchs allerdings auch die Einsicht in die Probleme beider Ansätze. Ist z.B. jenseits der vielleicht identifizierbaren Hausregeln eines Verlages in der Gemengelage von Eingriffen der Autoren, Lektoren und Setzer wirklich jede äußere Textkorruption der Verlagsangehörigen von den Eigentümlichkeiten der Autoren zu unterscheiden?<sup>380</sup> Welche Änderungen am Text im Spannungsfeld von Zensur und Verlagswesen sind letztlich dem *Willen* des Schriftstellers und seiner Werkidee zuzuordnen? Welche Streichungen und Ersetzungen in den Entwurfshandschriften spiegeln das ursprüngliche ästhetische Konzept wider und welche sind vielleicht auch durch andere Faktoren bedingt?<sup>381</sup> Letztlich steht jeder Autor und damit auch sein Text in

<sup>378</sup> Bereits die programmatische Grundlegung bei Backmann, *Gestaltung* (1924), S. 638 gibt den psychologisierenden Zug dieses Ansatzes wieder: „Die Klarlegung der Entwicklung gibt dem Apparat erst seinen selbständigen Wert gegenüber dem Textabdruck, ja sie gibt ihm ... ein Übergewicht an Bedeutung über den letzteren. Nicht nur in eben dem Maße, als der handschriftliche Nachlaß eines Dichters stets wertvoller ist als die letzten bloßen Reindrucke seiner Werke. Sondern vor allem, weil das lebendige Werden stets tiefere Blicke tun läßt als das Gewordene, Erstarrete.“ In der Rückschau Kittler, *Literatur, Edition und Reprographie* (1991), S. 230: „So avanciert das Verworfenene aus einer bloßen Vorstufe zum eigentlichen Sinngehalt. Damit macht sich auch die germanistische Editionswissenschaft den Blick zu eigen, den Altphilologie und Kriminalistik trotz der Verschiedenheit ihrer Gegenstände seit dem Anfang des Jahrhunderts auf die verborgenen Züge der Schrift gerichtet hatten. Es ist ein Blick, der in allem nur die Fälschung sieht, sei es, daß er eine falsche Unterschrift entlarvt, daß er ein Palimpsest entziffert oder daß er die erste Eingebung eines Dichters freilegt, die von zensierenden Korrekturen überwuchert ist. Wie in Freuds Psychoanalyse so ist auch in der modernen Philologie ... die Wahrheit immer das, was durchgestrichen ist.“

<sup>379</sup> Boetius, *Textkritik* (1973), S. 77. Die genetische Methode ist die editorische Konsequenz aus dem gewandelten Verständnis des künstlerischen Werkes, das jetzt als Prozess aufgefasst und dargestellt werden sollte.

<sup>380</sup> Gerade in den USA ist diese Methode weit entwickelt worden. Begrifflich wurde neben der Identifizierung des *house-styling* das Problem z.B. dadurch grundsätzlich angegangen, dass man versuchte, die Lesarten (bzw. Eingriffe) in jene des Autors (*substantives*) und jene der Verlagsangehörigen (*accidentals*) zu scheiden – wobei die Begriffswahl schon die editorische Einstellung wiedergibt – siehe z.B. Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 106f. Diese Methodologie ist dann als Teil der amerikanischen Copy-Text-Theorie (siehe unten S. 167f) perfektioniert worden.

<sup>381</sup> Zeller, *Struktur und Genese* (1975) bringt zwei plastische Beispiele dafür, dass selbst die Entwürfe unter der Kontrolle des Autors noch hinsichtlich des *Willens zum Werk* problematisiert werden können: Selbst die künstlerische Intention unterliegt äußeren Bedingungen: Bei Nathaniel Hawthorne habe z.B. zuweilen die „Rücksichtnahme auf die Empfindlichkeiten seiner Gattin Sophia [...] wie eine freiwillige Zensur funktioniert“ (S. 112) und zu James Joyce wird die folgende Anekdote überliefert: Als er seinem Sekretär Samuel Beckett einen Text (*Finnegans Wake*) diktiert habe, habe es an der Tür geklopft, er habe *come in* gesagt, Beckett habe es – das Klopfen überhörend – aufgeschrieben und Joyce habe die Wörter bei der Korrektur im Text gelassen (S. 117). Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 140 beschreibt für

einem komplexen Geflecht aus äußeren Rahmenbedingungen und Einflussfaktoren. Können diese wirklich systematisiert und verobjektiviert werden, um *hinter* den Dokumenten der Entstehung und Publikation die Intention des Autors ohne jeden Zweifel freizulegen?

*Die HKA als universale integrative Edition.* Die Vorstellung von der zu rekonstruierenden Autorintention als Begründung und als Kern der editorischen Theorie wurde zunehmend selbst Gegenstand der Diskussion und umso schwerer zu fassen, je mehr man ihr nachspürte.<sup>382</sup> Abgesehen von den definitorischen Problemen und den Einzelstellen in den Texten, für die sich nicht mit letzter Sicherheit sagen ließ, was an ihnen autorintentional und was äußerlich bedingt war,<sup>383</sup> brachte die literaturgeschichtliche Realität immer häufiger Fälle ans Licht, bei denen es entweder viele oder auch gar keinen feststellbaren Autorwillen gab.<sup>384</sup> Da der Schriftsteller über einen langen Zeitraum aktiv gewesen sein konnte, hatte er auch eine historisch multiple Persönlichkeit<sup>385</sup> – welcher der in den Handschriften und Drucken feststellbaren

---

Ezra Pound: „At various times the poet was not averse to alterations suggested by editors, scholars, family or friends, and even embraced doubtful readings as having been sanctioned by time and the printer, but on other occasions he proved adamant in preserving his original version“. Was bedeuten diese schriftstellerischen Wirklichkeiten für die Idee der freizulegenden Autorintention?!

<sup>382</sup> Gerade im angelsächsischen Raum wurde diese – fast schon philosophische – Diskussion geführt. Siehe zur Problematik z.B. Michael Hancher, *Three Kinds of Intention*, in: *Modern Language Notes* 87 (1972), S. 827-851; Tanselle, *The Editorial Problem* (1976) und Jerome McGann, *A Critique of Modern Textual Criticism* (1983). Für die deutsche Diskussion Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 113: „Die Intention des Autors läßt sich aber nicht nur nicht feststellen, sie läßt sich in der Werkgeschichte als selbständige Größe auch nicht isolieren“ – als Ausweichposition ist der Rückzug auf eine Werkintention (und dann vielleicht eine Werk-Fassungs-Intention) zu denken, die theoretischen Probleme bleiben dabei aber die gleichen.

<sup>383</sup> Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 110f demonstriert an Beispielen, dass es für Einzelstellen nicht beantwortbar ist, ob eine Variante aus künstlerischen oder anderen Motiven entstanden ist. S. 113 zieht er das Fazit, dass – selbst wenn nach einer Autorintention gesucht würde – es „nicht erlaubt [wird], diese Intention direkt auf Einzelheiten des Werks zu beziehen.“ Tatsächlich wurde aber sehr wohl nach der Autorintention gestrebt – die Einzelentscheidungen wurden nur aus Furcht vor endlosen Debatten nicht mehr begründet.

<sup>384</sup> Ein Beispiel für die Unrekonstruierbarkeit des Autorwillens gibt z.B. Fanta, Robert Musil (2000), S. 82ff für Musils „Mann ohne Eigenschaften“.

<sup>385</sup> Im Wesentlichen in Bezug auf Scheibe, *Zum editorischen Problem des Textes* (1982), beschreibt Martens, *Was ist ... ein Text* (1989), S. 137f dieses Phänomen sehr einleuchtend: Für den Autor gibt es keine gleichberechtigten Fassungen, sondern immer nur richtige (aktuelle) und falsche (überholte) Versionen. Mit dem Tod des Autors aber (der – wie ich hinzufügen möchte – auch schon zu seinen Lebzeiten durch eine poststrukturalistische Leservorstellung erfolgen kann) werden „dessen Wertentscheidungen aufgehoben [...] zugunsten der 'historischen Dimension', in der Autor und Werk [...] betrachtet werden müssen“. Einer seiner weiteren Kronzeugen ist Boris Tomaševskij, *Pisatel i kniga*, Leningrad 1928 bzw. Moskau <sup>2</sup>1959, der ebenfalls die geschichtlich reale Dimension gegen die spekulative Autorintention setzt: „Wichtig ist nicht, wohin der Autor zielt, sondern wohin er fällt“ (nach Martens, *Was ist ... ein Text?* (1991), S. 138 und der ihm vorliegenden privaten Übersetzung); als Zusammenfassung von dessen Ansatz führt er aus: Der Text als geschichtliches Faktum trägt seinen

Autorwillen sollte dann gegenüber den anderen bevorzugt werden? Zahlreich sind auch die Fälle, in denen – z.B. bei unvollendeten oder zu Lebzeiten unveröffentlichten Werken – strenggenommen auch nicht von einem festgelegten Autorwillen geredet werden kann. Einen Ansatzpunkt zur Lösung dieser Probleme bot die Verschiebung der Begriffe: Statt von der Autor-Intention zu sprechen, konnte man sich auf die eher verobjektivierbare Autor-Autorisation zurückziehen.<sup>386</sup> Maßgeblich wäre dann das, was vom Dichter unter auktorieller Kontrolle der öffentlichen Kommunikation überantwortet worden war. Ob dies mit der künstlerischen Intention vollständig deckungsgleich war, müsste dann nicht mehr hinterfragt werden. Die Mehrheit der Editoren ist diesem Vorschlag nicht gefolgt, sondern beharrte weiter auf den „Absichten“ des Künstlers als Ziel des Verfahrens. Die damit verbundene Unsicherheit sollte abgefangen werden, indem man den Gewissheitsanspruch zurücknahm, alle Fassungen als gleichwertig deklarierte und die Edition zum umfassenden Archiv der gesamten Werkentstehung und Werkgeschichte machte.<sup>387</sup> Der edierte Text bot eine vom Editor gewählte Textstufe, die Genese und die Varianz des Publikationsverlaufs wurde in den Apparaten wiedergegeben. Wenn die Intention schon so schwer zu fassen war, dann sollte wenigstens alles dokumentiert werden, um dem Leser ein Höchstmaß an Freiheit zu lassen, entweder den Entscheidungen des Editors zu folgen oder aber auf der Grundlage der gegebenen Informationen seine eigenen Schlüsse zu ziehen. Die Gewichtung der in der Edition gegebenen Inhalte verschob sich dadurch maßgeblich, aber ohne dass man die Grundidee aufgeben musste: Die Apparate als Dokumentation der Werkgenese bekamen eine eigenständige Bedeutung, der zentrale Lesetext als editorische Setzung blieb aber erhalten. Die Historisierung der Werke fand in der Aufdeckung der Produktionsbedingungen eine erneute Realisierung: die Genese bildete die internen Kontexte ab, die im

---

Sinn in sich (nicht in der finalen Intention des Autors); entsprechend könne es keinen besten Text geben, sondern alle Entwicklungsstufen eines Werkes seien grundsätzlich gleichrangig.

<sup>386</sup> Zu dieser Tendenz u.a. Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 191 und Kanzog, *Einführung* (1991), S. 16-21. Letzterer differenziert den älteren Ansatz, von aktiver und passiver Autorisation zu sprechen, zu drei Stufen: generelle, punktuelle und delegierende Autorisation (S. 17). Systematisch zur Autorisation Graber, *Autortext* (1998), S. 59-67. Einen Definitionsversuch unternimmt Tarot, *Editionsprinzipien* (1984), S. 707.

<sup>387</sup> So sieht z.B. Jacobs, *Textüberlieferung* (1987), S. 22 die historisch-kritische Ausgabe: „Sie weiß nicht, was der Autor gewollt hat, erst recht nicht, was er letztlich gewollt hat. Sie stellt die Dokumente zusammen, aus denen sich – vielleicht – ein Wille des Autors eruieren läßt.“ Dabei unterschlägt er, dass jenseits der Zusammenstellung der Dokumente doch immer ein Autorwille in Form des Editionstextes gegenüber den anderen bevorzugt wird. Auch Martens, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 77 meint, „daß in der neueren germanistischen Edition das Prinzip der Ausgabe letzter Hand weitgehend zugunsten einer prinzipiellen Gleichwertigkeit aller überlieferten Textfassungen aufgegeben wurde. [...] Daß alles verbleibende Material [...] in die Variantendarstellung des Apparats eingehen muß, gehört zum unverzichtbaren Bestand historisch-kritischer Ausgaben.“

Sachapparat aufzuklärenden Außenbezüge die externen Kontexte.<sup>388</sup> Die historisch-kritische Ausgabe erfüllte alle theoretischen Ansprüche. Sie blieb als Gesamtausgabe von Gegenstand und theoretischer Fundierung her die universale Edition und konnte so auch ihren autoritativen, finalen Anspruch behaupten.<sup>389</sup> Mit der Integration der beiden Grundvorstellungen vom Text als fixiertem (kanonisierten) Gegenstand von Philologie und Literaturwissenschaft und vom künstlerischen Werk als Prozess,<sup>390</sup> konnte die Tradition gewahrt und zugleich die neuen Forderungen erfüllt werden. Die Neuphilologien hatten damit die paradigmatische Herrschaft über die Editionstheorie endgültig durchgesetzt und hätten nun beginnen können, ein neues vereinheitlichtes Gesamtsystem ihrer Editionslehre zu errichten.<sup>391</sup>

Dieser bewusst affirmativ dargestellten Sichtweise stand in der Praxis weiterhin das unauflösbare Grunddilemma des leitenden Ansatzes gegenüber:<sup>392</sup> Die durch die ge-

<sup>388</sup> Ricklefs, *Systematik* (1999), S. 1 definiert die historisch-kritische Ausgabe geradezu durch diese Aspekte: „Edition als Unternehmen zur Restitution der Produktionskontexte. Konstitution der Texte im Rahmen einer Restitution der Kontexte ist das Ziel der historisch-kritischen Ausgabe“ und weiter S. 2: „Die HKA leistet die Rekontextuierung produzierter Texte, sie restituiert das Bedingungsgefüge, das für die Produktion maßgebend und leitend war“ bzw. S. 7: [die Kontextuierung] „gehört zum Programm der Rehistorisierung für historisch-kritische Editionen, die sich als Unternehmen mit integrierter Erkenntnisleistung begreifen.“ Die Erkenntnis ist darin begründet, dass nach Ricklefs der zu erhellende Kontext historische und systematische (z.B. poetologisch-ästhetische), biografische und zeitgeschichtliche, sachliche und subjektive, enzyklopädische und wirkungsgeschichtliche Felder umfasst.

<sup>389</sup> Nach Jacobs, *Textüberlieferung* (1987), S. 22 „läßt sich nunmehr die historisch-kritische Edition beschreiben als die tendenziell vollständige Dokumentation der Entwicklung eines Autors in seiner Zeit und Umwelt“ – sie ist damit vom Anspruch her in vierfacher Hinsicht Gesamtausgabe: alle Texte, alle Fassungen, alle zeithistorischen Bezüge, alle editionstheoretischen Ansprüche. In dieser idealisierten Vorstellung erfassen allein schon die Anmerkungen alle Differenzen zwischen der Welt des Lesers und der Welt des Autors, denn „die historisch-kritische Edition [enthält] erklärende Anmerkungen, die auf Vollständigkeit angelegt sind. Sie interpretieren nicht, sondern präzisieren Literaturangaben, geben Zitate genau, weisen Anspielungen aus, erläutern Ereignisse usw. Die Erläuterungen markieren den Horizont des Wissens und Lebens des Autors“ (Jacobs, *Textüberlieferung* (1987), S. 22) – dabei ist klar, dass Vollständigkeit und Interpretationslosigkeit niemals ganz zu realisieren sind. Die HKA als Gesamtausgabe auch bei Graber, *Autortext* (1998), S. 20f.

<sup>390</sup> Die Aufgabe der Edition darin zu sehen, das Werk als Prozess aufzufassen und darzustellen, war zwar etablierte Mehrheitsmeinung (so z.B. Scheibe, *Editionsart* (1998), S. 52), doch gab es dagegen auch Widerstände. So lehnt z.B. Verwey, *Edition* (1988), das Postulat ab, die Einheit des Editionsgegenstandes sei im Begriff von „Text als Prozess“ zu finden. Martens, *Was ist ... ein Text?* (1989), ist eine sehr gute Darstellung der beiden philologischen Grundpositionen (1) „Text als semantisch-linguistische Einheit“ bzw. (2) „Text als Prozess“ und ihrer Konflikte.

<sup>391</sup> So glaubt z.B. Scheibe, *editorische Grundmodelle*, S. 24 im Jahre 1991 (!), dass nun die Zeit reif sei, um endlich zu einem formalen System für die Edition neuerer Schriftsteller zu kommen: „bestünde die Möglichkeit, anstelle der derzeitigen, fast chaotisch anmutenden Fülle von editorischen Verfahrensweisen bestimmte allgemeine Bezugspunkte und Erkennungsmerkmale zu schaffen“.

<sup>392</sup> Wenn theoretische Vordenker wie Hans Zeller bereits in den 1970er Jahren das Ende des Autorwillens als Leitprinzip beschrieben hatten (so z.B. in Zeller, *Struktur und Genese* (1975)), so ist dies doch von der Praxis seiner edierenden Kollegen deutlich zu trennen. Zellers Fazit (S. 113) gilt denn

druckte Edition implizierte *autoritative Setzung des zentralen Editionstextes* kollidierte immer noch mit der Unmöglichkeit ihrer verbindlichen Begründung. Die Textgenese wurde nach wie vor hauptsächlich als Vorgeschichte der letztgültigen Fassung gesehen, auch wenn nicht gesagt werden konnte, was die letztgültige Fassung sein sollte. Eines aber stand fest: am Ende aller theoretischen Überlegungen sollte *ein* Text als allgemeiner wissenschaftlicher Referenzpunkt stehen, und der musste irgendwie begründet werden. Der grundsätzlich mögliche (und rational konsequentere) Rückzug auf die tatsächliche Gleichberechtigung aller Fassungen und auf die historisch reale Gestalt der Texte hätte jenen Grundanspruch der Edition unterminiert, auf den kaum ein Editor freiwillig verzichten wollte: die Autorisierung von Texten bzw. Textfassungen durch den Richterspruch des modernen wissenschaftlichen Herausgebers einer historisch-kritischen Ausgabe.<sup>393</sup> Eher verzichtete man auf strikte Methoden als auf das grundlegende Ziel, den Autorwillen zu setzen.<sup>394</sup> Eher noch als den Vorwurf der Beliebigkeit zwischen den realen Textfassungen und der scheinbaren Verweigerung philologischer Leistungen im Rückzug auf dieselben nahm man die Fragwürdigkeit der theoretischen Grundlegungen in Kauf.<sup>395</sup>

---

auch nur für den theoretischen Überbau, nicht für die editorische Realität: „Die Frage nach der Autorintention ... wie die nach der Intention überhaupt gehören sonst der Vergangenheit an, die meisten literaturwissenschaftlichen Schulen haben aufgehört, in diesem Sinne nach der Intention des realen Autors zu fragen.“

<sup>393</sup> Strelka, Edition (1987), S. 30f greift den Vollständigkeitsanspruch der HKA auf und pervertiert ihn für seine Zwecke, nämlich die Werkkonstitution (die *Realisierung* des idealen Werkes) *außerhalb* der Originaldokumente zu legitimieren: Wegen der Vollständigkeit müssten neben der authentischen Textgestalt ja auch die historisch wirksamen Textfassungen geboten werden, die unter Umständen besser sein könnten als der Autortext ... . „Wenn der [...] Herausgeber einer historisch-kritischen Ausgabe dem Werk [...] wirklich dienen und nützen wollte, müßte er [dann] sogar die [spätere] Bearbeitung zur Textgrundlage nehmen und die Original-Manuskript-Varianten in den Apparat verweisen oder, besser noch, gesondert abdrucken.“ Gegen die Divinität des Editors sind die authentischen Äußerungen des Autors nur noch Randerscheinungen.

<sup>394</sup> Mehl, New Philology (2000), S. 264 verteidigt dies sogar: „Dem zugegebenermaßen vagen, aber doch intensiv reflektierten, von editorischer Verantwortung bestimmten Ziel, der Autorintention möglichst nahe zu kommen, werden im Zweifelsfall strikte editorische Konsequenzen und abstrakte Prinzipien geopfert.“ S. 266f: „entschied ich mich für einen eklektischen [gemischten] Text [...]. Das Ergebnis ist ein kritischer Text, wie er vorher nicht existierte, wie er aber doch nach meiner Überzeugung dem Willen des Autors in höchstmöglichem Maße entspricht“.

<sup>395</sup> Strelka, Edition (1987) plädiert radikal für die Fundierung der Edition im autonomen Richterspruch des Editors als interpretierendem Literaturkritiker. Die „rein mechanische Tätigkeit“ ist ihm dagegen nur „verächtlich“ (S. 24). Für die Altgermanistik kommt Bein, Textkritik (1990) – immerhin ein Leitfaden für die Praxis – zu einer Zwischenposition, die unter dem Mantel des Ausgleichs ein eklektizistisches Herumeiern zwischen philologischem Gestaltungswillen und Skrupeln vor Ahistorizität dokumentiert. Bei der Frage nach Originalität oder Normierung z.B. (S. 38f) befindet man sich in einer Zwickmühle: normiert man, dann „suggeriert [man] einen sprachlichen Zustand, in dem sich die edierten Texte sicher nie befunden haben“, abgesehen von den fragwürdigen Fundamenten einer sprachlichen Rekonstruktion. Normiert man nicht, dann verzichtet man auf Benutzerfreundlichkeit in mehrfacher Hinsicht: man hätte „divergierende Schreibungen für gleiche Wörter und würde grammatikalische

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts findet man die Diskussion von etlichen modellhaften Editionen geprägt, die mit beachtlichem Aufwand versuchten, den Spagat zwischen den theoretischen Dilemmata und dem einheitlichen Editionstext dennoch zu schaffen und die damit der Editionstechnik einen erneuten Aufschwung gegeben haben. Die Berücksichtigung der zahlreichen theoretischen und praktischen Anforderungen an eine kritische Edition wurde allerdings mit der zunehmenden Komplexität der Ausgaben erkaufte. Neben den einflussreichen Editionen von Beißner (Hölderlin), Sattler (Hölderlin), Zeller (C.F. Meyer) und Martens (Heym)<sup>396</sup> ist hier vor allem Hans-Walter Gablers Ulysses-Ausgabe von 1984 zu nennen – die international in den letzten Jahrzehnten wohl am meisten diskutierte Edition überhaupt.<sup>397</sup> Die historische Berechtigung der Fassungen *und* den Anspruch des Lesers auf den einen Text hat Gabler dadurch zu vereinen gesucht, dass er auf gegenüberliegenden Seiten jeweils sowohl einen integrativen Entwicklungstext (aller Vorstufen) als auch seinen editorischen Vorschlag (als finalen Text) zum Druck brachte. Die Idee der Autorintention, der er mit seinem Entwurf nachspürte, war also immer noch lebendig, wurde jetzt aber vom Respekt vor der Textgenese begleitet. Diesen Ansatz, die Vorstufen als berechnete Textfassungen zu akzeptieren, sie aber dennoch als *ideales Wachstum* hin zum edierten Text zu verstehen und darzustellen, hatte bereits Beißner mit der sogenannten *Stuttgarter Ausgabe* (1943-1985) der Werke Hölderlins verfolgt.<sup>398</sup> War das Wachstum von ihm aber noch in apparatähnlichen Strukturen (in gesonderten Lesarten-Bänden) abgebildet worden, so erhob Gabler es nun zum

---

Differenzen nicht mehr anzeigen, die u.U. nur durch die Praxis späterer Kopisten verwischt worden sind“ – würde also dem Leser die philologische Hilfestellung verweigern. Auch bei Problemen der Metrik rät er zu Kompromissen: eine sture Metrik wäre ahistorisch und den Texten nicht gerecht, aber man sollte doch versuchen zu bessern (S. 39-42).

<sup>396</sup> Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe. Hg. von Friedrich Beißner (Bd. I-V) und Adolf Beck (Bd. VI-VII, Bd. VIII gemeinsam mit U. Oelmann). Stuttgart 1943-1985. – Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke. Frankfurter Ausgabe. Hg. von D.E. Sattler. Frankfurt 1995ff. – Conrad Ferdinand Meyer. Sämtliche Werke in 15 Bänden. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hans Zeller und Alfred Zäch. Wabern-Bern 1958-1996. – Georg Heym. Gedichte 1910-1912. Historisch-kritische Ausgabe aller Texte in genetischer Darstellung. Hg. von Günter Dammann, Gunter Martens und Karl Ludwig Schneider. 2 Bde., Tübingen 1993.

<sup>397</sup> James Joyce: Ulysses. A Critical and synoptic edition. Prepared by Hans Walter Gabler. New York 1984. Nowak, Umbruch (1996), S. 21 sieht Gabler als Höhepunkt der autorintentional orientierten Entwicklung.

<sup>398</sup> Beißner stand zu seiner Zeit an der Spitze der theoretischen Entwicklungen. Aber selbst er leitete die Darstellung der Textgenese als ideales Wachstum noch von dem idealisierten Endzustand ab. Noch 1964 verteidigte er dies – angesichts inzwischen entworfenener Alternativmodelle – gegen den Vorwurf, bei der editorischen Bewältigung der Textgenese nicht konsequent genug gewesen zu sein: „Die ‚Richtigkeit des Verfahrens‘, das mithin das *ideale* Wachstum des Gedichtes darstellt, nicht das tatsächliche, liegt aber, meine ich, darin: das einzelne Wort steht von Anfang an im zunächst vorschwebenden, dann immer deutlicher sich ausbildenden Gestaltzusammenhang, in der dichterischen Konstellation des Verses oder Satzes.“ – Beissner, Editionsmethoden (1964).



integrierten Volltext. Mit diesen Modellen war der Höhepunkt der traditionellen Methode erreicht und schien es möglich, die Realität der Dokumente mit der Idealität des Autorwillens zu vereinen. Senger fasst 1987 Programm und Ziel der Edition auf diesem Entwicklungsstand zusammen:

„Durch Rekonstruktion der Autorintention und der Historizität des Werkes [ist] der Verstehenshorizont wieder zu erringen, in dem die Intention des Autors und die historischen Randbedingungen seines Werkes aufscheinen können, um eine Kontinuität des Verstehens zu retten. Die Problematik einer solchen Zielsetzung ist bekannt. Vor dem naiven Glauben an die Erreichbarkeit dieses Ziels sind Editoren wie Leser durch die Diskussion über Texthermeneutik und historische Methode gewarnt.“<sup>399</sup>

Die Probleme sind erkannt, die Fundierung der historisch-kritischen Ausgabe aber immer defensiver. Was man „retten“ will, ist allenthalben die Einheit gegen die Angriffe von Subjektivismus, Individualismus und Pluralismus: Die Einheit des Editionsgegenstandes, die Einheit der Methode, die Einheit des Verstehens über historische Brüche hinweg und schließlich die Einheit des herauszugebenden Textes. *Philosophische Unterfütterungen der Methode*. Dabei sind die theoretischen Unterfütterungen dieser Einheitsvorstellung ein interessanter Spiegel der Geisteshaltungen im 19. und 20. Jahrhundert und der zunehmenden Unsicherheiten bei der Vergewisserung der textlichen Überlieferung als Grundlage der Geisteswissenschaften. Wir hatten gesehen, wie am Anfang noch der unabhängige, diskursfreie Text postuliert worden war, von dem man sich dann zum Autor und zum absoluten Werk als jenen Zielmarken bewegte, die durch ihre hohe konzeptionelle Unbestimmtheit den Editoren eine größere Freiheit der definitonischen Setzung und Formung ihres Gegenstandes erlaubten.<sup>400</sup> Die grundlegende Trennung von Buchstabe (die überlieferten Dokumente) und Geist (ihr „Sinn“), mit der Herrschaft des Geistes (wiederum

<sup>399</sup> Senger, Edition (1987), S. 2.

<sup>400</sup> Das „Werk“ bleibt als Bezugs- und Rechtfertigungsrahmen der Bestimmung des Editors ausgeliefert, der etwas Absolutes setzt, dessen Erkenntnisbedingungen nur schwer zu verobjektivieren sind. Arndt, Philosophie (1997), S. 10: „Man könnte dies [das Werk als absolute Identität, als das philologisch Absolute] in einer etwas weniger spekulativen Theoriesprache auch so ausdrücken, daß der Versuch, das Werk als eine durchgängig bestimmte Einheit aufzufassen, daran scheitert, *einen* Bestimmungsgrund dieser Einheit zu identifizieren. Das Werk läßt sich weder auf eine subjektive Autorenintention noch auf objektive Wirkzusammenhänge reduzieren, obwohl es sich von beiden auch nicht vollständig ablösen läßt. Wollte man das Werk rein für sich stellen, so wäre es entweder die vollständige Objektivierung von Subjektivität bzw. Verallgemeinerung von Individualität oder, als Punkt eines objektiven Geistes, die vollständige Subjektivierung von Objektivität bzw. Individualisierung von Allgemeinheit. Indem das Werk weder das eine noch das andere ist, ist es zwar ein individuelles Ganzes, aber zugleich ein solches, das eine praktische Unendlichkeit objektiver Vermittlungen und damit eine das Werk selbst transzendierende Allgemeinheit in sich schließt. Und umgekehrt, indem es von Seiten dieser Allgemeinheit betrachtet wird, ist es zugleich ein Individuelles, das gerade in dieser subjektiv-spezifischen Vermittlung objektiver Elemente unbestimmbar bleibt. Anders, wiederum in der

unter der Kontrolle des Editors) über die Buchstaben entsprach dabei der philosophischen Begründung der philologischen und historischen Wissenschaftstheorie.<sup>401</sup> Wir hatten auch gesehen, wie dann versucht wurde, über eine Differenzierung und Schärfung der Begriffe und Vorgehensweisen<sup>402</sup> die Methode selbst auf ein festes Fundament zu stellen und im Gegenzug die Objektivität des Verfahrens selbst als Bürge ihrer Wahrhaftigkeit gelten zu lassen.<sup>403</sup> Die kritische Edition sei die folgerichtige Antwort auf die Probleme ihres Gegenstandes und auf die Erfordernisse der sie

---

Theoriesprache Schlegels gesagt: beide Seiten – die subjektive und die objektive, die individuelle und die allgemeine – verweisen aufeinander und bedingen sich wechselseitig so, daß sie sich gegenseitig als das Bedingende und d.h.: füreinander als ein Unbedingtes voraussetzen.“

<sup>401</sup> Besonders plastisch wird dieser Zug auch in den philosophischen Editionen, das Prinzip gilt aber ebenso für die philologischen: Nur weil man das Werk als philosophisch absolut und als absolute Individualität ansah, konnte man meinen, „Kritisieren“ (= Edieren) hieße, „einen Autor besser verstehen als er sich selbst verstanden hat“ (Friedrich Schlegel, Kritische Ausgabe seiner Werke, Bd. 16, hg. von Hans Eichner, München 1981, S. 168, Nr. 992), womit eine Zurückstellung der realen Dokumente zu rechtfertigen war. Arndt, Philosophie (1997), S. 2 weist in diesem Zusammenhang auch darauf hin, dass eine der Prämissen der Diltheyschen Theorie der Geisteswissenschaften „der Rückgang auf die Individualität des Autors als vorausgesetzte Einheit und auf die Selbständigkeit des Werkes gegenüber allen ‚Wirkzusammenhängen‘“ gewesen sei. Das Werk wird dann nicht nur unabhängig von seiner realen, an Schriftträger gebundenen Erscheinung betrachtet, sondern auch vor dem Diskurs, vor dem Kontext und vor der Rezeption (und auch weitgehend unabhängig davon) gesehen. Für die Philologien betreibt noch 1987 Strelka, Edition, die Verteidigung der Idee, der qualifizierte Literaturwissenschaftler würde das künstlerisch wertvolle Werk über sein Verständnis als Edition realisieren. Er plädiert (S. 37) dafür, eine „große editorische Tradition weiterzuführen und ... den Geist über die Materie zu stellen“. Wie lebendig der alte Geist hier noch ist, zeigt sein Verweis auf Pohlheim, Textkritik (1985), S. 336, der darin „kein Zurückweichen auf eine überwundene Position [sieht], sondern das Verlassen eines bedrohlich werdenden Weges, an dessen Ende der Sieg der Materie über den Geist stehen könnte.“

<sup>402</sup> Man denke hier beispielhaft an die Entwicklung von der Idee der Autor-Intention zur Autor-Autorisation, die die publikationsbedingten Einflussfaktoren theoretisch aufzufangen sucht. Das Konzept wird dann analog zu den Strömungen der Geisteswissenschaften weiter differenziert zur Unterscheidung von persönlicher Autorisation gegenüber gesellschaftlicher oder kollektiver Autorisation. Hier wird offensichtlich, wie man in immer schwammigeren Konzepten nicht von der Suche nach dem festen Halt der – wie auch immer zu setzenden – Autorität lassen kann. Siehe z.B. Scheibe, editorische Grundmodelle (1991), S. 26. Auch das „Werk“ hat ja seinen Begriffswandel in Konvergenz zur allgemeinen Entwicklung vollzogen – vgl. zur Begriffsdiskussion Verwey, Edition (1988), S. 517f: Zunächst habe man mit dem „Werk“ auf den „Vollendungs willen“ gezielt und einen historischen, ästhetikgeschichtlichen Begriff (das Werk als punktuelle Erscheinung in der Geschichte) zugrunde gelegt, später sei es hingegen als Prozess definiert worden.

<sup>403</sup> Die Idee war von Anfang an, dass die objektive (regelhafte und transparente) Methode die Subjektivität dessen, der sie anwendet, aufhebt. So bereits 1889 Bernheim, Lehrbuch, (in der dritten Auflage von 1903 S. 416): die „Edition [hat] uns den *idealen Originaltext* zu bieten, d.h. den Text, so wie er nach der Intention des Autors hat geraten sollen ... Zwar läßt sich nicht leugnen, daß hiermit ein gewisses subjektives Moment in die Wiedergabe des Textes eingreift, wenn auch die genannten Emendationen nach allen Regeln philologischer Kritik gehandhabt werden; doch wird die Gefahr subjektiver Entstellung des Originaltextes insofern fast illusorisch, als der gewissenhafte und methodisch geschulte Herausgeber über jeden subjektiven Eingriff ... Rechenschaft giebt“

nutzenden Wissenschaften,<sup>404</sup> weil sie diese aufgenommen und in eine nachprüfbar, transparente Methode umgeformt habe. Alle theoretischen Fortentwicklungen, wie sie insbesondere in den Literaturwissenschaften und ihnen nahestehenden Disziplinen entstanden, sollten dann von der einheitlichen Methode aufgefangen werden.<sup>405</sup> Als ein besonders interessantes Beispiel sei hier z.B. nur auf semiotische und kommunikationstheoretische Ansätze verwiesen, die in ihrer Verbindung genau dem Grundproblem von Textüberlieferung und Edition entsprechen: die Dokumente sind ein semiotisches Phänomen und haben eine zeitgebundene Kommunikationsrelation, die durch die Kommunikationsfunktion der Edition historisierend rekonstruiert und zugleich hinsichtlich ihres Publikums aktualisiert wird. Solche Ansätze sind zwar in der Editionstheorie („historisch-kritischer“ Spielart) zuweilen aufgegriffen worden,<sup>406</sup> sie haben aber nicht zur Ausbildung eines geschlossenen Systems geführt.

<sup>404</sup> Häufig findet man die Behauptung, es sollte deshalb ein einheitlicher Text konstituiert werden, weil dies die unverzichtbare Grundlage der ästhetischen Kritik sei (u.a. Kraft, *Geschichtlichkeit* (1973), S. 90: „die Künstlerische Form ist nur im 'Text' rezipierbar und realisierbar, weil nur der 'Text' den Strukturzusammenhang sichtbar macht“) – entsprechend würde die literaturgeschichtlich relevanteste Fassung als Kristallisationspunkt gewünscht (ohne dass dadurch schon klar würde, ob dabei zeitgenössische, rezeptionsgeschichtliche oder jeweils aktuelle Maßstäbe zugrunde gelegt werden sollten). Die Legitimität dieser editorischen Verteidigungsposition wird von Martens, *Was ist ... ein Text?*, S. 139 zu Recht mit dem Hinweis zurückgewiesen, dass dem ein zu primitiver Kunstbegriff zugrunde läge. Hier wäre unter anderem zu diskutieren, dass gerade das Interesse an der künstlerischen Dimension des Werkes zur Ablehnung des finalen, fixierten Textes führen kann, wenn Genese, Schaffensprozess und Veränderlichkeit in den Vordergrund rücken.

<sup>405</sup> Hier ist vor allem an die Veränderungen im Literatur- und Textverständnis und in der Autor-Leser-Relation zu denken. Ein (willkürliches) Beispiel und Indiz für die Präsenz der Rückbezüglichkeit von Editionstheorie auf die allgemeine philologische Theorie mag es sein, wenn Horst Fuhrmann, *Überlegungen* (1978) aus der (externen) Sicht eines Mittelalterhistorikers 1973 auf wenigen Seiten den Stand der Editionstheorie skizziert und dabei (S. 6) die Entwicklungen in Polen und Rußland anspricht, die als „Textologie“ Anstöße für editorische Überlegungen gegeben hätten.

<sup>406</sup> Verweyen, *Edition* (1988), S. 529ff bezieht sich auf Červenka, *Bedeutungsaufbau* (1978) (siehe dazu dort auch einleitend W.-D. Stempel: *Zur literarischen Semiotik Miroslav Červenkas*, S. XXVIf): Danach ist ein Text zu fassen, als „stabilisierte Äußerung“ mit den Bestimmungselementen „Explizitheit“ (materielle Seite des Textes; signifiant-Status), „Begrenztheit“ (als Gegensatz zur gesprochenen Sprache) und „Strukturiertheit“ (Organisation des Zeichenmaterials, Hierarchiecharakter der Elemente, Konstruktivität und Kohärenz). Für die Edition ergäbe sich daraus die Forderung zur „Erhaltung der lautlichen Seite im Werk“. Andererseits lässt sich mit dem Rückgriff auf den „Autor als intentional handelndes Subjekt ... das mittels des Werkes als einer ‚Äußerung‘ in einen Kommunikationsprozess eintritt und sich, als Einzelner, an die Gesellschaft wendet“ (S. 531) vielleicht auch die Autorintention als kommentierende Rekonstruktion des ‚Situationskontextes‘ rehabilitieren. Verräterisch ist hier allerdings das erneute Auftauchen des „Werk“-Begriffes, mit dem der Argumentation sofort ihre semiotische Grundlage entzogen wird. „Stabilisierte Äußerung“ im semiotischen Sinne kann nur der Text als Dokument sein. Das Werk selbst kann in diesem Sinne keine an reale Zeichen gebundenen Äußerung des Autors sein, sondern bleibt eine abstrakte Konstruktion der philologischen Wissenschaften. Die Identifikation des Werkes mit einer an die Semiotik eines Textdokumentes gebundene Äußerung ist jener Grundfehler eines beschränkten Kunst- und Literaturverständnisses, auf dem die ganze historisch-kritische Edition aufbaut.

Die prinzipielle Subjektivität aller Handlungen im Text-Rezipienten-Verhältnis ist nur soweit adaptiert worden, dass man akzeptierte, dass der Editionstext eine bewusste Setzung des Herausgebers ist. Kurzerhand erklärte man diese auch zu seiner legitimen Begründung.<sup>407</sup> Die Suche nach Intention oder Autorisation des Autors endet in der Autorisation des Editionstextes durch den Editor; er ist zu dieser Autorisation durch die Objektivität und Wahrheit seiner Methode berechtigt; er nur setzt erst den „wahren“ Text; er konstituiert das „Ganze“ – Autor, Werk und Sinn / Authentizität und Relevanz – als Rahmen; und wo gehobelt wird, da fallen Späne (die störenden Einzelheiten).<sup>408</sup> Jörg Jantzen lässt die Autoritäten auftreten:

„Fritz Strich, Klaus Hurlbusch, Herbert Kraft sehen ebenfalls Textautorisation als editorische Handlung an: Als Wahl der Fassung, die das Telos des Werks erfüllt (Strich); als die Handlung ‚durch die überlieferte Texte bestimmten Sprachbenutzern zugeschrieben werden, und zwar prinzipiell auf dem Wege einer zeichentheoretischen Sprachanalyse‘ (Hurlbusch); schließlich: ‚Als autorisiert gilt die *authentische (literar-)historisch relevante* Fassung. Der Begriff ‚authentisch‘ meint die Zugehörigkeit des Ganzen (zu einem bestimmten Autor), die, indem sie auf das Ganze bezogen ist, durch Einzelheiten nicht aufgehoben wird‘ (Kraft)<sup>409</sup>

Die historisch-kritische Edition kann den Widerspruch zwischen Historizität und ahistorischer Textsetzung durch äußere Kritik letztlich nicht auflösen. Dass trotz der Unmöglichkeit und Auflösung der Autorintention als objektives Grundkriterium außerhalb begrenzter Idealfälle – bei denen es z.B. nur eine reale Fassung gibt, die man kurzerhand zur Autorintention erklärt – an dem Anspruch der autoritativen Konstitution des einen endgültigen Textes festgehalten wurde, mochte die Praxis erleichtern, machte die dauerhafte Theorie-Krise dieses Ansatzes aber unausweichlich.

---

<sup>407</sup> Steer, Stand der Methodenreflexion (1978), S. 119 pflichtet programmatisch Heribert A. Hilgers, Die Überlieferung der Valerius-Maximus-Auslegung Heinrichs von Mügeln, Vorstudien zu einer kritischen Ausgabe, Köln, Wien 1973, S. 407, bei: „Die »Künstlichkeit« eines solchen [jenseits der tatsächlichen Fassungen konstruierten] Textes, die zugestanden wird, ist der Preis für seine »kritische« Qualität“. Wenn das Dilemma von Historizität und Kritik anerkannt wird, dann kann die Entscheidung zwischen beiden auch einfach zur Grundlage der Praxis gemacht werden.

<sup>408</sup> Die philologische Forschung setzt mit der historisch-kritischen Methode den „wahren Text“ (Krings, Historisch-kritische (1984), S. 61). Jantzen, Objektivität (1994 [!]), S. 48: „Objektiv bzw. wahr ist ... diejenige Textfassung, die vom Editor *vernünftigerweise* als *der* Text autorisiert wird“ – was mit dieser Vernunft gemeint sein könnte, wird von Jantzen nicht gesagt. Auch die Berechtigung der Begriffe „objektiv“ und „wahr“ scheint mir in diesem Zusammenhang durchaus ungeklärt und fragwürdig. Wenn aber der „wahre Text“ ohnehin der vom Editor geschaffene ist, dann hat er natürlich andererseits auch alles Recht, die unwahre Realität der Dokumente nur so weit zu berücksichtigen, wie sie der Wahrheitsfindung dient.

<sup>409</sup> Jantzen, Objektivität (1994), S. 47.

### 1.3.3 Kritik der traditionellen Editionstheorie

*The critical edition is a hybrid modern monster*<sup>410</sup>  
Hoyt N. Duggan

Das Modell der HKA hat in den 150 Jahren, in denen es paradigmatische Gültigkeit hatte, zahllose Kritiken und Angriffe erlebt. Viele haben zur Ausbildung von Modifikationen innerhalb des Ansatzes geführt, einige sind zu abweichenden Modellen ausgebaut worden. Die Kritik ist dabei so alt wie die Methode selbst.<sup>411</sup> Bei der Wirkmacht der sieghaften, historisch scheinbar monolithischen Methode gerät dies leicht in Vergessenheit. Angesichts der erstaunlichen Beharrungskraft der HKA, die in einem unkritischen Verständnis heute noch gültiges Leitbild ist, scheint es sinnvoll, die fundamentalen Probleme des Ansatzes nochmals kurz systematisch (nicht chronologisch) zusammenzufassen. Dabei sind fünf zentrale abstrakte Angriffspunkte auszumachen, die sich in ihren methodischen Folgerungen überschneiden. Dies sind die Vorwürfe des *Idealismus*, der *Indifferenz*, des *Subjektivismus*, des *Konstruktivismus* und der *Ahistorizität*.

*Vorwurf des Idealismus.* Die für die HKA entwickelten Methoden sind nicht in der Lage, die gesteckten Ziele zu erreichen. Regelhaftigkeit und scheinbare Objektivität des Vorgehens führen nicht zu den angestrebten *finalen* Editionen. Diesen steht allein schon der empirische Befund gegenüber, dass die „definitiven“ Ausgaben immer wieder durch neue Editionen ersetzt werden oder sogar konkurrierende Ausgaben zur gleichen Zeit erscheinen – ohne dass dem einer jener Faktoren

<sup>410</sup> Duggan, *Some Unrevolutionary Aspects* (1996), S. 85.

<sup>411</sup> Bein, *Die mediävistische Edition* (2000), S. 83 verweist auf Friedrich Heinrich von der Hagen, der als Zeitgenosse Lachmanns gegen Vermutungen und hypothetische Rekonstruktionen plädiert hatte und stattdessen stärker die positiven Textzeugen zur Grundlage der Edition machen wollte. Bein skizziert diesen Gegensatz als „textorientierte Textkritik“ (von der Hagen) und „autororientierte Textkritik“ (Lachmann). Rudolf von Raumer (*Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften*, in: *Fromanns deutsche Mundarten* 5 (1863), S. 330) hatte noch 1863 vorgeschlagen, die verschiedenen Handschriften buchstabengetreu abzudrucken. Das *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte* verweist auch auf „die kämpferische Stellung, die F. Pfeiffer (1815-1868, Wien) gegen die Lachmannianer bezieht“. Dabei war selbst Lachmann nicht von Anfang an „Lachmannianer“ gewesen: Noch 1818 hatte er für reine diplomatische Ausgaben der frühesten erreichbaren Überlieferung „ohne die mindeste Rücksicht auf den Sinn oder die Vorschriften der Grammatik“ plädiert (*Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung* Nr. 203-4 (1818), S. 2 = Karl Lachmann, *Kleinere Schriften*, Bd. 2, hg. von Vahlen, S. 1ff). Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 15, stellt für die altdeutsche Literatur sogar die ursprüngliche Dominanz des Lachmannschen Konzepts in Frage und verweist auch für die klassischen Philologien auf abweichende Standpunkte. Für die Germanistik siehe auch Ulrich Hunger, *Romantische Germanistik und Textphilologie, Konzepte zur Erforschung mittelalterlicher Literatur zu Beginn des 19. Jahrhunderts*, in: *Deutsche Vierteljahrschrift* 61 (1987), Sonderheft: *Von der gelehrten zur disziplinären Gemeinschaft*, S. 42-68; für die Altphilologie Axel Horstmann, *Die Forschung in der Klassischen Philologie des 19. Jahrhunderts*, in: *Konzeption und Begriff der Forschung in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts*, hg. von Alwin Diemer, *Meisenheim am Glan* 1978, S. 27-57.

zugrunde liegen würde, die auch innerhalb der Methode Anlass zu einer Neuauflage geben könnten.<sup>412</sup> Neue Handschriftenfunde als Veränderung der Ausgangslage, verbesserte Einsichten in Stil und Sprache des Autors als Grundlage anderer Emendationen und Konjekturen oder neue kodikologische bzw. philologische Erkenntnisse zu den Textzeugen als Anlass für Umstellungen in der Stemmabildung – all dies wären externe Bedingungen, die Neuauflagen bereits edierter Werke rechtfertigen würden.<sup>413</sup> Tatsächlich stehen hinter den meisten Alternativ-Editionen aber *nicht* solche systemimmanenten Anlässe, so dass als Erklärung oft nur die angeblich schlechte Qualität der abzulösenden Edition, abweichende Einschätzungen zu Rezension, Emendation und Interpretation der Überlieferung oder schlichtweg Geschmacksfragen herangezogen werden können. Wenn die Methode nicht in der Lage ist, die Herausgeber unter den gleichen Bedingungen der jeweiligen Überlieferung zu den gleichen Schlüssen zu zwingen, dann ist ihre Objektivität offensichtlich nur eine idealistische Wunschvorstellung ohne praktische Relevanz. Auch die mathematisch exakte Stemmologie als Herzstück der Methode entpuppt sich bei näherem Hinsehen als Chimäre, die eine „trügerische Faktizität suggeriert“<sup>414</sup>. Sie funktioniert nur unter ganz bestimmten Überlieferungsbedingungen einigermaßen zufriedenstellend, die sich aber zunehmend eher als Ausnahmesituationen denn als Normalfall erwiesen haben. Der textkritische Leitfaden von Paul Maas (1927) mit seinem stemmatologischen Ansatz hatte zwar schnell geradezu kanonische Geltung erlangt, „die hieran anknüpfende Erwartung, daß die Methode nunmehr sicher etabliert sei, erwies sich jedoch als trügerisch. Selten dürfte die definitive Darstellung eines Methodenansatzes sogleich schon so massiven und von ganz unterschiedlichen Standpunkten aus vorgetragenen Angriffen ausgesetzt gewesen sein, wie es der ‚Maasschen Textkritik‘ widerfahren ist.“<sup>415</sup> Bereits 1928 hatte Joseph Bédier auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen, dass der überwiegende Teil der Editionen ein zweiseitig gegabeltes Stemma aufwies, obwohl es dafür eigentlich *a priori* keinen Grund geben könnte.<sup>416</sup> Offensichtlich hatten viele Editoren, wenn sie sich denn

---

<sup>412</sup> Nesselrath, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 63 berichtet z.B. von den Horaz-Ausgaben, die seit 500 Jahren gemacht werden, und die doch eigentlich irgendwann einmal einen Endzustand erreicht haben sollten. Dagegen sind selbst in den 1980er Jahren noch zwei Editionen parallel erschienen, die an 350 Stellen voneinander abweichen.

<sup>413</sup> Allerdings spricht die Quote der erst im Nachhinein bemerkten Fehler nicht für die Zuverlässigkeit der Methode. Bereits 1927 fasst Maas, *Textkritik* (1927), S. 13 zusammen: „Zu oft hatten selbst die Urteilsfähigsten auch in den meistgelesenen Klassikertexten eine Verderbnis übersehen, eine heile Überlieferung zu Unrecht verdächtigt, eine falsche Konjektur als sichere Herstellung des Originals angenommen, eine richtige Emendation verworfen.“

<sup>414</sup> Bein, *Die mediävistische Edition* (2000), S. 86.

<sup>415</sup> Kleinogel, *Archetypus* (1979), S. 56.

<sup>416</sup> Dies hat eine breite und lang anhaltende Diskussion ausgelöst. An den Aufsatz von Joseph Bédier: *La tradition manuscrite du Lai de l’Ombre, Reflexions sur l’art d’éditer les anciens textes*, in: *Romania* 54 (1928), S. 161-196, 321-356, schließen sich eine Reihe weiterer Beiträge an, u.a.: E. Walberg, *Prinzipien*

nicht zufällig oder absichtlich genau eine solche Überlieferungssituation ausgesucht hätten, entweder ihre stemmatologischen Untersuchungen auf eine letzte Gabelung hingeführt oder die Textzeugen gegen den tatsächlichen Befund anderweitig in ein solches Schema eingepasst.<sup>417</sup> Dies legt die Interpretation nahe, man habe so zu große Komplexität vermeiden, ein gewisses Maß an wissenschaftlicher Kompliziertheit aber zur Schau stellen und sich angesichts der gleichberechtigten Gabelung letztlich textkritische Entscheidungsfreiheit sichern wollen.

Aber auch noch in den 1980er Jahren gibt es Editoren, denen die Unmöglichkeit eines mathematisch bewiesenen Stemmas nur Recht ist, um an dessen Stelle ihre eigene divinatorische Einschätzung zur Grundlage des Verfahrens zu machen – als ein Beispiel dafür kann Strelka, Edition (1987) gelesen werden. In seltenen Extremfällen spricht der Editor davon, dass seine Liebe und Intimität zum Autor ihn dessen Stimme hören lassen würde – und damit sein Urteil legitimiere.<sup>418</sup> Bei anderen wiederum wird das Stemma vollends zum Deckmantel, den man sich erst zurechtschneidert und der immer dann doch ignoriert wird, wenn er dem eigenen Empfinden doch zuwider läuft. Gewählt werden dann immer die Lesarten, die dem bereits vorher festgesetzten Textverständnis entsprechen. Werk- und Stilerfahrung treten so wieder an die Stelle der genealogischen Methode. Die angestrebte Verwissenschaftlichung mündet, nachdem ihr idealistischer Charakter erkannt ist, wieder

---

und Methoden für die Herausgabe alter Texte nach verschiedenen Handschriften, Eine Orientierung, in: Zeitschrift für romanische Philologie 51 (1931), S. 665ff, Collomp, La critique des textes (1931), S. 65ff, Jean Fourquet, Le paradoxe de Bédier, in: Ders.: Mélanges II: Etudes littéraires, Paris 1946, S. 1ff, Whitehead/Pickford, The two-branch-stemma (1951), S. 83ff, J. Irigoien, Stemmas bifides et états des mss., in: Revue de Philologie 80 [3. Reihe Bd. 28] (1954), S. 211ff, Castellani, Bédier (1957), Timpanaro, Entstehung (<sup>2</sup>1971), Anhang 3 (S. 115-143) und Weitzman, Evolution (1987). Zusammenfassungen der Diskussion u.a. bei Ernest Cadman Colwell, Genealogical Method: Its Achievements and Limitations, in: Journal of Biblical Literature 66 (1947), S. 109-133, Alexander Kleinogel, Das Stemmaproblem, in: Philologus 112 (1968), S. 63ff, Kenney, The Classical Text (1974), S. 133f, Michael D. Reeve, Stemmatic Method, Qualcosa che non funziona?, The Role of the Book in Medieval Culture, in: Bibliologia 3 (1982), S. 57-69.

<sup>417</sup> Dabei förderte die Methode solches Vorgehen durchaus: Wenn der *Archetyp*, auf den man zusteuerte, so definiert wurde, dass es derjenige Text sei, bei dem die Spaltung begann, dann *musste* es häufig zu einem zweiästigen Stemma kommen.

<sup>418</sup> Carl Helbling, Arbeit an der Gottfried Keller-Ausgabe, Bern 1945, S. 21f spricht über die „Nähe zum Dichter, eine daraus folgende Intimität, die zu allerletzt doch scheu macht und in die Ehrfurcht vor Werk und Mensch eingeht. Das dauernde Zusammensein mit dem Dichter bringt es mit sich, daß ich manchmal meine, sogar seine wirkliche Stimme zu hören, und ich verlange nach ihr, wenn eine Unsicherheit auftaucht und plagt, und die Stimme, die so gar keine Geisterstimme ist, vermittelt oft eine Lösung.“

in editorische Beliebigkeit.<sup>419</sup> Aber damit verwirklicht der Editor eben nicht mehr den Text, sondern vor allem sich selbst.<sup>420</sup>

Auch der Vollständigkeitsanspruch der historisch-kritischen Ausgabe bleibt in der Praxis oft eine unerreichte oder unerreichbare Idealvorstellung. Neben den prinzipiellen Bedenken, die Zufälligkeit und Lückenhaftigkeit der Überlieferung überhaupt zu *der* Vor-, Nach- oder Rezeptionsgeschichte eines Werkes zu erklären,<sup>421</sup> besteht gerade für die „wichtigeren“ und deshalb breit überlieferten Texte die praktische Unmöglichkeit, tatsächlich *alle* Textfassungen zu berücksichtigen und im Apparat abzubilden.

Die Literatur ist voll von Belegen dafür, dass editorische Konjekturen durch spätere Handschriftenfunde bestätigt wurden. Dass diese Exempel selbst bei den Befürwortern der Methode (freudige) Überraschung auslösten, verweist ebenso wie die Tatsache, dass die meisten Neufunde die Konjekturen im Gegenteil widerlegen, auf die schon angesprochenen schwankenden Grundlagen der stilistisch und inhaltlich „bessernden“ Eingriffe. Das Programm der Verobjektivierung muss auch hier als gescheitert angesehen werden, die zarten Ansätze zur Regelmäßigkeit führten nie zu Sicherheit.<sup>422</sup> Gegen die Geschmäcker der Editoren konnte sich die positive Stilkritik nie durchsetzen.<sup>423</sup> Letztlich bleibt die ganze Lachmannsche Methode eine Folge hypothetischer Annahmen, eine Sammlung von Verfahren, die nicht bis zum

---

<sup>419</sup> Exemplarisch dazu Fromm, *Geschichte der Textkritik* (1995), S. 78f über Hans Pyritz' Ausgabe der *Minneburg*, *Deutsche Texte des Mittelalters* 43, Berlin 1950, bei der der Editor zu einem unschönen, unstabilen, disharmonischen Stemma mit ebenso zufälligem wie lückenhaftem Aufbau gekommen sei, deshalb zu einer Leithandschrift Zuflucht genommen habe (Fromm: „Er schaut auf den Leser vor und nicht, wie er anfangs beabsichtigt hatte, auf den Autor zurück“), im Lesartenapparat nur drei weitere Handschriften vermerkt habe und im Text „mit dem einzigen Mittel seiner Werk- und Stilerfahrung verdunkelten Sinnzusammenhang heilt“. Pyritz selbst stellt im Vorwort (S. LVI) fest: „Der Umstand, daß sich uns Heutigen der frohe positivistische Glaube an die Urform beschwörende Magie der Textkritik im Bereich des handschriftlich überlieferten Literaturguts älterer Zeiten ohnehin gedämpft hat, erleichtert uns die resignierende Einsicht und den aus ihr erfließenden Verzicht [auf die volle und strenge Lachmannsche Textkritische Methode]“.

<sup>420</sup> So lässt sich vielleicht auch mit Ulrich Wyss, *Die wilde Philologie – Jacob Grimm und der Historismus*, München 1979, S. 281ff, der grundsätzliche Widerwille der Gebrüder Grimm gegen den Ansatz Lachmanns zusammenfassen. Danach ginge den Editoren „das Profilierungsbedürfnis über die Pietät“ und würde der Wunsch nach dem „schönen“ Text immer den Respekt vor der Faktizität der Überlieferung schlagen.

<sup>421</sup> Zu der Idee, die HKA könne wirklich die (vollständige) Genese der (modernen) Texte (die nicht immer lückenlos überliefert ist) abbilden, meint z.B. Hahn, *Wissenschaft* (1966), S. 7: „daß das ganze Verfahren von vornherein metaphysischen Charakter trägt“. Das gilt prinzipiell gleichermaßen auch für die Rekonstruktion der Urfassungen verlorener Texte aus den zufällig die Zeit überdauernden Ausschnitten der Rezeption.

<sup>422</sup> Karl Stackmann, [Einleitung zu] *Kudrun*, Hg. von Karl Bartsch, Wiesbaden 1980, S. V: „Das Vertrauen in die Möglichkeiten der Konjekuralkritik ist in den letzten Jahrzehnten weithin geschwunden“.

<sup>423</sup> Bein, *Textkritik* (1990), S. 43f verweist in Anlehnung an Berndt Volkmann, *Owè war sint verschwunden*, Die „Elegie“ Walthers von der Vogelweide, Göttingen 1987 auf einen Vers Walthers von der Vogelwei-



letzten objektive Grundlagen liefern und durchsetzt sind von Konzepten, die – wie die Autorintention – nicht unwiderlegbar aus der Überlieferung abgeleitet werden können.<sup>424</sup>

*Vorwurf der Indifferenz.* Der Ansatz der historisch-kritischen Edition war für eine ganz bestimmte Überlieferungssituation entwickelt worden. Mit dem Wechsel zu anderen, nicht altphilologischen Gegenständen und Bedingungen wurde die Methode einfach beibehalten – obwohl sie dafür häufig eigentlich nicht geeignet war.<sup>425</sup> Angesichts der Gefahr, durch allzu starke Differenzierung die praktische Durchsetzung eines komplizierten Verfahrens zu gefährden, ist der Wunsch nach Beibehaltung der Einheitlichkeit durchaus verständlich. Andererseits musste die Übertragung der Methode bei den Spezialisten, die ihre Editionsgegenstände nicht adäquat erfasst sahen, auf beständigen Widerstand stoßen. Die Fachleute in den Teilgebieten stellten zwar ihre eigenen Regelwerke zusammen, da es aber keinen gemeinsamen, von den jeweiligen Spezialbedingungen abstrahierenden Überbau gab, der ihnen einen Platz im umfassenden Ganzen zugewiesen hätte, sondern die faktisch spezialistischen Perspektiven immer für *die* Textkritik und *die* Editionstechnik gültig zu sein vorgaben, blieben die negativen Konsequenzen bestehen: Immer wieder wurden die Methoden, die für bestimmte Situationen entwickelt worden waren, auf andere Probleme übertragen.

*Vorwurf des Konstruktivismus.* Die historisch-kritischen Ausgaben sind von Konstruktionen an der Stelle vorgeblicher Ableitungen aus der Überlieferung durchsetzt.<sup>426</sup> Bereits die Zielsprachen der *Normalisierungen* sind als ahistorische Setzun-

---

de, zu dem im Verlaufe der Editions-geschichte nicht weniger als 13 Konjekturversionen herausgegeben worden sind.

<sup>424</sup> Diese Probleme hatte Kantorowicz, Einführung bereits 1921 erkannt: „Die Emendatio ersetzt erforderlichenfalls, mittels ‚Conjectur‘, die verhältnismäßig wahrscheinlichste Lesart durch die schlechthin wahrscheinlichste, aber nicht überlieferte, also unechte Lesart“ (S. 7) und „in beiden Fällen [recensio und emendatio] handelt es sich um eine ununterbrochene Folge von Hypothesen über ein nicht mehr vorhandenes Gebilde“ (S. 8). Die Konsequenz ist dann aber der teilweise Verzicht auf den Anspruch der Objektivität und die Zuflucht zur Überhöhung der Subjektivität: „Die Sicherheit ist freilich weder im Verfahren noch im Ergebnis eine unbedingte: überall sahen wir, wie in jeder höheren Geistestätigkeit, die lehrbare Technik geknüpft an die urwüchsige (wenn auch zu steigernde) Fähigkeit, Einfälle zu haben; ohne sie könnte nicht einmal die bescheidenste Hypothese erdacht werden, und Hypothesen sahen wir die ganze Textkritik in Gestalt von Wahrscheinlichkeiten, Vermutungen und Conjecturen durchsetzen.“ (S. 36).

<sup>425</sup> Als Beispiel mag erneut die Stemmatalogie dienen. Eine Bedingung für die Lachmannsche Methode, der deutlich identifizierbare Archetypus, ist für das 12. bis 15. Jahrhundert z.B. überhaupt nur *selten* erfüllt – so z.B. Höver, Stand der Methodenreflexion (in Bein, Altgermanistische Editions-wissenschaft (1995)), S. 128 oder (allgemeiner) Bohnenkamp, Textkritik (1996), S. 182f.

<sup>426</sup> Teilweise sind ja die Texte selbst vollständig konstruiert, sei es als Mischung aus verschiedenen Überlieferungen, sei es als Herausschälen der originalen Teile aus – von anderen Händen – erweiterten Werken. Wie sehr diese Konstruktionen auf sich wandelndem ästhetischem Geschmack beruhen können, so dass ein Werk mal als Konglomerat echter und falscher Partien verschiedener Bearbeiter,

gen anzusehen: das klassische Latein als historisch-geografische Partikularsprache wird dabei auf alle Zeiten, Räume und Genres übertragen und auch die mittelalterlichen Volkssprachen werden als Idealsprachen, die es wohl nie in dieser Strenge gegeben hat,<sup>427</sup> den realen Sprachzeugnissen der Überlieferung übergestülpt. Das Gleiche gilt für metrische und lautliche Begründungen.<sup>428</sup> Auf den Zirkelschluss, dass die Editionen die Idee dieser Normalsprachen noch stützten, weil die Ausgaben ja als Grundlagen der Sprachwissenschaft dienten, wurde bereits hingewiesen. Auf den damit verbundenen Effekt, dass differenzierende sprachgeschichtliche Forschungen erschwert wurden, wird dagegen später noch einzugehen sein.

Konstruktion – um nicht zu sagen: Mythos – ist ebenfalls die angebliche Intention des Autors,<sup>429</sup> sein „Wille“, aber auch die Einheit des „Werkes“<sup>430</sup> und die aus diesen Idealvorstellungen abzuleitende höhere Autorität jenes Textes, den der Editor bestimmt. Am Ende der 150-jährigen Diskussion steht fest, dass diese Konzepte weder objektiv bestimmbar noch auch nur aus der Überlieferung abzuleiten sind. Inzwischen ist sogar klar, dass nicht nur die „Autorintention“, sondern sogar der „Autor“ im engeren Sinne vor allem das historische Produkt der institutionalisierten Literaturproduktion und Literaturwissenschaft – und damit z.B. für die Vormoderne eine unrealistische

---

mal als geschlossener Text *eines* Dichters aufgefasst wird, kann eindrucksvoll an der Editionsgeschichte des Kudrun-Epos in der Zusammenfassung bei Debus, *Kritische Überlegungen* (2000), nachvollzogen werden.

<sup>427</sup> Stellvertretend sei hier Höver, *Stand der Methodenreflexion* (in Bein, 1995), S. 135 zitiert, der von einer Normalisierung nach einem konstruierten Mittelhochdeutsch spricht, das es „so nie und nimmer gegeben hat“. Dass es überhaupt eine „höfische Dichtersprache“ gegeben hätte, wie Lachmann sie als Basis für textkritische Rekonstruktionen postuliert hatte, verneinte bereits frühzeitig Hermann Paul, *Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?* Halle 1873. Für die deutschen Original[!]-Urkunden kritisiert Wilhelm, *Corpus* (1932), S. LX die Übertragung „in reines, d.h. angelerntes Mittelhochdeutsch [...], in jenen grammatischen Idealtypus, der in seiner ‚festgesetzten Regelmäßigkeit‘ weder gesprochen noch geschrieben wurde“. In diesem Zusammenhang ist auch auf die *inhaltlichen* Textkonstruktionen hinzuweisen, für die z.B. eine (höchst fragwürdige) mittelalterliche Liedertheorie in Verbindung mit inhaltlichen Einschätzungen die Basis bilden sollte und die in einem Extremfall, der Edition eines mittelalterlichen Epos, dazu führt, dass aus der einzigen Handschrift mit 1705 Strophen schließlich eine Ausgabe der 414 „echten“ Strophen gemacht wurde. Siehe den Bericht von Debus, *Kritische Überlegungen* (2000) zu Karl Müllenhoff, *Kudrun – Die echten Theile des Gedichtes*, Kiel 1845.

<sup>428</sup> Auf Sievers schallanalytischen Ansatz wurde oben (S. 113 und anhängende Fußnoten) bereits hingewiesen. Von ihm ausgehend beschreibt Debus, *Kritische Überlegungen* (2000), S. 167 das Dilemma allgemein: „Bei der Analyse und historisch-textkritischen Rekonstruktion mittelalterlicher Texte besteht die Gefahr, daß allzuleicht mit modernistisch-psychologisierenden Argumenten zu harmonisieren getrachtet wird.“ – aber wie können wir davon ausgehen, *dass* die Urtexte immer *in unserem Sinne* glatt und harmonisch gewesen sind?

<sup>429</sup> So spricht z.B. Ross, *The Electronic Text* (1996) immer vom „myth of the author’s final intention“.

<sup>430</sup> Shillingsburg, *Anglo-amerikanische Editionswissenschaft* (2000), 154f verweist z.B. auf den Fall, dass ein Schriftsteller zwei Fassungen für unterschiedliches Publikum herstellt, also sowohl intendiert, als auch autorisiert habe. Welcher der Texte entspricht dann dem „Werk“?

Projektion – ist.<sup>431</sup> Solange innerhalb des Lachmannschen Ansatzes das „dichterische Feingefühl“, der „hohe Grad von Einfühlung“ und die „Fähigkeit nachschaffenden Verständnisses“ die Basisqualifikationen des Editors sowie die „Intuitionsphilologie“ Grundlagen des Editionstextes waren,<sup>432</sup> die Emendation, Konjekturealkritik und nach Wertung die Zeugen mischende Textsetzungen legitimierten, konnte das als Re-Konstruktion gedachte Ergebnis den Status einer reinen Konstruktion nicht überwinden. Aber selbst wenn man auf die belegfreien inhaltlich-stilistischen Konjekturen verzichtete, musste der Vorrang der Autorintention vor den Zeugen und die Vermischung der Überlieferungsträger nicht nur bei den altphilologischen, sondern ebenso bei den mittelalterlichen und den modernen Werken dazu führen, dass die Editionen Texte boten, die so nie existiert hatten, zugleich aber vorgaben, die ganze Zeit existiert zu haben.<sup>433</sup>

*Vorwurf des Subjektivismus.* Die Texte kritischer Editionen sind nicht nur konstruiert, sie sind auch pseudo-objektiv, weil die Methode letztlich rein subjektiv konstruiert. Es ist bereits gezeigt worden, wie alle Teile der angeblich formelhaften Verfahrensteile permanent mit Gewichtungen und Entscheidungen des Herausgebers sind. Norbert Richard Wolf fasst das beständige Grundproblem denn auch zusammen:

„... Wichtig aber bleibt die Einsicht, daß die Gestalt einer Edition immer das Produkt der Entscheidung(en) des Editors ist. Das zeigt sich zunächst im Wortlaut. Die Methode der 'kritischen Edition' versucht immer noch und immer wieder, einen möglichst autornahen Text 'herzustellen'. Ich kann mich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß solche Textkritiker dabei häufig zunächst ihr Textverständnis 'herstellen' und dann die 'Lesarten', die diesem Verständnis am besten entgegenkommen, als die 'richtigen'

<sup>431</sup> Die Unmöglichkeit, den einen autoritativen Text und die eindeutige Autorintention zu begründen, fassen z.B. aus ganz unterschiedlicher Perspektive eindrücklich Gay, *Inventing* (2000) und Morgan, *Hypertext* (1991), S. 374f zusammen. Aus literaturtheoretischer Sicht kommt McGann, *Critique* (1983), S. 90 zu dem Schluss, Autorintentionen „may not exist, may never have existed“. Nach ihm und der Zusammenfassung bei Flanders, *Body Encoded* (1997), S. 132 ist „the idea of authorial intention [...] part of the historical development of the institutions of literary production“, also vor allem der Verlage, Literaturwissenschaftler und Editoren.

<sup>432</sup> Dazu z.B. Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 173.

<sup>433</sup> Flanders, *Body Encoded* (1997), S. 133: „In the reconstruction of the authorial text, the emendation of the copytext using variants from other editions results in a text that never existed before, though it invokes one which is supposed to have existed all along“. Selbst Mehl, *New Philology* (2000), S. 267 als später Verfechter des Autorwillens gibt zu: „Es werden bei diesem Vorgehen [der kritischen Textkonstitution] mehrere Schichten der Textgenese miteinander vermengt und ein fast kontinuierlicher Revisionsvorgang in gewisser Weise verfälscht, ein dynamischer Prozeß zu einem Moment unhistorischer Gleichzeitigkeit verdichtet.“ Zusammenfassend Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 191: „Die Konstruktion einer eklektischen Idealfassung durch den Herausgeber wird entsprechend als ahistorische und die Struktur des Kunstwerks verfälschende Kontamination kritisiert“.

ausgewählt werden. Auf diese Weise kommt ein Text zustande, der in dieser Form wohl nie existiert, somit nie der Kommunikation gedient hat.“<sup>434</sup>

Am *Ende* ist es immer der Text des Editors. Er ist deshalb prinzipiell subjektivistisch, weil es bereits am *Anfang* das Textverständnis des Editors ist, das das Verfahren beherrscht. Das war solange unproblematisch, solange man daran glauben konnte, dass das Editor-Genie das Autor-Genie besser erkennen könne als die Überlieferung es darböte.<sup>435</sup> Diese Idee ist allerdings vor langer Zeit schon gestorben, und so bekommt man heute eher den Eindruck, „daß hinter der oftmals vorgeschützten ‚Autorintention‘ eine bloße Kaschierung der nicht weiter begründeten Herausgeberentscheidung stand: Die vielberufene Intention des Autors war selbst nichts anderes als das Ergebnis der deutenden Operation des Editors.“<sup>436</sup> Der Autor autorisiert seine Texte, das war die Basis – „Was aber autorisiert den Editor, sich als Vormund zu etablieren, die Rede des Autors einem Autorisierungsverfahren zu unterwerfen, das ihr allererst eine akzeptable Gestalt verleiht?“<sup>437</sup> Der Testamentsvollstrecker verfügt diktatorisch über das Erbe, das ihm niemand zugesprochen hat. Was passiert, wenn Kafka testamentarisch bestimmt, sein Nachlass sei „restlos und ungelesen zu verbrennen“?<sup>438</sup> Es kommen Editoren, die daraus Texte konstruieren und herausgeben, die angeblich dem Autorwillen entsprechen!<sup>439</sup> Der Editor mag sich zum Autor aufschwingen ohne es zuzugeben, aber er ist nicht *der* Autor, der zu sein er vorgibt. In psychologischer Ausdeutung wird dies heute zuweilen denn auch weniger als nackte Anwendung eines formelhaften wissenschaftlichen Verfahrens, als Erfüllung des letzten Willens oder als Adoptivvaterschaft<sup>440</sup> gesehen, sondern vielmehr als

<sup>434</sup> Wolf, *Abhängigkeit* (1994), S. 350.

<sup>435</sup> Für diesen Ansatz verweist Fromm, *Geschichte* (1995), S. 72f auf Carl von Kraus (ohne weitere Quellenangabe) und bescheinigt auch gleich den Tod der Idee: „die alte Selbstsicherheit, die einen Carl von Kraus noch 1916 empört schreiben ließ: ‚Den Handschriften aber bringt man mehr Vertrauen entgegen als dem Genius des Dichters‘, dieses Vertrauen in die Richtigkeit der Methode und in den Genius eigentlich des Editors haben wir längst eingebüßt“. Beiläufig deckt Fromm hier das Grundproblem auf: die anmaßende Gleichsetzung von Autor und Editor.

<sup>436</sup> Martens, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 74f.

<sup>437</sup> Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 12.

<sup>438</sup> Siehe Max Brod / Franz Kafka, *Eine Freundschaft* (II), Briefwechsel, hg. von Malcolm Pasley, Frankfurt a.M. 1989, S. 365.

<sup>439</sup> Siehe dazu z.B. Martens, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 74f und Kanzog, *Einführung* (1991), S. 20. Ähnliche Probleme gibt es bei Robert Musil: „Der Frage der editorischen Verantwortbarkeit der Romanedition [aus den Nachlassdokumenten], die den Fortgang der Romanhandlung über die autorisierten Kapitel hinaus rekonstruieren wollte, wurden im Falle des ‚Mannes ohne Eigenschaften‘ sofort nach Erscheinen hitzige Debatten gewidmet“ – Luehrs, *Verwirklichung* (1994), S. 159.

<sup>440</sup> So meint Wirth, *Tod des Autors* (2001), S. 58, dass „der Editor die Funktion Autor im Sinne der Adoptivvaterschaft vollzieht. Er ist nicht der natürliche, originäre Erzeuger, sondern nimmt sich eines Findlings an. Im Rahmen dieses juristisch-diskursiven Dispositivs gibt der Herausgeber nicht nur das zusammengesammelte Material als Werk heraus, sondern er gibt dem Werk [mehrmal auch] seinen Namen [... es folgt ein Beispiel dafür]“.

Leichenfledderei,<sup>441</sup> als Usurpation und als aggressiver sexueller Akt des Eindringens des Editors in das Werk, den Körper des Dichters.<sup>442</sup>

*Vorwurf der Ahistorizität.* Dieser Kritikpunkt ist so alt wie die Lachmannsche Methode selbst. Wie bei den Historikern gab es auch unter den Philologen immer Stimmen, die jeden Eingriff in die – oft ja vorhandenen! – Originale ablehnten, weil „ein artifizielles Einebnen die Historizität der Texte und ihre zur Analyse aufrufenden Phänomene zerstören“ würde.<sup>443</sup> Der oft unnötige, aber fast immer unmögliche Versuch, den Sprachstand der Entstehungszeit eines Werkes nachzubilden, war eine der Erblasten der Übernahme der Methoden aus den Altphilologien. Die vorgebliche „Normalisierung“ vernichtet die historische Authentizität des Textes (und damit

---

<sup>441</sup> Fanta, *Computer-Edition* (1994), S. 134 beschreibt die Aversion Musils gegen eine posthume Publikation seines „Mann ohne Eigenschaften“. Er spricht von dem „unausgesprochenen Widerwillen dagegen, daß Nachlaßverwalter aus dem Material des un abgeschlossenen Romans einen *edierten Text* zimmern, schneiden oder schustern würden, gleichsam Unzucht an der Leiche begängen, nachdem der Autor den von ihm geschaffenen Körper nicht zur Klimax der Vollendung führen konnte oder wollte.“

<sup>442</sup> Holland, *Authorship* (1993), S. 18 geht auf diese Diskussion ein und fasst sie zusammen: Edition sei „male sexual penetration“ und „Editors [...] engorge the text, and simultaneously sexually intrude themselves into it“ (als Referenz nennt er: Gary Taylor, *Textual and Sexual Criticism: A Crux in The Comedy of Errors*, in: *Renaissance Drama* n.s. 19 (1988), S. 225). Er fügt dem seine eigene Erfahrung (seinen eigenen Witz) hinzu: „My own response to editing has been restricted to that point late in the working day when, still anguishing about a problem in text or notes, I have muttered to myself (or anyone else within earshot) ‚oh, fuck it‘ and packed up and gone home“. Flanders, *Body Encoded* (1997), S. 128ff fasst im Absatz „gender in editing“ auch einen Ansatz von Stephanie Jed, *Chaste Thinking: The Rape of Lucretia and the Birth of Humanism*, Indianapolis 1989 zusammen: Danach ist der Urtext die keusche, reine Fassung; die Physikalisierung des ideellen Textes ist dann eine Erwachsenwerdung (eine Reifung); die Überlieferung ist verschmutzt infolge einer sexuellen Attacke (der Schreiber); der Editor nimmt eine Reinigung vor: die *castigation* (zugleich „Züchtigung“ und „Textverbesserung“) und stellt so den reinen körperlosen Text wieder her. Das Grundprinzip der Deutung, dass der Körper (Physikalität) weiblich und der Geist (die Idee) männlich ist, lässt sich zu beliebig skurrilen Argumentationsketten ausspinnen. Ein Beispiel: Der Dichter (oft männlich) geht mit der Idee (männlich) schwanger und gebiert eine Tochter (das Dokument), die Abschreiber (im Mittelalter oft auch Nonnen!) nähern sich der Textidee (männlich), bekommen aber nur den Textkörper (weiblich) zu fassen und gebären weitere Kinder (weiblich). Der Editor bringt schließlich den Prozeß zum Abschluss, indem er den reinen Knaben (die Textidee) in den weiblichen Körper der gedruckten Edition setzt – die Apparate (die wissenschaftliche Absicherung) sind dann der Keuschheitsgürtel als Schutz vor der Bedrohung der Literaturwissenschaftler. Ernsthaft mit Flanders setzt sich Walsh, *Go Figure* (2002), S. 2ff auseinander, indem er den Gender-Ansatz begriffsgeschichtlich zurückweist. Greetham, *Editorial and Critical Theory* (1993), S. 14 bezeichnet das Verhältnis von (männlichem) autoritativem Editionstext und (weiblichem) Apparat als Missionarsstellung („missionary position“).

<sup>443</sup> Das Zitat nach Bein, *Altgermanistische Editions wissenschaft* (1995), S. 31 (der damit auf Oskar Reichmann verweist). S. 30 nennt er auch Günther Schweikle, der für eine „konservative Behandlung der Überlieferung [steht], der so weit wie möglich Vertrauen geschenkt wird, und dies schon deshalb, weil alles andere ahistorische Mutmaßungen sind, über deren Stellenwert in einer ‚wissenschaftlichen‘ Disziplin die Meinungen auseinandergehen“.

zugleich die Basis für eine zeitgenössische Wirkungsgeschichte)<sup>444</sup> und setzt an ihre Stelle doch nur das, was der modernen, temporären Perspektive des aktuellen Herausgebers entspricht.<sup>445</sup> David C. Greetham spricht von „the text that never was“<sup>446</sup>, wenn er die traditionellen Editionen meint und verweist damit auf den jenseits der historischen Bezüge neuschöpfenden Charakter der Ausgaben. Die Edition verdeckt die tatsächlichen historischen Zustände, der Editor ist in Wirklichkeit ein moderner Autor, der im besten Fall die historische Vielfalt kanonisierend einebnet. Nach Hans Zeller hat man die Geschichtlichkeit der Textentstehung und -veränderung inzwischen (an-)erkannt; ebenso das Problem, dass eine Textkonstruktion nach Autorintention den zahlreichen Textfassungen – jede Variante führt ja zu einer anderen Textfassung – nur eine weitere hinzufügt, die außerdem noch ahistorisch ist, weil sie so ja nie existiert hat und im Grunde nur eine Projektion des Editors ist: Innerhalb des dreidimensionalen Text-Genese-Raumes – „Die verschiedenen Fassungen sind eine diachrone Abfolge verschiedener synchroner Systeme, die zusammen die Werkgeschichte ausmachen“ – ist sie eine zweidimensionale Projektion, die aus den vorhandenen Varianten auswählt. „Der kontaminierende Herausgeber synchronisiert, was sich diachron ereignet hat; er verkürzt die Werkgeschichte um ihre historische Dimension, indem er alle Fassungen auf eine Ebene projiziert,

---

<sup>444</sup> Höver, *Stand der Methodenreflexion* (1995), S. 126 in Bezug auf P.G. Völker: *Die inhumane Praxis einer bürgerlichen Wissenschaft. Zur Methodengeschichte der Germanistik*, in: Marie Luise Gansberg und P.G. Völker, *Methodenkritik der Germanistik*, Stuttgart 1973, S. 40-75: „Das Bemühen um den originalgetreuen Text ist als typisches Beispiel bürgerlicher Germanistik gewertet worden, weil hier ein ausschließlich ahistorischer Gesichtspunkt vorherrsche und abgesehen werde von der Wirkungsgeschichte eines Textes, die sich ja nur in und mit der Zeit vollzieht“.

<sup>445</sup> Gegen Lachmann stand hier z.B. die „wilde Philologie“ der Gebrüder Grimm. Jacob Grimm beschreibt den Gegensatz zu Lachmann am 3.7.1851: „Man kann alle philologen, die es zu etwas gebracht haben, in solche theilen, welche die worte um der sachen, oder die sachen um der worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern und ich übersehe nicht die groszen vortheile seines standpuncts, wenn ich umgedreht mich lieber zu den ersteren halte“ (Jacob Grimm, *Kleinere Schriften I, Reden und Abhandlungen*, Berlin 1864, S. 150) und weiter: „nur hat es schon an sich etwas grausames, den gedichten so ansehnliche in den handschriften gegebne stücke abzustreiten, und schwer hält es epische schichten, die alle berechtigt sein können, von kunstfertigen einschiebseln zu unterscheiden [...] diese kritik ist immer nur raubend und tilgend, nicht verleihend, sie kann die interpolation fort, das weggefallene echte nimmer herbei schaffen“ (S. 156). Ulrich Wyss, *Die wilde Philologie – Jacob Grimm und der Historismus*, München 1979, S. 282 fasst den Gegensatz zusammen: „Der Hunger der wilden Philologie nach Positivitäten ist unstillbar; die domestizierte Philologie, als deren Exponent Lachmann dargestellt wird, schränkt sich auf die Herstellung ästhetischer Totalitäten ein, die von vornherein von der Wirklichkeit des Lebens abgeschnitten sind. [...] Lachmann ließ sich von numerischen Regelmäßigkeiten faszinieren, die den Aufbau der Texte bestimmen könnten [...] und griff in die Überlieferung ein, wenn diese mit dem Erkannten nicht übereinzustimmen schien. Grimm hatte dafür nur blankes Unverständnis übrig.“

<sup>446</sup> Greetham, *Editorial and Critical Theory* (1993).

aus verschiedenen Systemen ein einziges, neues herstellt, dem er Autorintention zuschreibt“.<sup>447</sup>

### 1.3.4 Neue Positionen und alternative Editionsmodelle

Die philologische Edition mit dem Leitbild der entwickelten historisch-kritischen Ausgabe wurde als konsistentes System durch die Idee des Textes als literarischem Kunstwerk in abgeschlossener Gestalt bestimmt. Als finale Ausformung der Autorabsicht bildete die kritische Edition eine Zielform, die inhaltlich und sprachlich in einen vorgegebenen literarästhetischen Rahmen eingepasst werden musste. Sinn und Ausdruck blieben nicht durch die Autorität der Individualität des Autors geschützt, sondern wurden einem philologisch-literaturwissenschaftlichen Diskurs unterworfen, dessen Ansprüche an Regelmäßigkeit zu erfüllen waren. Zu dieser Grundeinstellung hatte es immer schon Gegenpositionen gegeben. Erst mit der Differenzierung der philologischen Wissenschaften in höchst unterschiedliche Arbeitsbereiche und der Durchsetzung neuer Perspektiven auf zentrale Gegenstände wie *Text*, *Autor* oder *Werk* wurde das zu edierende Material nicht mehr *ausschließlich* als überzeitliches literarisches Werk, als Kunstform betrachtet, dessen linguistischer Code genauso einem Ideal folgen musste wie sein Stil und Inhalt. Vielmehr konnten die überlieferten Texte – und die sie tragenden Dokumente – zunehmend auch als individuelle *Äußerung*, als *persönliche* und *historisch gebundene* Verschriftlichungsformen von Imagination und Sprache aufgefasst werden. Unter einem solchen Leitbild musste die historisch-kritische Ausgabe alter Schule als realitätsferne Fiktion erscheinen, die der historischen Wirklichkeit und der Figur des Autors nicht gerecht wurde und den Untersuchungsinteressen der Wissenschaft eher den Zugang zum Material verstellte als sie zu befördern. Die aus dieser Sicht notwendigen Modifikationen der Methodologie waren teilweise so grundsätzlicher Art, dass man hier von *alternativen Editionsmodellen* sprechen kann, auch wenn sie noch häufig auf die Etikettierung als „kritisch“ oder „historisch-kritisch“ nicht verzichten wollten.<sup>448</sup> Nur bezeichneten diese Schlagwörter dann nicht die Zugehörigkeit zu einem ganz bestimmten – nämlich dem auf Lachmann zurückgehenden – Modell, sondern eine Haltung und eine Methode, in der der Begriff des „Kritischen“ anders definiert wurde.

<sup>447</sup> Beide Zitate Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 114f. Das letzte Wort sollen aber die Angeklagten haben, die sich auch gegen diesen Vorwurf verteidigen und den Spieß umdrehen: Wer eine Basishandschrift abdruckt, sanktioniert doch auch nur eine kontaminierte und verfälschte Fassung und wer dem Benutzer anheimstellt, aus Basishandschrift und Varianten seine eigene Textfassung zu machen, der „provoziert ... neue, geradezu anarchistische Spielarten von Kontamination und legt förmlich ‚Großplantagen für Benutzerirrtümer‘ an.“ – so zumindest noch Kleinogel, *Archetypus* (1979), S. 58 in Zusammenfassung der Verteidigungsposition.

<sup>448</sup> Eine Übersicht über verschiedene Methoden u.a. bei Seiffert, *Untersuchungen* (1963), S. 117f.

### *Editionen für die historische Sprachwissenschaft*

*Gegenseitige Abhängigkeit von Editor und Sprachhistoriker.* Literarische Texte aus weit zurückliegenden Zeiten waren in der historisch-kritischen Ausgabe zumeist sprachlich rekonstruiert und geglättet worden.<sup>449</sup> Ihnen wurde in dieser Sicht jene ideale Sprache zurückgegeben, die der Autor doch sicher verwendet hatte und die nur durch die Abschreiber korrumpiert worden war. Gegen diese Vorstellung hatte es von Anfang an Vorbehalte gegeben. Erst einer etablierten historischen Sprachwissenschaft gelang es dann aber zunehmend, die Erkenntnis durchzusetzen, dass jene historischen (Ziel-)Sprachformen – allen voran das höfische Mittelhochdeutsch – idealisierte Konstrukte waren,<sup>450</sup> und dass man an ihrer Stelle von einer Vielzahl regional und historisch bestimmter Sprachformen ausgehen und deren Eigenständigkeit respektieren müsse.<sup>451</sup> Selbst wenn man diese zu einigen leitenden Großgruppen zusammenfassen wollte, dann konnte das nur durch die genaue Sichtung und Auswertung der überlieferten Schriftzeugnisse geschehen, die in den literarisch ausgerichteten Editionen mit ihren ahistorischen Mischtexten aber meistens schon sprachlich geglättet und für den Sprachhistoriker damit unbrauchbar geworden waren.<sup>452</sup> In einer philologisch idealen Welt hätte sogar der „normalisierende“ Editor seine Eingriffe erst auf der Grundlage der Erkenntnisse der sprachgeschichtlichen Forschung vorgenommen. Der Sprachhistoriker selbst hätte seine Ergebnisse dort aber aus den textlich exakten Editionen gewonnen, die ihm

---

<sup>449</sup> Aber auch die „modernen“ Autoren waren vor der Veränderung ihrer Sprache nicht sicher. Insbesondere für die „Leseausgaben“ wurde hier „modernisiert“. Dies konnte so unsystematisch und ungeregt geschehen, dass der Leser keine Chance hatte, zu erkennen, was da eigentlich original war und was sich dem Geschmack des Herausgebers verdankte. Kanzog, Einführung (1991), S. 82 verweist auf die häufige Bemerkung der Vorworte, „Orthographie und Zeichensetzung seien ‚unter Beibehaltung der Spracheigentümlichkeiten‘ des Autors ‚behutsam modernisiert‘ worden“. Auf solche diffusen Terminologien und Regelbeschreibungen kommen wir im Folgenden ausführlicher zu sprechen.

<sup>450</sup> Für den Sprachwissenschaftler stellt sich immer die Frage der Fundierung historischer Sprache in der Überlieferung. Als bekanntes Beispiel kann das ‚normalisierte‘ Mittelhochdeutsch genannt werden, das einer mittelhochdeutschen Grammatik folgt, die man in den Handschriften kaum antrifft. Siehe dazu auch Wolf, Mittelhochdeutsch (1989).

<sup>451</sup> Siehe zu diesem Thema auch Werner Besch, Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert, Studien zur Erforschung der spätmittelhochdeutschen Schreibdialekte und zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache, München 1967. Das Problem beschränkt sich nicht auf mittelalterliche oder frühneuzeitliche Texte, sondern taucht auch bei modernen Autoren, z.B. des 18. oder 19. Jahrhunderts auf. Kanzog, Einführung (1991), S. 84 beschreibt den „Fall“ Conrad Ferdinand Meyers, bei dem es eine „Rechtschreibung“ in den Handschriften und Drucken „höchstens in Umrissen“ gegeben habe. Eine historische Orthografie seiner Zeit wäre damit genau so unhistorisch, wie eine moderne Orthografie. Auch hier wurde deshalb letztlich die originale Schreibweise als einzig zulässige anerkannt.

<sup>452</sup> Der generelle Unbrauchbarkeitsvorwurf u.a. bei Simmler, Prinzipien (1992), S. 40. Besch, Edition (1976), benennt Kriterien dafür, ab wann eine Edition sprachwissenschaftlich nutzbar ist. Er berichtet S. 409ff von einem Forschungsprojekt, bei dem sich von 4000 Editionen (frühneuhochdeutscher Texte) nur 15% als so vorlagennah erwiesen, dass sie für sprachwissenschaftliche Zwecke verwertbar waren.



als Steinbruch der zu untersuchenden Phänomene gedient hätten. Tatsächlich war mit der Normalisierung nach den Regeln einer konstruierten Sprache diese Funktion der Ausgaben und der reale Befund aber bereits zerstört und die gegenseitige Abhängigkeit von Editor und Sprachhistoriker durch ein bezugsloses Nebeneinander ersetzt.<sup>453</sup> Um ihre Aufgabe erfüllen zu können, musste die historische Sprachwissenschaft zunehmend den vollständigen Verzicht auf Eingriffe in den Text und auf jede Art von Normalisierung fordern, deren Vorteile (z.B. als Lesbarkeitsgewinn) sie ohnehin nicht einzusehen vermochte.<sup>454</sup> Aus ihrer Sicht war alles „Verschönern und Versimpeln“ nur kontraproduktiv, eine Entmündigung des wissenschaftlichen Nutzers von Editionen und ein Verschleiern und Verschütten aller linguistischen Details.<sup>455</sup> Ihnen erschien die editorische Praxis, eine noch nicht endgültig erforschte Sprache als *Ausgangspunkt* der Textkritik zu setzen, als ein widersprüchlicher Zirkelschluss und als eine Umkehrung des logischen wissenschaftlichen Vorgehens: Die differenzierten Lexika historisch-regionaler Sprachformen hätten aus den Editionen gewonnen werden sollen, was unmöglich war, wenn diese bereits nach weniger differenzierten oder gar idealisierten Wörterbücher und Grammatiken „normalisiert“

<sup>453</sup> Wolf, *Abhängigkeit* (1994), beschreibt diese gegenseitige Abhängigkeit mit dem Fazit auf S. 352: Keine Sprachgeschichtsschreibung ohne Edition. Der Sprachhistoriker ist abhängig vom Editor. „Gleichzeitig aber übernimmt auch der Editor eine Verantwortung für den Sprachhistoriker. Beide sind also ... aufeinander angewiesen und sollten aufeinander Rücksicht nehmen.“ Zu dieser Beziehung auch Stackmann, *Abhängigkeit* (1983).

<sup>454</sup> Aus der Sicht des (geübten) historischen Sprachforschers konnte es kein Lesbarkeitsproblem geben – das nicht wenigstens durch die negativen Begleiterscheinungen der Glättung noch übertroffen wurde. Typisch für diese Haltung Besch, *Editionsprinzipien* (1994), S. 474f: „Der Gewinn durch Normalisierung für die Lesbarkeit ist meiner Ansicht nach niedrig zu veranschlagen, der Verlust an sprachgeschichtlicher Information einigermassen hoch.“

<sup>455</sup> Firchow, *Anforderungsprofil* (1989), S. 39f, beschreibt das Dilemma: „Die ungewöhnliche Anreihung [in einer sprachhistorisch orientierten Edition] betont ein gewisses Fehlen von Homogenität innerhalb der Texte, doch stehen wir auf dem Standpunkt, daß durch den editorischen Prozeß der Normalisierung und Bereinigung, der zwar gut gemeint ist und dem Leseverständnis helfen soll, viele Details und Fakten über die Sprache und Textüberlieferung verdunkelt und unklar geworden sind. Studiert man dagegen die Texte in der ursprünglich überlieferten Fassung, so findet man sehr bald, daß sich über philologische, linguistische und literarische Aspekte nicht so generell und pauschal urteilen läßt, wie das oft geschieht.“ ... „Die wissenschaftliche Vergangenheit hat gezeigt, daß durch Verschönern und Versimpeln der Texte für das Fach letzten Endes nicht viel gewonnen wird.“ S. 40f wendet sie sich gegen die „absichtliche bzw. unabsichtliche Vernebelung der Tatsachen aus den Manuskripten, die in den Apparaten verschleiert erscheinen [und] [...] gegen die Bevormundung des Lesers [durch normalisierte Editionen]“. Die gleiche Terminologie bei Debus, *Kritische Überlegungen* (2000), S. 172 wo er die „die idealtypisch verschleiende Textphilologie anklagende Sprachgermanistik“ und ihre Erwartungen beschreibt. Kraft, *Editionsphilologie* (1990), S. 89: „Die originale Orthographie trägt dazu bei, die reale Distanz zur Literatur der Vergangenheit bewußt werden zu lassen, und dient so zum Verstehen der dem historischen Subjekt zugehörigen Überlieferung. *Literarische Texte zu modernisieren bedeutet daher nur, sie zu verfälschen.*“

waren.<sup>456</sup> Man verlangte neben genauen Textwiedergaben auch eine Erweiterung des editorischen Fokus: wenn es um historische Sprachformen ging, dann konnte man diese nicht nur aus den „literarischen“ Werken erkennen. Vielmehr sollten dann auch andere Texte, z.B. Gebrauchs- und Geschäftsschriftgut, berücksichtigt werden, die für viele Zeiten und Räume nicht nur eine dichtere Überlieferung boten, sondern in denen man auch eine größere Nähe zur *wirklichen, alltäglichen* Sprache zu finden hoffte. Ganz nebenbei ist damit – wenn nun also nicht mehr das Werk, sondern die Sprache das Erkenntnisziel ist – auch ein grundsätzlicher Wechsel von einer autorzentrierten Sicht zu einer textzentrierten Sicht vollzogen und das Fundament der Editionsmethodologie ausgewechselt.

*Von der Lauttreue zur Buchstabentreue.* Von einer textzentrierten Sicht ausgehend hatte es bereits im 19. Jh. Editionen gegeben, die der Vorlagentreue oberste Priorität einräumten, dies aber eher aus einem antiquarischen vorkritischen Geist heraus getan hatten. Methodologisch aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive abgeleitet markiert dann 1932 das „Corpus altdeutscher Originalurkunden“ (CAO) den Beginn spezieller sprachhistorischer Editionen. Die genaue Wiedergabe der Vorlagen erstreckt sich hierbei nicht nur auf die nach Möglichkeit zeichentreue Schreibung, sondern z.B. auch auf die originale Interpunktion, die Groß-/Kleinschreibung (bei der man zusätzlich die Initialen typografisch hervorhob) und die Differenzierung unterschiedlicher Bildungsweisen für gleiche Grundbuchstaben – wie das lange und das runde „s“ als positionelle Varianten des Grundbuchstabens „s“ – wenn man damit sprachwissenschaftliche (in diesem Falle: morphologische) Fragen zu beantworten hoffte. Hatte man in den Editionen der Philologien und der Geschichtswissenschaften zunächst – wenn man nicht ohnehin zu radikalen Emendationen und Konjekturen griff – die vermuteten (!) *Laute* der Vorlage zu „bewahren“ bzw. in der Transkription wieder herzustellen gesucht,<sup>457</sup> so führten die beständigen Forderungen der Sprachwissenschaft dazu, dass man zunehmend auch die Bedeutung der *Buchstabentreue* anerkannte. Dabei wäre die Realisierung des Übergangs in der Editionspraxis nur durch empirische Untersuchungen der Ausgaben und Vergleiche mit den Originalen genauer zu beschreiben und zu quantifizieren, fallen doch theoretische Diskussion und praktische Umsetzung ebenso auseinander wie die Handhabung für die einzelnen Schriftsprachen. Dass die Buchstabentreue sich *vornehmlich* als Reaktion auf eine differenziertere (und institutionalisiertere) Sprachwissenschaft, dann aber auch im Gefolge eines allgemeinen Wandels der Einstellungen zu den überlieferten Dokumenten verbreitete, ließe sich an den unterschiedlichen Entwicklungen im Bereich der lateinischen und der deutschen Quellen zeigen.

<sup>456</sup> Zur Abhängigkeit der Lexika von den Editionen (und ihrer Zuverlässigkeit) u.a. Antony, *Edition und Lexikographie* (1981), S. 774.

<sup>457</sup> Aus sprachwissenschaftlicher Sicht stellt dies als gewissermaßen „vorkritische“ Haltung Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 85f dar.

Solange eine spezialisierte mittellateinische Sprachwissenschaft die Dominanz der klassischen Philologie nicht überwinden konnte, solange ließ sich auch in den Editionen keine auf Normalisierung verzichtende Buchstaben-treue durchsetzen.<sup>458</sup> Einzig dort, wo eine historisch-antiquarische oder – wie man heute sagen würde – eine historisch-dokumentarische Perspektive angewandt, wo aus anderer Richtung ein neuer Blick auf die Texte als historische Dokumente geworfen wurde, da wurde die zeichengenaue Wiedergabe durchgehalten. Auf der anderen Seite werden selbst heute noch mittellateinische Texte dort normalisiert, wo – wie bei der Philosophie, der Theologie und Teilen der Geschichtsforschung – die Idee, bei Editionen ginge es allein um die „Inhalte“ der Texte, kaum von der Anerkennung der Bedeutung der sprachlichen und der äußeren (der historischen) Form getrübt wird.<sup>459</sup>

Diesen Zustand hatte die germanistische Philologie vom Grundsatz her bald überwunden. Dem CAO, das auch ein kurzzeitiges Aufflackern der geschichtswissenschaftlichen Methodendiskussion provozierte,<sup>460</sup> folgten eine Reihe weiterer sprachhistorisch ausgerichteter Editionen. Trotzdem sind erst in den 1980er Jahren lebhaftere Debatten darüber zu verzeichnen, dass sprachwissenschaftliche Forderungen für alle Editionen historischer Dokumente (zunächst des Mittelalters und der frühen Neuzeit) verbindlich sein sollten. Erst seit dieser Zeit kann davon die Rede sein, dass die sprachlichen „Kleinigkeiten“, die bereits Lachmann bemerkt, aber einer

---

<sup>458</sup> Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive beobachtet Meyer, Edition (1951), S. 196 den Übergang von der lautgetreuen zu der buchstabengetreuen Wiedergabe: „Bei den Volkssprachen wird sie zum großen Teile beachtet, während beim Mittellatein der Erfolg ausblieb, da hier der Einfluß der klassischen Philologie zu groß war. Es ist aber selbstverständlich, daß sich mit der Abkehr von der Textrestauration und der Anerkennung des spätantiken und mittelalterlichen Lateins als lebendige Sprache überall die buchstabengetreue Wiedergabe der Vorlage durchsetzen wird“ – eine optimistische Einschätzung, die sich bis heute nicht bewahrheitet hat.

<sup>459</sup> Im Bereich der philosophischen Edition scheint die Diskussion in den letzten Jahren aber doch in Gang gekommen zu sein. Für die Bewahrung der historischen Schreibungen und eine „Polygrafie“ anstelle glättender, nachträglich konstruierter Orthografie, plädiert z.B. vehement Roland Hissette, *Averrois ou mystice plutot qu'Averrois ou mistice? À propos des graphies dans les éditions des textes scolastiques latins*, in: *Bulletin de Philosophie Médiévale* 40 (1998), S. 77-90. Für die Bewahrung des historischen (also realen) Lateins statt der Umformung in ein klassisches (also künstliches) Latein bei neulateinischen Werken auch Gernot Michael Müller, *Hoffnungsschimmer für ein eingeschlafenes Editionsprojekt*, Rezension zu *Conradi Celtis Protucii Panegyris ad duces Bavariae*, hg. von Joachim Gruber, Wiesbaden 2003, in: *IASL-Online* 2003, Online-Fassung unter <[http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang\\_id=1077](http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=1077)>.

<sup>460</sup> So ist z.B. Hirsch, *Frage* (1938) eine späte Auseinandersetzung mit dem CAO aus geschichtswissenschaftlicher Sicht. Dass er die Bedürfnisse der Sprachwissenschaft grundsätzlich anerkannte, hatte ebenso wenig Auswirkung auf die historische editorische Praxis wie jene Editionen, die bereits früher in eine ähnliche Richtung gegangen waren. So konstatiert z.B. Meyer, Edition (1951), S. 196: „Den völlig richtigen Standpunkt in bezug auf die Schreibweise des Mittelalteins und der Volkssprache hat schon 1882 Johannes Meyer in seinem *Prospektus* des Thurgauischen Urkundenbuchs eingenommen, ohne aber Gefolgschaft zu finden.“

späteren Evolutionsstufe der Editionstechnik vorbehalten hatte,<sup>461</sup> zur zentralen Arbeitsgrundlage in einer philologischen Teildisziplin und damit zum anerkannten Argument in der allgemeinen Methodendebatte geworden sind.<sup>462</sup> Dabei lautete die Forderung aus sprachwissenschaftlicher Sicht, dass alle Disziplinen, die es mit historischen Texten zu tun hatten, auf jeden interpretierenden Eingriff verzichten sollten und sich ganz bewusst auf die reine Dokumentation der Befunde zu beschränken hätten.<sup>463</sup> Jede Normalisierung sei ein unzulässiger Informationsverlust und jeder Benutzer müsse die Chance haben, sich unabhängig vom Herausgeber sein eigenes Urteil über den Text zu bilden.<sup>464</sup> Auch wenn diese Maximalforderung teilweise nur abgeschwächt und mit der Bereitschaft zu Kompromissen gegenüber den eigenen Fachkollegen, insbesondere aber auch gegenüber den Nachbardisziplinen erhoben wurde,<sup>465</sup> war die Grundrichtung festgelegt. Dabei bleibt die Debatte bis heute recht unscharf, weil nicht klar gesagt werden kann, was eigentlich unter dem Schlagwort „alle Befunde“ zu verstehen sei.

*Der Anspruch der Buchstabentreue ist unbestimmt.* Wie wir oben bereits kurz gesehen hatten,<sup>466</sup> ist die Forderung nach genauer und vollständiger Wiedergabe der Textphänomene solange unbestimmt, wie man nicht eine bestimmte Differenzierungsebene

<sup>461</sup> Siehe oben S. 30.

<sup>462</sup> Ein Fazit bei Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 57: „Innerhalb der Germanistik wurde die Debatte um die sprachliche Normalisierung historischer Texte seit den 80er Jahren [...] zum Teil leidenschaftlich geführt. [...] Den status quo dieser Diskussion beurteilt Thomas Bein [Editionsprinzipien] 1998 optimistisch und konstatiert eine ‚heute deutlich[e]‘ Tendenz dahin, nur in wenigen Bereichen zu vereinheitlichen, in Zweifelsfällen der Dokumentation Vorrang zu geben, dem Rezipienten der Edition mehr zuzumuten“, „in Bezug auf die Nachbardisziplinen ortete Besch [Editionsprinzipien] bereits 1994 bei den Historikern eine generelle Sensibilisierung für eine textgetreue Wiedergabe“, „Woesler [Editionsprinzipien (1998)] ortet Fortschritte: ‚Mundartliche Einflüsse und grammatische Schwankungen dürfen nach sprachwissenschaftlicher, aber zunehmend auch allgemeiner Ansicht nicht zugunsten der Hochsprache verdeckt werden.‘“ – gegen diese optimistischen Ansichten eher skeptisch ders., S. 946: „Während die [...] Germanisten [...] die Beibehaltung zumindest von originaler Orthographie und Interpunktion als notwendigen Standard betrachten, setzt sich dies Prinzip – wenn überhaupt – bei den Editoren anderer Disziplinen erst allmählich durch.“

<sup>463</sup> Wolf, Abhängigkeit (1994), S. 349: „Deshalb gilt wohl als erstes, d.h. vordringliches Postulat an eine Edition, daß sie die historische Textpragmatik in ihrer ganzen Fülle, in all ihren Details erkennen lassen muß. Diese Forderung gilt für alle Wissenschaften, die sich mit (historischen Texten) befassen.“

<sup>464</sup> So u.a. Simmler, Prinzipien (1992), S. 39f. Besch Editionsprinzipien (1994), S. 471: „Als Beispiel einer radikalen Kritik und rigorosen Ablehnung jedwelcher Art von auch nur kleinsten textlichen Eingriffen darf der kürzlich erschienene umfangreiche Aufsatz von Simmler gelten“. Kranich-Hofbauer, Edition (1994), S. 297 spricht von einem „idealtypischen Wollen“: „Edition soll nach meinem Verständnis bewußt Dokumentation unter weitestgehendem Verzicht auf Interpretation sein. Die Edition soll alle Informationen über den Befund der Vorlage in einer Form anbieten, die es dem Benutzer ermöglicht, sich unabhängig vom Herausgeber ein Urteil zu bilden.“

<sup>465</sup> Die Differenzierung der Anforderungen für philologische und historische Editionen u.a. bei Simmler, Prinzipien (1992) und Reichmann, Edition (1978).

<sup>466</sup> Siehe S. 79.

benennt, bis zu der die Erscheinungen wahrgenommen und verzeichnet werden sollten. Solange man Texte als verschriftlichte Sprache ansah, musste es genügen, den intendierten Laut zu wahren, um den „Text“ absolut „treu“ wiederzugeben.<sup>467</sup> Die „unsinnigen“ frühneuzeitlichen Konsonantenverdoppelungen waren dann genauso zu vereinfachen wie die mittellateinischen Haplografien auf ihre Urform zurückzuführen wären. Sobald Sprachgeschichte ernst genommen wird, gerät man in ein Dilemma: wie sollte man ohne genaue Kenntnis der jeweiligen Sprache, die immer raum- und zeitspezifisch sein muss, wissen, welches der *richtige, intendierte* und damit wiederzugebende Laut ist? Da Schriftzeichen die Lautung gerade *nicht* eins zu eins abbilden, muss diese Relation vorläufig spekulativ bleiben.<sup>468</sup> Deshalb könnte die

<sup>467</sup> Der Vorrang der Laute vor den Buchstaben geht bis auf Aristoteles zurück, dem die Stimme wesentlich und unmittelbar mit der Seele verwandt war (vgl. z.B. Singer, *Historische Graphetik* (1984), S. 404). In dieser langen Tradition war die Haltung der Philologen zuweilen die, dass „die Schreibung [...] eine Verschleierung der sprachlichen Realität [ist], die zu beseitigen ist“ (ebd. S. 405).

<sup>468</sup> Grubmüller, *Sprache* (1984), S. 206: „Die nicht voraussagbare Suspendierung oder Überlagerung der 1:1-Beziehung zwischen Graphem und Phonem verbietet immer im Einzelfall die Rekonstruktion des Phonems aus der Schreibung ohne Kontrolle an aktiver Sprachkompetenz“ – und wer wollte die z.B. für mittelalterliche Dialekte für sich reklamieren? Auch nach Glaser, *Problematik* (1987) kann nicht ohne Weiteres phonetisch transkribiert werden, weil bei nicht vollständig erforschten Sprachen die phonetische Interpretation der Grafen ja gar nicht zweifelsfrei zu leisten ist. Die Differenz zwischen Laut und Zeichen ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass für die aktuell zu verschriftlichende Lautung ein der Sprache fremdes Alphabet verwendet wird. Das Deutsche wird z.B. auf der Grundlage des lateinischen Alphabets verschriftlicht, „das seinerseits – über die Vermittlung des Etruskischen oder direkt – als Abkömmling einer westgriechischen Schrift zu erkennen ist“ (Grubmüller, *Sprache* (1984), S. 206 in Rückgriff auf Bernhard Bischoff, *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters*, Berlin 1979, S. 71). Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 30 (auch in Bezug auf Zeller, *historische Edition* (1984), S. 307): „Die [...] Formel von der ‚Wahrung des Lautstandes‘ muß [...] grundsätzlich angezweifelt werden. Die Ebene der Phoneme kann nicht als Referenz herangezogen werden, wenn, wie es für die Literatur der tonträgerlosen Vergangenheit der Fall ist, keine Informationen über die lautliche Realisierung der überlieferten Schreibung greifbar sind. Es gibt keine direkte Beziehung zwischen Lautung und dazugehörigem Schriftbild“. Über das Problem der Wiedergabe gesprochener Sprache mit einem anderen Alphabet berichtet zeitgenössisch bereits Otfrid von Weissenburg (ca. 800-870): ihm zufolge „ist auch bei vielen Wörtern [des Deutschen] die Schreibung schwierig, sei es wegen der Häufung von Buchstaben, sei es wegen ihrer ungewöhnlichen Lautung. Denn bisweilen fordert sie, wie mir scheint, drei *u* (die ersten zwei meines Erachtens konsonantisch lautend, während das dritte *u* den Vokalklang beibehält), bisweilen konnte ich weder den Vokal *a* noch ein *e*, noch ein *i*, und auch nicht ein *u* vorsehen: in solchen Fällen schien es mir richtig, *y* einzusetzen. Aber auch gegen diesen Buchstaben sträubt sich die Sprache manchmal: sie geht überhaupt bei gewissen Lauten nur mühsam eine Verbindung mit einem bekannten Schriftzeichen ein. Diese Sprache verwendet, abweichend vom Lateinischen, häufig *k* und *z*, Buchstaben, von denen die Grammatiker sagen, sie seien überflüssig.“ – Übersetzung nach Gisela Vollmann-Profe, Kommentar zu Otfrids Evangelienbuch, Teil 1, Bonn 1976, S. 26f. Während hier wenigstens von der Idee der Abbildung lautlicher Phänomene ausgegangen werden kann, basieren spätere Verschriftlichungstendenzen bereits zusätzlich auf schriftlichen Bezugssystemen. Singer, *historische Graphetik* (1984), S. 403 verweist darauf, dass das für eine standardisierte deutsche Schriftsprache besonders prägende 16. Jh. (und dabei auch explizit Luther in seinen Schriften!) sich an den als vorbildlich empfundenen Kanzeleien und nicht

Lösung nur darin liegen, den tatsächlichen Schriftzeichenbestand genau abzubilden und jede lautliche Deutung dem Benutzer einer Edition zu überlassen. Nun ist aber leider auch die angebliche Buchstabentreue zunächst eine Chimäre! Ohne genauere Angabe, was denn eigentlich das zu recodierende Zeichensystem der Vorlage sein soll, bleibt auch die Buchstabentreue unbestimmt. Es ist ja zunächst anzuerkennen, dass historische Schreiber sich nicht in genau dem gleichen Zeichensystem bewegt haben, das uns heute so selbstverständlich erscheint! Wenn also eine Orientierung am Grafem (oder den tatsächlichen Einzelzeichen der Schrift) statt am Phonem gefordert wird, dann muss zugleich angegeben werden, was eigentlich ein Grafem in der jeweiligen Schrift der Vorlage ausmacht.<sup>469</sup> In noch stärkerem Maße gilt diese Forderung, wenn die Bewahrung von Befunden unterhalb der idealisierten Grafemebene verlangt wird. Die sprachwissenschaftliche Spezialdisziplin der Grafematik hat hierzu in den letzten 70 Jahren ein differenzierteres analytisches und begriffliches Repertoire entwickelt,<sup>470</sup> das an dieser Stelle nur in seinen Grundzügen angedeutet werden kann. Zunächst ist es wichtig anzuerkennen, dass Schrift nicht nur der Wiedergabe von gesprochener Sprache dient, sondern sich im Laufe der Zeit zu einem autonomen Kommunikationssystem mit eigenen Regeln entwickelt hat.<sup>471</sup> Im Umgang mit schriftlichen Dokumenten braucht man zur adäquaten Entschlüsselung deshalb eine (grafematische) „Textwissenschaft“, die – etwa im Rahmen editorischer

---

unmittelbar an der gesprochenen Sprache orientiert hätte: Hier ist „die Schriftsprache [bereits] eine Sprache eigener Ordnung [...], die mit keiner Mundart zusammenfällt“.

<sup>469</sup> In diesem Sinne ist die Forderung nach einer buchstabengetreuen Textwiedergabe mit Orientierung am Grafem und nicht am Phonem z.B. bei Kranich-Hofbauer, Oswald, 294 unbestimmt. Das Grafem ist die kleinste Einheit eines Zeichensystems – von welchem Zeichensystem ist hier die Rede? Das Gleiche gilt für die vorzügliche Darstellung der sprachhistorischen Forschungsperspektive bei Simmler, Prinzipien (1992) – er fordert zwar „historische Treue“, was er aber genau in der Edition recodiert sehen will, bleibt unklar. Beständig redet er von „Graphen“, ohne dass man wüsste, ob damit die (idealen) „Buchstaben“ eines (modernen oder historischen?) Alphabets, die differenzierten Grundformen eines Buchstabens oder noch weiter zu differenzierende Gestaltungsformen eines Schriftzeichens gemeint sein sollen.

<sup>470</sup> Siehe neuerdings: Steven Roger Fischer, *A History of Writing*, London 2001; Christa Dürscheid, *Einführung in die Schriftlinguistik*, Wiesbaden 2002; Alfred Kallir, *Sign and Design, Die psychogenetischen Quellen des Alphabets*, Berlin 2002; Martin Neef (Hg.), *The Relation of writing to spoken language*, Tübingen 2002; Claude Gruaz (Hg.), *Variations sur l'orthographe et les systèmes d'écriture, Mélanges en hommage à Nina Catach*, Paris 2001. Peter Eisenberg, Hartmut Günther (Hgg.), *Schriftsysteme und Orthographie*, Tübingen 1989; Hartmut Günther, *Schriftliche Sprache, Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen*, Tübingen 1988; Helmut Glück, *Schrift und Schriftlichkeit, Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*, Stuttgart 1987, S. 22-34; Gerhard Augst (Hg.), *Graphematik und Orthographie*, Frankfurt a.M. 1985; F. Coulmas, *Über Schrift*, Frankfurt a.M. 1982.

<sup>471</sup> Augst, *New Trends* (1986), S. VI spricht vom Prinzip der „doppelten Artikulation“: Sprache und Schrift korrespondieren zwar, entsprechen sich aber nicht. Sie sind aus verschiedenen Bausteinen aufgebaut, die nicht alle eine Entsprechung (oder auch nur einen korrespondierenden Baustein) im jeweils anderen System haben. Man denke als einfachstes Beispiel nur an die Groß-/Kleinschreibung. Der Übergang zwischen Schrift als Sprachaufzeichnung und Schrift als eigenem Artikulationssystem ist dabei ein historischer Prozess der zunehmenden Autonomie der Schrift.

Recodierung – zwei Zielen zu dienen hat: Einerseits liefert sie Indikatoren für die Rekonstruktion historischer (phonologischer) Sprachstände, andererseits geht sie aber über die gesprochene Sprache hinaus und ermöglicht die Wiedergabe der relevanten „Text“- oder dokumentspezifischen Bausteine schriftlicher Äußerungen. Diese verdanken sich dem Charakter der Schrift als „Plurisystem“: schriftliche Dokumente können nicht auf ihre phonetische Abbildhaftigkeit (wie sie das Grundprinzip etwa der europäischen Alphabete ist) oder auf ihre konzeptionelle, ikonografische oder rein piktografische Abbildhaftigkeit (wie sie das Grundprinzip z.B. der chinesischen Schriftsysteme ist) reduziert werden, sondern weisen darüber hinaus eigene Modi auf, die sie jenseits der gesprochenen Sprache dem Bildsystem (der „Sprache der Bilder“) entlehnen.<sup>472</sup>

*Vier Beispiele zum grafematischen Dilemma.* Vor einer grundsätzlichen Diskussion der Transformationsprozesse zwischen optischer Dokumentoberfläche und linguistischem Zielcode werden hier zunächst vier nicht systematische und eher triviale Beispiele besprochen, um einige praktische Probleme zu illustrieren. Diese wurden teilweise bereits oben erwähnt, allerdings aus einer anderen Perspektive: ihrer jeweiligen Realisierung in historischen bzw. philologischen Editionen.<sup>473</sup> In gleicher Weise hätten hier nochmals das Problem von langem und rundem „s“,<sup>474</sup> die Frage der Auflösung von Abkürzungen,<sup>475</sup> die (vor allem frühneuzeitlichen) Buchstabenverdopplungen und weitere Phänomene angesprochen werden können. Mit den folgenden Beispielen wird aber hoffentlich bereits das Grundprinzip klar, nach dem durch bestimmte Fragestellungen z.B. der differenzierteren Sprachwissenschaft und der (grafematischen) Textwissenschaft unterschiedliche Wahrnehmungs-

---

<sup>472</sup> Zu Ähnlichkeiten und Differenzen von Sprache und Schrift und zur Schrift als „Plurisystem“ auch Nina Catach, *The grapheme: Its position and its degree of autonomy with respect to the system of the language*, in: *New Trends in Graphemics and Orthography*, Hg. von Gerhard Augst, Berlin, New York 1986, S. 1-10. Auch Singer, *Historische Graphetik* (1984) – ebenso Grubmüller, *Sprache* (1984), S. 205 – hatte bereits als Handbuchwissen zusammengefasst, dass unsere traditionellen Buchstabenschriften Mischformen abstrakter Schriftsysteme sind: zur grundlegenden Phonografie (zu den Phonogrammen) tritt zumindest noch die Ideografie (die Ideogramme; Beispiel: Satzzeichen, aber auch die Zeichen für Geburt und Tod (\*, †)) und die Logografie (die Logogramme; Beispiel: Ziffern und Kürzel).

<sup>473</sup> Siehe S. 69ff.

<sup>474</sup> Hier ist die Diskussion relativ übersichtlich: Die Unterscheidung der s-Formen indiziert morphologische Phänomene. Wolf, *Abhängigkeit* (1994), S. 351 bringt zwei Argumente – zwei mögliche Haltungen – die gegen eine differenzierte Wiedergabe sprechen: (1) Die beiden Varianten geben keine Hinweise auf Phonetisches oder Phonologisches – d.h., wer auf Editionen zur Erforschung gesprochener Sprachen aus ist, mag auf die Unterscheidung verzichten. (2) „Wir wissen über die Verteilung von langem und rundem s bereits ziemlich gut Bescheid“, was ein Argument dafür sei, dass die Beibehaltung dieser grafischen Variante nicht zwingend sei [er bezieht sich hier auf Besch, *Edition* (1976), S. 403] – d.h., wenn die intendierten Forschungsfragen beantwortet sind, kann auf die Erhebung der Indizien verzichtet werden.

<sup>475</sup> Dazu aus sprachwissenschaftlicher Sicht z.B. Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 81-84.

horizonte innerhalb des Kommunikationsraums Schrift/Text/Dokument als eigener Forschungsgegenstand gebildet werden.

*Das Laut-Zeichen-Problem am Beispiel von u und v.* Das klassische Latein kannte für die Laute, die in unserem Alphabet durch u und v abgebildet werden, nur ein Zeichen. Das Gleiche gilt für die meisten mittelalterlichen Handschriften. Dort kam es allerdings zu einer Differenzierung je nachdem, ob das Grafem am Anfang eines Wortes stand oder nicht. Häufig hatte das Zeichen am Wortanfang dann die Form unseres heutigen v, im Wort selbst die Form unseres heutigen u. Wie ist dies nun zu deuten? Je nachdem, welche Perspektive man einnimmt, kann z.B. das Wort *universum*, das in den Handschriften oft die Form *vniuersum* zu haben scheint, wiedergegeben werden als (1) *universum*, als (2) *uniuersum* oder aber als (3) *vniuersum*. Die erste Lösung (*universum*) verdankt sich einer Phonem-orientierten Sicht.<sup>476</sup> Zunächst ist anzuerkennen, dass die (in der Handschrift) scheinbar verschiedenen Buchstaben u und v in Wirklichkeit keine distinkten Grafeme *im intendierten Grundalphabet* (!) des mittelalterlichen Schreibers sind, sondern nur Varianten eines einzigen (u-v) Grafems. Wie die variablen s-Formen oder die r-Formen erfolgt die Differenzierung aus rein orthografischen Gründen: je nach Stellung im Wort oder dem Zusammentreffen mit anderen Zeichen wird eine bestimmte Ausprägung des Grafems (ein bestimmtes Typem) verwendet. Nun kann darüber gestritten werden, ob eine phonetische Auflösung des einen Grafems (in seinen beiden Erscheinungsformen) in unsere heutigen differenzierten Grafeme u (im Deutschen für die Laute [u] und [ʊ]) und v (im Deutschen für die Laute [v] und [f]) eine legitime Decodierung oder aber einen unzulässigen interpretatorischen Eingriff darstellt. Vertraut man einem gefestigten Lexikon der jeweiligen Sprache, und geht man davon aus, dass auch der Schreiber (der Sprecher!) die gleichen phonetischen Relationen abbilden wollte, dann scheint eine Auflösung berechtigt. Was aber ist etwa mit altdeutschen Wörtern, für die manchmal nur ein einziger schriftlicher Beleg existiert? Hier würde eine grafematische Differenzierung offensichtlich eine sprachwissenschaftliche Interpretation vorwegnehmen, die nicht in jedem Fall zweifelsfrei wäre. Hinzu kommt, dass man mit der Auflösung der grafematischen Identität eine Differenzierung herstellen würde, die nicht der Realität der Vorlage entspräche. Die zweite Lösung (*uniuersum*) wäre eine konsequente Unterscheidung von Grafem und Typem in der Schrift des Schreibers, bei der nur die Grafeme abgebildet, unterschiedliche typematische Ausprägungen eines Grafems (bloß orthografische Varianten) aber unterdrückt würden. Die dritte Lösung (*vniuersum*) kann verschiedene Gründe haben. Zuweilen wird hier einfach das Missverständnis Pate gestanden haben, es handele sich bei den handschriftlichen Formen um die Äquivalente unserer heutigen Buchstaben u

---

<sup>476</sup> Meyer, Edition (1951), S. 196 bezeichnet die u-v-Normalisierung als den wichtigsten Überrest der traditionellen lautgetreuen Wiedergabe, wie sie sich gegen eine buchstabentreue Wiedergabe sperrt.



und v, die man in einer Transkription treu nachbilden müsse. Es kann hier aber auch der Wunsch leitend gewesen sein, die Schrift(-realität) auf der Ebene der Typeme wiederzugeben. Da nicht völlig auszuschließen ist, dass hier analog zu den s-Formen morphologische Entwicklungsstadien indiziert werden, oder dass man hofft, verschiedene Schreiber durch die typematische Ebene unterscheiden zu können, kann auch eine solche Haltung begründet sein.<sup>477</sup>

*Laut-Zeichen-Problem anhand übergeschriebener Buchstaben und Zeichen (Diakritika).* Gerade in volkssprachigen Texten finden sich (hauptsächlich) über den Vokalen sogenannte diakritische Zeichen, die lautliche Varianten andeuten können. Historiker neigen dazu, übergeschriebene Buchstaben und Zeichen in dem Glauben zu ignorieren, man könne die verschiedenen Zeichen auf eine gemeinsame phonetische Funktion und auf ein Standardzeichen unseres Alphabets zusammenführen, ohne inhaltliche Informationen zu verlieren. Damit würde natürlich weder die Buchstabentreue noch die Lauttreue gewahrt. Will man die Lauttreue aber wahren, so kommt man in das gleiche Dilemma wie bei der Zeichentreue: Neben eindeutig übergeschriebenen Buchstaben (z.B. e, o, u) finden sich allerlei Arten von Strichen, Doppelpunkten oder Punkten – mit stufenlosen Zwischenformen. Selbst wenn man also Laut- oder Zeichentreue wahren wollte, müsste man Grundformen konstruieren, auf die man die tatsächlichen „Grafen“ (die tatsächlichen Realisierungen der Zeichen) im Prozess der Transkription (der Recodierung) zurückführen müsste.<sup>478</sup> Aber auch hier lauert die Gefahr eines Zirkelschlusses: die phonetischen Differenzen müssten Grundlage einer Typisierung sein und würden zugleich durch eine Typisierung vorweggenommen oder – wenn diese allzu grob ist – gar zerstört werden. Die Aufgabe der Transkription lautet aus dieser Sicht, die grafischen Befunde zu einem (intentionalen) Schreibsystem zu verdichten, das dann wiederum in einem (modernen) editorischen Zeichensystem recodiert werden kann.

*Groß-/Kleinschreibung.* Die Großschreibung von Wörtern dient der Kennzeichnung bestimmter Wortarten und des Satzgefüges. Das war nicht immer so. Der his-

<sup>477</sup> Ob man mit einer solchen Vorgehensweise „Buchstabentreue“ wahrht oder aber „Buchstabentreue“ falsch versteht, hängt davon ab, ob man mit einem „Buchstaben“ das Typem (die Bildungsweise) oder das Grafem (die idealisierte Einheit im Alphabet) meint.

<sup>478</sup> Dies diskutiert auch Wolf, Abhängigkeit (1994), S. 351: „Gerade Editionen von Historikern vernachlässigen [die diakritischen Zeichen] allzu gerne, was schon Peter Wiesinger [Fußnote: Die frühneuhochdeutsche Schreibsprache Wiens um 1400, PBB/T (1971), S. 366-389, 382 Anm. 18.] vor geraumer Zeit beklagt hat. Manche Germanisten hingegen versuchen geradezu eine sklavische Nachbildung ausgewählter graphischer Phänomene: Es hat m.E. wenig Sinn, ein nach rechts aufwärts gerichtetes Trema auch im modernen Druck wiederzugeben. [...] Die Fries-Chronik kennt über dem Buchstaben *u* zwei verschiedene Diakritika: Ein Trema und einen Haken. Eine Analyse ergibt, daß der Haken nur die Aufgabe hat, das *u* von anderen Buchstaben leichter unterscheidbar zu machen. Das Trema hingegen hat Signalwert, es steht u.a. über Kontinuanten von mhd. *uo* (z.B. des *bistümb*s), oder es deutet einen Umlaut an (*grüntlich*). Daraus ist zu folgern, daß der Editor den Haken vernachlässigen kann, nicht aber das Trema.“

torischen Funktion der Großschreibung, die zuweilen etwa auch als Interpunktionszeichen wirken konnte, widmet sich die Forschung inzwischen intensiver, ohne dabei die Entwicklung bisher restlos aufgeklärt zu haben.<sup>479</sup> Auch wenn die phonetisch orientierte Linguistik mit der Untersuchung dieser Phänomene keinen Erkenntnisgewinn verbindet, ist die Groß-/Kleinschreibung für die allgemeine textwissenschaftliche Sprachwissenschaft – und für die korrekte inhaltliche Deutung der Dokumente! – doch von großem Interesse.<sup>480</sup> Wo aber liegt das Problem? Schließlich gibt es in den meisten handschriftlichen Systemen zu den Minuskelformen parallele Majuskelformen, die als „Großbuchstaben“ in unserem Sinne verstanden werden können. Oft ist es allerdings so, dass es im betreffenden Zeichenrepertoire nicht für alle Buchstaben eine Majuskelform gibt und die Identifizierung der Großschreibung neben der Bildungsweise auch die Größe des jeweils ausgeführten Zeichens berücksichtigen muss. Hinzu kommt etwa, dass gerade in der frühen Neuzeit bei fehlender Majuskelform (aber eben nicht nur dort!) die Verdoppelung des ersten Buchstabens an die Stelle der Großschreibung treten kann, dass Majuskelformen am Wortanfang manchmal *nicht* größer geschrieben werden als die nachfolgenden Minuskeln, dass Buchstaben am Wortanfang grundsätzlich *anders* gebildet werden, ohne dass damit

<sup>479</sup> Grob die Perspektive zusammenfassend Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 475: „Der Weg bis zur heutigen Norm ist lang und nicht unbedingt geradlinig in der Entwicklung. Erst herrschte das individuelle Hervorhebungsprinzip einzelner Wörter und Namen, dann begannen grammatische Systematisierungen beim Substantiv, aber auch bei anderen Wortarten, jedoch selten konsequent in sich. Wir brauchen eine Dokumentation aller tastenden und keineswegs immer gleichsinnigen Versuche, ehe die Geschichte der Groß-Kleinschreibung verlässlich nachgezeichnet werden kann.“ Als aktuelle Einführung in die sprachwissenschaftliche Sicht Simmler, Prinzipien (1992), S. 72-78. Als Beispiel editiungsgestützter Forschung siehe Moulin, Majuskelgebrauch (1990) – dort auch S. 6-15 Zusammenfassung der Forschung – und Ursula Risse, Untersuchungen zum Gebrauch der Majuskel in deutschsprachigen Bibeln des 16. Jahrhunderts. Ein historischer Beitrag zur Diskussion um die Substantivgroßschreibung. Heidelberg 1980. Weitere Literatur in Michael Schlaefer, Kommentierte Bibliographie zur deutschen Orthographietheorie, in: Sprachwissenschaft 5 (1980), S. 276-319 bzw. Sprachwissenschaft 6 (1981), S. 391-438. Selbst die Linguistik hat bei der Frage der Groß-/Kleinschreibung noch sehr lange geglaubt, z.B. im Frühneuhochdeutschen läge einfach ein „zügelloser, wild wuchernder Gebrauch der Majuskel“ und kein erforschenswertes System vor – das Zitat stammt von 1978 (!): Helene Malige-Klappenbach, Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen, in: Die deutsche Rechtschreibung und ihre Reform 1722-1974, hg. von Burckhard Garbe, Tübingen 1978, S. 145.

<sup>480</sup> Die Forderung nach Dokumentation u.a. bei Wolf, Abhängigkeit (1994), 351 ([die Forschung] „hat eindrucksvoll gezeigt, daß die Majuskel durchaus pragmatische und syntaktische Signale geben kann“) und Kranich-Hofbauer, Edition (1994), S. 297f: „Man weiß, daß die Großschreibung einzelner Wörter in deutschsprachigen Texten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit anderen Gebrauchsnormen folgt, als in der Gegenwartssprache. Es wäre allerdings eindimensional, den Majuskelgebrauch in mittelalterlichen Texten lediglich als graphiegeschichtliche Erscheinung zu interpretieren und ihm jegliche Symptomfunktionalität abzuspüren. Eher ist davon auszugehen, daß Majuskeln [...] satzphonetische Funktion haben [...], daß sie semantisch-stilistische Funktion haben [...], daß sie ästhetische Funktion haben [...], daß sie [...] die grammatikalische Funktion der Wortartenkennzeichnung haben. [...] [deshalb] muß die textinterne Handhabung der Großschreibung in jedem Editionstext gewahrt bleiben“.

unbedingt eine *Großschreibung* intendiert ist oder dass es neben dem Griff zur Majuskelform durch farbige Kennzeichnung oder gar Initialen noch weitere Formen der „Großschreibung“ gibt. Die Überführung der Phänomene in unser „heutiges“<sup>481</sup> dichotomes System ist also nicht ohne Tücken. Karin Kranich-Hofbauer hat deshalb vorgeschlagen, neben Majuskeln (groß geschriebene Majuskeln) und Minuskeln (klein geschriebene Minuskeln) auch von relativen Majuskeln (klein geschriebene Majuskeln) und relativen Minuskeln (groß geschriebenen Minuskeln) zu sprechen und diese durch Kursivierung in der Edition kenntlich zu machen.<sup>482</sup> Zwar ist damit immerhin eine Differenzierung in vier Stufen erreicht, die grundsätzlichen Probleme bleiben aber weitgehend ungelöst. Abgesehen davon, dass groß geschriebene Minuskeln immer noch als (relative) Kleinbuchstaben erscheinen und die Idee der wenigen klaren *Stufen* wohl nicht der Funktionalität der Großschreibung entsprechen wird, dürfte die Kursivierung auch keine günstige Visualisierung der Befunde darstellen.<sup>483</sup> Wir könnten aus einer skriptografischen Sicht heraus versuchen, die Zeichen und ihre Größe möglichst treu nachzubilden: klein geschriebene Majuskelformen durch kleineren Schriftsatz, groß geschriebene Minuskeln durch größeren Schriftsatz, verdoppelte Anfangsbuchstaben durch doppelte Buchstaben und Initialen durch noch größeren Schriftsatz. Wir hätten dabei allerdings das gleiche Problem des Zwangs zur Systembildung wie bei den diakritischen Zeichen. Außerdem würden wir Zufälligkeiten historischer Zeichenrepertoires – nämlich die Existenz oder Nicht-Existenz paralleler Majuskel-Buchstabenformen) – gegenüber der intendierten Funktionalität der Schreibweisen bevorzugen. Von der Funktionalität ausgehend müsste ja eine größer geschriebene Minuskel (oder ein verdoppelter Anfangsbuchstabe), die ihre Verwendung nur dem Fehlen einer alternativen Majuskelform verdankt, in der gleichen Weise wiedergegeben werden, wie eine groß geschriebene Majuskel.<sup>484</sup> Wir

<sup>481</sup> Bei der Groß-/Kleinschreibung herrscht der sonderbare Zustand vor, dass diese in den meisten Fällen nicht einmal nach dem „modernen Gebrauch“ normiert wird, sondern nach einem gewachsenen editionsspezifischen: Nur Satzanfänge und persönliche, geografische und religiöse Namen werden groß geschrieben, der Rest grundsätzlich (teilweise mit weiteren Ausnahmen) aber klein. Damit wird ein System etabliert, das eine editionsspezifische Differenz zum heutigen Gebrauch zur Schau stellt, die gänzlich ahistorisch ist.

<sup>482</sup> Kranich-Hofbauer, Edition (1994), S. 302 und Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), 59f. An anderer Stelle (Kranich-Hofbauer, Lebenszeugnisse (1989), S. 294) schlägt sie vor, grundsätzlich „Zwischenpositionen“ durch Kursivierung zu markieren. Die Initialen nimmt sie (Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), 59f) von der Betrachtung der Groß-/Kleinschreibung aus, weil diese „Zeichen der textinternen Makrostruktur“ seien! D.h., sie unterscheidet hier (jenseits der Idee: Schrift als Codierung von gesprochener Sprache) zusätzlich zwischen dem Text als linguistischem Schrift-Code und den *Dokument*-spezifischen Textmerkmalen.

<sup>483</sup> Es ist in der Regel davon auszugehen, dass eine groß geschriebene Minuskel (für die es keine gesonderte Majuskelform gibt) genau die gleiche Funktion erfüllt wie eine gleich groß geschriebene Majuskel. Dies gilt allerdings umgekehrt nicht für klein geschriebene Majuskeln!

<sup>484</sup> Die Edition der „Kölner Hexenverhöre“ (1992) geht bei der Identifikation und Wiedergabe von Großschreibung nach der „Größe“ der Buchstaben. Das ist schlüssig und konsequent, unterschlägt

hätten dann als System neben der Kleinschreibung nur verschiedene Größen von Großbuchstaben: (1.) Initialen, (2. – oder differenzierter!) besonders hervorgehobene Anfangsbuchstaben, (3.) große Majuskeln *und* große Minuskeln als gleichwertige Großschreibung und (4.) klein geschriebene Majuskeln. Damit wären die paläografischen Zufälligkeiten ausgeglichen, man könnte aber einwenden, dass hier eine Glättung des Textes vorgenommen würde, die der Schreibrealität nicht gerecht würde. Außerdem basierte dies rein auf einem *vermuteten* Funktionssystem. Fragen der sicheren *Identifikation* von Großbuchstaben, die sich ja in einer stufenlosen Größenskala der Ausprägungen von Zeichenformen bewegen, sind damit noch nicht einmal berührt!<sup>485</sup>

*Interpunktion.* Selbst Verfechter äußerster Buchstabentreue haben lange die Modernisierung der Interpunktion als Lesehilfe akzeptiert. Kaum jemals ist sie original wiedergegeben worden.<sup>486</sup> Dabei führen Eingriffe gerade hier zu fundamentalen Problemen: Die historische Interpunktion ist nicht beliebig und willkürlich, sondern folgt einem eigenen – nur noch nicht endgültig erschlossenen – System.<sup>487</sup> Wenn

---

aber sowohl die Differenzierung der mehr als dichotomen Buchstabengrößen und die Unterscheidung gleichermaßen *klein* geschriebener Majuskeln und Minuskeln.

<sup>485</sup> Die Identifikation wird auch durch die Verwendung paralleler Bildungsweisen für einzelne Buchstaben erschwert, bei denen nicht immer sicher zu sagen ist, ob sie – wenn sie z.B. nur am Wortanfang vorkommen – Funktionen der Großschreibung übernehmen oder nicht.

<sup>486</sup> Eine der seltenen Editionen ist die der „Kölner Hexenverhöre“ (1992). Dort wird S. XIX argumentiert, „daß in Texten des 17. Jahrhunderts die Umstellung vom älteren, eher rhetorischen Interpunktionssystem auf ein modernes, grammatisch orientiertes Interpunktionssystem in statu nascendi beobachtet und studiert werden kann. [...] Letzteren Gesichtspunkt haben wir höher gewertet [als die Lesefreundlichkeit]“.

<sup>487</sup> Zum Einstieg siehe Bernhard Bischoff, *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters*, Berlin 1979, S. 214–219. Zur neueren Forschung und zu Spezialfragen: Erika Eisenlohr, Kola und Kommata – Von Hieronymus zum Evangeliar Heinrichs des Löwen, in: *Mabillons Spur*. Hg. von Peter Rück, Marburg 1992, S. 105–132; Kurt Gärtner, Zur Interpunktion in den Ausgaben mittelhochdeutscher Texte, in: *Editio* 2 (1988), S. 86–89; Peter Kern, Das Problem der Satzgrenze in mittelhochdeutschen Texten, in: *Deutsche Handschriften 1100–1400*, Oxforder Kolloquium 1985, hg. von Volker Honemann und Nigel F. Palmer, Tübingen 1988, S. 342–351; Werner Besch, Zur Entwicklung der deutschen Interpunktion seit dem späten Mittelalter, in: *Interpretation und Edition deutscher Texte des Mittelalters*, Festschrift für John Asher zum 60. Geburtstag, hg. von Werner Besch u.a., Berlin 1981, S. 187–206; Stefan Höchli, Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen, Eine kritische Darstellung der Lehrschriften von der zweiten Hälfte des 15. Jh. bis zum Ende des 18. Jh., Berlin, New York 1981; Reichmann, *Edition* (1978), S. 351ff.; Besch, *Edition* (1976), S. 406f; Patrizia Rafti, L'interpunzione nel libro manoscritto: mezzo secolo di studi, in: *Scrittura e Civiltà* 12 (1988), S. 239–298; Jeannette Moreau-Maréchal, Recherches sur la ponctuation, in: *Scriptorium* 22 (1968), S. 56–66. Die verbreitete Haltung innerhalb der Geschichtswissenschaft fasst Hartmut Hoffmann, *Richer von Saint-Remi Historiae*, MGH SS 38, Hannover 2000, S. 12 zusammen: „Es gibt darüber in der Hauptsache zwei (sich eher ausschließende als ergänzende) Meinungen: Entweder heißt es, das Mittelalter habe kein verbindliches System der Interpunktion gekannt, diese sei daher willkürlich und regellos gewesen; oder man sagt, sie folge dem Satzrhythmus und gehorche somit dem Gesetz des Vorlesens.“ – für seine Edition stellt er dann allerdings fest: „Beides wird von Richer nicht oder jedenfalls nicht ohne

sie nicht ohnehin als der individuellen Autonomie eines Schriftstellers zugehörig respektiert werden muss.<sup>488</sup> Außerdem ist das Argument, das gemeinhin für die Modernisierung herangezogen wird, dass nämlich nur so ein korrektes Verständnis des Inhaltes zu erreichen sei, auch gegen Eingriffe zu verwenden: Eine Veränderung der Interpunktion kann den originalen Sinnzusammenhang leicht zerstören. Damit ist auch die Idee zurückgewiesen, die historische Zeichensetzung sei ohnehin nur für sehr wenige Spezialisten relevant, auf die man zugunsten der „Masse“ der Editionsbenutzer und ihrer Bedürfnisse („bessere Lesbarkeit“) keine übermäßige Rücksicht nehmen dürfe. Sowohl zur Verhinderung von Verfälschungen der syntaktischen und semantischen Struktur eines Textes als auch zur Sicherung von Indizien für konkrete Forschungsfragen musste die Beibehaltung der Interpunktion gefordert werden.<sup>489</sup> Wenn man das ihr zugrunde liegende System erforschen wollte, dann biss sich die Katze, die wir Forschungslogik nennen, aus der Sicht der Transkription in einigen Fällen in den Schwanz: Um die realisierten Zeichen in den Handschriften in eine Edition zu übertragen, musste man u.U. bereits ein Ziel-Zeichensystem zugrunde legen. Die realen Interpunktionszeichen lassen hinsichtlich Formierung und Positionierung nämlich oft gerade kein System distinkter Grundtypen erkennen. Der Übergang von Punkten zu Strichen und die Positionierung im Schreibband ist dann eher fließend.

---

weiteres bestätigt.“ Aus moderner medienhistorischer Sicht (auf der Basis von Fallstudien) siehe in dem Band „Ma(r)king the Text – The presentation of meaning on the literary page“, hg. von Joe Bray u.a., Aldershot u.a. 2000 die drei Beiträge (1.) „Mark, space, axis, function: towards a (new) theory of punctuation on historical principles“ von John Lennard (S. 1-11), (2.) „Speaking commas /reading commas: punctuating *Mansfield Park*“ von Kathryn Sutherland (S. 217-234) und (3.) „Seeing the rhythm: an interpretation of sixteenth-century punctuation and metrical practice“ von Ros King (S. 235-252)

<sup>488</sup> Die Positionen hierzu u.a. bei Kanzog, Einführung (1991), S. 88ff. Sein Fazit: „Kein Editor wird heute mehr ohne Schaden einem Autor eine konventionelle Interpunktion aufzwingen“ (S. 95). Auch zu den modernen Schriftstellern gibt es im übrigen Spezialuntersuchungen, die ihr „System“ zu rekonstruieren trachten. Zwei Beispiele: Helmut Sembdner, Kleists Interpunktion, Zur Neuausgabe seiner Werke, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 6 (1962), S. 229-252; Malcolm Pasley, Zu Kafkas Interpunktion, in: Euphorion 75 (1981), S. 474-490.

<sup>489</sup> Siehe z.B. Simmler, Prinzipien (1992), S. 49f (S. 51-72 diskutiert er die Auswirkungen normalisierter Interpunktion an konkreten Beispielen – eine gute Einführung in die Problematik aus sprachwissenschaftlicher Sicht!), Stübing, Textwiedergabe (1992), S. 80ff (er verweist auf die „gliedernde und sinnerschließende Funktion von Satzzeichen in mittelalterlichen Texten“ und bringt einen detaillierten Bericht über Probleme und Konsequenzen der Modernisierung. An einem Beispiel zeigt er die quantitative Dimension: auf zwei Seiten einer Quelle wären 80 Originalzeichen durch 72 neue zu ersetzen. Sein Fazit: „Ein phonetisches Gliederungsprinzip durch ein syntaktisches im Sinne der modernen Zeichensetzung zu ersetzen, bedeutet zumindest eine starke Veränderung der Originalüberlieferung.“) und Reichmann, Edition (1978), S. 347ff. Wolf, Abhängigkeit (1994), S. 351 akzeptiert das Argument der Leseerleichterung, meint aber, dass die originale Interpunktion „durchaus pragmatische und syntaktische Signale geben kann“ und dass „jede moderne Interpungierung auch eine fundamentale Interpretation ist“. Kranich-Hofbauer, Lebenszeugnisse (1989), S. 294 fordert die Beibehaltung der Interpunktion der Vorlage, „um einer anachronistisch normalisierenden Interpretation des Interpunktionsystems nach heute gültigen Kriterien entgegenzuwirken“. Auch Kraft, Editionsphilologie (1990), S. 103ff wendet sich gegen Eingriffe in die Interpunktion.

Unsere Wahrnehmung der zu verzeichnenden Phänomene und die angewandte Differenzierung erfolgt auf der Grundlage einer perzeptiven Systematisierung, die im Rahmen einer Transkriptionsleistung allerdings unverzichtbar ist. Denn selbst in einem radikal quellentreuen Ansatz muss die grafische Ebene der individuellen Ausprägung der Zeichen zu einem typografischen *System* – wie differenziert auch immer – recodiert werden.

*Systematik und Terminologie.* Wie kann man sich diesen Phänomenen systematisch nähern? Die ältere Sprachwissenschaft hat in der Schrift vor allem eine phonetische Abbildfunktion zur gesprochenen Sprache gesehen und deshalb von Grafemen gesprochen, die Phoneme repräsentierten.<sup>490</sup> Die genaue Definition und weitere Differenzierung dieser „Grafeme“ ist dann aber entweder ausgeblieben oder aber ein Opfer babylonischer Sprachverwirrung geworden. Man findet wenige speziellere Arbeiten, deren Begriffsverwendung sich wirklich decken würde. Zu den vorgeschlagenen Etiketten zur weiteren Bestimmung der Phänomene gehören z.B. die Allografe, Allografeme, Allotype, Digrafe, Grafe, Grafoneme, Phonografeme, Supragrafeme, Type, Typeme und dergleichen mehr. Hier werden nicht nur von vielen Sprachwissenschaftlern und Historikern, von Phonetikern, Grafematikern, Grafetikern, Grafologen, Paläografen und natürlich: Editoren *verschiedene* Begriffe verwendet, sondern die vorhandenen teilweise auch gegensätzlich *gebraucht*. Ist dem einen z.B. – auf einer abstrakten Ebene – ein Graf eine Differenzierung des Grafems ([f] - <sch> - s, c, h = 1 Phonem – 1 Grafem – 3 Grafe), so versteht der nächste darunter – auf der konkreten Ebene – das tatsächliche Vorkommen eines realisierten Zeichens (s, s = 2 Grafe).<sup>491</sup> Ich gebe im Folgenden einige ganz willkürliche Begriffsfolgen der Relationen und Differenzierungen, die nicht ohne Weiteres zu parallelisieren sind, weil neben der Verwendung auch die zugrunde liegenden Vorstellungen höchst unterschiedlich sind:<sup>492</sup>

<sup>490</sup> Kritisch dazu auch Wehde, *Typographische Kultur* (2000), S. 40f, die von der zwanghaften Rückführung von Schrift auf Laut spricht, die dazu geführt habe, „daß der Linguistik theoretische Kategorien mangeln, um Schrift als graphisches Phänomen adäquat beschreiben zu können. Dies macht die Hartnäckigkeit erklärlich, mit der an einem Graphemkonzept festgehalten wird, dessen Unangemessenheit vielfach festgestellt wurde.“

<sup>491</sup> Oft ist (wenn man selbst z.B. eine starke Differenzierung im Sinn hat) gar nicht zu entscheiden, wie eine Begriffsbestimmung eigentlich gemeint sein soll. Wenn z.B. Grubmüller, *Sprache* (1984), S. 205 davon spricht, ein Grafem sei als „kleinste distinktive Einheit der geschriebenen Sprache“ definiert, dann bleibt unklar, welche Aggregationsebene hier angesprochen ist (Elemente eines idealen Alphabets? Ähnliche Zeichenformen? Die einzelnen Teile eines Zeichens, wie Striche oder Bögen?). Auch die parallele Bestimmung als „bedeutungstragende Elemente“ hilft ohne Nennung der angepeilten Bedeutungsräume nicht weiter.

<sup>492</sup> Zu den Begriffsbildungen weiterhin Hans Peter Althaus, *Graphemik*, in: *Lexikon der germanistischen Linguistik*, hg. von Hans Peter Althaus, Helmut Henne und Herbert E. Wiegand, Tübingen <sup>2</sup>1980, S. 145f; Klaus Heller, *Zum Graphembegriff*, in: *Theoretische Probleme der deutschen Orthographie*, hg. von Dieter Nerius und Jürgen Scharnhorst, Berlin 1980, S. 76ff; Piirainen, *Autonomie* (1986), S. 102ff; Manfred Kohrt, *Problemgeschichte des Graphembegriffs und des frühen Phonembegriffs*,

Traditionelle Sprachwissenschaft:

Phonem – Grafem – Graf – Allograf

Manchmal auch:

Phonem – Grafem – Allografem – Graf

Feigs:<sup>493</sup>

Phonem – Supragrafem – Graphem – Allographem – Graph

Hammarström:<sup>494</sup>

[Phonem] – Graphem – Graph – Typem – Type – freie Variante

Stokes:<sup>495</sup>

Grapheme – [Character] – Allograph – Idiograph – Graph – [Components Features]  
UNICODE:<sup>496</sup>

Character – Glyph

Diesen Begriffsbildungen liegen unterschiedliche Strategien und Fragerichtungen zugrunde:<sup>497</sup> Ist Schrift ein Repräsentationssystem für Sprache? Ist das Schriftsystem ein Indikator zur Erschließung gesprochener Sprache? Oder verfügt das System der Schrift über Teilbereiche, die weitgehend autonom gegenüber den phonetischen Aspekten der Sprache sind? Jede dieser Sichtweisen ist berechtigt: Phonetische Sprachwirklichkeit wird in der Schrift grafisch-systematisch ausgeprägt, zugleich ist das Schriftsystem durch extraphonetische Elemente angereichert. Allein schon für die sprachwissenschaftliche Forschung ist hier jenseits der Lautrelation die für das System der Schrift charakteristische Sichtbarmachung von syntaktischen, paradigmatischen, pragmatischen, historischen, lokalisierenden, stilistischen oder

---

Reihe Germanistische Linguistik 61, Tübingen 1985; Singer, Prinzipien (1984); Singer, Historische Graphetik (1984); Roland Harweg, Buchstabe und Graphem, in: Linguistische Berichte 13 (1971), S. 78-80; Aarni Penttillä, Zur Grundlagenforschung der geschriebenen Sprache, in: Acta societatis linguisticae Upsaliensis Nova series 2/2 (1970), S. 21-55; Wehde, Typographische Kultur (2000), S. 42ff.

<sup>493</sup> Feigs, Dekodierung (1986). Ausführlicher bei Feigs, Deskriptive Edition (1979).

<sup>494</sup> Hammarström, Linguistische Einheiten (1966), S. 51ff. Dabei sind Grafeme alle schriftlichen Realisierungen eines Phonems; ein Graf kann zugleich mehreren Grafemen angehören und aus mehreren Buchstaben bestehen; Typeme entsprechen ungefähr einem undifferenzierten Verständnis von „Buchstaben“; Type (!) sind fakultative Varianten (Buchstabenvarianten; teilweise ist die Rede auch von „Allotype“); freie Varianten sind konkrete handschriftliche Realisierungen einer Type.

<sup>495</sup> Peter Stokes, Modeling Medieval Handwriting - A New Approach to Digital Palaeography, in: Digital Humanities 2012, Abstracts zur Tagung.

<sup>496</sup> Siehe hier z.B. Ken Whistler u.a., Unicode Technical Report #17: Unicode Character Encoding Model, 2008, Online-Fassung: <<http://www.unicode.org/reports/tr17>>.

<sup>497</sup> Singer, Prinzipien (1984), S. 529 meint: „Die unübersichtliche Vielfalt der Termini kommt zustande, weil Abstraktionshöhe und Präzisierung auseinanderlaufen, so daß Sonderfälle jeweils neu definiert werden müssen.“

ideolektalen Informationen von Interesse.<sup>498</sup> Eine umfassende Theorie des Schriftsystems und des Kommunikationsraums der Dokumente müsste letztlich aus der Schnittmenge etlicher traditioneller Disziplinen bestehen und über diese hinausgehen. Unter (mit dem üblichen dreifachen Wortsinn der) *Aufhebung* der Perspektiven der Sprachwissenschaft, der Geschichte, der Kulturwissenschaft, der Medientheorie, der Kommunikationswissenschaft, der Semiotik oder der Kognitionspsychologie müsste die Frage, wie sich Sprechen *und* Denken (also „sprachorientiertes Denken“) unter bestimmten Bedingungen (Sprache, Zeit, Ort, Medium) in einer materiellen Form artikuliert, zu einer Theorie des Schreibens führen, die als „Dokumentologie“ die Prozesse der *Codierung* klärt und die Grundlage der Edition als *Recodierung* bildet.<sup>499</sup>

Wissenschaftshistorisch folgte der Konzentration auf die phonetisch-grafematische Relation von Sprache und Text eine textlinguistische Perspektive, die inzwischen von eher textwissenschaftlichen Ansätzen ergänzt wird. Für erweiterte sprachwissenschaftliche (insbesondere auch sprachhistorische) Fragestellungen war eine differenziertere Verzeichnung der Textphänomene erforderlich, allerdings ohne dass dies zu einer Rücknahme der traditionell dominierenden phonetischen Perspektive geführt hätte.<sup>500</sup> An dieser Unentschlossenheit krankte auch die Theoriebildung, die von den (abstrakten) Grafemen zwar zu den ausgeprägten „Buchstaben“ fortschritt und hier allerlei Varianz konstatierte, diese Varianz aber nicht systematisch fasste.<sup>501</sup> Ein solches Unterfangen konnte so lange nicht gelingen wie der Kommunikationsraum der Dokumente nicht heuristisch unter Absehung von seinen phonetischen Außenbezügen beleuchtet wurde.<sup>502</sup> Der Wunsch nach genauerer Dokumentation

<sup>498</sup> Nach Grubmüller, *Sprache* (1984), S. 205 war die deutsche Sprache nie 1:1 in Schrift abgebildet. Diese Relation bildet zwar den Kern der Schrift, wird aber häufig überlagert oder ganz außer Kraft gesetzt durch die Bemühungen zur Sichtbarmachung der genannten Informationsebenen.

<sup>499</sup> Einen frühen Ansatz in diese Richtung dokumentiert der Tagungsband *New Trends in Graphemics and Orthography*, hg. von Gerhard Augst, Berlin, New York (1986). Allerdings beschränken sich die Disziplinen hier im Wesentlichen auf Orthografie, Grafematik und Kognitionspsychologie.

<sup>500</sup> Siehe als Beispiel für differenzierende Untersuchungen Elvira Glaser, *Graphische Studien zum Schreibsprachwandel vom 13. bis 16. Jahrhundert*. Vergleich verschiedener Handschriften des Augsburger Stadtbuches. Germanische Bibliothek NF 3. Reihe. Heidelberg 1985.

<sup>501</sup> Dabei gibt es innerhalb der Grafematik durchaus Ansätze, die bei der Beschreibung der Phänomene zwischen der phonologischen und der skriptografischen Ebene trennen. Auf letzterer fehlt aber eine umfassende Systematik. Immer wieder wird der Bezug zur Sprache hergestellt, *bevor* die autonomen Teile des Systems der Schrift verzeichnet und analysiert sind. Zur Geschichte der Grafematik seit den 1930er Jahren und ihrer Autonomie innerhalb der Textanalyse siehe Piirainen, *Autonomie* (1986). Zu letzterem auch eine ganze Reihe von Beiträgen in *Probleme der geschriebenen Sprache*, Beiträge zur Schriftlinguistik auf dem XIV. Internationalen Linguistenkongress 1987 in Berlin, *Linguistische Studien*, Reihe A – Arbeitsberichte, hg. von Dieter Nerius und Gerhard Augst, Berlin 1988.

<sup>502</sup> Piirainen, *Autonomie* (1986) bietet eine übersichtliche Argumentation dazu, warum sich die Grafematik nicht auf die Phonetik zurückführen lässt. Einerseits ist dies funktional begründet: Hier geht es um Reichweite/Unabhängigkeit (Schrift muss räumlich und zeitlich unabhängig von konkreten Kom-



der Textphänomene entsprang immer bestimmten Fragestellungen, nicht aber einer umfassenden Theorie der Schrift auf der Ebene der Erscheinungsformen und Bildungsweisen der einzelnen Zeichen als Formenrepertoire (als plurisystemisches Artikulationsarsenal) eines bestimmten Dokuments. Auch neuere philologische Ansätze verfahren noch so. Franz Simmler<sup>503</sup> steht etwa für eine Entwicklung, die z.B. die „Makrostrukturen“ in Texten in den Blick nimmt, zu einem eigenständigen Forschungsgegenstand erhebt und folgerichtig deren Dokumentation in den Editionen fordert.<sup>504</sup> Dennoch spricht auch er ganz indifferent von „Grafen“ und versucht keine begriffliche Differenzierung oder Bestimmung dessen, was da eigentlich genau in den Editionen wiedergegeben werden sollte. Er verlangt damit eine Genauigkeit, deren definitorische Bestimmung er selbst nicht zu geben bereit ist.

Dabei ist eine genaue terminologische Bestimmung die Voraussetzung dafür, dass man überhaupt sagen kann, was in einer Edition eigentlich wiedergegeben werden soll und was nicht, bzw. bis zu welcher Differenzierungsstufe die Phänomene unter-

---

munikationssituationen sein), Bewahrbarkeit, Wiederholbarkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit. Andererseits lässt es sich historisch zeigen: z.B. wenn sich in der frühen Neuzeit die Schriftsprache von der gesprochenen Sprache immer mehr löst, oder wenn die Etablierung einer „Rechtschreibung“ ohne Bezug auf die Aussprache durchgeführt wird. Unter solchen Perspektiven bedeutet die Rückbeziehung von Schrift auf gesprochene Sprache (Recodierung in dieser Relation) nur einen unscharfen intermedialen und interlingualen Übersetzungsvorgang (von einer Sprache in eine andere) und eine Zerstörung eines spezifischen Kommunikationssystems (historisch-medial-gebundener Kommunikation) zugunsten eines anderen. Terminologiebildend sind sicher jene Ansätze hilfreich, die auch auf der begrifflichen Ebene eine klare Grenze zwischen der Ebene der (realen, aber abstrahierbaren) Schrift und der (idealisierten) Sprache ziehen, wie dies bereits Hammarström, *Linguistische Einheiten* (1966) gemacht hatte: Grafeme und Grafen gehören bei ihm zur Sprache, Typeme und Type zur Schrift.

<sup>503</sup> Ich beziehe mich hier auf Simmler, *Prinzipien* (1992), das ich als eine Art Zwischenfazit seines Ansatzes lese.

<sup>504</sup> Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 43ff und Simmler, *Makrostrukturen* (1985/86). Makrostrukturen in Texten sind „textinterne, aus Ausdrucks- und Inhaltsseite bestehende satzübergreifende Einheiten der *langue*, die gegenüber anderen satzübergreifenden Einheiten und hierarchisch gesehen kleineren Einheiten wie Satztypen eine distinktive Funktion besitzen [...], wobei sich je nach extern gewähltem Medium von Handschrift, Typoskript oder Druck verschiedene Realisierungsformen ergeben können“ (Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 44) – nach Simmler, *Makrostrukturen* (1985/86), S. 213f (dort auch zu anderen Makrostruktur-Begriffen und weiterer Literatur). Simmler, *Prinzipien* (1992) nennt als Beispiele für Makrostrukturen: Initiatoren, Terminatoren, Kapitel, Absätze, Abschnitte; Besch, *Edition* (1976), S. 407 ergänzt: Rubrizierung, Absatztechnik, Zeilenanfang, Zeilenende, Majuskelerwendung; ich möchte noch an Überschriften, Verweiszeichen oder Capitula-Zeichen (ⓧ) erinnern. Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 44f bringt mit der Analyse von Johannes Bolte (Hg.), *Die schöne Magelone*, aus dem französischen übersetzt von Veit Warbeck 1527, Nach der Originalhandschrift hg. von Johannes Bolte, Weimar 1894, auch ein Beispiel für die Bedeutung der Makrostrukturen für das richtige Verständnis der Dokumente (und damit ggf. des Autors!). Das Phänomen selbst ist lange bekannt; allein der Begriff der Makrostruktur und der Nachdruck, mit dem seine Berücksichtigung gefordert wird, ist neu. Aus den 1970er Jahren siehe z.B. Rainer Kohlmayer, *Textgliederung als Rezeptionssteuerung in Handschrift und Edition. Eine formkritische Fallstudie am Beispiel des ‚Wilhelm von Wenden‘ Ulrichs von Etzenbach*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 5, Heft 19/20 (1975), S. 43-56.

schieden und wie sie abgebildet werden sollen. Beim Schlagwort der „Buchstabentreue“ bleibt sonst z.B. unklar, ob damit die Erscheinungsweise, die Ausformung, die Bildungsweise, die intendierten Zeichen, die dahinter stehenden gedachten Elemente eines Alphabets oder anderes gemeint ist. Oft wird den in hohem Maße normierten „Editionstexten“ ja das Konzept der „diplomatischen Abschrift“ gegenübergestellt.<sup>505</sup> Aber auch hierzu lässt sich nicht leicht eine Angabe finden, was damit *genau* gemeint sein soll: beinhaltet sie die Bewahrung der Makrostrukturen? Soll die grafische „Form“ der Zeichen (z.B. ein sogenanntes „geschwänztes z“<sup>506</sup>) beibehalten werden? Sind positionelle Buchstabenvarianten beizubehalten? Muss die Höhe eines Punktes (als Satzzeichen) dokumentiert werden? Will man hier nicht alle möglichen Problemfälle einzeln diskutieren, dann braucht man eine systematische Terminologie, mit der man jene Ebenen bestimmen kann, auf der der Befund entweder systematisiert (also recodiert und standardisiert) oder differenziert dokumentiert werden soll.<sup>507</sup>

*Transkription und Epistemologie.* Letztlich ist Edition und die ihr zugrunde liegende Transkription immer ein Prozess der Decodierung und Recodierung. Dies impliziert die Setzung eines bestimmten Zielcodes, eines Zielzeichenraums, der sich aus einer bestimmten Perspektive und einer bestimmten Wahrnehmungsdifferenzierung ergibt.<sup>508</sup> Gemeinsam mit Relevanzabschätzungen und traditionell

<sup>505</sup> Dietrich Germann, Zur Erläuterung einiger editorischer Begriffe, in: *Forschungen und Fortschritte* 38/3 (1964), S. 84f: unterscheidet z.B. zwischen grafischem Befund, diplomatischem Befund und Textbefund. Das ist insofern interessant, als dass es verschiedene Transformationslevel unterscheidet und terminologisch zu fassen versucht.

<sup>506</sup> Auch hier kann aber wieder diskutiert werden, ob es sich wirklich nur um ein grafisches Phänomen handelt oder die Form noch auf das Herkommen von einer t-s-Ligatur verweist, wobei dann – je nach Fragestellung – die „Normalisierung“ eine relevante Information bewahren oder vernichten würde.

<sup>507</sup> Dieses Problem besteht von Anfang an und auf jeder Zielebene. Selbst bei der phonetischen Ausrichtung der Editionstexte war für Recodierung/Regulierung kein sicherer Grund zu gewinnen. Besch, *Editionsprinzipien* (1994), S. 479: „Ich zitiere eine letzte Anweisung aus diesen Editionsgrundsätzen [Melanchthons Briefwechsel: kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hg. von Heinz Scheible, Bd. 1, Stuttgart 1977, S. 38], die jedes Germanistenherz ob der impliziten Verantwortung erschauern lässt: ‚unverändert bleibt alles, was eine phonologische Relevanz haben kann‘ (S. 38). Ein kühnes Wort angesichts der vielfältigen Brechungsverhältnisse von Zeichen und Laut!“. Das Gleiche gilt dann erneut für die sprachwissenschaftliche Ausrichtung, wie sie von Simmler, *Prinzipien* (1992) gefordert wird: Wenn er (S. 78) die genaue Verzeichnung aller Grafe verlangt (denn: „keine Graphe ohne grammatische Relevanz“), dann ist auch dies ein unvollständiges (unausführbares) Programm, solange diese Grafe nicht genauer definiert werden.

<sup>508</sup> Der Zielzeichenraum entfernt sich außerdem von dem historischen Zeichenraum und nähert sich immer dem aktuellen Standardzeichenraum als dem am besten unterstützten Instrumentarium an. In diesem Sinne ist auch „eine buchstabengetreue, ‚diplomatische‘ Wiedergabe der Textvorlage [...] ein unerreichbares Phantom. Die Übertragung einer Handschrift des 16. Jahrhunderts mit ihren Kürzeln und zufälligen Inkonsequenzen in einen maschinell hergestellten Druck des 20. Jahrhunderts geht niemals ohne Eingriffe und Glättungen vonstatten.“ (Melanchthons Briefwechsel: kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hg. von Heinz Scheible, Bd. 1, Stuttgart 1977, S. 35). „Eingriffe“ und „Glättungen“ stehen dabei für den Prozess der Recodierung in einem anderen Zielzeichenraum.

habituellen Präkonfigurationen<sup>509</sup> sind es vor allem die Fragerichtungen, die der zu verwendenden Methode Richtung und Maß geben. Es gibt selbst unter den Philologen solche, die von „orthografisch irrelevanten Varianten“ reden, welche nicht berücksichtigt werden sollten.<sup>510</sup> Auf der anderen Seite würde eine genaue Nachbildung der grafischen Individualität der Zeichen die synthetisierend vorarbeitende Funktion der Transkription erschlagen: Ohne ein Mindestmaß an Systematisierung sind systematische Verwertungen ausgeschlossen. Transkription ist ein Spiegel diffundierenden Problembewusstseins.<sup>511</sup> Dahinter steht letztlich ein eminent epistemologisches Problem: Ich muss wissen, was ich erforschen will, um zu wissen, was ich sehen, was ich als Phänomen (an-)erkennen will und als Gesehenes dann zur Grundlage weiterer Forschung mache. Die Forderung, *alles* zu dokumentieren, *alle* Befunde abzubilden, ist – abgesehen von einer Deutung als rein grafischer Abbildung, die unter systematischen Auswertungsaspekten *nutzlos* ist, in diesem Sinne *sinnlos*. Jeder Befund ist ein gedeuteter Befund<sup>512</sup> und für die

---

<sup>509</sup> Oben wurde bereits auf den erstaunlich geringen Widerstand hingewiesen, der der Wiedergabe der e-caudata entgegengesetzt wurde. Ein interessanter Vergleichsfall sind die alternativen s-Formen in mittelalterlichen/neuzeitlichen deutschen Handschriften (f und s) bzw. die Sigma-Formen in der griechischen Minuskelschrift (σ und ς), die sich beide exakt dem gleichen (positionellen) Differenzierungskriterium (zur „positionellen Variation“ siehe Hammarström, *Linguistische Einheiten* (1966), S. 55) verdanken (Wortbinnenraum vs. Wortende). Während es für die deutschen Texte aber einen ungebrochenen Widerstand gegen diese Differenzierung gibt, würde niemand auf die Idee kommen, im Griechischen eine Vereinheitlichung vorzunehmen.

<sup>510</sup> Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 42 berichtet von Ansätzen, bei denen von grammatisch relevanten und orthografisch irrelevanten Varianten geredet wird.

<sup>511</sup> „Buchstabentreue vor Lauttreue“, „Graphem vor Phonem“ ist ein solcher Schlachtruf, der sich erst verbreiten musste, um Wirkung zu zeigen. Das Gleiche wird vielleicht für die von Simmler, *Prinzipien* (1992) geforderten originalen Makrostrukturen gelten. Erst wenn sie *terminologisch gefasst* und als *Problem* anerkannt sind, können sie auch in der Edition berücksichtigt werden – bis heute ist die Absatzgestaltung nach modernem Verständnis und Gefühl (!) selbst in sonst „buchstabentreuen“ Ausgaben vor allem deshalb noch selbstverständlich, weil das Problem nicht allgemein als solches anerkannt ist. Die Differenz von *erkennen* und *anerkennen* beschreibt dabei den Faktor der Relevanz. In seinem systematischen Ansatz spricht Hammarström, *Linguistische Einheiten* (1966) oft davon, etwas sei „von geringem Interesse“ – hier werden Differenzierungen markiert, die zwar *gemacht*, aber nach Möglichkeit ausgeblendet, also nicht *realisiert* werden sollen.

<sup>512</sup> Zu diesem Befund kommt auch Kranich-Hofbauer, *Edition* (1994), S. 297: „Jegliche Normalisierung ist, ob unter allgemein textpragmatischem Aspekt oder aus speziell sprachwissenschaftlicher Sicht, wie ich meine, als Informationsverlust und als Enthistorisierung des Überlieferten zu beurteilen. Edition soll nach meinem Verständnis bewußt Dokumentation unter weitestgehendem Verzicht auf Interpretation sein. Die Edition soll alle Informationen über den Befund der Vorlage in einer Form anbieten, die es dem Benutzer ermöglicht, sich unabhängig vom Herausgeber ein Urteil zu bilden. Dieses idealtypische Wollen kann und soll natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch in einer ‚dokumentarischen Edition‘ der Herausgeber Entscheidungen treffen muß, denn ‚jede Art der Darstellung eines handschriftlichen Befundes im Druck ist immer schon (...) gedeuteter Befund“ (hier zitiert sie Tarot, *Editionsprinzipien* (1984), S. 706).

Deutung muss innerhalb eines textologisch-dokumentologischen<sup>513</sup> Systems eine präzise Handlungsanweisung gegeben werden.<sup>514</sup> Dass es diese nicht gibt, aufgrund jener fehlenden systematischen Terminologie nicht geben kann, verdankt sich der lange dominierenden Sicht der Sprachwissenschaft auf die Schrift als *Nebensystem* der gesprochenen Sprache.<sup>515</sup> Als Beitrag zur Systematisierung und Begriffsbildung werden diese Probleme weiter unten erneut aufgegriffen. Hier sei nur noch auf eine häufig verwendete Metapher hingewiesen, die den Prozess der Informationsreco-dierung verständlich macht: Wenn wir die Dokumente als Informationssystem auffassen, dessen „Klang“ sich sowohl aus den intendierten „Inhalten“ als auch aus den historischen und medialen Bedingungen des Kommunikationssystems Schrift ergibt, dann bilden unsere Fragestellungen und Erwartungshaltungen einen Empfänger, der bestimmte Signale des Senders als „Signal“ und als „Nachricht“ aufnimmt und alles andere als „Noise“, als Hintergrundlärm, als „Rauschen“ ausblendet. Mit der Veränderung unserer Fragestellungen und Wahrnehmungserwartungen verändert sich dann auch, was jeweils als Information aufgenommen und was als Rauschen unterdrückt wird. Was dem einen Lärm ist, ist dem anderen eine Melodie!

*Konsequenzen für die Editionspraxis.* Die entwickelte sprachwissenschaftliche Perspektive konnte nicht ohne Auswirkungen auf editorische Grundhaltungen bleiben.

<sup>513</sup> Zum Begriff: Textologie wird zuweilen als – an der Materialität der Dokumente orientierter – Gegenbegriff zu einer Editionsphilologie verstanden, die noch primär auf hermeneutisches Verstehen und (Herstellung von) Sinnkohärenz der Texte ausgerichtet ist (siehe z.B. Graber, Autortext (1998), S. 26ff, der Textologie-Begriff S. 29f). In einem weiteren Schritt weg von den „Inhalten“ (dem „Sinn“ als Grundlage, nicht als Produkt von Texten) und hin zu den medialen Prädispositionen materiell gebundener Texte schlage ich zusätzlich den Begriff „Dokumentologie“ vor.

<sup>514</sup> Wolf, Abhängigkeit (1994), S. 351 versucht aus sprachwissenschaftlicher Sicht die Terminologie von Hammarström anzuwenden und schlägt eine Grenzziehung der Wiedergabe vor, die rein typematische Erscheinungen nicht berücksichtigen soll. Allerdings lässt sich sein Vorschlag auch nicht in eindeutige konkrete Anweisungen übersetzen, zumal der Begriff der (Allo-)Grafe, den er als Grenzbestimmung benutzt, unbestimmt bleibt: „Wir sollten uns die Unterscheidung zwischen 'Typem' und 'Graphem', die Göran Hammarström [Linguistische Einheiten (1966)] vorgeschlagen hat, gerade im Zusammenhang mit dem Edieren zu eigen machen. 'Typem' ist ein Konstrukt, das 'eine Identifizierung der Buchstaben' erlaubt, 'Buchstabenvarianten' werden von Hammarström 'Type' genannt. Und 'Typemrepräsentanten oder eine Kombination von Typemrepräsentanten, die ein Phonem bezeichnen', nennt Hammarström 'Graph', wobei dann 'die Klasse von Graphen, die dasselbe Phonem bezeichnen, 'Graphem' genannt wird. Diese sehr klare Terminologie legt es nahe, in erster Linie Grapheme und (Allo-)Graphe in einer Edition zu berücksichtigen. Es ist sicherlich überflüssig, das geschwänzte z in moderne Ausgaben einzuführen, wie es mancherorts getan wird, nur weil die moderne Technik so etwas ermöglicht. Schließlich ist noch kein Editor auf die Idee gekommen, zwischen ein- und doppelstöckigem a zu unterscheiden oder die verschiedenen r-Typen nachzuzahlen. [...] Eine moderne Edition zu machen, heißt ja auch, moderne Lettern zu verwenden, und nicht eine kleine Auswahl mittelalterlicher Buchstabenformen aus antiquarischem Interesse nachzubilden.“

<sup>515</sup> So u.a. Hammarström, Linguistische Einheiten (1966), S. 51: „Einer der oft wiederholten Grundsätze der modernen Linguistik ist der Vorrang, den die gesprochene Sprache vor der Schriftsprache einnimmt“ (Danach ist Sprache ein System audio-lingualer Symbole, nicht geschriebener Symbole, und ist die Schriftsprache der gesprochenen Sprache untergeordnet).

Literaturwissenschaftlich zentrale Konzepte wie *Werk* und *Autor* treten hier zugunsten der *Dokumente* und ihrer Varianten zurück. Der Suche nach dem „besten Text“, die auch von der besten Überlieferung ausgehen musste, wird die prinzipielle Gleichwertigkeit aller Dokumente als je spezifischen Zeugen gegenübergestellt – Zeugen nicht einer teleologischen Werkrekonstruktion, sondern historischer Sprachwirklichkeiten.<sup>516</sup> Mischtexte und selektive Variantenverzeichnung scheidet dann völlig aus. Die verbreitete Praxis, *bloß orthografische Abweichungen* zu ignorieren, ist der Tod der historischen Sprachwissenschaft, denn die vermeintlichen Orthographica sind ja gerade ihre Grundlage. Statt autornaher Texte braucht sie varietätnahe Texte – selbst dann, wenn sie nur phonologisch und nicht textlinguistisch orientiert ist: Denn auch hier braucht man die grafematischen Befunde als Indizien für phonetische Entschlüsselungen.<sup>517</sup> Aber wie sollte man diese Forderungen realisieren? Wie sollte man Differenzen in der Bildungsweise der Zeichen, in der Interpunktion, in den Makrostrukturen in einem auf Wörter und Stellen bezogenen Variantenapparat darstellen?<sup>518</sup> Wenn man wirklich *alle* Befunde (was auch immer damit gemeint wäre) in ihrer Varietät abbilden wollte, dann würde dies die Apparate nicht nur in technischer, sondern auch in quantitativer Hinsicht sprengen. Dann bliebe als (Teil-)Lösung nur noch der Druck von Synopsen ausgewählter Textzeugen. Andererseits könnte eine konsequente Variantenverzeichnung wenigstens auf orthografischem Niveau (unter Verzicht auf die genaue Wiedergabe von Interpunktion und Makrostrukturen) die Editionstexte selbst von strikten Vorgaben entlasten und eine wertvolle Vorarbeit für sprachwissenschaftliche Forschungen sein, da sie ja eine gewissermaßen lemaorientierte Vorverarbeitung der verschiedenen Textzeugen leistete.<sup>519</sup>

<sup>516</sup> Diese Sicht sehr klar bei Wolf, *Abhängigkeit* (1994), S. 349: „Insgesamt kann gesagt werden, daß zuvörderst, wengleich nicht ausschließlich, das von (sprach)historischem Interesse ist, was geschichtlich gewirkt hat. [...] Wir müssen heute bei unserer Arbeit [...] davon ausgehen, daß ein mittelalterlicher Text in erster Linie kein Original war, das es heute zu rekonstruieren gilt, sondern viel mehr ein Aktualisierungsangebot an die Rezipienten. Und Aktualisierung meint zu dieser Zeit nicht zuletzt auch die sprachliche Aktualisierung, die Anpassung der Sprache des Textes an Ort und Zeit der Rezeption. Wenn wir diese Tatsache verschweigen oder sogar verfälschen, wie das ein großer Teil der Ausgaben mittelhochdeutscher Texte und die gängigen mittelhochdeutschen Grammatiken tun [Hierzu verweist er auf Wolf, *Mittelhochdeutsch* (1989)], dann verfälschen wir auch ganz wesentlich das Bild von der mittelhochdeutschen Sprachwirklichkeit“. Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 39: Für den Sprachhistoriker haben „alle synchron vorhandenen Textzeugen den gleichen Wert“.

<sup>517</sup> Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 86ff mit konkreten Beispielen.

<sup>518</sup> Zum Realisierungs- und Differenzierungsdilemma Besch, *Edition* (1976), S. 398ff. Wie sollte man z.B. grammatisch relevante Varianten von bloß orthografisch relevanten Varianten unterscheiden? „Daß der Variantenapparat unter Umständen unverhältnismäßig belastet wird“, wenn man alle Abweichungen dokumentiert, veranlasst ihn zum Vorschlag einer Vermittlungsposition: Man möge bei breiter Überlieferung nur „Sinn- und Syntaxvarianten“ geben – womit das Problem sicher nicht gelöst ist, weil man darüber streiten müsste, was Syntaxvarianten denn überhaupt sein sollen!

<sup>519</sup> Wenn wenigstens die Apparate genau wären, dann bliebe für den Editionstext jede Freiheit der Normalisierung oder Neukonstitution. Vielen Sprachwissenschaftlern (z.B. den Lexikografen) würden

Die Diskussion um sprachwissenschaftlich genaue und vollständig verzeichnende Apparate ist eher akademischer Natur; viel wäre schon dann erreicht, wenn wenigstens der Editionstext, der auf keinen Fall aus verschiedenen Zeugen zusammengesetzt oder übermäßig emendiert sein dürfte, den sprachlichen Charakter *eines realen* Zeugen zuverlässig – und damit auswertbar – wiedergeben würde. Aber das ist in der Regel nicht der Fall. Die Bedürfnisse der historischen Sprachwissenschaft werden kaum einmal berücksichtigt. Gering ist die Zahl explizit sprachhistorischer Editionen.<sup>520</sup> Zuweilen bleibt der Sprachwissenschaft sogar nichts anderes übrig, als für die Beantwortung bestimmter Fragestellungen – die durch nicht breit genug angelegte Editionen geradezu gehemmt werden – bereits ediertes Material noch einmal aufzuarbeiten.<sup>521</sup> Dabei verweisen Doppelausgaben auf das endgültige Scheitern des eigentlichen Grundanspruches von Editionen: für möglichst viele Fragestellungen nutzbar zu sein und einen Rückgriff auf die Dokumente überflüssig zu machen. Für die Methodologie der Edition stellt sich hier die Frage nach dem grundsätzlichen Auseinandertreten von Sprach- und Literaturwissenschaft. Bräuchte man am Ende zwei getrennte Editionsschulen? Die Sprachwissenschaft hat die vollständige Integration ihrer Forderungen in das übergreifende Verständnis von Edition immer gefordert.<sup>522</sup> Auf der anderen Seite gibt es literaturwissenschaftliche Positionen, die eine Berücksichtigung sprachwissenschaftlicher Vorstellungen prinzipiell ablehnen.<sup>523</sup> Doch scheint sich diese Haltung nicht durchzusetzen. Vielmehr deutet

---

die reinen Apparate ausreichen. Siehe z.B. Antony, *Edition und Lexikographie* (1981). Zum Verhältnis der Sprachwissenschaft zu den verschiedenen Konzepten von Apparaten auch Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 93ff.

<sup>520</sup> Einige Beispiele: Iglauer *Bergrecht* (1980), *Stadtrechtsbuch Sillein* (1972) [Layout- und zeilentreu, majuskeltreu, s-differenziert, Initialen systematisiert, Diakritika systematisiert (übergeschriebenes e), sichere Abkürzungen kenntlich aufgelöst, unsichere Nasalkürzung typografisch nachgebildet], *Stadtbuch von Karpfen* (1977), Sture Allén, *Grafematisk analys som grundval foer textedering, med saerskild haensyn till Johan Ekeblads brev till brodern Claes Ekeblad 1639-1655*, Stockholm 1965.

<sup>521</sup> Claudine Moulin, *Majuskelgebrauch* (1990) musste für ihre Untersuchung der Groß-/Kleinschreibung konstatieren: „Eine zusammenhängende Darstellung ist bisher nicht erfolgt, was nicht zuletzt auf das Fehlen einschlägiger, den sprachwissenschaftlichen Bedürfnissen entsprechender Editionen zurückzuführen ist“ (S. 2). Obwohl ihr Korpus bereits in „Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe, Abteilung Briefe, I-XVIII, Weimar 1930-1985“ vorlag, musste sie eine erneute Transkription und Edition vornehmen, weil in der „kritischen“ Ausgabe die Makrostrukturen (Absatzenteilung und Zeilenwechsel), die Orthografie, die Interpunktion und die Groß-/Kleinschreibung normalisiert worden waren. Man beachte, dass es natürlich für die Untersuchung des Majuskelgebrauchs *nicht* ausreicht, nur die Groß-/Kleinschreibung zu bewahren, weil man das zugrunde liegende System ja in Bezug zu den anderen textlinguistischen Parametern (semantische und syntaktische Strukturen, Satzbau, Orthografie etc.) entschlüsseln will.

<sup>522</sup> Siehe oben S. 147f mit den anhängenden Fußnoten.

<sup>523</sup> So wehrt sich z.B. Roloff, *Relevanz* (1992), S. 2-14, gegen die „enormen Materialhalden“ (S. 3), die sprachlichen Varianten der Editionen. Er will nur Autorvarianten, nicht aber Überlieferungsvarianten verzeichnet wissen. Den Vorrang des literarischen Blicks, der eingreifenden Kritik, der Textkonstruktion verteidigen auch Schröder, *Editionsprinzipien* (1984), S. 686f, Strelka, *Edition* (1987) und Polheim,

sich an, dass eine gemeinsame Grundhaltung aller philologischen Editionskonzepte gewahrt werden kann. Die sprachwissenschaftliche Forderung nach historisch originalen, vorlagentreuen Editionstexten konvergiert mit weiteren Entwicklungen, die aus der Ablehnung von Mischtexten und übermäßigen Dehistorisierungen durch die Editoren in eine ähnliche Richtung zielen. Neuere literaturwissenschaftliche Vorstellungen treffen sich mit sprachhistorischen Grundeinstellungen darin, dass die historische Faktizität der überlieferten Dokumente unbedingt anzuerkennen sei und die Grundlage aller Editionen bilden müsse.<sup>524</sup> Die Konvergenz reicht dabei bis zu jenen „Kleinigkeiten“, die man früher als belanglose Schreibermarotten und deren Verzeichnung man als bloß antiquarische Detailhuberei gewertet hatte. Die Ablehnung der Normalisierung entspricht dem Wunsch nach weniger Subjektivismus in der Edition. Und die Berücksichtigung der originalen Interpunktion und der Makrostrukturen sind nicht nur sprachwissenschaftlich interessant: Aus literarischer Sicht kann ihre Veränderung unter Umständen auch eine Entfernung vom Autorwillen bedeuten.<sup>525</sup>

### *Copy-Text-Theorie*

*Sonderentwicklungen in England und den USA.* Im angelsächsischen Raum galt das editorische Interesse zunächst vor allem dem 17./18. Jh. als dem „goldenen Zeitalter“ der englischen Literatur, mit Shakespeare als zentralem Ausgangspunkt und Testfall aller editorischen Verfahren.<sup>526</sup> Auch in Deutschland standen die Ausgaben der Nationalschriftsteller des 18./19. Jh. lange im Mittelpunkt des Interesses und provozierten breite editionstheoretische Debatten. Dennoch ist hier ein wesentlicher Unterschied zu beobachten und für die allgemeine Methodenentwicklung in Umrissen zu skizzieren. Im angelsächsischen Kulturraum hat die Hinwendung zu spezifischen Materialien eine eigene Editions-methode – oder zumindest ein neues Paradigma –

---

Textkritik (1985). Für die orthografische Ausglei-chung und die Nicht-Beachtung ihrer Varianz noch Woesler, Normalisierung (1986), was von Simmler, Prinzipien (1992) scharf kritisiert wird, weil die unscharfe Bestimmung des „lediglich orthographischen“ dem Subjektivismus Tür und Tor öffnen würde.

<sup>524</sup> Über die grundsätzliche Konvergenz z.B. Simmler, Prinzipien (1992), S. 37f.

<sup>525</sup> Simmler, Prinzipien (1992), S. 46. Es ist nicht einzusehen, warum bei modernen Autoren die Makrostrukturen und die Interpunktion als unantastbarer Ausdruck von individueller Autorschaft gewertet werden, bei Dokumenten aus früheren Zeiten aber nicht.

<sup>526</sup> Als Kontrapunkt könnten die Werke von James Joyce die Geschichte der angelsächsischen Editions-theorie und -praxis ergänzen. Eine ansatzweise Beschreibung in diesem Sinne (beider Autoren) bei Kanzog, Einführung (1991), S. 64ff. Eine nicht mehr ganz neue Sicht auf die Editionsprobleme bei Shakespeare aus deutscher Perspektive: Jürgen Schäfer, Die Krise der Shakespeare-Edition, Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg, hg. von Josef Becker und Rolf Bergmann, München 1975. Für die USA nennt Boydston, Standards (1994), S. 21f als Grundlagen der amerikanischen Editionsmodelle (1.) die amerikanische Literatur des 19. Jh. und (2.) die persönlichen Papiere herausragender Bürger.

hervorgebracht,<sup>527</sup> ein editorisches Verfahren, das sich teilweise deutlich von den Ansätzen im kontinentalen Europa unterscheidet. Die Verfahren der Altphilologie und die Lachmannsche Methode wurden zwar wahrgenommen und adaptiert, paradigmatisch waren aber andere Grundvorstellungen, die sich aus den besonderen Bedingungen gedruckter Literatur der Neuzeit (und den Autor-Manuskripten als Vorstufen) und nicht aus denen verllorener Urtexte und handschriftlicher Überlieferung ergaben. Deshalb konnten von Anfang an Rekonstruktionsversuche *jenseits* der Überlieferung eine geringere Rolle spielen. Die Neukonstitution und Etablierung des „besten Textes“ als Mischtext aus den Dokumenten (hier: den verfügbaren Drucken) wurde allerdings auch hier vollzogen, ohne dass man dies schon als altphilologisches Relikt ansehen müsste.<sup>528</sup>

*Kritische und analytische Druckforschung.* Eine Edition der Werke Shakespeares konnte nur auf der Grundlage der genauen Sichtung und Vergleichung aller frühen Druckausgaben erfolgen. Zunächst in England entwickelte sich deshalb die „kritische Bibliografie“ zu einer eigenständigen Methode. Diese könnte man aus systematischer Sicht durchaus als Gegenstück zur Lachmannschen Recensio auffassen, ging es doch auch hier um die präzise Erfassung aller relevanten „Zeugen“ und um die Bestimmung von Entstehungszeit, Entstehungsort und Entstehungsbedingungen.<sup>529</sup>

<sup>527</sup> Mathijsen, Naar de letter (1995), S. 163 spricht von „een nieuw paradigma in de editietheorie“.

<sup>528</sup> Ich stimme weder Waltraut Hagen, *Ausgabetypen* (1988), S. 40 („die Konstitution eines Mischtextes aus verschiedenen Entwicklungsstufen des Werkes [war] eine Praxis, bei der man berechnete Verfahrensweisen der Edition antiker oder mittelalterlicher Werke fälschlich auf die andersgearteten Bedingungen bei der Edition von Werken neuerer Autoren übertrug“) noch Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 187ff (sie sieht die angloamerikanische Textkritik deshalb in Nähe zur Altphilologie, weil sie immer noch den idealen Text anstreben würde) zu. Eher würde ich hinter den Verfahren in Alt- und Neuphilologie eine gemeinsame (zeittypische) Grundhaltung sehen: den Wunsch, einen finalen, kanonischen (verbindlichen) Text zu konstituieren, der seine wissenschaftliche Fundierung dadurch ausweist, dass er alle verfügbaren Zeugen zumindest in Rechnung stellt. Ein verstärkender Einfluss der bereits etablierten altphilologischen Methode muss damit nicht ausgeschlossen sein. Nur scheint mir die grundsätzliche Haltung damals so selbstverständlich gewesen zu sein, dass man sie wahrscheinlich auch ohne die Vorbilder der Editionen antiker Schriftsteller eingenommen hätte. Immerhin verdankt sie sich vor allem einem bestimmten Begriff von „Autor“ und „Werk“ und muss deshalb nicht von einem spezifischen Editionsbezug entliehen werden.

<sup>529</sup> Die Verfahren einer „kritischen Bibliografie“ wurde natürlich auch für gleichartige Probleme in Europa genutzt – in Deutschland z.B. für die sogenannten „Nationalschriftsteller“ des 18./19. Jh. Im angelsächsischen Raum aber „standen analytische Untersuchungen von Drucken in enger[er] Beziehung zu Editionen“ und hatten einen ungleich höheren Einfluss auf die Methodenentwicklung. Die vergleichende Perspektive z.B. bei Kanzog, *Einführung* (1991), S. 69-81 (das Zitat S. 71). Für die Entwicklung in Deutschland sei nur auf ein sehr frühes spezialisiertes Werk und eine spätere allgemeine Arbeit verwiesen, die Druckforschung und Textkritik in Beziehung setzten: Wilhelm Kurrelmeyer, *Die Doppeldrucke in ihrer Bedeutung für die Textgeschichte von Wielands Werken, Abhandlungen der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1913, Phil.-hist. Classe Nr. 7, Berlin 1913*; Martin Boghart, *Analytische Druckforschung, Ein methodischer Beitrag zu Buchkunde und Textkritik, Hamburg 1977*.



In der weiteren Entwicklung wurde die „critical bibliography“ dann in England und den USA zur „analytical bibliography“, manchmal auch „textual bibliography“<sup>530</sup> ausgebaut.<sup>531</sup> Hierbei handelt es sich im Grunde um textkritische Verfahren: man wollte aus den vorhandenen „korrupten“ Drucken den besten Text ermitteln und musste deshalb Kriterien entwickeln, mit denen man (z.B. mittels bestimmter Kollationsverfahren) die gegenseitige Abhängigkeit der Ausgaben und die Entstehung von Fehlern und Veränderungen erhellen und die jeweiligen Varianten bewertbar machen konnte.<sup>532</sup> Zur analytischen Druckforschung trat noch die analytische Handschriftenforschung für jene Fälle, in denen neben den Drucken auch die Manuskripte der Schriftsteller erhalten geblieben waren.<sup>533</sup> Insgesamt zielten die Verfahren auf die produktionsspezifischen Bedingungen der gedruckten Texte und auf die Rekonstruktion des Übergangs der Texte vom Autor zur schließlichen Druckfassung.

*Begründung der Copy-Text-Schule durch Greg und Bowers.* Als Grundlegung der „Copy-Text-Theorie“ im engeren Sinne gilt Walter Wilson Gregs „The Rationale of Copy-Text“ von 1950.<sup>534</sup> Dieser Ansatz ist dann vor allem von Fredson Bowers mit einer Reihe theoretischer Beiträge ausgebaut worden<sup>535</sup> und wird deshalb als „Greg-Bowers-Schule“ bezeichnet – auch wenn noch andere zur Entwicklung der Methode beigetragen haben.<sup>536</sup> Die Idee vom Copy-Text erlangte besonders in den USA

<sup>530</sup> Die Unterscheidung zwischen „analytical bibliography“ (buchkundliche Analyse) und „textual bibliography“ machte z.B. Bowers: Fredson T. Bowers, *Bibliography and Textual Criticism*, Oxford 1964 und Fredson T. Bowers, *Textual and Literary Criticism*, Cambridge 1959, <sup>2</sup>1966.

<sup>531</sup> Zu den „bibliografischen“ (= druckkundlichen) Verfahren als Grundlage der Copy-Text-Theorie siehe insgesamt z.B. (knapp) Kanzog, *Einführung* (1991), 60ff oder (ausführlicher) Verkrujjsse, *Schwierig* (2000) oder Mathijsen, *Naar de letter* (1995), S. 171-243. Als Originaltext zur Etablierung der Methode siehe u.a. Ronald B. McKerrow, *Prolegomena for the Oxford Shakespeare, A Study in Editorial Method*, Oxford 1939.

<sup>532</sup> Die bibliografische Forschung als Gegensatz und Ergänzung zur rein sprachlichen Analyse der Texte ist z.B. in den USA deshalb auch als Kernstück der Textkritik aufgefasst worden. McGann, *Critical Editing* (1991), S. 17: „This distinction, between a work’s bibliographical and its linguistic codes, is fundamentally important for textual criticism, and hence for critical editing. Without making and implementing the distinction in detailed ways, textual critics cannot fully elucidate – cannot analyze – the lines of materials which descend to them“.

<sup>533</sup> Diese wurde dann ebenfalls auch in Europa angewandt. Siehe exemplarisch Marianne Bockelkamp, *Analytische Forschungen zu Handschriften des 19. Jahrhunderts, Am Beispiel der Heine-Handschriften der Bibliothèque Nationale Paris*, Hamburg 1982.

<sup>534</sup> Greg, *Rationale* (1950/51). Überarbeitete Fassung 1966, Wiederabdruck 1970.

<sup>535</sup> Insbesondere Fredson Bowers, *Current Theories of Copy-Text, with an Illustration from Dryden*, in: *Modern Philology* 48 (1950/51), S. 12-20; Fredson Bowers, *Established Texts and Definitive Editions of Nineteenth-Century American Authors*, in: *Philological Quarterly* 41 (1962), S. 1-17; Fredson Bowers, *Some Principles for Scholarly Editions of Nineteenth-Century American Authors*, in: *Studies in Bibliography* 17 (1964), S. 223-228; Fredson Bowers, *Multiple Authority: New Problems and Concepts of Copy-Text*, in: *The Library* 5<sup>th</sup> series 27 (1972), S. 81-115; Fredson Bowers, *Essays* (1975) und Fredson Bowers, *Greg’s Rationale* (1978).

<sup>536</sup> Zu nennen sind hier vor allem die Beiträge von G. Thomas Tanselle und James Thorpe (besonders: „Principles of Textual Criticism“, San Marino 1972).

schnell eine methodische Vorrangstellung bei der Edition moderner Schriftsteller, was auf zwei Gründe zurückzuführen ist: Zum einen beherrschte sie eine erstaunlich breite und produktive theoretische Debatte,<sup>537</sup> zum anderen gelang bereits 1963 mit der Gründung des „Center for Editions of American Authors“ (CEAA) eine institutionelle Verfestigung.<sup>538</sup> Dessen Ziel, für „definitive editions“ zu sorgen, die Publikation einer praktischen Handlungsanweisung, des „Statement of Editorial Principles and Procedures“<sup>539</sup> (1967) und die Vergabe von „Gütesiegeln“ (Prüfsiegel: „An Approved Text“) durch das CEAA verstärkten dann noch die normierende Kraft des Verfahrens.<sup>540</sup>

*Konzeptionelle Fundamente.* Grundgedanke des Ansatzes ist die Idee, dass der Autor mit der Abgabe seines Manuskripts an den Verleger zunehmend die Kontrolle über seinen Text verliert. Innerhalb der Produktionsprozesse werde der Text durch menschliche und technische Eingriffe zunehmend korruptiert: Verleger, Lektoren, Setzer erhöhten durch Eingriffe die Distanz von Text und Autorintention, dies zumal durch spätere Auflagen, bei denen weitere Fehler entstünden und autorfremde Varianten eingefügt würden. Dazwischen könnte es aber auch Phasen geben, in denen der Autor – z.B. über die Korrektur der Druckfahnen – wieder selbst eine höhere Kontrolle über die jeweilige Fassung hätte. Die Suche nach dem autor- oder intentionsnächsten Text, den man dann zur Grundlage aller weiteren Arbeiten zu machen hat, führt deshalb zwar meistens zu den ersten Drucken oder den letzten Manuskripten, er kann aber auch die Wahl einer späteren Auflage als editorischem Ausgangspunkt begründen. Der Copy-Text ist der Basistext (base text), auf dem die Edition aufbaut. Er ist definiert als

---

<sup>537</sup> Die Editionsdiskussion wird z.B. in mindestens sechs Fachzeitschriften geführt: *Studies in Bibliography* (Charlottesville, VA, seit 1948); *Text, Transactions of the Society for Textual Scholarship* (Ann Arbor (MI), seit 1984); *CEAA Newsletter* (Columbia (SC), seit 1968); *Papers of the Bibliographical Society of America* (New York (NY), seit 1899), *Proof, The Yearbook of American and Textual Studies* (Columbia, (SC), seit 1971).

<sup>538</sup> Das CEAA wurde 1976 umgebildet zum „Center for Scholarly Editions“ (CSE), später zum „Committee for Scholarly Editions“ (CSE). Zu Institutionalisierung, Finanzierung und Standardisierung siehe Boydston, *Standards* (1994), S. 21ff. Zum CEAA auch Tom Davis, *The CEAA and Modern Textual Editing*, in: *Library* 32 (1977), S. 61-74.

<sup>539</sup> *Statement of Editorial Principles and Procedures*. Center for Editions of American Authors. New York 1967, revidierte Fassung 1972 und 1976. Ergänzung 1991. Siehe dazu Boydston, *Standards* (1994).

<sup>540</sup> Überblicke über die Copy-Text-Theorie (Grundansätze und Geschichte) u.a. bei Tanselle, *Textual criticism* (1987); Mathijsen, *Naar de letter* (1995), S. 161-165; Kanzog, *Einführung* (1991), S. 60-69; Kranz, *Copy-Text* (1975); Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 1ff; Vonhoff, *Copy-Text Theory* (1990). Kurze Zusammenfassung der Copy-Text-Schule als amerikanischem Editionsmodell aus editionsgeschichtlicher Sicht auch bei Kline, *Guide* (<sup>2</sup>1998), S. 11ff.

„The text of a work, in print or in manuscript, from which a new edition is set. More narrowly, the edition or manuscript which is closest to the author's intention and which is used as the basis for a critical edition“<sup>541</sup>

Den Copy-Text, der manchmal auch aus einer bestimmten „Gruppe von Texten“ bestehen kann,<sup>542</sup> versucht man nun durch bibliografische und textkritische Verfahren zu verbessern. Der Editor als bester Kenner eines Werkes (eines Autors) und als Anwender einer expliziten, verobjektivierbaren Methode ist berechtigt und in der Lage, durch sein fundiertes Urteil den Text an den Stellen zu verändern, an denen entweder „Fehler“ vorliegen oder andere Fassungen (andere Zeugen) eine größere Nähe zum Autorwillen aufweisen. Es handelt sich um eine pragmatische und eklektische Methode: sie besteht aus Anweisungen, wie aus der vorhandenen Überlieferung ein Text hergestellt (gemischt) wird, der der Autorintention entspricht,<sup>543</sup> und der als finaler, definitiver Text die kanonisierte Grundlage für die weitere Beschäftigung mit dem Werk bildet. Das Ergebnis, der letztgültige Editionstext, beherrscht das Verfahren: Änderungen werden unmittelbar in den Text integriert. Auf Apparate zur Dokumentation der Eingriffe oder zur Verzeichnung der varianten Fassungen in anderen Textzeugen wurde anfangs teilweise verzichtet. Eine gewisse Rolle spielte dabei auch der Wunsch nach einem „clear text“, einem Lesetext, der auch optisch nicht durch Apparate, Verweiszeichen oder editorische diakritische Zeichen „gestört“ werden sollte.<sup>544</sup> Die Betonung des konstituierten Editionstextes erklärt auch die verschiedenen Begriffsverständnisse des „copy-text“: Neben der Editions*vorlage* wurde darunter manchmal das *Ergebnis*, also der schließlich herausgegebene Text, verstanden.<sup>545</sup> Diese Idee des *Editionstextes als Kopiervorlage* für die

<sup>541</sup> Richard D. Altick und Andrew Wright: *Selective Bibliography for the Study of English and American Literature*, New York, London <sup>4</sup>1971, S. 134. Es ist zu beachten, dass es im Laufe der Zeit eine ganze Reihe unterschiedlicher Begriffsverständnisse gegeben hat!

<sup>542</sup> Vgl. Mehl, *New Philology* (2000), S. 264.

<sup>543</sup> Statement of Editorial Principles and Procedures. Center for Editions of American Authors. New York 1967, revidierte Fassung 1972, S. 4 (der letzteren): „the editor aims to establish, as far as surviving evidence permits, a text which presents [...] the author's intention“.

<sup>544</sup> Zu diesen Leitbildern des klaren Lesetextes u.a. Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 2. und Boydston, *Standards* (1994), S. 26f (dort auch mit Verweis auf den Nutzungszweck: „approved texts could be easily reprinted for classroom use“).

<sup>545</sup> So vor kurzem noch Plachta, *Editionswissenschaft* (1997), S. 137, der den Copy-Text im Glossar definiert als: „Begriff aus der anglo-amerikanischen Textkritik, der einen aus verschiedenen Textfassungen nach jeweils festgelegten Kriterien erarbeiteten ‚idealen‘ Text meint.“ In einer Zwischenposition befindet sich Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 140, wenn er mit einem „ideal copy-text“ jenen „master-text“ zu greifen versucht, „which is immanent in every version, but not fully realised in any one of them“. Damit leistet er Begriffsaufweichung und Subjektivismus Vorschub: „As a general rule, copy texts only serve as points of reference in the editorial process, centres of gravity or bases onto which the author's cancellations and revisions, etc. can be grafted. [...] It is, after all, in these revisions that the text first reaches its most complete and effective expression“ (S. 154) – wie aber sollte „das erste Erreichen der am

literaturwissenschaftlichen Seminare trat dann aber im Laufe der Zeit zugunsten der eigentlichen Verwendung im Sinne der *für die Edition zu kopierenden Vorlage* zurück. *Wesentliche und zufällige Varianz*. Die ursprüngliche Grundidee, dass man sich zunächst dem besten auffindbaren Leittext anvertrauen sollte, wird vom Vorrang weiterer pragmatischer Überlegungen gebrochen.<sup>546</sup> Auf keinen Fall solle es eine stumpfe Tyrannei der Vorlage, eine „tyranny of the copy-text“ geben.<sup>547</sup> Wenn man den ersten Druck als Ausgangspunkt nahm, dann konnte man alle handschriftlichen Vorformen und alle nachfolgenden Druckauflagen durcharbeiten und prüfen, ob sich dort nicht eine bessere Fassung fand, die man in den Editionstext übernehmen sollte. Ausgehend von Beobachtungen zur Druckwirklichkeit der literarischen Werke hatte schon Greg die für die Methode maßgebliche Unterscheidung zwischen zwei Arten von Varianten getroffen: „*substantives*“ waren Wort- und Sinnvarianten, die von den „*accidentals*“, den Akzidenzien der Schreibung, Zeichensetzung oder Absatzgestaltung zu unterscheiden waren.<sup>548</sup> Bei den *substantives* musste genau geprüft werden, ob sie vom Autor stammten oder von einem Lektor oder Setzer. Waren sie – z.B. als Teil späterer Korrekturen – einer Autorintention zuzuweisen, dann durften auch späte Varianten in den Editionstext übernommen werden. Die *accidentals* entnahm man eher dem frühen copy-text<sup>549</sup> oder griff hier sogar ohne Weiteres emendierend ein, weil man davon ausging, dass persönliche Setzungen der Drucker oder explizites „house styling“ der Verlage die Fassung der Autoren ohnehin überlagert und im Fortgang der Auflagen zu zunehmenden „Textverwitterungen“ geführt hätten.<sup>550</sup> Tendenziell bestand der schließliche Editionstext dann oft aus den (bereinigten) *accidentals* der frühesten Fassung und den *substantives* derjenigen späten Fassung, der man als letzter noch eine Autorkontrolle und eine gereifte (finale) Autorintention

---

meisten vollständigen und eindrucksvollen Ausdrucksform“ des imaginerten idealen Textes objektiv festgestellt werden?

<sup>546</sup> Kranz, *Copy-Text* (1975), S. 129f verweist auf frühere Editionen, die das Leittextprinzip noch strikt durchgehalten hatten.

<sup>547</sup> So bereits Greg, *Rationale* (1950/51), S. 26. Rückblickende Beschreibung dieses Vorrangs der auktoriel- len Spätfassungen vor dem Leittextprinzip der frühen Ausgaben und des Vorrangs von Pragmatismus vor Rigorismus auch (kurz) bei Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 188f und Mathijsen, *Naar de letter* (1995), S. 162.

<sup>548</sup> Zu der grundlegenden Unterscheidung von „substantive variants“ und „accidental variants“ z.B. Kanzog, *Einführung* (1991), S. 63, Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 106f oder Nowak, *Umbruch- Zeiten* (1996), S. 2 („Das von Bowers durchgesetzte Editionsprinzip erkannte einerseits den Worten und andererseits der Schreibweise bzw. Zeichensetzung einzelner Texte unterschiedliche Grade der Autorisierung zu“).

<sup>549</sup> Dahinter stand die Idee, dass sich der Text über den Verlauf der Auflagen hinweg gerade in den „Kleinigkeiten“ immer weiter vom Autor entfernen würde.

<sup>550</sup> Zur Praxis der accidentals-Behandlung u.a. James Thorpe, *Principles of Textual Criticism*, San Marino (CA) 1972, S. 131-170 (*The Treatment of Accidentals*).

zuschreiben konnte.<sup>551</sup> In einer „pragmatischen Idealität“ (pragmatic ideality) wollte man so die „letztgültigen Absichten“ (final intentions) des Autors in einer ebenso „finalen Edition“ realisieren.<sup>552</sup> Die Apparate dokumentierten die abweichenden Fassungen, wobei auch hier das Prinzip des Pragmatismus herrschte: Die Apparate sollten nicht zu umfangreich werden; die „Orthographica“ wurden meistens ignoriert und es wurde auch oft zugunsten nur der „wichtigeren“ Varianten auf Vollständigkeit verzichtet.<sup>553</sup> Der „eklektische Text“ als Mischung der besten Lesarten aus verschiedenen Zeugen fand im Unterschied zum kontinentaleuropäischen Ansatz seine Begründung in einer stellenorientierten Sicht. Während man im Gefolge der Lachmannschen Methode immer ganzen Dokumenten eine bestimmte Autorität zuschrieb, wurden hier für die einzelnen Textstellen (oder Textteile) differenziert nach der jeweiligen Nähe zur Autorintention oder nach der auktoriellen Kontrolle gefragt.<sup>554</sup> Der Respekt vor den realen Ausformungen war allerdings von Anfang an so hoch gewesen, dass man zumindest auf stilästhetische Konjekturen verzichtete.<sup>555</sup> *Theoretisches Niveau des Ansatzes.* Die Copy-Text-Theorie ist durch einen hohen methodischen Entwicklungsstand, durch ein hohes Maß an „Rationalität, Diskursivität und Kohärenz“ gekennzeichnet.<sup>556</sup> Unter Verwendung pragmatischer Verfahren können bibliografische, drucksoziologische, biografische (auch: ästhetische) und historische („Rezeption“ und „Relevanz“) Parameter in ihrem Bezug auf die Absichten des Autors gewichtet und für die Erstellung von Editionen mit ewigem Gültigkeitsanspruch operationalisiert werden.<sup>557</sup> Galt die Methodendiskussion zunächst

<sup>551</sup> Vgl. z.B. Kanzog, Einführung (1991), S. 63 oder Mathijsen, Naar de letter (1995), S. 163. Nach Bohnenkamp, Textkritik (1996), S. 188f war der copy-text letztlich nur für die *accidentals* relevant, während die *substantives* der editorischen Bewertung und Auswahl überlassen blieben.

<sup>552</sup> Dahinter steht natürlich ein ganz bestimmtes Werkverständnis, wie es ja auch in Europa teilweise zu der Bevorzugung der „Ausgabe letzter Hand“ als Grundlage der Edition geführt hatte. Siehe dazu oben (S. 118) die Ausführungen zur historisch-kritischen Ausgabe und der Idee des Editors als Testamentsvollstrecker. Über die amerikanische Grundhaltung und die Ähnlichkeiten und Unterschiede zur europäischen Sicht Zeller, Struktur und Genese (1975), S. 106f.

<sup>553</sup> Typisch für diese Haltung Bowers, Why Apparatus? (1994). Aus der späten Sicht eines frühen Vertreters der Copy-Text-Theorie wird hier für pragmatisch auswählende und gegen allzu genaue (exzessive) Apparate argumentiert. Wissenschaftlichkeit und Transparenz sollen gesichert, die breite Leserschaft aber nicht verschreckt werden.

<sup>554</sup> Mathijsen, Naar de letter (1995), S. 163: „Autorisatie geldt bij Greg niet voor een hele tekst, maar voor tekstdelen“. In der europäischen Editionspraxis musste eine Textfassung immer *in allen Varianten* gegenüber einer anderen bevorzugt werden. Die Durchgängigkeit der Bewertung der Zeugen verbot hier jede Wahlfreiheit.

<sup>555</sup> Spät spricht allerdings Bowers, Why Apparatus (1994), S. 13 für (annotierte) „inhaltliche“ Korrekturen im Editionstext! Auch Nowak, Umbruch-Zeiten (1996), S. 10 und S. 12 berichtet davon, dass Bowers selbst sehr wohl auch „bestimmte Emendationen allein aufgrund von stilästhetischen Überlegungen“ vorgenommen habe.

<sup>556</sup> So Zeller, Struktur und Genese (1975), S. 106.

<sup>557</sup> Zeller, Struktur und Genese (1975), S. 105ff bescheinigt der Copy-Text-Schule denn auch, über 25 Jahre hinweg gleichmäßige Editionen mit begründetem Ewigkeitsanspruch hergestellt zu haben, die einen

den Verfahren dieser Parameterevaluationen mit dem Ziel der Bestimmung der „besten Vorlage“ (des Copy-Textes) und der Relevanz der Einzelstellenfassungen, so wendete sie sich später den zentralen Fragen der Intentionalität zu und versuchte auch hier zu klaren, verobjektivierbaren und messbaren Kriterien zu kommen.<sup>558</sup> Dies konnte über den Umweg der – empirisch leichter zu fassenden und zu belegenden – Autorisation, der „auktoriellen Kontrolle“ des Autors über sein Werk geschehen.<sup>559</sup> Es konnte sich aber auch auf Ansätze erstrecken, die den Begriff der Intention selbst theoretisch klarer fassbar oder messbar machen wollten.<sup>560</sup> Dabei hatte das Prinzip der Rationalität und Überprüfbarkeit immer Vorrang vor rein ästhetischen Argumentationsmustern. Musste es doch darum gehen, das eigentlich ideelle Ziel (die Intention) mit rationalen und pragmatischen Mitteln zu erreichen.<sup>561</sup> Nachempfinden und Nachschöpfen – wie es für die europäischen literarischen Editionen lange prägend gewesen war – verbot sich in einer positivistischen, an der Realität der Dokumente orientierten Sicht völlig. Der Editor durfte niemals Autor werden. Nur was nachweisbar war, was in den Fassungen belegt werden konnte,

---

Rückgriff auf die Überlieferung überflüssig gemacht hätten. Die Grenzen der zwingenden Rationalität und der eindeutigen Regelmäßigkeit der Methode sieht er S. 109ff allerdings in dem Phänomen, dass es auch ihr nicht gelingen sei zu verhindern, dass auf gleicher materieller Grundlage (z.B. durch die Wahl verschiedener Copy-Texte) divergente Editionstexte eines Werkes entstehen können.

<sup>558</sup> Zu den frühen Ansätzen der Differenzierung und Konkretisierung von Intention – Autorisation – auktorieller Kontrolle siehe z.B. Bowers, *Multiple authority: new problems and concepts of copy-text*, in: Fedson Bowers: *Essays in bibliography, text, and editing*, Charlottesville (1975), S. 447-487 und Bowers, *Mixed texts and multiple authority*, in: *Text 7* (1987), S. 63-90. Der messbaren und begrifflich zu bestimmenden Intention/Autorisation als Schlüsselmerkmal widmet sich ausführlicher auch Mathijsen, *Naar de letter* (1995), S. 123-142 (u.a.: Kapitel 6.1. = „Autorisatie: verarring in de terminologie“ und 6.1.1. = *Definitie van autorisatie*).

<sup>559</sup> Der paradigmatische Übergang vom Autorwillen zur Autorisation als Grundkategorie der Edition auch bei Zeller, *Befund und Deutung* (1971), S. 56ff.

<sup>560</sup> McClelland, *Critical Editing* (1981), S. 205ff ist ein typischer Beleg für solche Diskussionen und ihre Auswirkungen auf das praktische Vorgehen. In Auseinandersetzung mit Tanselle (der die Unterscheidung von horizontalen und vertikalen Textrevisionen vorschlug, bei der erstere auf „intensifying, refining, improving“ des Textes zielten und letztere das Werk auf eine andere Stufe („plane“) heben würden), schlägt er einen fast schon stochastischen Zugang vor: In einer statistischen Kurve der Textveränderungen würden lokale Maxima den Übergang zu neuen Textstufen indizieren und das Abebben von Veränderungen eine endgültige Intention anzeigen. Die stärkste Intentionalität des Textes wäre demnach dort zu messen, wo die Eingriffe des Autors am intensivsten sind. Im gleichen Text übernimmt er auch das Konzept des „Durchbruchmoments“ (als Augenblick maximaler Intentionalität) von Červenka, *Bedeutungsaufbau* (1978) und entwickelt es zu einem Modell weiter, in dem die „wesentlichen“ Fassungen ein Stratum bilden, zu denen Vor- und Nachvarianten ein Sub- bzw. Superstratum sind. Das Modell wird in Analogie zur Entwicklung von Sprachen erklärt (z.B.: Das Stratum des Englischen ist das Angelsächsische, sein Substratum das Keltische, sein Superstratum das Normannisch-Französische).

<sup>561</sup> Die ist der eigentliche Sinn des Schlagworts von der „pragmatischen Idealität“ – zu diesem Grundansatz, aus der Unfestigkeit und Uneindeutigkeit von Texten und Intentionen am Ende doch einen definitiven Halt zu konstruieren, in abstrahierender Rückschau auch Greetham, *Coda* (1997), S. 201ff.

durfte verwendet werden. Die editorischen Mischtexte waren Neuschöpfungen nur in ihrer spezifischen Zusammenstellung, in einer stellenorientierten Sicht mussten sie die beste aller möglichen und erlaubten „Lösungen“ des Problems sein, wie die Überlieferung (die Fassungen) auf die Intentionen des Autors zurückgeführt und zu ihr zusammengefasst werden könnten.

*Unauflöbliche Schwierigkeiten.* Trotz aller Rationalität konnte das Prinzip des Copy-Textes letztlich nicht jenen Schwierigkeiten entgehen, mit denen auch viele andere Editionsmodelle zu kämpfen hatten.<sup>562</sup> Abgesehen davon, dass selbst der grundlegende Begriff des Copy-Texts bei fortschreitender Differenzierung immer schwerer zu fassen war,<sup>563</sup> konnte letzten Endes über den Status varianter Stellen in vielen Fällen doch nicht verbindlich entschieden werden. Ob eine Änderung nun vom Lektor oder Drucker oder vom Autor selbst stammte, ob sie sich „house-styling“ verdankte oder „authorial characteristics“ aufwies und ob diese dann auch einer klaren Autorintention entspricht, ist nur in der Minderheit der Fälle wirklich eindeutig zu belegen.<sup>564</sup> Das Verfahren ist außerdem insgesamt von spezifischen literarästhetischen Grundannahmen und einigen Grundbegriffen bestimmt, die nur schwer präzise zu fassen sind: Neben der Intention ist hier auch das „Werk“ vor der praktischen Anwendung einer Methode zu definieren, die selbst durch diese Begriffsverständnisse geformt wird.<sup>565</sup> Kennzeichnend ist in diesem Sinne für die angelsächsische Editionsschule der Vorrang der „finalen Intention“ z.B. vor früheren Intentionen<sup>566</sup> – die häufig mit der angenommenen Autornähe der Erstausgabe kollidiert<sup>567</sup> – und die Bestimmung des Werkes als „Summe aller Fassungen“. Denn

---

<sup>562</sup> Ohne weiter darauf einzugehen, sei hier auch an die üblichen Normalisierungs- und Modernisierungsdebatten erinnert – dazu u.a. Fredson Bowers, *Regularization and normalization in modern critical texts*, in: *Studies in Bibliography* 42 (1989), S. 79-102.

<sup>563</sup> Kranz, *Copy-Text* (1975), S. 136 berichtet von der Unklarheit, ob Copy-Text denn nun (1) „basic text“, (2) „best text“ oder (3) „text authoritative in accidentals“ meine.

<sup>564</sup> Siehe zu diesen Problemen insgesamt auch oben Anmerkung 381ff. Peckham, *Reflections* (1971), S. 126 lehnte aus den genannten Gründen die Unterscheidung von *substantives* und *accidentals* überhaupt ab: Da man in der Praxis bei beiden nicht wisse, was wirklich auf den Autor zurückginge, sei die begriffliche Trennung nutzlos.

<sup>565</sup> Zum Begriff des „Werks“ als editorischer Grundkategorie auch Shillingsburg, *Resisting Texts* (1997), S. 165-180 („Textual Variants, Performance Variants, and the Concept of the Work“).

<sup>566</sup> McClelland, *Critical Editing* (1981), S. 205 argumentiert allerdings, dass man die erste Ausgabe als Copy-Text nehmen und spätere Autoreingriffe ignorieren dürfe, wenn die frühe Fassung literarästhetisch origineller und besser gewesen sei – eine solche Strategie ist natürlich nur unter ganz bestimmten literarästhetischen Vorannahmen möglich.

<sup>567</sup> Deshalb konnte die Diskussion um die Bevorzugung von letztem Manuskript, erstem Druck oder letztem (kontrollierten) Druck auch nie abgeschlossen werden. Auch der Übergang zur Autorisation („Werke zu edieren, die den Augenblick repräsentieren, in dem die größtmögliche künstlerische Kontrolle des Autors deutlich wird“ - Shillingsburg, *Editionswissenschaft* (2000), S. 156) löst das Problem nicht, weil auch hier die grundsätzlich große Nähe des Erstdrucks zum Autor gegen die späteren „Verbesserungen“ des Autors steht.

nur auf dieser Grundlage kann eine eklektische Textmischung legitimiert werden, die quer zur Entwicklung eine neue (Editions-)Fassung konstituiert. Versuche, diesen Problemen zu entgehen, indem man die Intention durch die Autorisation bzw. die auktorielle Kontrolle ersetzt<sup>568</sup> oder indem man verstärkt von werkimmanenten zu textsoziologischen und texthistorischen Argumentationen überging, konnten letztlich auch keinen sicheren Grund für editorische Texteingriffe und die Konstruktion von Editionstexten schaffen.<sup>569</sup> Trotz aller Verobjektivierungen und theoretischen Debatten: das Ergebnis der Copy-Text-Methode ist letztlich immer ein eklektischer Text, eine Mischung aus den – vielleicht nur zufällig?! – verfügbaren Fassungen.<sup>570</sup> Es war immer ein im doppelten Sinne *idealer* Text: der beste Text und zugleich ein idealisierter Text als Konstrukt des Editors. Damit musste er aber auch ein fiktiver Text sein, ein Text außerhalb aller realen Fassungen – *the text that never was*. Die angelsächsische Methodendiskussion war spätestens seit den 1980er Jahren von einer zunehmenden Kritik an den Grundannahmen des Copy-Text-Modells geprägt. Mit der Einsicht in die Fragwürdigkeit von Autorintention und editorischen Textmischungen wurden Eingriffe in den Text immer mehr als Dehistorisierung und Verfälschung, wurden Emendationen als unzulässige Kontaminationen aufgefasst.<sup>571</sup>

<sup>568</sup> Zur Debatte um den Intensionsbegriff und seine Probleme siehe grundsätzlich die Beiträge in „Devils and Angels“, hg. von Philip Cohen, Charlottesville 1991, sowie z.B. Parker, *The text itself?* (1987), McGann, *Critique* (1983), Tanselle, *Textual Scholarship* (1981), Peckham, *Reflections* (1971), Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 116ff. Der Versuch, die Nähe von Text und Autor bis zur Identität von Text und Absicht (Gedanke) zu steigern, muss allerdings letztlich scheitern. Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 185 verweist zu Recht auf den inzwischen gewonnenen Erkenntnisstand, dass selbst handschriftliche Textfassungen (und dann selbstverständlich auch erste Drucke) bereits „Textverderbnisse“ aufweisen: Irrtümer und (Schreib-, Hör-, Druck-)Fehler einerseits, politische, soziale, moralische, ästhetische (Selbst-)Zensuren andererseits.

<sup>569</sup> Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 6f nennt vier Leitprobleme moderner amerikanischer Editionen, die von pragmatischen Beobachtungen ausgehend doch letztlich immer wieder zum unklärbaren Intensionsbegriff zurückführen: (1) „das Verhältnis von kreativem Schöpfungsprozess zum gedruckt veröffentlichten Produkt“, (2) „der Einfluss der neben dem Autor an der materiellen Literaturproduktion beteiligten Individuen [...] auf die Textgestalt“, (3) „die auf öffentliche institutionalisierte Zensur oder auf Vorabzensur der an der Literaturproduktion beteiligten Instanzen zurückgehenden ‚Überlieferungsvarianten‘“, (4) „die von einem Autor freiwillig vorgenommene Revision einer Textfassung aus anderen, vorrangig ästhetischen Gründen“. Die Diskussion um die Soziologie des Textes und die Autorität des Autors zusammengefasst u.a. bei Shillingsburg, *Resisting Texts* (1997), S. 121-150. Zu diesem Thema auch schon Trevor H. Howard-Hill, *Theory and Praxis in the Social Approach to Editing*, in: *Text 5* (1991), S. 31-48 und Robert Escarpit, *Sociology of Literature*, London <sup>2</sup>1971.

<sup>570</sup> Mathijsen, *Naar de letter* (1995), S. 162: „Deze tekst is een eclecticische tekst : men voegt elementen uit verschillende versies bij elkaar“.

<sup>571</sup> Zu dieser Entwicklung zusammenfassend Tanselle, *Textual criticism since Greg* (1987). Die Diskussion um den Eklektizismusvorwurf S. 33ff. Dabei ist die Verteidigungsposition bezeichnend für den angelsächsischen Grundansatz: Edition ohne Eklektizismus sei gar nicht möglich, es käme folglich nur darauf an, die Entscheidungen rational nachvollziehbar zu machen. Zur zunehmenden Verengung des Emendationsbegriffs und zum Kontaminationsverbot Kanzog, *Einführung* (1991), S. 68f – einer der



Wenn man einen sicheren theoretischen Halt finden wollte, dann konnte er nur in der Überlieferung selbst liegen. Die Realität der Dokumente musste letztlich die Idealität der Intention überwinden.<sup>572</sup> Am Ende stellte sich sogar die Frage, ob denn ein Editor überhaupt dafür verantwortlich sein sollte, eine „Textbedeutung“ herzustellen - oder nach ihr zu suchen.<sup>573</sup> Auch wenn man am Ziel des *einen* gültigen Editionstextes festhielt,<sup>574</sup> konnte man letztlich nur *eine reale* Fassung bringen, bei der kaum noch legitime Eingriffe möglich wären. Immer häufiger wurde die Autorintention zugunsten soziologischer und historischer Sichtweisen aufgegeben,<sup>575</sup> bis teilweise sogar der Begriff des Kritischen abgelehnt wurde, weil dieser bloß ein Deckmantel für verbotene editorische Eingriffe sei.<sup>576</sup> So kehrte man immer häufiger zu einem konsequenteren Leittextprinzip zurück, wie es ja bereits im 19. und frühen 20. Jh. praktiziert worden war.<sup>577</sup>

*Internationale Wechselwirkungen.* Die erstaunliche Zunahme der Konvergenz editorischer Vorstellungen in Europa und den USA, die in diesen Entwicklungen zu be-

---

möglichen Auswege (der ja auch in Europa genommen wurde) war die Verlagerung der editorischen Arbeit auf die kritischen Apparate.

<sup>572</sup> Tiffin, *Issues* (2001), S. 1 fasst das Scheitern des Intentionsbegriffs als unzulässige Überordnung von Idealität über Realität zusammen: „Intention was neither simple nor stable and the attempt to establish an authorial intention which had never fully got into print meant subordinating the documentary versions that had“.

<sup>573</sup> Als Fazit gegen Texteingriffe und für den endgültigen Abschied von allen Emendationen und Konjekturen Shillingsburg, *Resisting Texts* (1997), S. 180: „editors are not in charge of the text’s meanings, nor is it their responsibility to make its meanings clear“.

<sup>574</sup> Eggert, *Critical and Scholarly Editing* (1995), S. 244 fasst die z.B. besonders von Bowers vertretene Grundhaltung zusammen, nach der z.B. die sogenannten „Variorum-Editionen“ abzulehnen seien, weil ein literarischer Text immer *ein* Text sein *muss*. So versuchte man wenigstens die ästhetische Eindeutigkeit gegen die historische Mehrdeutigkeit zu retten.

<sup>575</sup> Bereits vor über 35 Jahren Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 113: „Die Frage nach der Autorintention [...] wie die nach der Intention überhaupt gehören sonst der Vergangenheit an, die meisten literaturwissenschaftlichen Schulen haben aufgehört, in diesem Sinne nach der Intention des realen Autors zu fragen, und wo es doch geschieht, wird nicht erlaubt, diese Intention direkt auf Einzelheiten des Werks zu beziehen“ und: „Die Intention des Autors läßt sich aber nicht nur nicht feststellen, sie läßt sich in der Werkgeschichte als selbständige Größe auch nicht isolieren.“ Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 2f beschreibt die Wende zu den historisch-soziologischen Kontexten, wie sie u.a. von Jerome McGann (USA) und Donald McKenzie (Neuseeland) forciert wurde. Beide waren vor allem „einig in ihrer Ablehnung des Autorenwillens als Leitidee von Textkritik und Editionstheorie [...] einig auch in der Forderung, das soziale Umfeld der Autoren stärker in den Blick zu nehmen“ und entwickelten „programmatische Neuansätze für eine sozialgeschichtlich ausgerichtete Textwissenschaft“, die sich rasch in der 1979 gegründeten „Society for Textual Scholarship“ institutionalisierte.

<sup>576</sup> So auch z.B. die McGann-Schülerin Bethany Nowviskie in „Interfacing the Edition“ (2000): Der Begriff der „critical edition“ sei zu vermeiden, weil er einen Mischtext ausserhalb der Überlieferung meine. Stattdessen spricht sie lieber bloß („merely“) von „scholarly editions“.

<sup>577</sup> In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte insbesondere McKerrow, *Introduction* (1927) aus dem Unbehagen an den gemischten Texten heraus eine konsequente Best-Text-Methode verfochten, bei der die beste auffindbare Fassung nicht durch variante Textstellen anderer Fassungen emendiert werden dürfte.

obachten ist, verdankte sich auch einer zunehmenden Internationalisierung der Debatte, der gegenseitigen Rezeption und vor allem einer gemeinsamen Verschiebung sprachwissenschaftlich-literaturwissenschaftlicher Grundpositionen.<sup>578</sup> Die angelsächsische Praxis hatte auch in Europa die Idee der Leittexte gefördert, bei deren Edition nur noch die wichtigsten Abweichungen anzugeben waren.<sup>579</sup> Auf der anderen Seite hielt man in der Copy-Text-Schule noch längere Zeit an den Mischtexten fest, bevor die beständige Kritik aus Europa, aber vor allem aus dem eigenen Lager, diese als zunehmend unzulässig erscheinen ließ.<sup>580</sup> Dabei sollte die Eigenständigkeit der Entwicklungstendenzen *innerhalb* der jeweiligen Editionstheorien nicht überschätzt werden. Sie waren vielmehr ein Reflex auf den grundsätzlichen Wandel im Begriffsverständnis von literarischem „Text“ und „Werk“ und der Rollenzuschreibung an Autoren, Editoren und Leser.

### *Überlieferungskritische, textgeschichtliche Edition*

Das Prinzip der Leithandschriften bzw. Leitdrucke setzte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jh. auch in Europa zunehmend durch. Dabei dürfte der Anteil des angelsächsischen Vorbildes der Copy-Text-Theorie allerdings geringer gewesen sein als allgemeine Veränderungen in den Grundhaltungen zu den Texten und ihrer Überlieferung. Die Neuorientierung vollzog sich sowohl für die moderne Literatur als auch für mittelalterliche Texte,<sup>581</sup> wobei von den letzteren der stärkere Impetus zur Ausgestaltung des veränderten Blicks zu einem alternativen Editionsmodell ausging. *Bedingungen des Perspektivenwechsels: andere Texte*. Was waren die geistigen und materiellen Grundlagen, die zu einer Verabschiedung des *zeitlosen* Textes und zur Respektierung des *historischen* Textes führten? Einerseits hatte sicher die Kritik an der Subjektivität des Lachmannschen Ansatzes und die Einsicht in das Scheitern der konstruktivistischen Methode Wirkung gezeigt. „Die überaus kritische, den überlieferten Text besserwiserisch bemäkelnde Haltung ist typisch für das 19.

<sup>578</sup> Zur Auseinandersetzung der europäischen und der amerikanischen Editionstheorien siehe z.B. Zeller, *Struktur und Genese* (1975).

<sup>579</sup> So setzte sich z.B. auch bei mittelalterlichen Texten zunehmend die Haltung durch, dass (weil die Rekonstruierbarkeit des Urtextes verneint wird) man sich einer Leithandschrift anvertrauen müsse, in deren Fassung man nur in Notfällen begründet und dokumentiert eingreifen dürfe. Dazu z.B. Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 184.

<sup>580</sup> So z.B. Mathijsen, *Naar de letter* (1995), S. 163: Als man in Deutschland Textmischungen bereits als Todsünde sah, war sie in den USA noch immer das Fundament der Edition. Tarot, *Editionsprinzipien* (1998), S. 936: „Was die angelsächsische Editionsforchung im positiven Sinne einen ‚eclectic text‘ [...] nennt, ist im deutschsprachigen Bereich eine Todsünde.“

<sup>581</sup> Bereits 1964 hatte Stackmann, *Mittelalterliche Texte*, gefordert, dass man sich einer Leithandschrift anvertrauen solle, zu der man dann nur noch die Stellen angeben müsste, an denen man von ihr abwich. Zur praktischen Durchsetzung des „Leithandschriftenprinzips“ dann auch Bein, *Die mediävistische Edition* (2000), S. 85f.

Jahrhundert.“<sup>582</sup> Im 20. Jh. wachsen dagegen die editorische Unsicherheit und der Respekt vor der Realität der überlieferten Fassungen, die man nicht mehr nach Belieben verändern durfte. Auf der anderen Seite hatte sich das Interesse neuen Materialien zugewandt, was einmal mehr die editorische Modellbildung beeinflussen sollte. Neben den Werken der großen Sänger und Dichter widmete man jetzt auch anderen Textformen größere Aufmerksamkeit: Unikal überlieferten kleineren Werken, Gelegenheitsschriften oder Geschäftsschriftgut, aber auch äußerst breit und variant überlieferter Gebrauchsprosa als sogenannten „offenen Texten“. Bei diesen Gattungen musste die Orientierung am Autor, seinem Willen und seiner Erfassung naturgemäß zurücktreten und den Blick auf die historischen Realitäten der Ausformungen und der Überlieferung freigeben. Entweder wurde der Verfasser bzw. Schreiber als epochentypische Persönlichkeit uninteressant (kleinere Werke, Gelegenheitsschriften), gänzlich irrelevant (Geschäftsschriftgut) oder er trat hinter den immer wieder aktualisierenden Gebrauch der Texte so weit zurück, dass er als Zielmarke und Ausgangspunkt weder in theoretischer noch praktischer Hinsicht taugte (offene Texte). Rekonstruktionsversuche wurden damit weitgehend überflüssig oder verboten sich ganz, auch weil hinter der Überlieferung kein Urtext mehr zu vermuten war, den man hätte restituieren können. Viele Dokumente – auch des Mittelalters – stehen allein für sich und sind nicht Zeuge für einen intendierten Text jenseits des konkreten Schriftstücks. Damit können sie auch einfach in einer sogenannten Unikatedition abgebildet werden, bei der es keinerlei Anlass zu editorischen Umformungen mehr gibt. Auf der anderen Seite gab es auch für die breit überlieferten Gebrauchstexte gute Gründe, anstelle einer historisch-kritischen Ausgabe eher eine überlieferungskritische Edition zu machen.<sup>583</sup>

*Perspektivenwechsel: Textrealität und Rezeption.* Statt des Dichters trat seine „Zeit“ in den Mittelpunkt des Interesses. Die Bedingungen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, von Verschriftlichung, Verbreitung, Rezeption und Überlieferung, deren Erforschung durch editorische Dokumentation vorzubereiten wäre, hätten erst jene (Vor-)Formen des „Literaturbetriebes“ erkennbar werden lassen, in denen dem Autor wiederum ein Platz zugewiesen werden könnte.<sup>584</sup> Dazu mussten die Kriterien von

<sup>582</sup> Debus, *Kritische Überlegungen* (2000), S. 165.

<sup>583</sup> Ruh, *Votum* (1978), S. 36 meint, es soll dann überlieferungskritisch ediert werden, wenn es sich um Texte mit einer offenen Überlieferung handelt (Texte, die wegen des Gebrauchs starken Veränderungen unterworfen waren), wenn der Autor unbekannt oder irrelevant ist oder wenn nicht ein Autor-, sondern ein Gebrauchstext zur geschichtlichen Wirkung gekommen ist.

<sup>584</sup> Bein, *Die mediävistische Edition* (2000), S. 90: „Nicht mehr stand als oberstes Ziel der Autor und sein Urtext im Mittelpunkt, sondern die Überlieferung selbst rückte als Objekt der Erkenntnis ins Zentrum. Sie zu studieren, versprach und verspricht Einsichten in den Literaturbetrieb, zu dem nur unter anderem auch der Autor zählt“. Siehe dazu auch Kurt Ruh, *Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte*, in: *Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung*, hg. von Kurt Ruh, Tübingen 1985, S. 262-272.

zeitgenössischer Realität und Relevanz an die Stelle der modernen Idealität und Kanonisierung in der Tradition der historisch-kritischen Ausgabe treten.<sup>585</sup> Welche Texte waren zu ihrer Zeit in welcher Form wirklich real vorhanden gewesen? Wie wurden sie aufgenommen, gelesen, rezipiert, weitergetragen, verändert? Was war in welcher Fassung für die Zeitgenossen und die spätere Rezeption relevant?<sup>586</sup> Was hatte wirklich der „Kommunikation“ gedient und war nicht bloß private Schrift oder einem kleinen Kreis von potentiellen Lesern zugänglich? Mit diesen Fragen verband sich ein radikaler Wandel der Sicht auf die Gegenstände editorischer Tätigkeiten. Die tatsächlichen Ausformungen von Texten wurden zentraler Untersuchungsgegenstand und mussten auf das Genaueste respektiert werden. Alle Fassungen waren jetzt zunächst einmal gleichwertig<sup>587</sup> und konnten erst *dann* nach ganz anderen – nämlich an Rezeption und Relevanz orientierten – Kriterien gewichtet werden, als

---

<sup>585</sup> Ruh, *Votum* (1978), S. 36: „Editionsziel einer überlieferungskritischen Edition ist ein ‚historischer‘, d.h. nachweisbar gelesener Text – im Gegensatz zum Rekonstruktionstext der kritischen Ausgabe“. Steer, *Stand der Methodenreflexion* (1978), S. 122 „Entsprach der vorwiegend auf die Beziehung Text-Autor gerichteten Betrachtungsweise die textkritische Methode, so verlangt der auf die Überlieferung gerichtete Blick eine überlieferungskritische Methode. Deutlich wird der Unterschied beider Ansätze in der Wertung der historischen Einzelhandschriften. Die Textkritik ist an einer Handschrift nur hinsichtlich ihrer Wegweiser-Funktion zurück zum Autortext interessiert. Ihr Wert wird taxiert nach dem Grade ihrer Fähigkeit, den authentischen Text zu bezeugen. Die stemmatologische Betrachtungsweise verhält sich ähnlich. Sie achtet nur auf die ‚genealogischen‘ Varianten. Die überlieferungskritische Methode hingegen nimmt die Handschriften in ihrem Zeugnischarakter für sich selbst: als einmalige Ausformung eines durch einen Schreiber vom Autor zum Publikum vermittelten Textes“. Für Amerika beschreibt Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 19f die Differenzierung in ein autorintentionales und ein historisch-kontextuelles Lager und die zunehmende „Orientierung an der Publikations- und Rezeptionsgeschichte, nicht länger an Autoren und ihren Intentionen“.

<sup>586</sup> Es ist verblüffend, dass sich diese Haltung selbst bei den Historikern nicht ohne Weiteres durchzusetzen vermochte. Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1995), S. 294f verweist zwar mit Horst Fuhrmann auf einen solchen („Mit Recht fordert ... Horst Fuhrmann von der Edition eines ‚lebenden Textes‘ [Stackmann, *Mittelalterliche Texte* (1964), S. 267], daß der ‚Urtext ebenso greifbar wird wie seine später zu Einfluß gelangte Überlieferung‘. Technisch bereitet es keine Schwierigkeit, die ‚Wirkform eines Textes‘ zur Kenntnis zu geben. Bereits ein ‚klar gegliederte(r) Variantenapparat‘ [Fuhrmann, *Überlegungen* (1978), S. 30] vermag diese Aufgabe zu erfüllen.“) und Fuhrmann, *Überlegungen* (1978) hatte selbst am Beispiel der Editionsgeschichte der Konstantinischen Schenkung auf die Unsinnigkeit hingewiesen, die eine Bevorzugung des angeblichen Urtextes vor dem geschichtlich wirksamen Text bedeutet, breitere Wirkung hatte diese Haltung in der Methodendiskussion allerdings nicht.

<sup>587</sup> Durch die Lösung der Fassungen von ihrem unmittelbaren Autor-(Intentions-)Bezug gibt es in der überlieferungskritischen Edition auch kein „Authentizitätgefälle“. Weil der überlieferungskritisch erstellte (Editions-)Text nicht den Anspruch erhebt, mit dem „Autortext“ identisch zu sein, hat jede Handschrift zunächst ihren Eigenwert – Steer, *Stand der Methodenreflexion* (1978), S. 126.

es die idealisierenden Konzepte der Lachmannschen Schule getan hatten.<sup>588</sup> Damit gewann aber auch das „Belegbare“ endgültig den Vorrang vor dem Spekulativen.<sup>589</sup> *Perspektivenwechsel: Das Leben des Textes*. Wenn die Werke als vielfältig real ausgeformte Dokumente und als Teil einer Kommunikation zwischen „Autor“ und „Leser“ (oder sogar nur zwischen Dokument und Leser) angesehen wurden, dann musste der Intensionsbegriff zugunsten des Rezeptionsbegriffs, die Autorisation zugunsten der Authentizität und Faktizität zurücktreten.<sup>590</sup> Die multiplen Erscheinungsformen des Textes hatten dann nicht mehr Zeigefunktion auf einen Urtext und eine Grundintention hin, sondern belegten die Entwicklung eines „Werkes“ über die Rezeptionszeit hinweg. Die Frage lautete nun: Wie hatte sich ein bestimmter Text in Raum und Zeit verbreitet, wie war er aufgenommen worden und wie hatte er sich dabei *verändert*?<sup>591</sup> Editionen hatten in dieser Perspektive das „Textleben“ darzustellen.<sup>592</sup> Ihr idealer Gegenstand war nicht mehr der eindeutige Dichtertext, sondern ein dynamischer Text, ein multipler Text oder: Multi-Texte anstelle von Ein-Texten.<sup>593</sup> Diese Haltung ergab sich teilweise aus der Anerkennung der abweichenden literarischen Situation

<sup>588</sup> Bein, *Die mediävistische Edition* (2000), S. 84 fasst (zumindest für das Mittelalter) zusammen: Die Konzentration auf den Autortext (und seine Rekonstruktion) wird heute „mehr und mehr als Irrweg betrachtet [...] kaum ein Editor wird es heutzutage noch als sein erklärtes Ziel bezeichnen, den verlorenen Wortlaut des Dichters (annähernd) wiederherstellen zu wollen“ – stattdessen gälte heute die Maxime, das Beste aus der Überlieferung zu wählen und zu dokumentieren, was textgeschichtlich bedeutend war/ist. Die Texte waren nicht mehr unmittelbar zum heutigen Leser und zur modernen Forschung, sondern mussten als relativ in ihrer Zeit und zu ihren „Lesern“ (Hörern) betrachtet werden. An die Stelle der Autorintention trat die Faktizität der Texte: nur sie haben Zeichencharakter, nur sie stehen in einer Kommunikationsrelation zum Leser – siehe dazu Martens, *neuere Tendenzen* (1994), S. 75.

<sup>589</sup> Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1995), S. 293: „Die textgeschichtliche Edition will [...] gerade an der Grenze, an der die ‚bloße Vermutung der Philologen‘ beginnt, haltmachen und sich auf das historisch Belegbare zurückziehen, auf die Redaktionen, die mittels der großen Anzahl an Textzeugen in ihrer einheitlichen Textform sicher und von jedermann nachprüfbar aufzuweisen und zu dokumentieren sind“.

<sup>590</sup> „Die historische Faktizität ist als Schnittpunkt von Produktion und Rezeption gegeben“ – Graber, *Autortext* (1998), S. 27.

<sup>591</sup> Als Bedingungen und Erkenntnisinteressen für eine konkrete „Überlieferungskritische Edition“ formuliert Wegstein, *Zur Edition der „versus de volucris“* (1993), S. 79f: „vielfacher Gebrauch mit unterschiedlicher Zweckbestimmung, offene Überlieferungsform, zahlreiche Textveränderungen, wobei das editorische Interesse weniger dem Originaltext eines vermutlich ohnehin anonym bleibenden Autors gilt, sondern vor allem den Mechanismen der Tradierung und Veränderung des Textes ... bei ihrer Verbreitung im Raum wie im Überlieferungsprozeß durch die Jahrhunderte hindurch“.

<sup>592</sup> Der Begriff u.a. bei Bein, *Altgermanistische Editionswissenschaft* (1995), S. 31.

<sup>593</sup> Schnell, *Zu einer überlieferungsgeschichtlichen Edition* (1994), S. 337 als theoretischer Unterbau eines konkreten Projekts: das Ziel dieser Edition ist „die Veränderung des Textes im Laufe des Überlieferungsprozesses darzustellen, und nicht, wie bei Karl Lachmann, die Rekonstruktion eines Autortextes oder, wie etwa bei Gerhard Eis, der Abdruck einer individuellen Handschrift. Autortext und Redaktortext werden prinzipiell gleichrangig behandelt. An die Stelle der Autor-Werk-Perspektive tritt die Werk-Rezipienten-Perspektive. Aus diesem Grund wird die durch die Überlieferung bedingte

des Mittelalters, für das man die Begriffe „Autor“, „Werk“ und „Leser“ nicht einfach aus einer späteren Kultur übernehmen konnte, in der sie erst durch spezifische technologische Rahmenbedingungen (die Drucktechnologie) in unserem heutigen Verständnis geformt worden waren. Die Grundideen, die damit von den „zweitran-  
 gigen“ mediävistischen Texten wieder zurück auf die zentralen Sänger und Dichter – und ihre Stellung in einer neu zu bestimmenden „Literaturkultur“ – wirkten, galten in leicht abweichender Ausprägung dann auch für die modernen Werke. Entzog für das Mittelalter die Akzeptanz „offener Texte“ der Bevorzugung bestimmter Fassungen den Boden, so war auch für die Moderne plötzlich fragwürdig, warum der Editor berechtigt sein sollte, einzelnen Phasen der auktoriellen Auseinandersetzung des Dichters mit seinem Werk ein höheres Gewicht beizumessen als anderen. Auch bei den modernen Autoren mussten streng genommen alle (von ihnen stammende – und ggf. auch alle anderen!) Versionen zunächst als historisch gleichwertig betrachtet werden.<sup>594</sup> Dies entsprach einem rationalen Intentionsverständnis: Der Autor hat über die Zeit hinweg einfach unterschiedliche Vorstellungen von seinem Text. Hier ist der Text in einem Prozess lebendig, in dem sich seine Ausformung ebenso verändert wie der Wille seines Autors.<sup>595</sup> Noch radikaler ist die Ablehnung der Autorintention in Jerome McGanns „social theory of editing“. Hier wird davon ausgegangen, dass die Intentionen des Autors letztlich geringen Einfluss auf jene Ausprägung und Verbreitung der Texte gehabt haben, die ihre Rezeption bestimmen. Angenommen wird, dass literarische Texte und ihre Bedeutung vielmehr Produkte sozialer kollaborativer und interaktiver Prozesse seien, weshalb den bibliografischen (grafischen- und Layout-) Aspekten („Codes“) und der zeitgenössischen Produktions-

---

Textveränderung nicht als eine Verfälschung des ursprünglichen Autorwortes angesehen, sondern zum Gegenstand der Edition selbst erhoben“.

<sup>594</sup> McClelland, *Critical Editing* (1981), S. 202f als Außensicht auf die Situation in der deutschen Editionstheorie: Mit der Akzeptanz der unbedingten Realität der Dokumente gibt es keine (bzw. mehrere) Autorintentionen. Man kann sich nur auf die Dokumente verlassen, dahinter ist nichts (als Spekulation oder ahistorische Gewichtung). Textkritik ist dann materialistisch, nicht metaphysisch. Damit entledigt man sich im Übrigen auch der schwierigen Probleme, wer denn nun wie in den Prozess der (Text-)Druckgestaltung eingegriffen haben könnte. Eine Zusammenfassung dieser Grundsatzdiskussion für den amerikanischen Bereich u.a. bei Shillingsburg, *Anglo-amerikanische Editions-wissenschaft* (2000), 158f ( „Die Idee wurde populär, daß jeder einzelne Text eines Werks mehr als eine Momentaufnahme der Werkentwicklung denn als eine blankpolierte Ikone zu betrachten sei.“ „[Sie führte] hin zu der Vorstellung von vielfältigen Intentionen, mehrfachen Texten und Fassungen als komplexe editorische Aufgabe.“).

<sup>595</sup> Zu unterscheiden sind aus editorisch-theoretischer Sicht allerdings die drei Prozesse der *Textgenese* bis hin zur ersten Veröffentlichung, das *Textleben* zu Lebzeiten des Autors und die *Textrezeption* nach seinem Tode. Der erste Prozess ist Gegenstand der textgenetischen Edition, der zweite wird in einer textgeschichtlichen (teilweise aber auch in modernen Formen einer historisch-kritischen) Edition aufgegriffen und der dritte findet teilweise Beachtung in explizit überlieferungs- und rezeptionsorientierten Ausgaben.

und Kommunikationssituation mindestens soviel Aufmerksamkeit zu widmen sei wie den linguistischen Codes.<sup>596</sup>

Es ist schwer zu sagen, ob sich der wachsende Respekt vor den historischen Fassungen in den verschiedenen editorischen Bereichen (Mittelalter – Neuzeit) gegenseitig stimulierte oder ob es sich hier um Konsequenzen aus den sich verändernden gemeinsamen Grundhaltungen handelte. Beides hat eine Rolle gespielt: die Einsicht, dass die mediävistische Orientierung an den realen Dokumenten auch für moderne Texte gelten müsste, wie auch der Respekt vor dem modernen Autor, den man in gleichem Maße älteren Schreibern zu zollen hätte. Sprachwissenschaftliche Forderungen nach Bewahrung der für Auswertungen relevanten Indizien *und* literaturwissenschaftliche Positionen, die die Historizität der Texte zunehmend beachteten, gingen Hand in Hand. Wenn man aus mittelalterlichen Texten spezifische Sprachstände rekonstruieren wollte, warum dann nicht auch aus frühneuzeitlichen und neuzeitlichen? Wenn andererseits den modernen Nationaldichtern ob ihrer genialischen Individualität ihre eigene Sprache und Interpunktion zugestanden wurde, wie konnte man sie den mittelalterlichen Sängern oder Schreibern dann verwehren?<sup>597</sup> Was Christoph Martin Wieland für sich klarstellte, musste zur Akzeptanz der Individualität aller führen: „Ich habe mir in meinen Schriften eine eigene Interpunction gemacht: [...] Jeder Deutsche hat seine Interpunction wie seinen Glauben für sich.“<sup>598</sup> In der Konsequenz musste der zunehmende Respekt vor den historisch belegten Fassungen zu einer Verringerung der Texteingriffe führen. Die überlieferten Dokumente mussten möglichst genau nachgebildet werden. Die editorische Praxis in den Philologien ist in den letzten Jahrzehnten auch immer vorsichtiger mit Texteingriffen geworden. Nachdem in der theoretischen Debatte bereits die Konjekturnkritik erst zurückgedrängt, dann fast zum Verschwinden gebracht worden war, mussten im Gefolge der Historisierung nun auch „kleinere“ Textveränderungen immer genauer nicht nur *legitimiert*, sondern auch – z.B. im Editionstext durch typografische Mittel – *dokumentiert* werden.<sup>599</sup>

<sup>596</sup> Als erste kurze Zusammenfassung siehe z.B. McGann, *Critical Editing* (1991), S. 23f.

<sup>597</sup> So konvergieren z.B. bei der Ablehnung der Normalisierung von Texten mindestens drei Sichtweisen: die sprachhistorische, die literarästhetische und die auf Authentizität zielende historische.

<sup>598</sup> So zitiert zumindest Oellers, *Interpretierte Geschichte* (1993), S. 238f den Dichter als methodologischen Kronzeugen gegen die Normalisierung.

<sup>599</sup> Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 4: „Ein wichtiges Kennzeichen für diese Editionen [der Phase seit den 70er Jahren] ist gegenüber den älteren Unternehmungen die starke Modifikation der Editionsprinzipien und der Konzepte der einzelnen Ausgaben. Beides steht im Zeichen starker Historisierung [...]. Die ästhetische Konjekturnkritik, einst Glanzstück philologisch-kritischen Bemühens wird obsolet und allenfalls zur Sanierung offensichtlicher Fehler im Textgefüge zugelassen“. Zu den Dokumentationsbemühungen Höver, *Zum Stand der Methodenreflexion* (1995), S. 132: In der Altgermanistik „vertraut man sich [...] immer häufiger einer Leithandschrift an, die nur an *den* Stellen verbessert wird, wo offenkundige Fehler vorliegen. Da die Fehlerhaftigkeit der Leithandschrift aber durchaus nicht immer offenkundig ist, der Eingriff des Herausgebers also eine persönliche, wenn auch mit

Die Anerkennung der Geschichtlichkeit der Überlieferungsformen hatte zwei Seiten. Einerseits ging es um den Respekt vor den Autoren, vor der Überlieferung und vor den historischen Gegebenheiten, die den Texten genau die Formen gegeben hatten, die als Dokumente vorlagen. Eingriffe und Veränderungen bedeuteten hier Dehistorisierung und Verfälschung. Der historisch-kritische Editor setzte seine modernen und subjektiven Auffassungen *über* die historischen Wirklichkeiten. Auf der anderen Seite ging es um die Benutzer von Editionen. Waren die Ausgaben nach dem ausgefeilten Methodenrepertoire der Lachmannschen (Re-)Konstruktions-Philologie oder nach den geschichtswissenschaftlichen Prinzipien der „Lesefreundlichkeit“ gestaltet, dann konnte ein Leser in der Regel kaum noch Rückschlüsse auf die tatsächliche Verfassung jener Dokumente ziehen, aus der die Edition doch angeblich nach objektiven Regeln gewonnen worden war.<sup>600</sup> Zu dem Verschütten der Phänomene kam hier eine Entmündigung der Rezipienten: die kritische Edition wandte sich gerade nicht an einen kritischen Benutzer, sondern nahm ihm die Möglichkeit eigener Urteilsbildung, indem sie ihm nur die Ergebnisse der Textkritik vorsetzte.<sup>601</sup> Änderungen im Text- bzw. Zeichenbestand zerstörten aus dieser (zweifachen) Sicht also nicht nur die Geschichtlichkeit der Texte, sondern stellten auch eine unzulässige Verfälschung dar und verringerten die kritischen Verständnis- und Nutzungsmöglichkeiten einer Edition. Sie verhinderten letztlich eine authentische Rezeption und waren deshalb abzulehnen.<sup>602</sup>

---

Gründen abgesicherte Entscheidung darstellt, ist man dazu übergegangen, alle Veränderungen der Edition gegenüber der Leithandschrift im Text selbst optisch kenntlich zu machen, insbesondere durch Kursivdruck oder Sperrung, verschiedentlich verwendet man auch Klammern oder Sonderzeichen, um Tilgungen, Zusätze oder Wortumstellungen anzuzeigen“.

<sup>600</sup> Uitti, *Computerization* (1994), S. 135 bespricht dieses Problem für französische mittelalterliche Texte. Man wisse bei dem, was man als Edition vor sich hat nie, was davon überhaupt auf irgendein Manuskript zurückgehe oder ob der angebliche Autor diese angebliche Sprache der Edition jemals gesprochen hätte: „It strains our credulity to accept that Chrétien [de Troyes] in fact recounted his tales in the pure *champanois* dialect in which Foerster's linguistic expertise and inventiveness couched them“.

<sup>601</sup> Für Oellers, *Interpretierte Geschichte* (1993), S. 238f sind Normalisierungen „bornierte Entstellungen dessen, was der Autor möglicherweise sehr bewußt so geschrieben hat. Keine Enthistorisierungen, sondern historische Verfälschungen, eindeutige Fehlinterpretationen. Die Modernisierung als Lesehilfe sei nichts anderes als die Verführung des Lesers zur Passivität gegenüber historischen Phänomenen.“

<sup>602</sup> Die allgemeine Forderung nach Historizität (z.B. Kranich-Hofbauer, *Edition* (1994), S. 299: „Soll die Geschichtlichkeit der EditionsVorlage gewahrt bleiben, wird sich der Editor bemühen müssen, ohne normalisierende und reglementierende Eingriffe den Graphbestand seiner Vorlage wiederzugeben“) präzisiert für einen konkreten Fall Stübing, *Textwiedergabe* (1992), S. 81: W statt B, J statt I, fehlendes oder vorhandenes h (Ioannis - Johannes) indizieren zeitliche und räumliche Bindungen, e statt ae oder oe verweist auf Aussprache, ebenso u statt v; Großschreibung und Interpunktion sagen etwas über die Verwendung des Textes (sollte er laut gelesen werden, sollte er semantisch gegliedert sein?); grammatikalische „Fehler“ sprechen über die Schreiber. Das gleiche Prinzip gilt für mittelalterliche Gebrauchstexte wie für moderne Literatur: „Dem heutigen Leser soll [...] weitgehend unverfremdet die Rückversetzung in die vergangene Epoche (ganz im Sinne eines Historismus Rankescher Prägung)



Die Anerkennung der Geschichtlichkeit war in diesem Sinne – obwohl sie bewusst auf bestimmte Verfahren (Konjektur, Normalisierung) verzichtete – als Fortschritt in der Methodenorientierung zu werten. Immerhin ging es ihr vor allem um ein Entkommen aus dem Sumpf des Subjektivismus und um die Eindämmung spekulativer Textkonstruktion.<sup>603</sup> Als Grundlage der Verobjektivierung diente jetzt nicht mehr die Einfassung der kreativen Textkritik in feste Regeln, sondern der eindeutige Bezug auf ausgewählte Basistexte. In diese zentralen Bereiche der Edition durfte dann immer weniger eingegriffen werden. Jede Modernisierung wurde als Dehistorisierung abgelehnt, jede Emendation als subjektivistisch verworfen, jede Textmischung als moderne Kontamination verboten.<sup>604</sup> Diese Grundhaltung hat sich in den letzten Jahrzehnten soweit durchgesetzt, dass sie sogar für die Studien- und Leseausgaben, die sich jenseits der wissenschaftlichen Ansprüche an ein breiteres Publikum wenden, zur allgemeinen Forderung erhoben wurde.<sup>605</sup>

---

ermöglicht werden“ (Nowak, Umbruch-Zeiten (1996), S. 20). Ein durchaus ernst zu nehmender Einwand dagegen kommt von der „Rezeptions-Theorie“: eine historisch-originale Rezeption sei gar nicht möglich, weil der heutige Rezeptionshintergrund ja ein ganz anderer sei. Ein moderner Leser könne einen historischen Text niemals so lesen wie ein historischer Zeitgenosse. Wolle man eine der Vergangenheit „entsprechende“ Rezeptionssituation schaffen, dann müsste man die Texte eigentlich doch modernisieren – steckte dann aber in dem Dilemma, nicht mehr den „originalen“ Text zu bieten! Siehe eine Zusammenfassung in diesem Sinne z.B. bei Schreibman, Computer-mediated Texts (2002), S. 290f.

<sup>603</sup> Roloff, Epochenprofilierung (1997), S. 4: „Das Editions-wesen ist damit über die philologisch-textkritische Hermetik eines einzelnen Text- oder Werkcorpus hinaus **in die detaillierte Geschichtlichkeit der Texte vorgedrungen**. Die dabei zum Ausdruck kommende Sachbezogenheit in der nur Editionen eigenen Formalisierung kann man durchaus als ein **brauchbares Regulativ zur Absicherung gegen hemmungslose Spekulationen** und oberflächliche Ideologisierung durch Interpretieren verstehen. Gerade auch darin scheint mir der wissenschaftsgeschichtliche Effekt derartiger Editionen in unseren Tagen zu liegen“.

<sup>604</sup> Diese Prinzipien werden inzwischen in der Editionstheorie als allgemein durchgesetzt beschrieben. So z.B. bei Bohnenkamp, Textkritik (1996), S. 193 („Konsens besteht darin, daß der Editor im Textteil keine Kontamination unterschiedlicher autorisierter Versionen, sondern eine historische Fassung wiedergeben sollte. [...] Ebenso wird übereinstimmend der Verzicht auf eine Modernisierung bzw. Normalisierung gefordert. Die edierten Texte sollen in unveränderter historischer Orthographie und Interpunktion gedruckt werden, da hier jeder normalisierende oder modernisierende Eingriff eine Veränderung der Semantik eines Textes bedeuten kann und interpretatorische Entscheidungen des Herausgebers voraussetzt.“), Scheibe, Editionsart (1998), S. 51f (Über Textmischungen. Man muss einen Leittext verwenden und darf nur bei eindeutigen Fehlern eingreifen!), Jacobs, Textüberlieferung (1987), 22f („es ist selbstverständlich geworden, diejenige Fassung oder Auflage, welche der Edition zugrunde liegt, orthographisch getreu wiederzugeben“) oder Boetius, Textkritik (1973), S. 74 (über das „Verfahren der Textkontamination [i.e. Textmischungen], das für die Edition neuerer Autoren streng verpönt ist“).

<sup>605</sup> Auch hier bildet die zu akzeptierende Historizität die Grundlage der Argumentation. So zeichnet z.B. Götsche, Ausgabentypen (2000), S. 57ff die Wandlungen der germanistischen Diskussion nach (und verweist z.B. auf Herbert Kraft, der noch 1973 für eine Modernisierung, 1990 aber bereits dagegen gewesen sei). Die durchgesetzte Haltung, „Orthographie und Interpunktion sind ‚Strukturelemente literarischer Texte‘, deren Modernisierung eine ‚Enthistorisierung‘ bedeutet“, führt letztlich dazu, dass „in der Editionstheorie [...] der Verzicht auf die Modernisierung und Normalisierung historischer

*Textsoziologie statt Variantenhalten.* Wenn der Text nicht mehr aus sich selbst heraus erkannt und verbessert werden konnte, wenn er sogar über seinen Autor hinausging und für seine editorische Erschließung sein geschichtliches Umfeld in Rechnung gestellt wurde, dann gewann auch die „Textsoziologie“ stärkere praktische Relevanz. Wenn der Text als Effekt der Zeit des Autors galt,<sup>606</sup> dann brauchte die überlieferungskritische Edition textsoziologische Daten.<sup>607</sup> Die Erforschung des Umfeldes und der konkreten Entstehungs-, Produktions- und Transmissionsprozesse war aufwendig und musste teilweise auch auf Kosten der älteren Verfahren durchgeführt werden: Statt ausufernder Kollationen und doch nur spekulativ bleibenden Stammabildungen wurden dann, nach der gewissenhaften Sichtung der ganzen Überlieferung, lieber weniger Texte berücksichtigt, diese aber weiter ausgeleuchtet.<sup>608</sup> Auch solche Überlegungen verstärkten noch die Bevorzugung einzelner Leithandschriften oder Leitdrucke. Wenn diese nun paradigmatisch wurden, dann musste auch, wie schon bei den angelsächsischen Verfahren der analytischen Bibliografie und analytischen Handschriftenforschung, eine umfassende und regelgeleitete Überlieferungskritik Grundlage der Arbeit sein: „eine Edition, die den Anspruch erhebt, textgeschichtlich zu sein, muß die Entscheidungen für die Anlage einer Textausgabe aus der vollen Kenntnis der überlieferungsgeschichtlichen Vorgänge getroffen haben.“<sup>609</sup> Auch die Auswahl des Leittextes blieb von dem Perspektivenwechsel nicht unbeeinflusst: statt der autornächsten Fassung wählte man nun oft die wirkmächtigste oder bevorzugte wenigstens den ersten Druck gegenüber dem letzten Manuskript, weil die Druckaus-

---

Orthographie und Interpunktion [selbst!] in Studienausgaben inzwischen Konsens [ist], und dies [...] auch für Leseausgaben gelten“ sollte (S. 59). Ebenso Martens *Neuere Tendenzen* (1994), S. 77: „In der Textkonstitution selbst geht der Trend heute eindeutig zur unverfälschten Wiedergabe des Befundes. Eingriffe, Normalisierungen und Modernisierungen gelten heute bis hin zur Studienausgabe [...] als nicht mehr vertretbar.“

<sup>606</sup> Man beachte dazu die Debatte um die Intertextualität. Donaldson, *Digital Archive* (1997), S. 181: Various cultural studies approaches „ask us to understand texts as shaped by broad patterns of social discourse or to locate them as nodes in a web of related ‘intertexts’“. Zum Einstieg in die Intertextualitätsdebatte: Josef Klein, *Textbeziehungen*, Tübingen 1997; Heinrich F. Plett, *Intertextuality*, Berlin 1991; Susanne Holthuis, *Intertextualität*, Tübingen 1993 oder Ulrich Broich, *Intertextualität*, Tübingen 1985.

<sup>607</sup> So Schnell, *Zu einer überlieferungskritischen Edition* (1994), S. 336.

<sup>608</sup> *Programmatisch Ruh, Votum* (1978), S. 36: „Editionsziel einer überlieferungskritischen Edition ist ein ‚historischer‘, d.h. nachweisbar gelesener Text [...] und dieser gelesene Text ist so darzustellen, daß er das gesamte Rezeptionsfeld des Denkmals zu erschließen vermag“. Die Verschiebung der Arbeitsschwerpunkte z.B. bei Schnell, *Zu einer überlieferungskritischen Edition* (1994), S. 337: „... die entscheidende Frage lautet für mich, in welcher Relation der wissenschaftliche Ertrag zum Zeitaufwand steht, den die Kollation aller Textzeugen über alle Kapitel hinweg erfordern würde. Welchen Gewinn bringt bei diesem Text ein nahezu lückenloses Stemma, wenn dafür zwangsweise andere Fragestellungen (etwa die des Publikums, der Gebrauchsfunktion des Textes oder etwa das Verhältnis lat.-dt.) unbeantwortet bleiben müssen?“.

<sup>609</sup> Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1995), S. 282f. *Zu einem Teilgebiet der Umfelduntersuchungen Steer, Gebrauchsfunktionale Text- und Überlieferungsanalyse* (1985).

gabe eher die historische Situation und die Wirkungsgeschichte spiegeln würde.<sup>610</sup> Zum Leittext konnten dann *alle* früheren Vorformen oder späteren Nachformungen – oder nur jene in einer bestimmten Überlieferungsgruppe – in einem oder mehreren Variantenapparaten gegeben werden, wobei diese Unterscheidung in Vor- und Nachvarianten ggf. noch weiter zu differenzieren war.<sup>611</sup> In konsequenter Umsetzung der textgeschichtlichen Perspektive konnte man allerdings auf Variantenbildung auch ganz verzichten, weil ja alle Textfassungen autonom waren und ihre Geschlossenheit als Dokumente durch die Reduktion auf stellenweise Abweichungen von einem angeblich übergeordneten Dokument nur zerstört würde. Variantenapparate waren dann nur ein unreflektiertes Erbstück einer alten Editionsmethodologie, die noch an „richtige“ und „falsche“ Texte glaubte, statt nur *reale* Formen zu beobachten. Diesem grundsätzlichen Perspektivenwechsel steht so die Fortführung und Weiterentwicklung alter Verfahren zur Seite: Die Rücknahme der Textkritik wird von der immer genaueren Beobachtung der Überlieferungsbedingungen begleitet.

*Ein ausgebauten Konzept.* In der Verfolgung beider Tendenzen hat sich ein eigenständiges Editionsmodell entwickelt, das durch einige weitere Besonderheiten zu kennzeichnen ist.<sup>612</sup> Die genaueste Beachtung aller Faktoren, welche Gestaltung und Überlieferung der Dokumente bestimmten, bildete die Grundlage der Editionen.<sup>613</sup>

<sup>610</sup> Ein solches Beispiel z.B. bei Müller, Dilemma (2000), S. 184.

<sup>611</sup> Haubrichs, Variantenlob (2000) beschreibt z.B. für einen immer wieder veränderten, vielsprachigen Text (den viele gar nicht *einen* Text nennen würden) vier Arten der Variantenbildung: (1) Emendation und historische Textkritik, (2) Aktualisierung und Modernisierung des Textes, (3) Anbindung von Texten an Kultzentren und lokale Liturgien, (4) Änderungen des Heiligenbildes. Ruh, Votum (1978), S. 36 schlägt zwei Apparate für genealogische bzw. Rezeptions-Lesarten vor. Schnell, Zu einer überlieferungsgeschichtlichen Edition (1994), S. 337 berichtet von einem „Variantenregister“, mit dem die Textgeschichte sichtbar gemacht werden soll – auch dies ist bereits eine Abwendung von der Stellenorientierung und eine stärkere Berücksichtigung der Textentwicklung im Ganzen.

<sup>612</sup> Nach Fromm, Geschichte (1995), S. 85f geht die überlieferungsgeschichtliche Editionsmethode im Wesentlichen auf die 70er und 80er Jahre und auf Kurt Ruh zurück. Ruh, Votum (1978), S. 36 nennt als Prinzipien einer überlieferungskritischen Edition: 1. Es gibt grundsätzlich keine ‚guten‘ und ‚schlechten‘ ... Textzeugen; 2. Alle Textzeugen sind gleichermaßen sorgfältig zu untersuchen und zu beschreiben; 3. Das Stemma ist für den Stellenwert der Zeugen wichtig, als Mittel der Rekonstruktion braucht es aber nicht in Anspruch genommen zu werden; 4. Der Edition wird *eine* Handschrift zugrunde gelegt, nur mechanische Fehler werden emendiert, die Orthografie muss bewahrt werden; 5. Die Leithandschrift sollte diejenige sein, die die wirkungsvollste Textgestalt zu repräsentieren vermag; 6. Lesartenapparat A – Verhältnis Leithandschrift zu den originalnächsten Fassungen (genealogische Lesarten); 7. Lesartenapparat B – Rezeptions-Lesarten; 9. textliche und kodikologische Daten ermöglichen eine Überlieferungs-(Wirkungs-)geschichte des Textes.

<sup>613</sup> Steer, Stand der Methodenreflexion (1978), S. 122. „Kernstück [der überlieferungskritischen Edition] ist die überlieferungsgeschichtliche Darstellung aller einzelnen Handschriften, die Erforschung ihrer Entstehung, ihrer Schreiber, ihrer Leser, ihrer literarhistorischen Umgebung und die Angabe der Gründe, die maßgeblich zu den historisch feststellbaren Textumgestaltungen geführt haben“. Wegstein, Zur Edition des „Versus de volucibus“ (1993), S. 80: Zu den Vorarbeiten „gehört neben der minutiösen Beschreibung der Textzeugen („externe Überlieferungsgeschichte“) zentral die Darstellung

Sie half bei der Auswahl der Leittexte und lieferte wesentliche Kontextinformationen. Darauf aufbauend konnten die für Variantenverzeichnung heranzuziehenden Teile der Überlieferung ausgewählt werden. Der Editor war dabei frei, einen Ausgangstext zu bestimmen oder eine zusammenhängende Gruppe zu isolieren, die den Startpunkt der Forschung und den Fokus der Edition bilden sollte. Die weiteren Dokumente konnten dann – unter den geschilderten verschobenen Interessenschwerpunkten – durchaus zurückgestellt werden. Dieser Basistext musste dann allerdings auf das Genaueste auch in seinen strukturellen und typografischen Besonderheiten abgebildet werden. Eine Genauigkeit, die teilweise bis hin zur Zeilen- und Seitentreue getrieben wurde und bei der fraglich war, ob z.B. offensichtliche Fehler überhaupt noch korrigiert werden dürften.<sup>614</sup> Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Vorstellung der multiplen Texte anstelle des einen Textes in multipler Gestalt auch die Frage der Variantenapparate neu aufgeworfen hatte. Die bloße Stellenvarianz wurde durch eine Sicht auf das sogenannte „Versioning“ (die Versionierung) ganzer Textfassungen ersetzt. Wenn man es hier mit geringen Abweichungen und gleichbedeutend einzuschätzenden Versionen zu tun hatte, dann konnte man versuchen, integrierte Editionstexte zu bieten, bei denen die Herkunft der jeweiligen Fassung z.B. durch typografische Mittel kenntlich gemacht wurde.<sup>615</sup> Eigentlich verbot der Grundansatz aber alle Textmischungen und oft hatte man es mit so unterschiedlichen Redaktionen zu tun, dass als Lösungswege neben der Wiedergabe der einen Leitfassung bei Nichtberücksichtigung vieler weiterer Fassungen nur der Mehrfachdruck übrig blieb.<sup>616</sup> Dieser konnte sich dann allerdings nur auf einzelne Versionen beschränken. Als Sonderform des Mehrfachdrucks bot sich vor allem die

---

der ‚internen Überlieferungsgeschichte‘, d.h. die Erschließung der Überlieferungswege, redaktionellen Umformungen, Tradierungsänderungen mit dem Ziel einer ‚Textgenealogie‘, mithin die Ermittlung und Verwaltung einer Fülle von Detailinformationen“.

<sup>614</sup> Morgenthaler, Gottfried Keller (1999), S. 97 beschreibt für die neue Keller-Gesamtausgabe, wie eine ältere 10-bändige Ausgabe den Kern bildet und im Druck band-, seiten-, und zeilengenau wiedergegeben wird. Nowak, Umbruch-Zeiten (1996), S. 19 berichtet von Editionen, die die Eigenheiten der Autoren „in Hinsicht auf Rechtschreibung und Zeichensetzung“ unverändert beibehalten, „ja sogar das typographische Layout wird nachgeahmt (Fußnote: Eine sehr sinnvolle editionspraktische Neuerung stellt dabei die Markierung von Strophen oder Versabsätzen durch ein □ [Quadrat] dar, falls ihr Ende mit dem Seitenende der Edition zusammenfällt)“.

<sup>615</sup> Nach Wolf, Computergestützte sprachwissenschaftliche Untersuchungen (1989), S. 374 ist der „Vocabularius Ex quo“, hg. von Klaus Grubmüller u.a., Tübingen 1988 ein solcher Fall, bei dem durch verschiedene Nummerierung und unterschiedliche Drucktypen der Wandel des Textes sichtbar gemacht werden soll.

<sup>616</sup> Zusammenfassend und mit Verweis auf weitere Literatur Bohnenkamp, Textkritik (1996), S. 184: „sinnvoll ist in solchen Fällen [unfester Texte] eine die rezeptionsgeschichtliche Textvarianz erschließende überlieferungsgeschichtliche Edition, die entweder den gebräuchlichsten Text (‚Vulgata-Fassung‘) in der authentischen Gestalt einer individuellen historischen Handschrift zugrundelegt, oder als Mehrtext-Ausgabe mit editorischer Vergegenwärtigung der Textrelationen realisiert wird – etwa in Gestalt einer synoptischen Wiedergabe von Handschriften“. Zum Konzept des Versioning auch

Textsynopse an, bei der die Fassungen teilweise bis herunter auf die Zeilenebene parallelisiert wurden. Auf diese Weise konnten die Textgeschichte und die einzelnen Entwicklungen visualisiert werden, ohne dass der Textzusammenhang zerstört und in bloße Stellenvarianz aufgelöst wurde.<sup>617</sup>

Zugleich griff die Edition in eine andere Richtung weiter aus. Den Begriff der „Gesamtausgabe“ umdeutend, trat an die Stelle der Gesamtheit der Texte und ihrer Varianz jetzt das gesamte Umfeld von Text und Autor. Die textsoziologischen Ansätze verlangten nach Kontextualisierung: Was hatte der Autor um sein literarisches Werk herum noch alles – auch auf nicht-literarischen Feldern – geschrieben? Was hatte er gelesen und exzerpiert? Mit wem hatte er in Kontakt gestanden und vielleicht korrespondiert? Was mochte ihn beeinflusst haben und wo waren Spuren seines Denkens als Niederschlag in anderen Überlieferungsformen zu finden? All dies wurde jetzt zum Gegenstand der Edition – auch wenn sich die breite Einbeziehung solcher Materialien in die Ausgaben naturgemäß auf jene zentralen Gestalten beschränkte, deren Bedeutung den mit der Ausweitung verbundenen Aufwand zu rechtfertigen schien.<sup>618</sup>

---

Donald Reiman, *Romantic Texts and Contexts*, Columbia (Missouri) 1987, S. 167-180 („Versioning – The Presentation of Multiple Texts“).

<sup>617</sup> So erläutert z.B. Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1995), S. 289f am Beispiel der „Rechtssumme Bruder Bertholds“ (1987) die Notwendigkeit, statt einer Eintext-Edition eine Mehrtext-Edition anzufertigen (die sich auf die hauptsächlichsten Redaktionen bezieht); die Edition bietet drei Fassungen (Redaktionen) in zeilen- und wortsynoptischer Anordnung und „stellt den einen Text Bertholds [damit] in der Gestalt dreier Redaktionen dar“ (Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1985), S. 37). Auf die gleiche Ausgabe bezieht sich auch Wolf, *Abhängigkeit* (1994), S. 350: „Wenn wir den mittelalterlichen Text, die mittelalterliche Handschrift als Aktualisierungsangebot ernst nehmen, dann wird neben der Überlieferungsvor allem die Textgeschichte wichtig, die in Extremformen zu synoptischen Ausgaben verschiedener Fassungen führt. Als Beispiel kann hierfür die große Edition der 'Rechtssumme' Bruder Bertholds dienen, die ... geradezu als Dorado des Syntaktikers bezeichnet werden kann, weil sie Einblicke in Möglichkeiten der syntaktischen Variation erlaubt, die eine herkömmliche Edition mit dem üblichen Variantenapparat nie ermöglichen könnte“. Forderung nach Paralleldruck für einen konkreten Fall auch bei Helmut Bracker, *Beiträge zur Handschriftenkritik des Nibelungenliedes*, Berlin 1963, S. 173, seine Realisierung bei „Das Nibelungenlied: nach der handschrift C“, hg. von Ursula Hennig, Tübingen 1977. Für die moderne Literatur und als Vollzug des Versioning-Gedankens im historisch-kontextuell argumentierenden Lager der späten Copy-Text-Theorie verweist Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 16ff auf angelsächsische Editionen, die teilweise mehrere Textfassungen hintereinander abdrucken oder über Seiten- oder Zeilenparallelisierung synoptische Formen erstellen (u.a.: sei mit „The Complete King Lear 1608-1623“, hg. von M. Warren, Berkeley 1989, bei dem teilweise vier Fassungen Zeile für Zeile nebeneinander gegeben würden, „das noch in Buchformat mögliche ‚versioning‘ innerhalb der angloamerikanischen Editionswissenschaft auf die Spitze getrieben worden“).

<sup>618</sup> Als einen frühen Vorläufer in dieser Richtung verweist Walsh, *Fluid Text* (1993), S. 37 auf die Ausgabe „The School of Shakespeare or authentic Extracts from diverse English Books that were in Print in that Author's Time“ (1783), bei der zur Erschließung von Shakespeares Werk jene Quellentexte verfügbar gemacht werden sollten, die er vermutlich gekannt hatte und die sozusagen seinen sprachlichen Rahmen bildeten. Pöggeler, *Edition* (1987), S. 33 beschreibt eine geplante Hegel-Gesamtausgabe: „Die 40 Bände sollen alles enthalten, was Hegel geschrieben und gesagt hat. Freilich fordert man mehr: nicht

Was für den Begriff der Gesamtausgabe gilt, trifft auch auf das Etikett der „historisch-kritischen Edition“ zu. Dieses konnte je nach Standpunkt entweder als konkurrierender Begriff aufgefasst, abgelehnt und durch die explizite Benennung „überlieferungskritisch“ oder „textgeschichtlich“ ersetzt werden oder aber in Umdeutung weiter verwendet werden: „kritisch“ meinte dann ganz allgemein die Applikation des editorischen Spezialwissens auf den editorischen Gegenstand, vornehmlich das Suchen, Sichten, Gewichten und Selektieren des Materials. Und „historisch“ bedeutete dann *nicht* mehr die Rekonstruktion eines intendierten Textes aus einer historischen Sicht heraus, sondern die Bewahrung der Geschichtlichkeit der Werke und zugleich ihr Werden, Sein und Wandel in einem geschichtlichen Kontext.<sup>619</sup> Dabei ist eine solche begriffliche Schein-Kontinuität wenig hilfreich, wenn sie mit der Aufweichung und Umdeutung der Begriffsbedeutungen erkaufte wird. Bei näherer Betrachtung ist die textgeschichtliche Edition das glatte Gegenteil jener autorintentionalen Tradition, die der „historisch-kritischen Edition“ als Basis diente.<sup>620</sup> Sie kehrt gerade die Grundannahmen um und kommt deshalb auch zu gänzlich anderen Ergebnissen. Orientierung am Autorwillen *hinter* den Dokumenten und Orientierung an historischer Authentizität *der* Dokumente schließen sich grundsätzlich aus und sollten auch begrifflich geschieden werden. Das Modell selbst ist nach den Vorläufern, die sich bis ins 18. Jh. zurückverfolgen lassen, im deutschen Kulturraum vor allem seit den 1970er und 1980er Jahren theoretisch ausgebaut worden und beansprucht als „überlieferungskritische Edition“ bzw. als „textgeschichtliche Edition“ inzwischen einen eigenen Platz in der Typologie der Editionsmodelle.<sup>621</sup>

### ***Verwandelte Textverständnisse und Textbegriffe***

*Konvergenz unterschiedlicher Perspektiven.* Die Entwicklung neuer Editionskonzepte ist ein Reflex auf die Wandlungen der grundlegenden Haltungen zu den editorischen

---

nur die Artikel aus der von Hegel redigierten Bamberger Zeitung, die Hegels Hand zeigen, sondern die Zeitung im Ganzen; nicht nur das, was Hegel den Nürnberger Gymnasiasten diktieren, sondern auch die unterschiedliche Weise, wie die Gymnasiasten Hegels Worte auffaßten und gegebenenfalls verzerrten; nicht nur die Rekonstruktion des Wortlauts von Hegels Vorlesungen, sondern die Darbietung der unterschiedlichen Spiegelung in den Köpfen der nachschreibenden Studenten, usw.“ In einer Hybrid-Edition mit zweibändigem Druck und CD-Rom ist die Idee der kontextualisierenden Edition neuerdings wieder bei „Der junge Goethe in seiner Zeit. Texte und Kontexte“, hg. von Karl Eibl, Fotis Jannidis und Marianne Willems, Frankfurt 1998 verwirklicht.

<sup>619</sup> So z.B. Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 47.

<sup>620</sup> Zu den wesentlichen Unterschieden in den Grundannahmen Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 21. Als radikalste Ausformungen der jeweiligen Positionen sieht er (als Spitze der autorintentional orientierten Methodenbildung) Gablers Ulysses-Ausgabe einerseits und (als konsequente Bewahrung von historischer Authentizität) die Prinzipien von „versioning“ und Faksimilierung andererseits.

<sup>621</sup> Zu den wichtigsten theoretischen Grundlagen gehören die Beiträge von Kurt Ruh (u.a. Ruh, *Votum für eine überlieferungskritische Editionspraxis* (1973)) und Georg Steer (Steer, *Stand der Methodenreflexion* (1978), v.a. aber Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1985)).

Gegenständen und des Verständnisses von Begriffen wie „Text“, „Werk“, „Autor“, „Leser“ etc.<sup>622</sup> In einer Gemengelage von Entwicklungen im Bereich theoretischer Grundpositionen, der paradigmatischen Hinwendung zu bestimmten Materialien (Epochen und Textsorten) und differenzierter Nutzungsvorstellungen (Verwertungsinteressen) ist im Einzelnen nicht leicht zu entscheiden, ob hier gegenseitige Beeinflussungen oder eher eine allgemeine Konvergenz zu einigen Grundtendenzen geführt haben, die sich auf alle genannten Felder erstrecken. Den editionswissenschaftlichen Perspektiven der letzten Jahrzehnte ist gemeinsam, dass das eigentliche Fundament der kritischen Edition Lachmannschen Ansatzes und der damit verbundenen Methoden zunehmend weggebrochen ist. Der *eine finale kanonische* Text ist zunehmend fragwürdig geworden. Als exklusives Ziel, von dem das gesamte Verfahren beherrscht wurde, war er die Grundlage aller editorischen Arbeiten. Der inzwischen allzu simpel anmutende Gedanke, das Dichterwort wiederherstellen zu können, hat seine Tragfähigkeit als Basis aller Editionsmethoden verloren. Durch das Geflecht der neuen editorischen Erfahrungen, Haltungen und Perspektiven sollen nachfolgend – nicht systematisch, sondern illustrativ – drei Schneisen geschlagen werden. Dabei wird sich zeigen, dass sich unterschiedliche Bereiche, wie z.B. angewandte Mediävistik und literaturtheoretischer Poststrukturalismus in einer allgemeinen Konvergenz in eine ähnliche Richtung entwickeln und letztlich zu ähnlichen Einstellungen führen.

(1.) *Editorische Erfahrungen: Texte als Prozess.* Jene Probleme, die sich vor allem bei der Edition neuerer Schriftsteller zeigten, wenn es um die Identifikation der *besten Texte* und insbesondere um die Bestimmung der *Autorintention* als Leitidee einer Ausgabe ging, haben zu einer Krise des *definitiven Editionstextes* geführt, die nicht durch eine weitere Methodologisierung zu lösen war. Offensichtlich gab es bei mehrfach überarbeiteten und autorisierten Texten nicht die *eine* Intention, sondern eine historisch sich wandelnde. Für die Bevorzugung *bestimmter* historischer Intentionen gegenüber anderen konnte kein unzweifelhaftes Kriterium gefunden werden. Häufig hatte man es mit einer fortwährenden Textkonstitution durch den Autor zu tun, wobei eine Deutung seines biologischen Todes als Finalisierung seiner Intention allzu profan und damit literaturtheoretisch unbefriedigend sein musste.<sup>623</sup> Selbst die Idee, es gäbe jenseits aller Entwürfe überhaupt eine ideale Zielmarke, ist nicht zwingend: warum sollten denn alle Fassungen überhaupt auf eine gemeinsame leitende Werkintention verpflichtet werden können und nicht

<sup>622</sup> Siehe hierzu auch Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 187.

<sup>623</sup> Für *ein* konkretes Beispiel beschreibt Jaurant, *Die ‚Weltchronik‘ Rudolfs von Ems* (1994), S. 66: „Aus heutiger Sicht betrachtet gibt sie [die Edition von 1915, die dem ‚besten Zeugen‘ folgt ...] einen verfälschenden, weil starren Eindruck einer Überlieferung, die sich uns als fortwährende Textkonstitution präsentiert, wie die jüngste Untersuchung der Textgeschichte gezeigt hat.“

einfach nur für sich stehen?<sup>624</sup> Der konsequente Ausweg aus diesem Dilemma konnte nur in einer Änderung des Begriffsverständnisses von „Text“ und „Werk“ liegen: im Abschied von Intentionalität im Sinne von Finalität.<sup>625</sup> Das zu edierende Werk musste als Summe aller Fassungen verstanden werden, der Text als dynamisch in seiner Entwicklung (die sich immerhin in einem historischen *Rahmen* vollzog) und multipel in seinen gleichwertigen Erscheinungsformen.<sup>626</sup> Gegen die definitive Festsetzung der einen Fassung in einer Edition musste das offene und teilweise unbestimmte Werk bewahrt und dokumentiert werden.<sup>627</sup> Diese Einstellung speiste sich auch aus der Anerkennung textsoziologischer Rahmenbedingungen. So wie der Autor nicht als autonomes, inselhaftes Schreibwesen gedacht werden konnte, das unabhängig von literarischen, sozialen und (druck-)medialen Einflüssen sein könnte, so musste auch der Textbegriff über den Autor hinausgehen. Sein Schaffen bildet dann auch in Wechselwirkung mit seiner Umwelt einen *Prozess*, der vor dem

<sup>624</sup> Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 152 setzt dies in Bezug zu allgemeineren Grundhaltungen: „another and more politically motivated critique [an der einen finalen Intention] focuses on the fundamentally social nature of authorship and disparages the notion of a unified authorial intention as a product of rampant individualism or bourgeois liberalism“.

<sup>625</sup> Der historische Weg vom einen Autorwillen zu den vielen historischen Autorwillen (wie sie sich z.B. in Goethes Werk zeigen lassen) und von der Ausrichtung auf Vollendung zu den gleichwertigen Ausformungen u.a. angedeutet bei Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 190. Explizit spricht Martens, *Textdynamik* (1971), S. 170 vom „Prozeßcharakter eines jeden literarischen Textes“: Der Ausdruck Text solle „nicht mehr die einzelne schriftlich niedergelegte oder auf anderem Weg übermittelte Fassung einer Aussage“ bezeichnen, „sondern den gesamten Vorgang, der mit dem ersten Gedanken, dem ersten gedachten oder geschriebenen Stichwort einsetzt und nur durch äußere Gegebenheiten einen Abschluß erfährt: durch den Entschluß des Autors, die Sprachwerdung abzuschließen, durch den Tod des Verfassers, durch das Desinteresse des rezipierenden Publikums; tendenziell ist dieser Vorgang niemals abgeschlossen“. Zum veränderten Werkbegriff in der Editorik auch Max Wehrle, *Vom Schwinden des Werk-Begriffs*, in: *editio* 5 (1991), S. 1-11 und Fanta, *Computer-Edition* (1994), S. 133. Gegen ein dynamisches Textkonzept (Summe aller Fassungen) wird z.B. von Verweyen, *Edition* (1988), S. 525 die Zufälligkeit der Überlieferung z.B. der Manuskripte und das Selbstverständnis der Autoren angeführt: für diese seien ihre Texte als „Produkte“ eine nicht hinterfragbare Größe gewesen; die Kommunikativität ginge immer noch vor der Produktivität, die meisten Autoren hätten etwas (Bestimmtes) *sagen* und nicht nur (prozesshaft) *schreiben* wollen.

<sup>626</sup> Zur Entwicklung dynamischer Textkonzeptionen seit den 1970er Jahren kurz Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998), S. 274. Ausführliche Debatten zu Intentionalität und Multiplizität der Fassungen bietet der Sammelband „Palimpsest – editorial theory in the humanities“, *Ann Arbor* (MI) 1993, eine gute Zusammenfassung bereits die Einleitung (S. 3: „A theory of versions tend to shift our conception of the artwork itself from product to process“).

<sup>627</sup> Zusammenfassung u.a. bei Eggert, *Critical and Scholarly Editing* (1995), S. 246 und Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 139: „Definitive editions are patently an impossible ideal because authorial revisions inevitably create indeterminate or open texts, which themselves deny the ideal of a unified intention“. Besonders problematisch sind in diesem Zusammenhang auch Bühnenstücke, für die jenseits der Aufführungen gar keine stabile „Textfassung“ zugrunde gelegt werden kann. Für die Shakespeare-Philologie bringen Brockbank, *Towards a Mobile Text* (1991), diese Probleme zum Konzept des „mobilen Textes“ (S. 96: „the theatre-text has always been mobile and must not be hypostatized (either as one text or as two“).



*Produkt* kommt und durch den das Produkt überhaupt erst verständlich gemacht werden kann. Auch in der Edition musste dies (wie wir noch sehen werden) zu einer Orientierung an der Produktivität anstelle des zu kanonisierenden Produkts führen, zu der Veränderung des Textbegriffes durch eine Vorstellung vom Werk jenseits konkreter Fassungen.<sup>628</sup>

(2.) *Neue theoretische Positionen. Der Tod des Autors.* Hatte die Editionspraxis bereits in der Umsetzung textsoziologischer Perspektiven die Fixierung auf den voraussetzungslosen Autor aufgegeben, so wurde diese Haltung noch durch Entwicklungen im Verständnis von Texten als Teil einer Kommunikationsrelation zwischen Schriftsteller und Leser und durch Überlegungen zur Verstehbarkeit, Interpretation und Sinnstiftung bei literarischen Äußerungen verstärkt. In einer chronologischen Reihung folgte – stark zusammengefasst – auf den autonomen zeitlosen Text mit seinem eindeutig angebbaren zeitlosen Sinn die Vorstellung des soziologisch beeinflussten historischen Textes mit seinem historisch-soziologisch gebundenen, aber immer noch durch Interpretation verbindlich angebbaren Sinn und schließlich die Idee des konkreten einzelnen Dokuments als Träger eines dem Autor entäußerten Textes, dem erst vom Leser ein individueller Sinn beigelegt würde. Mit den Etiketten der Postmoderne und des Poststrukturalismus und den theoretischen Beiträgen etwa von Roland Barthes ist die Kritik an der Vorstellung verbunden, dass der Sinn von Texten über die Erforschung des Autors und seines historisch-soziologisch-künstlerischen Umfeldes verbindlich erschlossen werden kann. Der Gegenentwurf, bei dem der Text und seine Aussage immer erst und immer *nur* durch den Lesevorgang und im Kopf des Lesers entstehen, gipfelt in dem Schlagwort vom „Tod des Autors“.<sup>629</sup> Mit der Materialisierung des Textdokuments löst sich dieser Teil (das *Signal*) einer vermittelten Kommunikation von seinem Sender ab und wird erst beim Empfänger als sinnhafte Aussage (wieder) hergestellt. Vermittels physikalischer Träger leben der Autor und sein Sprechen nicht etwa weiter – im Gegenteil: Der Autor ist immer schon so tot wie das ihm entäußerte Medium, das erst der Leser für sich selbst wieder

<sup>628</sup> So spricht z.B. Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 139 von dem „fundamental work which stands behind the text of any given document“.

<sup>629</sup> Die Kritik u.a. bei Roland Barthes, *The Death of the Author*, in: *Image, Music, Text*, hg. und übersetzt von Stephen Heath, New York 1977, S. 143 [ursprünglich: *La mort de l'Auteur*, in: *Manteia* 5 (1968), S. 12-17]: „The image of literature to be found in ordinary culture is tyrannically centred on the author, his person, his life, his tastes, his passions ... The explanation of a work is always sought in the man or woman who produced it, as if it were always in the end, through the more or less transparent allegory of the fiction, the voice of a single person, the author ‘confiding’ in us.“ Hautzinger, *Buch* (1999), S. 30 fasst zusammen: „Der Leser ist bei Barthes nicht der Konsument eines fertigen Textes, sondern selbst am Entstehungsprozeß dieses Textes beteiligt: ... the Text is experienced only in an activity of production“ (1971, S. 157) [...] Der Text und seine Aussage entstehen erst durch den Lesevorgang und sind immer unterschiedlich. Es gibt keine gemeinsame, sondern nur individuelle Leseerfahrungen eines Werkes.“ Zum aktuellen Stand der Diskussion siehe auch Seán Burke, *The Death and Return of the Author. Criticism and Subjectivity in Barthes, Foucault and Derrida*, Edinburgh<sup>2</sup> 1998.

mit Leben erfüllt. Wie sonst könnte *keinerlei* Unterschied bestehen zwischen den Editionen und der Rezeption der Werke eines lebenden und eines bereits gestorbenen Schriftstellers?!

Die Vorstellung, dass Aussage und Sinn von Texten diesen nur von außen, nur von der Rezeption her beigelegt werden könnten, ist naheliegend und dürfte inzwischen allgemein akzeptiert sein.<sup>630</sup> An die Stelle des persönlich nachfühlenden Editors, der *seinen* Autor und dessen Wollen perfekt verstehen und diesen Willen als Zeremonienmeister des editorischen Verfahrens der Gemeinde in der finalen Edition offenbaren konnte, tritt deshalb die diskursive Deutung unter Berücksichtigung aller textsoziologischen Beeinflussungsparameter. Die entscheidende Differenzierung in der Aneignung der Texte durch die Leser besteht dann aber in der Möglichkeit einer *kollektiven* oder nur *individuellen* Deutung. Wenn eine gesellschaftliche Aneignung möglich ist, dann kann der Text sinnvoll, nach angebbaren Regeln und verbindlich interpretiert und auf dieser Grundlage auch ediert werden. Lässt sich diese kollektive Deutung aber nicht gegen eine nur jeweils individuelle Aneignung behaupten, dann ist nicht nur der Autor, sondern auch der Editor als sein Fürsprecher und Deuter tot.<sup>631</sup> Wenn es keine verbindliche Interpretation gibt, dann entfällt die Rolle des Editors als Vermittler zwischen Autor und Leser, und dann ist der Editor nichts weiter als ein weiterer, besonders anmaßender, Leser.<sup>632</sup> Dann kann nur noch die Überlieferung, können nur noch die vorhandenen Dokumente, aufbereitet und übermittelt werden – und zwar ohne die wertenden und gewichtenden Verfahren, die aus einem verbindlichem Textverständnis legitimiert wurden.

Auch aus dieser Haltung bleibt das Ergebnis das Gleiche: Die Edition kann nicht länger den Anspruch erheben, den *einen finalen* Text zu bieten. Selbst in kollektiver Aneignung wäre das Werk zeitlichem (Interpretations- und damit

---

<sup>630</sup> Verweyen, *Edition* (1998), S. 525f führt die Tendenz zur Rezeptionsästhetik u.a. auf Hans Georg Gadamer's Prinzip der Wirkungsgeschichte zurück. Bereits hier sei die These von der im Text enthaltenen Bedeutung aufgegeben und durch die Bedeutungskonstruktion auf der Rezeptionsseite ersetzt. Das Werk ist das, was es *uns* ist, ein Produkt der Aneignung durch die Leser über die Zeiten hinweg. Das Werk existiert nur „gelesen-werdend“, die Ebene des „Bedeutungsträgers“ (die Überlieferung) müsse von der „Bedeutung“ unterschieden werden (die nur von außen beigelegt werden kann) – hier bezieht er sich u.a. auf Červenka, *Bedeutungsaufbau* (1978), 41ff.

<sup>631</sup> Ein Versuch, die (verbindliche) Interpretierbarkeit literarischer Texte noch durch Differenzierung der Begriffe und Anwendungsfelder zu retten, bei Peter Rusterholz, Über die (Un-)Interpretierbarkeit literarischer Texte, in: *Zeitschrift für Semiotik* 15/3-4 (1993), S. 303-317. Wenn Texte aber nicht allgemein verbindlich interpretiert werden können, dann bricht auch das Fundament für alle textkritischen (kreativen) Textkonstitutionen weg.

<sup>632</sup> Neumann, *Edition und Interpretation* (1982), S. 11: „So könnte überpointiert für die Edition gelten, daß der Herausgeber immer ein Rezipient ist, durch dessen Leistung ‚Werk‘ und ‚Autor‘ förmlich erschaffen werden“ - Gellhaus, *Textgenese* (1994), S. 314: „ich würde das so nicht sagen: ich würde das Wort überpointiert weglassen, die Aussage trifft nämlich den Sachverhalt exakt“.

Konstitutions-)Wandel unterworfen und je nach Perspektive und abweichender Deutung in anderer Weise zu geben.

(3.) *Erfahrungen mit (mittelalterlichen) Textkulturen. Der offene Text.* Gegen das allzu primitive Modell vom Autor und dem eindeutig so von ihm gewollten Text standen gerade in der Mediävistik zunehmend Einsichten in die komplexeren Verhältnisse einer Kultur, die sich nicht auf das Schema „Ein Autor – Eine Intention – Ein Text“ festlegen lässt. Abgesehen davon, dass auch hier – trotz ungleich vereinfachenden, weil dünneren Überlieferungslagen – nicht immer von nur einem authentischen Text ausgegangen werden konnte,<sup>633</sup> rückten zunehmend Fragen in den Vordergrund, die die Vorherrschaft der Autorintention immer weiter relativierten.<sup>634</sup> Gegen die Idealität des „Urtexes“ kam die Frage nach den Realitäten auf: Was war eigentlich wirklich vorhanden gewesen? Was wurde tatsächlich gelesen? In welcher Form? Wie entstanden die Texte (als Dokumente) eigentlich? Unter welchen Einflüssen? Zu welchen Zwecken? Unter was für einem zeitgenössischen Verständnis von Text und Autor? Dies waren Fragen, die nicht nur für neu in den Blick genommene Textgattungen gestellt wurden,<sup>635</sup> sondern auch für jene Klassiker, die von den Vertretern der Lachmannschen Schule zwar bearbeitet worden waren, aber gerade unter Ausblendung solcher Perspektiven.<sup>636</sup> Der bloß idealisiert konstruierte Autor sollte jetzt hinter die Realität der Überlieferung zurücktreten, mit der man die zeitgenössische Rezeption beleuchten und den Text als Teil eines historischen Diskursgeflechts und des kulturellen Gedächtnisses erfassbar machen wollte. „New Philology“, „New Historicism“ und die Praxis mediävistischer Editionen mit ihrer

---

<sup>633</sup> Diese Tendenz und ihre editorische Konsequenz zusammenfassend Bein, *Textkritik* (1990), S. 47: „Ebensowenig ist [für mittelalterliche Texte] allerdings auszuschließen, daß verschiedene Fassungen bereits auf den Dichter selbst zurückgehen (diese These wird besonders nachdrücklich von Günther Schweikle vertreten). Damit wäre eine wesentliche Prämisse der 'Lachmannschen Methode' stark erschüttert, wenn nicht gar hinfällig: daß es nämlich nur *ein* Original gegeben habe, das Ausgangspunkt für die gesamte Überlieferung gewesen sei. Wenn aber mit mehreren Originalen, d.h. authentischen Versionen zu rechnen ist, ist der Versuch, aus dem Überlieferungsmaterial *die eine* als (nahezu) ursprünglich anzunehmende Fassung zu rekonstruieren, obsolet.“

<sup>634</sup> Siehe z.B. Edith Wenzel, *Der Text als Realie? Auf der Suche nach dem Text und seinem Autor*, in: *Text als Realie*, hg. von Karl Brunner und Gerhard Jaritz, Wien 2003, S. 81-95.

<sup>635</sup> Bein, *Die mediävistische Edition* (2000), S. 87 berichtet von der Hinwendung der Germanistik zu den „unfesten Texten“ der Gebrauchsprosa in den 60er und 70er Jahren (dazu auch Jürgen Kühnel, *Der offene Text*, in: *Akten des V. Internationalen Germanisten-Kongresses Cambridge 1975, Frankfurt 1976*, S. 311-321.) und den neuen Fragen nach Mündlichkeit-Schriftlichkeit und der Pragmatik der Schrift.

<sup>636</sup> Gay, *Inventing the Text* (2000), S. 98ff fasst die klassische Perspektive zusammen: Angesichts des *einen richtigen* Textes konnte jede Variante nur ein Fehler sein („variation is corruption“); historische Kontexte, die Rezeption und die reale Verbreitung von Textfassungen spielen dagegen keine Rolle. Er zeigt sehr anschaulich den Wandel der Haltungen vor allem für den klassischsten aller Editionstexte: die Bibel.

Tendenz zu überlieferungskritischen und textgeschichtlichen Formen (siehe oben S. 178) führten auch hier zu den gleichen Haltungen.<sup>637</sup>

Mit der Verschiebung der Interessen von der Idealität des Autors zur Realität spezifischer Kommunikationskulturen rücken deren Praktiken und die besondere Medialität handschriftlicher Aufzeichnungen auch in das Blickfeld editorischer Überlegungen. Es zeigt sich, dass sich unser modernes Konzept des zum Leser sprechenden Autors, der ihm einen Text hinterlässt, der von allen weiteren Rahmenbedingungen unabhängig zu lesen und zu verstehen ist, nicht ohne Weiteres auf die Zeit vor der entwickelten Druckkultur übertragen lässt. Auf die durchaus anderen Funktionen von Texten in einer handschriftlichen Kultur und ihre Konsequenzen für die Edition hat zuletzt der Medienhistoriker Michael Giesecke mit Nachdruck hingewiesen.<sup>638</sup> Ihre durchaus andere Behandlung ist ebenso offensichtlich: nicht an Bewahrung des Wortlautes, sondern an aktualisierender Anverwandlung waren die Abschreiber, die hier Neugestalter waren, häufig interessiert. Und so kann denn auch die Editorik nicht den Urtext des Autors über die Verwandlungen von Texten stellen, die sich einer Kommunikationssituation verdanken, in der es keine Vorstellung vom ausschließlichen geistigen Eigentum des Autors an seinem Text gibt. Die Forschung hat für diese Kultur die Begriffe vom „offenen“, vom „fließenden“ oder vom „unfesten/instabilen“ Text geprägt, der auch in den Editionen nicht einfach zu einem „abgeschlossenen“ Text werden dürfe. Das Phänomen betrifft alle Textsorten, ist aber bei jenen besonders offensichtlich, die sich einer rein mündlichen Tradition verdanken oder beständig durch orale Einflüsse verändert wurden. In diesem Sinne stellen z.B. die erst spät verschriftlichten Sagen eine große Herausforderung an eine Methodik dar, die sich traditionell in hermetischen philologischen (statt textologischen) Überlegungen windet, ohne das Wechselspiel von Mündlichkeit und

---

<sup>637</sup> Kamzelak, *Hypermedia* (1999) unter allgemeinem Verweis auf Moritz Baßler, *New Historicism: Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt a.M. 1995: „Beim New Historicism soll das Diskursgeflecht, in dem ein Text bei der Entstehung stand, rekonstruiert werden. Das kulturelle Gedächtnis eines Zeitabschnittes soll wieder *repräsentiert* werden“.

<sup>638</sup> Z.B. in Giesecke, *Mythen* (2002), S. 93ff. Dass ein Text allein dazu da (aufgeschrieben) sei, dass ihn jeder lesen und aus sich selbst heraus verstehen könne, sei nur eine Folge des Buchdrucks. Vorher hätte das Schreiben auch andere Funktionen haben können: (A) private Gedächtnisstütze, restriktive (verdunkelte) Weitergabe von Informationen nur für einen bestimmten Kreis oder (B) die schriftliche Grundlage für öffentliche Kommunikation oder (laute, kommunikative) verbale „Aufführung“ (Gespräch/Vortrag). Was bedeutet es dann, wenn z.B. die privaten Aufzeichnungen eines Hugo von Trimberg in der Edition zu einem *Lesebuch* gemacht werden? Wird dann der funktionale Kontext nicht insgesamt zerstört? (S. 95f). Die fundamentalen Wandlungen von Textfunktionen, die „*revolutions in reading*“, den Grundwiderspruch in der Umformung von Texten, die nicht zum Lesen in unserem heutigen Sinne gemacht waren, zu modernen Lesetexten behandelt auch ausführlich Chartier, *Forms and Meanings* (1995), S. 13ff.

Schriftlichkeit und die Offenheit der jeweiligen Verschriftlichungsmomente in den Blick zu nehmen.<sup>639</sup>

Der Autorbegriff entpuppt sich vor solchen Überlegungen ebenso als modernes Konstrukt wie die Idee, dass jeder Text genau *eine* richtige Fassung habe, die genau *einem* Autor eindeutig zuzuordnen sei.<sup>640</sup> Die Autorintention muss, selbst wenn man an ihr als *einem* Leitbild festhält,<sup>641</sup> durch die Realität der Schreiber und der Überlieferung ergänzt werden.<sup>642</sup> Mittelalterliche – offene, unfeste – Texte erscheinen zuweilen als reine freie Variation und genau diese Variation ist es, die in einer Edition zu dokumentieren ist. Das „Lob der Varianten“, das besonders von Bernard Cerquiglini

<sup>639</sup> Das Problem der Edition von Sagen skizziert gut verständlich Gay, *Inventing* (2000), S. 103ff. Auch hier stehen wüste Rekonstruktionsspekulationen (mit dem Ziel der frühen historischen Realität) gegen die Bewahrung der dokumentarischen Realität (mit dem Verzicht der Rekonstruktion früherer Textstufen). Am Beispiel von germanischen und nordischen Sagen, die von christlichen Autoren überliefert und anschließend in der Edition von allen christlichen Verfälschungen gereinigt werden, zeigt er die Konstruktion ganz überlieferungsferner Texte, mit denen man sich methodisch auf sehr dünnem Eis bewegt.

<sup>640</sup> Äusserst prägnant bereits Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), S. 13: „Die Relation von Autor und Werk, in die der Herausgeber eintritt, ist Ergebnis historisch variabler Zuschreibungsverfahren. Im Namen eines Verfassers ergeht nicht immer die Rede an die Gesellschaft. Dem mittelalterlichen Codex fehlte die moderne Funktion Autorschaft, die im gedruckten Buch ein Homogenitätsverhältnis zwischen der Einheit eines Werkes und der Kontinuität eines Geistes konstituiert. Das Mittelalter anverwandelte sich ältere Texte wie selbstverständlich und überformte die Sprache der Werke durch die der Schreiber. ... Nicht Repräsentation eines Originals, das in seiner Historizität zu würdigen wäre, sondern Weiterarbeit am Text hinsichtlich seiner Lesbarkeit für die Empfänger des Codex war Ziel des Ab- und Fortschreibens“. Auch Sutherland, *Electronic Text (Introduction)* (1997), S. 14f beschreibt den Autor (als Anknüpfungspunkt für die bibliografische Zuordnung von Texten und im Sinne der modernen Begriffe von Genie oder Individuum) als eine relativ junge Erfindung, während für Mittelalter und Renaissance eher kollaborative Formen charakteristisch gewesen seien. Zum komplizierten Verhältnis von „Verfassern“ in oraler Tradition und Kultur und den Prozessen und Formen ihrer Verschriftlichung auch Uitti, *Computerization*.

<sup>641</sup> Selbst Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1995), S. 283 als Anwalt überlieferungsorientierter Editionsformen und von „unfesten“ Texten sprechend meint noch: „Vornehmstes Ziel einer Edition ist es nach wie vor, den Text des Autors herzustellen“.

<sup>642</sup> Uitti, *Computerization* (1994), S. 143 (ausdrücklich in Bezug auf Cerquiglini, *Éloge* (1989)): „the sole reality [...] is scribal, [...] the author [...] is unknowable, indeed, irrelevant“. Am Beispiel französischer volkssprachiger „Literatur“ des 12./13. Jh. zeigt er, dass „the notion of scriptural author(ity)“, an der so viele festhalten wollen, doch reichlich absurd ist, weil wir niemals ernsthaft wagen und hoffen können, zu den Autoren jenseits der Schreiber vorzudringen. Typisch der Plan einer Neuedition bei Jaurant, *Die ‚Weltchronik‘ Rudolfs von Ems* (1994), S. 69: man ziele auf eine „Edition, die einerseits der Intention Rudolfs, andererseits aber auch der Geschichte der ‚Weltchronik‘ als eines ‚offenen Textes‘ gerecht werden möchte. Bei der Ausgabe eines Werkes, das im Laufe seiner Überlieferung so vielfältige Wandlungen erfahren hat, nutzt man mit Vorteil die Erkenntnisse der Textologie ... und trägt dem Eigenleben der verschiedenen hinzukommenden Textelemente sowie ihrem Einfluß auf das sich neu konstituierende Ganze Rechnung“, indem man einen Lesetext auf Grundlage der Rekonstruktion einer ‚autornahen Fassung‘ und einen ausführlichen Apparat zu den Abweichungen macht.

gesungen wurde,<sup>643</sup> hat als Paradigma seinen Niederschlag in einer editorischen Grundhaltung gefunden.<sup>644</sup> Varianz ist hier das *Wesen der Texte* und nicht eine zu überwindende Störung.<sup>645</sup> Die Reduktion einer zumindest oral geprägten, wenn nicht einer multimedialen Kultur, die in der Schrift nur einen peripheren Niederschlag gefunden hatte, auf die reine Lehre des uniformen Drucktextes muss in dieser Sicht ebenso zweifelhaft sein, wie die Suche nach einem „Urtext“.<sup>646</sup> Der Lachmannsche Ansatz ist dann grundsätzlich inadäquat für die Behandlung mittelalterlicher Stoffe – und war es von Anfang an gewesen: Wie ahistorisch und in welchem hohem Maße durch eine bestimmte mediale Sozialisation (der Drucktechnologie) determiniert war z.B. beim Nibelungenlied die Suche nach dem auktoriellen Urtext gewesen, wenn es sich doch offensichtlich einer kollektiven oralen Tradition verdankte?<sup>647</sup> Lachmann erschien nun als grundsätzlicher Irrweg und als Erblast, von der man sich nur schwer befreien konnte.<sup>648</sup> Auch in der Konsequenz spezifischer mittelalterlicher

<sup>643</sup> Siehe dazu v.a. den einflussreichen Text Cerquiglini, *Éloge de la variante* (1989) und seine Rezeption z.B. bei Stackmann, *Neue Philologie* (1994) oder Bein, *Die mediävistische Edition* (2000), S. 89f.

<sup>644</sup> Stolz, *New Philology* (2002) fasst in diesem Sinne die Grundposition New Philology zusammen: „New Philology emphasises the variety in transmission and the ensuing instability of medieval texts. Its tendency is to undermine the hierarchy of individual manuscript sources in the interest of the fundamentally variable, unstable status of medieval manuscript culture“ – bemerkenswert ist allerdings, dass die akzeptierte Instabilität der Texte anschließend doch wieder mit den scharfen (fast naturwissenschaftlichen) Methoden der „new philogeny“ genealogisch-stemmatologisch fassbar gemacht werden soll.

<sup>645</sup> Siehe z.B. Cerquiglini, *Éloge* (1989), S. 111. Burrows, *Text* (1999), S. 159: „medieval writing does not produce variants; it is variance“.

<sup>646</sup> Bein, *Einführung* (1995), 29 stellt für mittelalterliche Lyrik, die ja von Musik und Gestik begleitet wurde, fest: „Der Text war nur *ein* Teil des Gesamtkunstwerkes. [...] Diesem Umstand wird indes bei der Edition und Interpretation von mittelalterlichen Texten wenig bis keine Beachtung geschenkt“. Im Grunde ist die Edition damit eine doppelte Entkontextualisierung: zum einen wird von der tatsächlichen materiellen Überlieferung abstrahiert, um dem „Originaltext“ näher zu kommen, zum anderen wird aber nicht versucht, die ganze Originaltextsituation zu berücksichtigen. Diese wird vielmehr auf einen Ausschnitt, unser modernes Textverständnis nämlich, reduziert. Auch Gay, *Inventing* (2000), S. 101ff beschreibt, wie Editionstexte als autoritative Fixpunkte in einem historischen Textfluss den Leser von einem adäquaten Verständnis des Textes und der dahinter stehenden Kultur wegführen.

<sup>647</sup> Abgesehen davon, dass der Urtext fraglich war, hätte man auch bei der genealogischen Methode und der Stemmabildung in Rechnung stellen müssen, dass überall Mündlichkeit eingeflossen sein konnte. Dieser hätte man auch konzeptionell (vielerorts) einen Platz im Stemma zuweisen müssen.

<sup>648</sup> So sieht Cerquiglini Lachmanns Einfluß als für die Geschichte der Edition unselig an, weil seine Methode bei mittelalterlichen Texten auf unbrauchbare Begriffe wie „Autor“ und „Werk“ gegründet sei. Auch Pearsall, *Editing* (1985), ist ein Generalangriff auf die „kritische Edition“, die von einem Autor- und Textverständnis ausgehe, das man bei vielen mittelalterlichen Texten nicht anwenden könne, weil es dort keinen feststehenden Autor mit seiner einen zur Veröffentlichung vorgesehenen Endfassung gäbe, die man nur rekonstruieren muss. Auch die Rekonstruktion mit dem Grundgedanken des „guten Dichters“ und des „schlechten Abschreibers“ sei abzulehnen. S. 102 berichtet er als Beispiel von einem Text, der in seiner Überlieferung in zwei Gruppen eingeteilt werden kann: eine mit einem offensichtlich (sprachlich, grammatikalisch, syntaktisch) guten Text und eine mit einem schlechten Text. Der schlechte Text ist aber offenkundig autornäher, also müsste der kritische Editor hier alles

Medialität musste von dem *einen* Editionstext Abschied genommen werden und die Textdynamik und Variabilität der Überlieferung zum Ziel der Edition werden. Dabei konnte es nur um eine Annäherung gehen, widersprach das Konzept des „Editionstextes“ doch nach wie vor grundsätzlicher Dynamik und Offenheit.<sup>649</sup>

Wenn der Autor in der Textdynamik nicht fassbar, in der Kommunikationsrelation zum Leser tot oder als historisch inadäquates Konzept irrelevant war, dann geriet die grundsätzliche Ausrichtung der Edition am Text des Autors und am finalen Editionstext in Gefahr. Eindeutigkeit und Autorbindung wurden aber in verschiedenen Auswertungsperspektiven gebraucht und konnten deshalb nicht ohne Weiteres über Bord geworfen werden. Klarer und pointierter als Claire Lamont kann man das Dilemma, in dem die moderne Literaturwissenschaft mit dem geforderten Verzicht auf ihren *Autor* steckt, wohl kaum beschreiben:

„Modern literary theorists take differing views over the author. The more phenomenological theorists may regard the author as dead; but that is not the case for the more sociological theorists. It is obvious that feminist critics do not want the author to die before being found to be a woman. And psychoanalytic critics want the author on the couch rather than dead.“<sup>650</sup>

In diesem Sinne wird der Edition die Autorfixierung nur aus einer modernen (Gebrauchs-)Perspektive übergestülpt. Das Gleiche gilt für die Eindeutigkeit bzw. Einförmigkeit des Editionstextes: auch diese ergibt sich aus einem modernen Bedürfnis: Man braucht einen kanonisierten Bezugspunkt, um über einen gemeinsamen Gegenstand sprechen zu können.<sup>651</sup>

*Edition als Aufführung.* Gegen den „definitiven“ Text als Referenzangebot ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Allerdings sollte der Status solcher Editionstexte klar

---

tun, um einen möglichst schlechten Text (den Autortext) zu erhalten! Auch Zeugen, die als „wertlos“, „degeneriert“ oder „korrump“ gar nicht erst berücksichtigt würden, seien für den Literaturhistoriker oder Literaturkritiker oft sehr wertvoll, weil sie oft intellektuell und ästhetisch hochstehende Rezeptionen kreativer Schreiber enthielten. Auch in diesem Sinne stünde das Konzept der kritischen Edition der mittelalterlichen literarischen Realität diametral gegenüber und bewirke eine Dehistorisierung: „So wie wir unzufrieden sind mit mittelalterlicher Musik auf modernen Instrumenten, sind wir unzufrieden mit mittelalterlichen Texten im sterilen Operationssaal der modernen kritischen Edition“ (S. 105).

<sup>649</sup> Mit der Anerkennung dieser Tatsache bricht ein weiteres Fundament der Edition weg: ihr verbindlicher Anspruch, für das Werk selbst stehen zu können. Steer, *Stand der Methodenreflektion* (1978), S. 129 in Bezug auf Stackmann, *Mittelalterliche Texte* (1964), S. 267: „Die Ausgabe neuen Stils [das Leithandschriftenprinzip], 'die auf alle Stellen hinweist, an denen das iudicium des Herausgebers den Ausschlag gegeben hat, soll ein höchstes Maß an Unsicherheit erzeugen', soll 'die Aufmerksamkeit dafür wachhalten, daß der gebotene Text die Wirklichkeit eines lebenden Textes nur unvollkommen abbildet'“.

<sup>650</sup> Lamont, *Annotating a Text* (1997), S. 52.

<sup>651</sup> Eine der vielen Verteidigungsansätze aus dieser Richtung bei Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 153: man brauche „a reliable version of the text to work from“, ein vereinfachtes Destillat für weitere Nutzungszwecke.

gemacht werden. Es kann sich um nichts anderes handeln, als um temporäre, an bestimmte methodische Modelle gebundene Übereinkünfte. In Fortsetzung der Erfahrungen mit vor-typografischen Kulturen und zum Teil auch durch methodologische Anleihen bei Nachbardisziplinen wie der Ethnologie, ist in den letzten Jahren die Vorstellung gewachsen, man könne Editionen adäquat beschreiben, indem man sie analog zu den historischen Aktualisierungen als „Aufführungen“ („Performances“) eines Werkes betrachtet.<sup>652</sup> Auch wenn man mit der Klassifikation der Edition als „Aktualisierungsangebot“ oder „editorischem Vorschlag“<sup>653</sup> auf jeden autoritativen oder finalen Anspruch verzichten muss, so eröffnet eine solche Sichtweise doch die Möglichkeit, zu einem methodisch und historisch konsistenten Ausgangspunkt für Editionen zu kommen, die sich dann immer schon als *Teil* der Textgeschichte begreifen. Man kann dann sogar wieder versuchen, eine „beste“ Aufführung zu machen, in dem Sinne, dass sie dem hinter allen anderen Fassungen stehenden „Werk“ am nächsten kommt. Die Intentionalität kann hier durch die Hintertür wieder als Grundkriterium eingeführt werden, wie man sich auch sonst allerhand editorische Freiheiten und den Abschied von überkomplexen Objektivitäts-Simulationen erlauben könnte, weil die Aufführung das Bekenntnis zur subjektiven Deutung schon in sich trägt.<sup>654</sup> In der editorischen Praxis blieben dann zwei Wege: die eintextliche

---

<sup>652</sup> Gumbrecht, Play (1998), S. 240 oder McClelland, Critical Editing (1981), S. 204: „Copying, printing, or editing a text are not simply matters of reproduction. We would do better to think of them as interpretations or rather as performances of the text“. Der Performance-Ansatz, besonders in der Relation von editorischen und ethnologischen Methoden im Umgang mit „Texten als Aufführungen“ ausführlich bei Gay, *Inventing the Text* (2000), S. 106ff. Auch Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 139 hatte darauf hingewiesen, dass die Vielfalt der Versionen ein Werk manchmal so erscheinen lässt, als sollte man es mit Begriffen der oralen Tradition fassen: als variierende individuelle Aufführungen des gleichen dahinter stehenden Werkes („the fundamental *work* which stands behind the text of any given document“). Besonders offensichtlich ist dies auch bei der Shakespeare-Philologie, wo sich viele editorische Probleme ebenfalls aus der Relation von Aufführungen und Druckfassungen ergeben – siehe Brockbank, *Towards a Mobile Text* (1991). Weitere Literatur zur Edition von Aufführungen (im engeren Sinne): Elizabeth Fine, *The Folklore Text: From Performance to Print*, Bloomington 1984; John Miles Foley, *Folk Literature, Scholarly Editing: A Guide to Research*, hg. Von D.C. Greetham, New York 1995; Werner H. Kelber, *The Oral and the Written Gospel, The Hermeneutics of Speaking in the Synoptic Tradition, Mark, Paul, and Q*, Philadelphia 1983.

<sup>653</sup> Der Begriff des „Vorschlags“ bestimmt auch sehr gut das mögliche Verhältnis von Objektivität und Subjektivität der Edition: Bei aller letzten Endes nicht auszuschaltenden Restsubjektivität geht es dann um den objektivsten Vorschlag, der möglich ist. Für die Altgermanistik Bein, *Textkritik* (1990), S. 60: „Von Lachmanns objektiven Regeln, den rechten Text zu ermitteln hat man sich verabschieden müssen; ein Text ist keine objektivierbare Größe, vor allem dann nicht, wenn seine ursprüngliche Form als für immer verloren gelten muß. Editionen sind somit Vorschläge, Texte in einer bestimmten Form zu lesen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung findet aber zunächst auf Grund der vorgegebenen Textgestalt (und -auswahl) statt, also auf Grund eines Textes, der ‚gemacht‘ ist, der selektiert und korrigiert ist, und zwar nicht vom Dichter, sondern vom Editor.“

<sup>654</sup> White, Black and White (1991), S. 87f schlägt, da die Edition ohnehin nur der neue Text des Editors ist, konsequent vor, alle editorischen Informationen (Varianten, Anmerkungen, Deutungen,



Edition, die als weitere singuläre Aufführung des Textes und als persönliche Meinung des Editors den bisherigen Fassungen eine weitere hinzufügt und neben anderen Editionen gleichen Anspruches bestehen bleibt,<sup>655</sup> und die integrative Edition als umfassende Dokumentation aller Aufführungen und als Sammlung aller historischen und aktuellen Meinungen.<sup>656</sup>

### *Schreiben als Prozess der Kunst: critique génétique*

*Die Entwicklung in Deutschland.* Wo vorhanden, da hatten sich die historisch-kritischen Edition auch den Entstehungsvarianten von Texten zugewandt. Im frühen 20. Jh. gewann das Interesse an den modernen Schriftstellern und ihren Werken dann so sehr an Gewicht, dass die neuen paradigmatischen Textformen auch das methodologische Paradigma verschoben.<sup>657</sup> Die besondere Überlieferungslage, die

---

Argumentationen) und Entscheidungen unmittelbar in die Zeilen des laufenden Textes einzuschalten und so auch als individuelle Neuaufführung sichtbar zu machen. Auch Gumbrecht, *Play* (1998), S. 240ff steht für die neue Tendenz hin zum interpretierenden Editor als Autor anstelle des edierten Autors. Wenn Edition aktualisierende Neuschaffung ist, können die alten Wünsche doch noch realisiert werden. Der Editor ist nicht mehr Sklave der Methode (selbst die Intentionalität wird nicht wieder belebt), sondern wörtlich „heroic“, wieder sollen „taste and tact“ (aesthetic judgment) die Grundqualifikationen des Editors sein, wobei „tact“ nach Gumbrecht immerhin darauf verweist, dass der Editor die (solchermaßen unbestimmte) Grenze zwischen notwendigen philologischen Eingriffen (da, wo Entscheidungen gefordert sind) und *Nachdichtung* nicht überschreiten soll.

<sup>655</sup> Donaldson, *Digital Archive as Expanded Text* (1997), S. 178ff zeigt für Shakespeare-Schauspiele eine solche Entwicklung, die von den autoritären Editionstexten (mit dem schließlichen Zweifel, ob es jemals einen festen Urtext gegeben haben könnte) zur Akzeptanz der multiplen (Editions-)Texte und Fassungen führt. Auch Shillingsburg, *Resistance* (1998), S. 147 meint, es sollten ruhig viele parallele Editionen einzelner Werke gemacht werden, unter denen sich jeder (wie bei den verfügbaren Aufnahmen von Aufführungen klassischer Musik) die überzeugendste aussuchen könnte und die zugleich in ihrer Menge die tatsächliche Relativität der einzelnen Editionen nicht verwischen würden. Gumbrecht, *Play* (1998), S. 247 versucht hier wieder Intersubjektivität zu retten: Es ginge darum, bestimmte Autorbilder als Leitmotive einer Edition zu realisieren. Editionen auf der Basis unterschiedlicher Autorbilder wären zwar inkommensurabel, könnte man sich aber auf ein Autorbild einigen, dann wären auch konkurrierende Editionen nach ihrer Adäquanz dazu mit rationalen Kriterien bewert- und vergleichbar. Gumbrecht illustriert dies u.a. mit den Beispielen von Goethes *Faust* (den man romantisch oder idealistisch lesen und edieren könne) und den Werken von Federico García Lorca (hier meint Gumbrecht nämlich, dass die Identifikation des Autors als Homosexuellem „has indeed changed not only the reading but also the editing of some of his texts“ (S. 249) – unter einander vergleichbar wären dann jeweils nur „gender-sensitive editions“ und „gender-insensitive editions“).

<sup>656</sup> Hier kann dann auch versucht werden, verschiedene editorische Haltungen zu integrieren, indem ein Text z.B. als „statisch und dynamisch in einem“ beschrieben wird. Die Edition soll dann „den Werktext in seiner statischen und dynamischen Ausprägung [...] präsentieren“. Sie soll die Vielfalt der Texte und Textstufen/-fassungen und ihren unterschiedlichen Status berücksichtigen, bei dem es durchaus z.B. autorisierte Texte vs. Entwürfe oder auch editorische Vorschläge (Lesetexte) geben könnte – Nuttkofoth, *Schreiben*, 182f.

<sup>657</sup> Götttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 44 spricht für das frühe 20. Jh. von dem „entscheidende[n] Paradigmenwechsel zugunsten der textkritischen Darstellung der Text*genese* als der methodologischen Konsequenz aus der prinzipiellen Unterscheidung der Überlieferungssituation älterer und neuerer

häufige Verfügbarkeit der Manuskripte und Entwürfe als Vorformen der endgültigen Textfassungen erlaubten es, dem im Mittelpunkt des Interesses stehenden Dichtergenie bis in seine Werkstatt zu folgen und ihm dort bei der Arbeit zuzusehen und einen Blick über die Schulter zu werfen.<sup>658</sup> Auch wenn die neuerliche Hinwendung zu den Handschriften selbst bei autor-autorisierten gedruckten Texten nicht ohne Kritik blieb,<sup>659</sup> war sie doch nur die konsequente Fortsetzung der editorischen Erschließung der gesamten Textentwicklung und zumindest da alternativlos und besonders erfolgreich, wo man es mit unvollendeten Werken zu tun hatte, die ohnehin nicht anders als über die Entwurfsstadien und dann unter voller Herrschaft des Editors zu (re-)konstruieren waren.

Unter dem Aspekt der Gleichrangigkeit aller Entstehungsstufen mussten auch *alle* Varianten berücksichtigt und dargestellt werden. Dazu wurde zunächst das Modell der Variantenapparate ausgebaut und differenziert. Hier wurde vor allem stellenorientiert die Entwicklung des Textes in allen Details wiedergegeben, um zwei Ziele zu erreichen: Erstens, im Blick auf den Autor, den Schreibprozess sichtbar zu machen, indem zweitens, im Blick auf die Dokumente, die Manuskripte genau rekonstruierbar sein sollten.<sup>660</sup> Die prozesshafte Entstehung von Literatur führt zur „genetischen Edition“. In langsamer Abwandlung von den etablierten Modellen der historisch-kritischen Ausgabe hat es dazu eine Fülle von Realisierungen gegeben. In Erweiterung und Differenzierung der bekannten Darstellungsverfahren hat sich erst allmählich, über eine Reihe von Zwischenformen und Kompromissen, ein explizites Modell der genetischen Edition herausgebildet, das in seiner Umsetzung allerdings immer sowohl durch persönliche Überzeugungen der Editoren, durch die Spezifika der Arbeitsweisen des betreffenden Autors<sup>661</sup> und durch die beständige Anlehnung

---

Literatur“. Mit dem Apparat als Einblick in die Dichterkunst verliert das Prinzip „letzter Hand“ endgültig seine Dominanz.

<sup>658</sup> Siehe z.B. Klaus Hurlbusch, Den Autor besser verstehen aus seiner Arbeitsweise: Prolegomenon zu einer Hermeneutik textgenetischen Schreibens, in: Textgenetische Edition, hg. von Hans Zeller und Gunter Martens, Tübingen 1998, S. 7-51.

<sup>659</sup> Hahn, Wissenschaft (1966), S. 6 unterstellt polemisch, dass es den Editoren, deren Textrekonstruktion bei vorhandenen autorisierten Originaldrucken ja eigentlich überflüssig war, entgegenkam, sich statt an den verlorenen Nachstufen nun an den handschriftlich-kryptischen Vorstufen abarbeiten zu können. Weniger spekulativ ist sein Vorwurf, dass das ganze Verfahren von vornherein metaphysischen Charakter trage (S. 7), weil die Entstehungsgeschichte – bedingt durch die Zufälle der Aufzeichnung und Überlieferung – ohnehin nie umfassend dokumentiert werden könne.

<sup>660</sup> So sieht z.B. Zwerschina, Variantenverzeichnis (2000), S. 208ff in der „Forderung nach Wiederherstellbarkeit der Manuskripte: Sichtbarmachen der Arbeit des Autors“ einen der modernen Grundansprüche der Editionsphilologie. Auch Nutt-Kofoth, Schreiben und Lesen (2000), S. 198 beschreibt die Ausrichtung auf den Produktionsprozess bzw. Schreibprozess als eines der Erkenntnisziele der Philologie.

<sup>661</sup> Diesen Aspekt betont u.a. Zwerschina, Variantenverzeichnis (2000), S. 215ff, wenn er meint, dass je nach Arbeitsprozess des Autors andere Editionsstrategien zu wählen seien (dazu auch S. 219ff Kapitel „Schreibstrategien und ihre editorische Behandlung“).

an das Ziel eines finalen autorintentionalen Editionstextes bestimmt wurde.<sup>662</sup> Die Veränderungen wurden zunächst in erweiterten und differenzierten Apparatmodellen sichtbar.<sup>663</sup> Hier musste man erst die vorherrschende Lachmannsche Tradition der Überlieferungsvarianten überwinden, um eine genauere Verzeichnung der Textprozesse, wie sie sich in den Textphänomenen der Manuskripte niedergeschlagen hatten, zu erreichen. Differenziert wurden u.a. die Formen von Textveränderungen (Streichungen, Überschreibungen, Randzusätze, Überarbeitungen in anderen Dokumenten), ihre chronologische Stellung (Sofortkorrekturen, Durchsichtskorrekturen, Spätkorrekturen) oder ihre räumliche Organisation auf dem Papier. Komplexe Strategien der editorischen Darstellung versuchten so immer wieder mehrere Aspekte miteinander zu vereinbaren: die rezeptionsästhetische Sicht auf den Editionstext mit der produktionsästhetischen Sicht auf die Vorstufen; die schwer zu deutenden Spuren der Textgenese in den überlieferten Dokumenten mit der Eindeutigkeit des finalen Editionstextes. Diese Erhöhung der Anforderungen, die gemeinsame Darstellung von Text *und* Entstehung, von Statik und Dynamik, führte schließlich dazu, dass man über die Apparate hinausging und teilweise zu integrativen Editionstexten, zu Textsynopsen und der parallelen Darstellung von Textstufen und Textformen überging.<sup>664</sup> Für diese entwickelten und höchst komplexen Ausgaben stehen paradigmatisch Editionen wie Sattlers Hölderlin oder Schmidts Büchner.<sup>665</sup> Aber auch der „Ulysses“ von James Joyce in der Ausgabe von Hans Walter Gabler<sup>666</sup>, bei der einer synoptischen Darstellung der Textgenese auf der gegenüberliegenden Seite jeweils der gereinigte Editionstext gegenübersteht, markiert in diesem Sinne einen der Endpunkte der entwickelten Editionstechnik. Wird sie von den einen als Höhepunkt

---

<sup>662</sup> Die meisten Editoren haben textgenetische Ausgaben als Weiterentwicklung und nicht als Gegenmodell der historisch-kritischen Edition betrachtet. Voorbij, *Chronicon* (1999), S. 5) nennt sein Vorhaben eine „historical-critical, genetic edition“. Typisch für die Verbindung von Textgenese und finaler Form: „The edition will show how Helinand's work was given a concrete, written form“.

<sup>663</sup> Gerade zu den Apparatmodellen gibt es eine breite methodische Diskussion. Siehe u.a. Beißner, *Lesbare Varianten* (1964), Zeller, *Zur gegenwärtigen Aufgabe der Editionstechnik* (1958) oder Backmann, *Gestaltung des Apparates* (1924).

<sup>664</sup> In der Rückschau z.B. Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 199f und Zwerschina, *Variantenverzeichnung* (2000), S. 210ff.

<sup>665</sup> Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke*, „Frankfurter Ausgabe“, hg. von D.E. Sattler, Frankfurt a.M. 1975ff (20 Bde.); Georg Büchner: *Woyzeck*, Faksimileausgabe der Handschriften, hg. von Gerhard Schmid, Leipzig 1981. Auch Hans Zeller und Gunter Martens haben Ausgaben vorgelegt, die sich selbst „textgenetische Edition“ nennen, die sich aber zugleich in der Tradition der historisch-kritischen Edition bewegen.

<sup>666</sup> Hans Walter Gabler, *Ulysses – a critical and synoptic edition*, 3 Bde., New York 1986.

der autor-intentionalen Schule in der historisch-kritischen Edition betrachtet,<sup>667</sup> so sehen andere in ihr die Verwirklichung des textgenetischen dynamischen Prinzips.<sup>668</sup> *Die Entwicklung in anderen Ländern, vor allem in Frankreich.* Im deutschen Kulturraum wurde die historisch-kritische Ausgabe zur textgenetischen Edition *ausgebaut*. In den USA entwickelte sich parallel die Spielart der „variorum edition“, bei der alle Varianz in den laufenden Text integriert und mit Siglen oder Diakritika in eine zeitliche Reihe gebracht wird.<sup>669</sup> Man verhinderte damit u.a. die Bevorzugung der *einen* Variante (im Lesetext) gegenüber den anderen (im Apparat) und die Zerstörung der Textzusammenhänge durch stellenorientierte Apparate – verzichtete aber auch auf die Präsentation eines klaren Lesetextes. In Frankreich schließlich führte der Perspektivenwechsel zur Ausbildung einer eigenständigen editorischen Schule unter dem Schlagwort der „critique génétique“, die sich seit den 1970er Jahren immer weiter verfestigte und institutionalisierte.<sup>670</sup> Die Gemeinsamkeit zwischen deutschen und französischen, teilweise auch italienischen<sup>671</sup> textgenetischen Ansätzen bestand (und besteht) in der grundsätzlichen Gleichheit der Ziele: Beleuchtung der Entstehungsprozesse von literarischen Werken.<sup>672</sup> Wesentliche Unterschiede lagen darin, dass man in Deutschland vom teleologischen Prinzip nicht recht lassen wollte: Die Vorstufen des Textes wurden hier immer noch als Prozess der Textverbesserung mit dem Ziel der endgültigen, abgeschlossenen Fassung gesehen.<sup>673</sup> In Frankreich stand

<sup>667</sup> So sieht z.B. Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 21 in Gablers *Ulysses* das Ende der Autorintention (mit einem Text, der die „final authorial intention“ abbilden sollte, den es so aber nie gegeben hatte) und zugleich den Übergang zur textgenetischen Edition in ihrer modernen Form der französischen *critique génétique*.

<sup>668</sup> Williams, *Palimpsest* (1993, Introduction), S. 3 beschreibt Gablers *Ulysses* als die fortschrittliche Verkörperung des Prinzips „Text als Prozess“ und als Verwirklichung des „Recht[s] der Varianten“. Siehe dazu auch Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 13.

<sup>669</sup> Dazu u.a. Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 140f. Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 16 berichtet (für Mays Ausgabe von Coleridges Dichtung) auch von dem Ansatz einer zeilenparallelen Synopse der unterschiedlichen Fassungen in *einem* laufenden Text.

<sup>670</sup> Zur Entwicklung der *critique génétique* als eigenständiger Schule siehe z.B. ausführlich Grésillon, *Éléments* (1994) (bzw die deutsche Fassung: Grésillon, *Literarische Handschriften* (1999)), knapper die Beiträge in dem Sammelband „Textgenetische Edition“ (Beihefte zu *editio* Bd. 10, 1998) oder ganz kurz Gellhaus, *Textgenese* (1994), S. 315. Seit 1982 ist sie mit dem „Institut des textes et manuscrits modernes“ (ITEM) institutionell verankert, seit 1992 verfügt sie mit „Genesis“ (seit 1992) sogar über eine eigene Zeitschrift.

<sup>671</sup> Für die theoretischen Grundlegungen hier z.B. Gianfranco Contini, *Variante e altra linguistica. Una raccolta di saggi (1938-1968)*, Turin 1984. Als Zusammenfassung Maria Teresa Giaveri, *La critique génétique en Italie: Contini, Croce et l'étude des paperasses*, in: *Genesis* 3 (1993), S. 9-29.

<sup>672</sup> Dazu z.B. Grésillon, *Literarische Handschriften* (1999), S. 238.

<sup>673</sup> Damit wurde das klassische Textverständnis als Kern der Editorik immer noch bewahrt. Man verteidigte dies mit dem Hinweis auf die kommunikative Funktion der vom Autor abgeschlossenen und freigegebenen Fassungen. Teleologische Statik und künstlerische Dynamik konnten mit den großen Dichtern selbst legitimiert werden: sprach Goethe vom „unermüdlich zum bessern arbeitenden Schriftsteller“ (teleologisches Prinzip) so meinte Lessing, dass die Verbesserungen und Veränderungen,

dagegen der Schreibprozess selbst im Mittelpunkt und noch vor einer vom Autor als Kommunikation gedachten vollendeten Form. Statt die Genese als Unterbau des (finalen) Textes zu betrachten und so kommunikative Funktion *und* dynamische Struktur verbinden zu wollen, wurde der Text (das Werk) ganz in seine Genese aufgelöst.

Auch wenn man in Frankreich schon immer in anderen editorischen Traditionen stand, und z.B. dem Lachmannschen Ansatz nie so konsequent und ausschließlich gefolgt war, wie in Deutschland,<sup>674</sup> brauchte es zur Ausbildung der neuen Methode einen radikalen Perspektivenwechsel – allerdings in einiger Konvergenz zu den allgemeinen literaturtheoretischen Wandlungen (siehe oben S. 191f).<sup>675</sup> Man wollte grundsätzlich weg vom finalen Werk, in dem man nur noch die „Totenmaske der Konzeption“<sup>676</sup> sah, und hin zur lebendigen kognitiven Aktivität. In der Edition wollte man statt der erstarrten Endform des dynamischen Textes die Textdynamik selbst abbilden; statt des Produkts den Prozess (die Produktivität – *productivité*); statt der Schrift (*écrit*) das Schreiben (*écriture*); statt des Textes die *avant-textes*.<sup>677</sup> Philologie als Kunswissenschaft sollte der Erforschung der Literatur als Kunst und als dynamischer künstlerischer Prozess der (Ver-)Dichtung dienen. Typisch für diese Haltung ist die Formulierung „Die Wort- und Satzfragmente auf dem Papier sind die erstarrten Spuren einer kognitiven Aktivität, einer im Wechselspiel mit den assoziierten Zeichen sich formenden Intention“.<sup>678</sup> Diese kognitive Aktivität selbst war Gegenstand der editorischen Erschließung. Form und Verlauf des Schreibens,

---

die ein Dichter in seinem Werk macht, es verdienen mit allem Fleiß studiert zu werden, denn „man studiert in ihnen die feinsten Regeln der Kunst“. Diese Bezüge aufgedeckt bei Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 200.

<sup>674</sup> Zu der traditionellen Ablehnung quasi-*mathematischer* Verfahren als inadäquat für einen literarisch-künstlerischen Gegenstand verweist Van Hulle, *Editionswissenschaft* (1998) u.a. auf H. Massis und A. de Tarde.

<sup>675</sup> Zu diesen allgemeinen Wandlungen (Text als Prozess) zusammenfassend auch Williams, *Palimpsest* (1993, Introduction), S. 3 („A theory of versions tend to shift our conception of the artwork itself from product to process“ – Die Varianten sind nicht Trittsteine zum endgültigen Text, sondern eigenständige Texte mit eigener historischer Berechtigung) und Eggert, *Critical and Scholarly Editing* (1995), S. 246. Die textgenetische Edition in Bezug auf allgemeinere „ideologische“ und kulturelle Wandlungen beschreibt auch Louis Hay, *Passé et avenir de l'édition génétique: quelques réflexions d'un usager*, in: *Cahier de textologie* 2 (1988), S. 5-22; übersetzt als Louis Hay, *Genetic Editing, Past and Future: A Few Reflections of a User*, in: *TEXT* 3 (1987), S. 117-33 und Pierre-Marc de Biasi, *What is a Literary Draft? Toward a Functional Typology of Genetic Documentation*, in: *Yale French Studies* 89 (1996), S. 26-58.

<sup>676</sup> Das Zitat von Walter Benjamin, *Einbahnstraße*, Berlin 1928, S. 49 aufgegriffen auch bei Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 201.

<sup>677</sup> Grésillon, *Literarische Handschriften* (1999), S. 239: „Das Verdienst der genetischen Edition besteht darin, daß sie den Akzent ganz entschieden vom Geschriebenen auf das Schreiben, vom Produkt auf den Prozeß verlagert hat“. Zu diesen Verschiebungen im Textbegriff der *critique génétique* zusammenfassend auch Martens, *Was ist ein Text?* (1989), S. 145ff.

<sup>678</sup> Hoffmann, *Gedanken* (2002), S. 285.

Literatur als Handlung und Bewegung, die Dichterwerkstatt als Spielraum der Möglichkeiten galt es zu entschlüsseln.<sup>679</sup>

Im Verzicht auf den finalen Editionstext als editorische Setzung sah man auf französischer Seite eine weitere Verwissenschaftlichung. Nur die überlieferten Dokumente waren real und mussten in ihrer Historizität, als Belege für den kreativen Prozess und temporäre Intentionen, möglichst unzerstört bewahrt werden. Sie durften nicht zu einer stellenorientierten Beleghalde ohne eigenen Sinnzusammenhang abgewertet werden. Die Apparate empfand man als unleserliche Feigenblätter einer letztlich immer subjektivistisch-konstruktivistischen Methode.<sup>680</sup> Die Differenz zwischen den Ansätzen bezog sich damit auch auf das Selbstverständnis des Editors und seiner Aufgaben: Wollte man in Frankreich eher nur Material für den Forscher bereitstellen, die Informationen der Dokumente aufbereitend verfügbar machen, Edition und Interpretation getrennt wissen und nicht schon in der Edition Analyse und Interpretation vorwegnehmen, so sah man in Deutschland im Verzicht auf den finalen Lesetext eine Verweigerung der zentralen editorischen Aufgabe und eine Vernachlässigung der öffentlich-kommunikativen Funktion abgeschlossener Texte. Die angestrebte Objektivität der *critique génétique* hielt man hier für eine Chimäre, weil sie auf ganz bestimmten literaturtheoretischen Grundannahmen basiert und weil ja selbst die Transkription der Manuskripte und die chronologische Entschlüsselung ihrer Teile niemals ohne interpretative Eingriffe möglich sei.<sup>681</sup>

<sup>679</sup> Z.B. bei Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 201f und Hoffmann, *Gedanken* (2002), S. 286.

<sup>680</sup> Grésillon, *Literarische Handschriften* (1999), S. 217 versucht eine Aufgabenteilung vorzunehmen: „Wie die ‚critique génétique‘ den ‚avant-texte‘ zum Gegenstand hat, so hat die Editionswissenschaft den *Text* zum Gegenstand“. Die Editorik solle deshalb darauf verzichten, zu versuchen, die Textgenese mit Apparaten (einem bloß überkommenen Modell!) wiederzugeben, die niemals vollständig sein könnten, den Sinnzusammenhang zerstörten, kryptisch und damit letztlich für alle nutzlos seien.

<sup>681</sup> Zu diesen unterschiedlichen Grundhaltungen u.a. Grésillon, *Literarische Handschriften* (1999), S. 240f (u.a.: wichtig ist „daß Edition und Interpretation der Textgenese voneinander getrennt bleiben. Nur so kann die genetische Edition wissenschaftlichen Rang erlangen“). Andererseits konnte die prinzipielle Interpretativität auch der grundlegendsten textgenetischen Arbeiten nicht gelehnet werden: Hoffmann, *Gedanken* (2002), S. 286: „Textkonstitution ist somit schon Interpretation und bereits im ‚Phäno-Text‘ der Edition [...] ist die Überschreitung der zeichenhaft festgelegten Grenzen angelegt, obwohl der Herausgeber bemüht sein wird, die Authentizität der Textkonstitution in ihrer historischen und materialorientierten Gebundenheit so weit wie nur möglich zu betreiben“. In diesem Sinne auch Gellhaus, *Textgenese* (1994), S. 319ff, der die *critique génétique* als eine Forschungsrichtung charakterisiert, „die sich zunächst mit der bloßen Präsentation von Entstehungsspuren eines Textes begnügt und glaubt, damit die positive Grundlage für die verschiedensten interpretierenden wissenschaftlichen Ansätze legen zu können“ – er bezweifelt aber, ob damit etwas für die Interpretation (die Benutzung der Edition) gewonnen sei und weist ihre Theoriefreiheit (man müsse ja schon ein spezielles Textverständnis und eine Bedeutungsschätzung von Text und *avant-texte* voraussetzen) wie auch ihren objektivistischen Anspruch zurück. Er meint vielmehr, „daß wir es bei der Herstellung des *avant-texte* keineswegs mit einem nicht-bewertenden, nicht-hermeneutischen Vorgang zu tun hätten“.

Ihre Realisierung findet die *critique génétique* in Ausgaben, die als „genetische Dossiers“ („dossiers génétiques“) bezeichnet werden.<sup>682</sup> Der Name verweist dabei schon auf den intendierten Charakter als interpretationslose Materialsammlungen; als Versuch, innerhalb des literarischen Universums vielfältiger Überlieferung chaotischer Notizen und Textfragmente wenigstens ein ordnendes System zu etablieren. Häufig greift man zur Wiedergabe von Faksimiles, diplomatischen Abschriften und mehrfachen, allenfalls synoptisch integrierten Volltexten. Alle Arbeitshandschriften des Dichters werden gleichrangig wiedergegeben. Diese Ausgaben haben ein gänzlich anderes „Gesicht“ als die traditionellen kritischen Editionen, die schon im vertikalen Layout ein Bezugssystem von primärem Editionstext (oben) und sekundären Belegtexten (Apparaten, unten, meistens auch: kleinere Schrift) darstellen. Die Ansprüche der *critique génétique* haben sie immer schon an den Rande der Unrealisierbarkeit gebracht. Der technische und quantitative Aufwand ihrer Editionen ist – je nach Sichtweise – beeindruckend oder beängstigend. Zu den Faksimiles, bei denen die Forderungen an Qualität und Farbdifferenzierung immer höher wurden, kam die schiere Masse der wiederzugebenden Textstufen. Textgenetische Dossiers sind umfangreich bis hin zur Undruckbarkeit. Gustave Flauberts Erzählung „un cœur simple“, die einmal auf 30 Taschenbuchseiten publiziert worden ist, erreicht in der Ausgabe als „genetisches Dossier“ 700 Seiten Großformat!<sup>683</sup> Man übertrage diese Verhältnisse auf umfangreichere Werke! Gesamtausgaben sind unter diesen Bedingungen fast undenkbar. Der Vollständigkeitsanspruch der *critique génétique* führt zu seiner eigenen Unerfüllbarkeit. Von den drei zentralen Ansprüchen der Methode ist außer diesem ersten (Vollständigkeit) auch bereits der zweite (Objektivität) als fragwürdig beschrieben worden. Der dritte schließlich, die Abbildung der Textdynamik, wird ebenfalls kontrovers diskutiert. „Das Ziel der Textgenetiker ist, die materiellen Zeugen in literarischen Archiven zum Leben zu erwecken, die schöpferische Dynamik darzustellen“<sup>684</sup> – aber ist dies mit den Mitteln gedruckter Bücher (die nun einmal ein höchst statisches Medium sind) überhaupt realisierbar? Oder sind hier immer nur remodellierende und simulierende Annäherungen möglich?

---

<sup>682</sup> Grésillon, *Literarische Handschriften* (1999), beschreibt S. 230ff idealtypisch die Editionsform der „genetischen Ausgabe“ und bietet auch eine Klassifikation der verschiedenen Ausprägungen (insbesondere Leseausgabe vs. wissenschaftliche Ausgabe). Als Beispiel für eine deutsche Ausprägung des Ansatzes als „Textgenetische Dokumentation“: Theodor Fontane: *L’Adultera*, hg. von Gabriele Radecke, Berlin 1998.

<sup>683</sup> Gustave Flaubert, *Un cœur simple*, *Corpus Flaubertianum I*, diplomatische und genetische Ausgabe der Handschriften, hg. von Giovanni Bonaccorso u.a., Paris 1983. Das Beispiel bei Grésillon, *Literarische Handschriften* (1999), S. 236.

<sup>684</sup> Hoffmann, *Gedanken* (2002), S. 286.

### ***Ein Grunddilemma: Objektivität und Interpretativität***

*Objektivität der Edition?* Textgenetische Edition und critique génétique hatten sich selbst als Schritt zur weiteren Verobjektivierung der Editionsmethoden gesehen. Auf die Zweifel daran wurde bereits hingewiesen. Neben den historischen Zufälligkeiten der Überlieferung bedeutet vor allem die Gebundenheit an ganz bestimmte literaturtheoretische Grundannahmen eine Gefährdung des objektivistischen Programms.<sup>685</sup> Die „Objektivität der Edition“ war ein Grundziel und eine Grundforderung, die ihre besondere Stellung legitimieren sollte. Nur mit ihr, nur mit der prinzipiellen Abgrenzung von allen anderen „subjektiven“ Formen der Äußerung im philologisch-literarischen, aber auch im historischen Wissenschaftsbetrieb konnten der enorme Aufwand zur Erstellung von Editionen gerechtfertigt und der wissenschaftliche Wert solcher Grundlagenausgaben postuliert werden. Aber wie konnte Objektivität in der Edition erreicht werden? Alle Methoden waren offensichtlich historisch bedingt gewesen – und damit historisch relativ: alle Methoden basierten auf theoretischen Grundbegriffen, die selbst wieder Ergebnisse subjektiver Interpretationen gewesen waren. Die Editionen zwangen beständig zu Eingriffen des Herausgebers, die immer auf Deutung und Wertung beruhten.<sup>686</sup> Und diese Deutungen konnten selbst wieder nur historisch und subjektiv bestimmt sein. Textkritik als hermeneutischer Prozess unterliegt vor dem Hintergrund der Objektivitätsforderung einem gefährlichen Zirkelschluss: Editionen sind die Grundlagen der Forschung; aus den Texten werden Haltungen, Einstellungen, Mentalitäten und Weltanschauungen rekonstruiert; zugleich kann aber kein Editor von solchen Bedingungen frei sein, die durch ihn bereits in die Edition eingeflossen sind und sie maßgeblich bestimmt haben.<sup>687</sup> Historische Bedingtheit und vorprogrammierte Halbwertszeit der Konvergenz von editorischer Grundhaltung, editorischer Methode und Editionsrezeption stehen im klaren Widerspruch zu einer Objektivität, die ja überzeitlich sein müsste, weil sie darauf zielt, ein für alle mal „den besten Text herzustellen“, jene Textfassung zu produzieren, die der abgeschlossenen Intention des Autors adäquaten Ausdruck verleiht. Die editorische Realität ist geprägt von starken (modischen) Schwankungen

---

<sup>685</sup> So auch Norbert Oellers, *Edition*, in: *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft*, Berlin<sup>5</sup> 1984, S. 124-136, hier S. 127.

<sup>686</sup> Dies kann inzwischen als akzeptierte Binsenweisheit betrachtet werden. Selbst die grundsätzlichen Einführungstexte verweisen darauf, „daß [...] die editorischen Entscheidungen stets von den jeweiligen historischen Bedingungen und der Subjektivität des Editors mit bestimmt sind“ (wie z.B. Kanzog, *Einführung* (1991), S. 50).

<sup>687</sup> Diese Grundkritik gilt selbst für die anspruchsvollsten und methodisch differenziertesten Editionen. Nach Gellhaus, *Textgenese* (1994), S. 313: „hat die Frankfurter [Hölderlin-]Ausgabe hinlänglich unter Beweis gestellt, daß eine historisch-kritische Ausgabe auf editorischen Vorurteilen und Vorentscheidungen, theoretischen Einstellungen, kurz auf dem je vorausgesetzten Begriff von Dichtung und ihrer Entstehung beruht und damit selbst ein Moment des hermeneutischen Verstehensprozesses ist und nicht schlicht dessen positive Grundlage.“



der Grundbegriffe,<sup>688</sup> der Methoden und der Erscheinungsformen der Ausgaben, die sich tatsächlich jeweils angeblich nebensächlichen Kriterien wie persönlichem Geschmack, fachlicher Ausrichtung und gerade gültiger Rechtschreibnorm verdanken. Hinzu kommt, dass Editionen einen probabilistischen Charakter haben<sup>689</sup> und zusätzlich im wissenschaftlichen Wettbewerb durch eine rhetorische Funktion belastet sind: Der Editor muss von der Qualität und der finalen Gültigkeit *seiner* Ausgabe überzeugen. Dies verlangt und fördert subjektivistische Eingriffe als Kompetenzdemonstration geradezu. Auch insofern kann die Edition kein objektiver – im Sinne von „neutraler“ – Akt sein.<sup>690</sup>

Dabei ließe sich für die Probleme der editorischen Methodengeschichte die gleiche Entwicklung nachzeichnen, die auch für andere Bereiche gilt: Sie konvergiert mit allgemeineren wissenschaftstheoretischen Grundhaltungen: Hatte man Objektivität zunächst als „Voraussetzungslosigkeit“ aufgefasst, so wurde diese Vorstellung im 20. Jh. zunehmend – selbst in den Naturwissenschaften – als grundsätzlich unmöglich abgelehnt. An ihre Stelle trat die Hoffnung auf Objektivität durch wenigstens regelgeleitete intersubjektiv nachprüfbare Verfahren. Heute würde man dazu tendieren, die Begriffe von Objektivität und Subjektivität in ihrer Dichotomisierung aufzulösen und stattdessen in einem Skalenmodell von der Annäherung an Objektivität (oder je nach Gegenstand und Situation unterschiedlichen *Möglichkeiten* von Objektivität) durch Minimierung der subjektiven Eingriffe reden. Für die Editionswissenschaft sollen in diesem Problembereich nachfolgend nur einige Positionen exemplarisch vorgeführt werden.

---

<sup>688</sup> Zum Zusammenhang zwischen (variablen) Grundbegriffen und editorischer Methode auch Nutt-Kofoth, Schreiben (2000), S. 169 (Textfassung, Textstufe, Werk) oder Neumann, Werk oder Schrift (1981).

<sup>689</sup> Jede editorische Entscheidung kann nur die auf der Grundlage *bekannter* Überlieferung und *bis dahin* gewonnener Erkenntnisse *wahrscheinlich* beste und *vorläufig* gültig sein. Neue Überlieferungsträger und neue Erkenntnisse führen zur Revision editorischer Befunde! Ausführlich versucht Walsh, Hypothesen (1999) Plausibilität, Wahrscheinlichkeit und die „logic of common sense“ als Grundlage für die Bestimmung der Objektivität textkritischer Verfahren und damit der kritischen Edition einzusetzen.

<sup>690</sup> Gay, *Inventing*, 110: „The creation of an edition is not an objective, neutral act. It is an argument for a particular reading of the text set within a particular scholarly or intellectual tradition. [...] Textual criticism and editing has implications beyond the creation of texts“. Ausführlich zur Edition als rhetorischem (und probabilistischem) Akt auch McClelland, *Critical Editing* (1981), S. 211: „Editing is rhetorical, obviously, because the editor must persuade his public of the critical validity of this text. He must therefore multiply the signs of his competence and knowledge. In short, he must make an Aristotelian ethical appeal. It is rhetorical because it is communicative: the purpose of editing is to reduce the noise which has prevented the transmission of a message from the past, and to introduce the redundancy necessary to ensure its reception and decoding. It is rhetorical in a formal sense, because the editor imposes an arrangement on his discovery, then arrays it in a diction – format, layout, typography – which will be pleasing. But editing is rhetorical in a final sense because it is probabilistic. The evidence is not hard, it is at best likely.“

*Keine Edition ohne Interpretation.* „Edition ist Interpretation“. Die schlichte, aber erstaunlich junge Erkenntnis wird inzwischen wohl von niemandem mehr bestritten.<sup>691</sup> Für die weitere Entwicklung der editorischen Verfahren von Interesse sind nun aber (1.) die methodischen Konsequenzen und (2.) eine genauere Bestimmung und Differenzierung dieses Axioms. Grundsätzlich können zwei Konsequenzen gezogen werden: das Verbot von Interpretation in der Edition auf der einen Seite und die offensive Integration der Interpretation in die Editionstheorie auf der anderen. Neigten viele Editionsmodelle dazu, die Vorsicht bei Eingriffen zu erhöhen und die eigene Methode in dieser Hinsicht zu schärfen,<sup>692</sup> so fehlte es auf der anderen Seite nicht an Verteidigern der historisch-kritischen Ausgabe. Aufbauend auf dem Vorwurf, die modernen Editionskonzepte seien doch nur positivistisch und *scheinbar* objektiv, würden die Zufälligkeiten der Überlieferung überbewerten und sich aus der editorischen Verantwortlichkeit für eine positive Textsetzung stehlen,<sup>693</sup> nahmen sie die interpretative Subjektivität des Editors offensiv auf und deklarierten sie als notwendige Grundlage und Rechtfertigung ihrer Editionen.<sup>694</sup> In einer wahrlich extremen Argumentation ist ihnen der „objektive“ Text dann jener „wahre“ Text, den erst der Editor kraft seiner Kompetenz aus den Dokumenten herausschälen kann und als Intention des Autors, als „Werk“ jenseits der Fassungen erst *realisiert*.<sup>695</sup> Dem „wahren“ Text und der „Werkrealisierung“ ist die Mehrheit in der editorischen Debatte allerdings ebenso wenig gefolgt wie dem Konzept einer „kontemplativen“ Hermeneutik, die noch an die objektive Rekonstruktion historischer Bedeutung glaubt.<sup>696</sup> Überzeugen konnte hier auch nicht der Verweis auf die angeblichen *Erfolge*

<sup>691</sup> Angeblich erstmals so ausdrücklich bei Windfuhr, Neugermanistische Edition (1957), S. 440. Aufgegriffen u.a. bei Beißner, Lesbare Varianten (1964), Hahn, Wissenschaft (1966), S. 7 und Martens, Neuere Tendenzen (1994), S. 73 („hat sich unter den Herausgebern allgemein die Auffassung durchgesetzt, 'Edition ist Interpretation'“).

<sup>692</sup> Diese Haltung beschreibt Martens, Neuere Tendenzen (1994), S. 73: Man versucht die Methoden zu differenzieren, und „zu ergründen, inwieweit sich der 'Schatten des Herausgebers' auf die Textkonstitution, auf die Variantendarstellung und auf die beigegebenen Erläuterungen erstreckt“.

<sup>693</sup> Eine solche Kritik an der genetischen Edition z.B. bei Jantzen, Objektivität (1994), S. 46: „Die genetische bzw. dynamische Edition ist auf merkwürdige Weise positivistisch. Mit großem Arbeitsaufwand und komplizierter Technik versucht sie ein Äußerstes an Objektivität; der Editor nimmt sich selbst als Textverantwortlichen soweit wie möglich zurück: Er druckt alles, was er hat. Aber gerade dadurch wird der Text auch der Beliebigkeit überliefert oder anders gesagt: Dem Leser, der sich seinen Text erst suchen muß, wird die Verantwortung übertragen“.

<sup>694</sup> So wendet sich noch 1987 Strelka, Edition und Interpretation (1987), S. 24 gegen die „verächtliche, rein mechanische Tätigkeit“ und beharrt darauf, „daß die Editionsarbeit als wichtigste Voraussetzung literaturwissenschaftlicher Arbeit des Geistes und des Geistigen der Interpretation nicht entbehren kann“. Zur Verteidigung der kreativen, didaktischen und literaturwissenschaftlich-interpretativen Zwecke gegen den dokumentarischen Positivismus auch Göttsche, Ausgabentypen (2000), S. 48.

<sup>695</sup> Siehe oben S. 132 und Anmerkung Nr. 408.

<sup>696</sup> Das Konzept der kontemplativen Hermeneutik in der Edition bei Verwey, Edition (1988), S. 520f [in Rückgriff auf Wieacker, Einwirkungen]. Im Unterschied zu einer applikativen Hermeneutik (die in

der historisch-kritischen Methode in der langen Praxis der Wissenschaften<sup>697</sup> oder der Rückzug auf einen gesunden reflektierten Pragmatismus jenseits allzu rigider theoretischer Forderungen oder allzu unreflektierter Herangehensweise.<sup>698</sup> *Edition als Aufführung*. So blieb es denn letztlich bei dem Phänomen, dass sich die Methoden jeweils nach den veränderten Grundbegriffen und Grundhaltungen richteten, ohne sich von deren modischen Schwankungen lösen zu können. Dabei ist gar nicht auszuschließen, dass auch in den veränderten Grundbegriffen ein objektiver Fortschritt im Sinne einer zunehmenden Differenzierung und Gegenstandsadäquanz liegen könnte. Auf die Vorstellung, alle Texte und damit auch Editionen seien „Aufführungen“ eines Werkes, wurde bereits hingewiesen. Diese Entwicklung kann nun aber auch als Lösungsansatz zum Objektivitätsproblem aufgefasst werden, weil man den Anspruch relativieren konnte, indem man statt seiner auf eine explizite und offensiv vertretene Subjektivität setzte. Man könne schließlich gar nicht ein literarisches Werk für die eigene Zeit adäquat aufbereiten, verständlich und benutzbar machen, ohne es neu zu machen („without *MAKING IT NEW*“<sup>699</sup>). Also ginge es auch nicht um Reproduktion, sondern um kreative Neuschaffung. Zwischen einer methodisch verbrämten Subjektivität und pragmatischer editorischer Textsetzung mit Widerstand gegen zuviel Theorie bestünde ohnehin nur ein gradueller Unterschied, der Editor könne gar nichts Anderes sein als selbst wieder ein Autor, die Interpretation als verstehende Deutung sei eine ganz unverzichtbare Grundlage jeder Edition, die Edition sei schließlich die Herstellung von Sinn<sup>700</sup> – also: „was soll’s!“<sup>699</sup>. Statt in einem überholten (Lachmannschen) Methodengebäude von der verteuflten Kontamination zu reden, die ein moderner Editor anrichten würde, könnte man sich ebenso gut die neuen Freiheiten des Regisseurs nehmen, die eigene literarische

---

Anwendung einer jeweils zeitgenössischen Sicht auf die „beständige existentielle Aktualisierung vergangener Sprache im wirkungsgeschichtlichen Zeitenabstand“ zielt), glaubt diese an die „Möglichkeit der zunehmenden Eliminierung des Zeitabstandes und der Wirkungsgeschichte, die den Zugriff auf die empirische Meinung eines vergangenen Textes potentiell freigibt“.

<sup>697</sup> Kleinogel, *Archetypus* (1979), S. 53: „Die ‚klassische‘ Textkritik [= die Lachmannsche Methode], einstmals das Musterbeispiel eines ‚objektiven‘ philologischen Verfahrens, steht seit geraumer Zeit im Kreuzfeuer methodologischer Kritik und hat in den Augen vieler Philologen bereits erheblich an Glaubwürdigkeit verloren. Wer [...] die Berechtigung der Methode mit dem Hinweis auf ihre in der Praxis erzielten Erfolge verfehlt, wird von den Kritikern fast nachsichtig darüber belehrt, daß mittlerweile [...] weit objektivere und theoretisch besser fundierte Methoden entwickelt worden sind [...]“.

<sup>698</sup> Dieser Versuch noch 1991 als Fazit [!] durchaus tiefsinniger theoretischer Überlegungen bei Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 153: „Pragmatic judgements should provide a sounder basis for a rationalised text than either a rigid formalism or an *ad hoc* impressionism. That is to say, inferences from available data are far more justifiable than either the assumption of scientific certainty (objective truth) or the employment of intuitional surmise (subjective taste)“.

<sup>699</sup> Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 155.

<sup>700</sup> Gumbrecht, *Play* (1998), S. 240: Edieren ist „production of meaning“ – die Interpretation ist unvermeidlich, sie ist nicht ein Nebenprodukt, sondern zentrale Aufgabe der Edition.

Kompetenz über die anderen Aufführungen der Texte setzen und damit auch eine bessere Fassung schaffen als alle anderen zuvor.<sup>701</sup> Selbst auf den Anspruch historischer Genauigkeit musste man nicht zwangsläufig verzichten, konnte man doch behaupten, dass sich die Historizität ebenfalls aus dem umfassenden Verständnis des Editors ergab.

*Situative Objektivität?* Einen anderen Ausweg bot die Differenzierung der Begriffe Objektivität und Subjektivität. Zunächst sei die Objektivität einer Ausgabe nicht absolut messbar, sondern nur in Bezug auf ihre eigenen Ziele. Es könne keine endgültigen besten Editionen geben, sondern immer nur solche, die ihre selbst gesteckten Ziele erreichen oder verfehlen, die innerhalb des jeweiligen historisch-methodologischen Rahmens funktionieren oder scheitern.<sup>702</sup> Außerdem könne man verschiedene Ebenen unterscheiden, auf denen Objektivität mal mehr und mal weniger möglich sei. Innerhalb einer Skala aufsteigender erzwungener Subjektivität würde man dann jeweils andere Bewertungskriterien anlegen können für die Transkriptionsprozesse (Recodierungen), die Rekonstruktion der (textlichen) Entstehungs- und Überlieferungsverhältnisse, die textkritischen Auflösungen und Erläuterungen und schließlich die inhaltlichen Deutungen. Auf allen Ebenen ginge es dann außerdem nur um die *Annäherung* an die jeweils spezifischen Möglichkeiten von Objektivität oder um die Akzeptanz unvermeidlicher Subjektivität. In einem solchen Modell ließe sich die Edition als methodisch reflektiertes Unternehmen beschreiben, das in doppelter Annäherung sowohl subjektive als auch objektive Aspekte vereint: In der Annäherung an den Autor und ein jeweiliges literaturtheoretisches Modell kann es nur subjektiv sein, in der Annäherung an die überlieferten Dokumente und in der Durchführung einer expliziten Methode aber kann es objektiv sein.<sup>703</sup>

*Trennung von Befund und Deutung.* „Edition ist Interpretation“. Wenn man diesen Grundsatz akzeptiert, zugleich aber seine Gültigkeit für verschiedene Arbeitsbereiche differenziert, dann kommt man zur Unterscheidung von Dokumentation und Interpretation, zur Trennung von Befund und Deutung.<sup>704</sup> Aus dem Glauben, wenig-

<sup>701</sup> Zu diesen Ansätzen u.a. McClelland, *Critical Editing* (1981), S. 213f (Edition as Performance) und Gumbrecht, *Play* (1998), S. 237ff (u.a. mit Verweis auf das Selbstverständnis in anderen editorischen Kulturen: der Editor als Interpret und Textschaffender).

<sup>702</sup> Taylor, *End of Editing* (1993), S. 130: „Editions can be judged, can be measured, by their proximity to their chosen goals“.

<sup>703</sup> Taylor, *End of Editing* (1993), S. 130: „Editing seeks to establish texts that are proximate to a source of value. Insofar as it is concerned with proximity alone, editing is objective and scientific; insofar as it is concerned with the sources of value, editing is subjective and ethical. Every edition, every textual investigation, represents an assertion of value“.

<sup>704</sup> Die Unterscheidung von Befund und Deutung ausführlich bei Zeller, *Befund und Deutung* (1971). Zum Übergang der beiden Axiome u.a. Kanzog, *Einführung* (1991), S. 50 und Martens, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 73.

tens die Dokumente seien unabhängig vom Beobachter und objektiv beschreibbar, erwächst die Forderung der Trennung von zwei grundlegend unterschiedlichen editorischen Teilaufgaben. Zunächst unabhängig von den Problemen der Realisierung sollte so versucht werden, wenigstens für einen Teilbereich der Edition die Objektivität zu retten<sup>705</sup> und die editorischen Freiheiten zugleich in einem anderen Teilbereich zu bewahren. Methodisch sauber würde man den jeweiligen Status der Teile einer Edition explizit angeben, so dass keine Vermischung von objektiven und subjektiven Aspekten entstünde.<sup>706</sup> Die Historizität wäre gerettet, weil sie sich auf den Dokumentencharakter der Texte, nicht auf ihre zeitgebundene Deutung beziehen würde. Die Interdisziplinarität und Langfristigkeit der Edition würde durch die Trennung in allgemeingültige Befunde und fachspezifische Deutungen verbessert. Die Kompetenz des Editors könnte schließlich in zweifacher Form in die Edition einfließen: auf der Ebene der Überlieferung als objektive Sichtung und Erschließung und auf der Ebene der Bedeutung der Texte als ausdrücklich subjektives Interpretationsangebot. Ein solcher Ansatz findet seine methodische Grenze leider in dem unauflösbaren Zusammenhang zwischen der semantischen Deutung von Texten und ihrer wahrgenommenen Erscheinung als materielle Dokumente. Die Unmöglichkeit eines hundertprozentigen Informationserhalts bei der Transkription von handschriftlichen oder gedruckten Textformen und das Dilemma der Abhängigkeit von Recodierungsstrategien von spezifischen Erkenntnisinteressen und Wahrnehmungshorizonten wurde bereits mehrfach angedeutet.<sup>707</sup> Aber auch jede noch so zurückhaltende inhaltliche Deutung ist der Wahrnehmung bereits vorgängig, so dass eine voraussetzungslose Dokumentation der Befunde streng genommen nicht möglich ist.

---

<sup>705</sup> Nach Zeller, *Befund und Deutung* (1971), S. 47f ist im Bereich der Befunde Objektivität als transparente und konsequente Regelbefolgung möglich.

<sup>706</sup> Höver, *Stand der Methodenreflexion* (1978), S. 136 (in Bein, *Altergermanistische Editionswissenschaft* (1995)): „Es bleibt die Forderung, zwischen Befund und Interpretation deutlich zu trennen und diese Trennung auch im Text selbst zu markieren“. So auch Martens, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 81.

<sup>707</sup> Siehe z.B. S. 79 (Wahrnehmungsdifferenzierung) oder S. 151 (Grafematisches Dilemma). Exemplarisch zum Widerspruch zwischen geforderter objektiver Transkription („the editor must eschew any and all forms of interpretation; he cannot deal with his documents in a subjective manner“) und ihrer Unmöglichkeit (wenn z.B. zwischen Fliegendreck und Interpunktion nicht klar zu trennen ist, „it becomes the editor’s responsibility to determine from the sense [!] of the passage what was probably intended, and to proceed accordingly“) z.B. Carter, *Historical Editing* (1952), S. 25 bzw. 26. Man soll dem Benutzer die Interpretation überlassen, aber was man ihm zu interpretieren überlässt, basiert immer auf der Interpretation des Editors. Auch Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 167f problematisiert jene „allererste Arbeitsaufgabe‘ des Editors [als die ...] die Präsentation des ‚authentischen Text[es] in seiner originalen historischen Gestalt‘ genannt worden“ ist. Mit konkretem Beispiel auch Beißner, *Lesbare Varianten* (1964), S. 17f: Wenn eine Korrektur *zwischen* zwei Zeilen steht, dann kann der Editor nur interpretierend eine Zuordnung zu der einen oder anderen Zeile vornehmen.

Trotzdem: Wenn die Ausrichtung an Objektivität nicht zugunsten eines zügellosen Subjektivismus aufgegeben, sondern wenigstens in den erreichbaren Grenzen als wissenschaftliches Ziel bewahrt werden sollte, dann musste sich immer mehr eine reflektierte und differenzierte Orientierung an jenem Teil des editorischen Verfahrens durchsetzen, bei dem man allein auf die Erreichung objektiver Grundlagen hoffen konnte: Die Dokumente in ihrer unzweifelhaften Realität jenseits aller subjektiven Deutungen.

### ***Dokumentarische Edition, Archivausgabe, Faksimile***

*Theoretische Hintergründe.* Vor dem Hintergrund des Objektivitätsanspruchs und der Dokument-Orientierung sind es vor allem drei Tendenzen, die – sich gegenseitig ergänzend – zur Ausbildung weiterer editorischer Modelle geführt haben.

(1.) Wenn subjektive Eingriffe zwar streng genommen unvermeidlich, in einer pragmatischen Sicht aber wenigstens zu minimieren sind, dann kann die Objektivität dadurch gesteigert werden, dass auf Interpretation überall verzichtet wird, wo es nur möglich ist. An ihre Stelle tritt das Paradigma der reinen Dokumentation der Befunde. Selbst die genetische Edition, die ja mit einem ähnlichen Anspruch angetreten war, ist aus dieser Sicht als zu interpretativ abzulehnen, weil selbst sie nicht umhin kommt, in den Dokumenten und ihrer zweidimensionalen Fläche Ordnungen, Zuordnungen, Reihungen und chronologische Abfolgen zu schaffen. Selbst die Bestimmung eines zwischen den Zeilen geschriebenen Wortes als *über* oder *unter* einer Zeile stehend und seine chronologische Einordnung muss Interpretation bleiben! Die reine Dokumentation markiert dagegen den konsequenten Endpunkt auf dem Pfad vom Autorgenie und dem ihm zugeordneten idealisierten Text zum unabhängigen materiellen Dokument.

(2.) In einem erweiterten Textbegriff besteht der Text nicht nur aus einem linguistischen Code, sondern ist medial gebunden und ausgeformt. Die Dokumente enthalten durch diese zweite Ebene vielfältigste weitere „implizite Mitteilungen“, die es zu bewahren gilt. Das literarische Werk ist ein mediales Gesamt(kunst)werk, das auch von der Interaktion zwischen geschriebenen Sprachzeichen und einem Formenrepertoire des Mediums Buch oder Manuskript lebt.<sup>708</sup> Diese Interaktion von (zu kommunizierender) Idee und Gestaltungsraum wird bei illustrierten Texten besonders augenfällig, umfasst aber letztlich *alle* (linguistischen und) grafischen Aspekte beliebiger Dokumentarten.<sup>709</sup> Wenn diese scheinbaren Nebensächlichkeiten

---

<sup>708</sup> Siehe dazu exemplarisch z.B. Ingeborg Glier, Schatzkammer, Steinbruch, historisches Objekt - Aspekte der handschriftlichen Überlieferung als Zugang zum Textverständnis, in: Grundlagen des Verstehens mittelalterlicher Literatur, Literarische Texte und ihr historischer Erkenntniswert, hg. von Gerhard Hahn und Hedda Ragotzky, Stuttgart 1992, S. 1-16.

<sup>709</sup> Letztlich sind alle Merkmale, von der „Schreibung“ (Orthografie) bis hin zur „Formung“ (Grafische Ebene), konstitutiver Teil des gestalteten Ganzen des Textes. Und nur die Vollständigkeit aller Details

die explizite Erzählung aber ergänzen, kommentieren oder relativieren, ihr erst eine Form geben und so mit konstituieren, dann sind sie auch in der Edition zu berücksichtigen. Aus dieser Haltung, die sich anfangs nur speziellen Perspektiven oder Auswertungsinteressen verdankt hatte,<sup>710</sup> dann aber immer mehr zur allgemeinen Grundlage zumindest der Philologien wurde, musste schließlich jeder Eingriff als *Fälschung* erscheinen, jeder Verzicht auf die Dokumentation äußerer Formen als das Verschweigen wichtiger Informationen: als Filter und Zensur. In einem Textverständnis, das sich nicht auf die Schriftzeichen als normierten Code beschränkte, sondern die Dokumente und alle ihre Erscheinungen selbst als Zeichen bzw. als Zeichenraum ansah, war eine Trennung in eine linguistische und eine grafische Ebene unlogisch und unzulässig.

(3.) Zur Vorsicht vor drohenden Informationsverlusten kommt der *Respekt* vor der historischen Realität der Dokumente und ihren Urhebern. „Moderne Editionen richten sich mit der Möglichkeit verschiedener [dokumentierender Formen oder] Faksimiles auf die identische Wiederholung der historischen Wirklichkeit. Ihre dabei zugrundeliegende Vermutung, daß alles Menschengemachte respektable Merkmale des Sinns und der Bedeutung trage, reagiert auf moderne Individualisierung und als deren Effekt auf kulturellen Relativismus mit hoher Akzeptanz für verschiedene Lesarten und Symbolebenen. Der soziale Kontext moderner Individualisierung prägt auch die Einstellung gegenüber alternativen Formen der Texterschließung.“<sup>711</sup> Der Autor ist nicht mehr allein durch einen abstrakten und künstlichen Werkbegriff un-

---

ermöglicht richtiges (adäquates) historisches und literarisches Verständnis, weil auch sie Ausdrucksmittel des Autors gewesen sein können. Dies gilt – bis hin zu (scheinbaren) Fehlern und Absurditäten – bereits für die Ebene der linguistischen Codes (Nur ein Einzelbeispiel: „Thackeray, the most informal of letter writers, was a past master at shaping his sentences in the precise contour of his thoughts by oddities of punctuation and orthography and by whimsical distortions of words [...]. Not to reproduce these peculiarities faithfully would be to falsify the tone and blur the meaning of the letters“ - Gordon N. Ray: *The Letters of Ralph Waldo Emerson*, New York (NY) 1939, S. LXXIII), auf der es einmal mehr zur Ablehnung jeder Normalisierung oder Modernisierung führt („Modernization tends to obscure rather than to clarify“ - Clarence E. Carter: *The Territorial papers of the United States, 1934-...*, Bd. 22, Washington (DC) 1956, S. IX), es gilt dann aber auch für die grafische Oberfläche der Dokumente, wobei hier zu diskutieren wäre, in welchem Maße diese überhaupt unter der Kontrolle eines Autors stand (und damit *sein* Ausdruck ist) oder eher ein Produkt sozialer und technischer Bedingungen war (und damit historischer Ausdruck selbst) – eine solche Diskussion z.B. bei McGann, *Critical Editing* (1991). Aus der literarästhetischen Perspektive fordert auch Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 140f die genaueste Aufnahme aller Details (Präsentationsvarianten, Titel, Initialen, typografische Aspekte, Schreibungen, Interpunktion, Worttrennung, Zwischenräume, Einrückungen, Zeilenumbrüche etc.), weil alles für eine Analyse bedeutungstragend sein könnte.

<sup>710</sup> Für die Geschichte hatte bereits 1850 Böhmer, *Ansichten* (1850), S. 131 dann Ausgaben in Kupferstich oder Steindruck (also Faksimiles) gefordert, wenn nicht der „Inhalt“, sondern die „Form“ (die Paläografie) von besonderer Bedeutung sei. In den Philologien steht dem die Tendenz zur „material philology“ gegenüber.

<sup>711</sup> Aus einem schriftlichen Kommentar von Sven Lembke (Universität Basel) im Rahmen einer Weiterbildungsveranstaltung der Fachhochschule Potsdam („Digitale Editionsformen“), 9.7.2000.

ter der ausschließlichen Kontrolle des Editors definiert. Der Autor ist nicht mehr der Gefangene des Editors. Er wird (z.B.) durch die Perspektiven der „New Philology“ als Idee geschwächt, aber als reales Individuum, das seinen Ausdruck in den einzelnen Dokumenten findet, gestärkt. Die Überlieferung darf nicht mehr zugunsten eines idealisierten Textes *aufgelöst*, sondern muss dokumentiert werden.<sup>712</sup> Den auf der Ebene des einen idealen Textes geschwächten Autoren, Editoren und Lesern steht das gestärkte Dokument gegenüber.<sup>713</sup> Am Ende bleibt als einzige feste editorische Größe nur die „Faktizität der Texte“.<sup>714</sup> Mit dem Scheitern der autor-intentionalen oder auch nur autor-auktoriellen Fundierung der Edition<sup>715</sup> verliert auch der dirigistische Editor sein Richter-Amt, muss sich als Dokumentar in neuer Rolle teilweise aber immer noch mit ähnlichen Problemen befassen: Es könnte selbst hier Situationen geben, die sein bewusstes Eingreifen in den Reproduktionsprozess verlangen.<sup>716</sup>

*Konzept der dokumentarischen Edition.* Diese Tendenzen führten – wie wir bereits gesehen hatten – in den USA zum Prinzip des „documentary editing“, wie es vor allem für historische Editionen, dann aber auch in den Philologien Verbreitung fand.<sup>717</sup> Was sich hier zu einer eigenen Schule institutionalisiert hatte, galt als Grundtendenz auch in Europa. Der Dokumentorientierung in den Sprachwissenschaften, denen es dabei um den Erhalt wichtiger Grundinformationen ging, folgt teilweise ein Umdenken auch in den literaturwissenschaftlich ausgerichteten Editionen. Hier

<sup>712</sup> So fasst z.B. Martens, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 80 zusammen: „Die Tendenz zur *Dokumentation*, die sich als nahezu durchgehender Trend in den neuesten Ausgaben der Germanistik feststellen läßt, hat zur Einsicht geführt, daß es nicht ausreichen kann, das [z.B.] in Notizbüchern verzeichnete Textmaterial den jeweils zugehörigen Werken zuzuordnen und dort als Varianten wiederzugeben.“ Diese müssten vielmehr eigenständig und vollständig herausgegeben werden. Auch Pearsall, *Editing* (1985), S. 105 fordert (gewissermaßen als Zusammenfassung für den amerikanischen Raum) mehr Einzeltranskriptionen oder Faksimiles vollständiger Handschriften anstelle modernen Zusammenstellungen (als Dekompositionen der Überlieferung).

<sup>713</sup> In diesem Sinne spricht z.B. auch Gumbrecht, *Play* (1998), S. 248 von einem „schwachen Autor“ und einen „schwachen Leser“ in der „New Philology“, denen gegenüber die Erscheinung der Texte (die Dokumente), und ihr materieller Status gestärkt würde.

<sup>714</sup> Herbert Kraft, *Die Aufgaben der Editionsphilologie*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 101 (1982), S. 5.

<sup>715</sup> Ausführlich dazu gewissermaßen bereits aus einer rückschauend zusammenfassenden Perspektive Shillingsburg, *Resisting Text* (1997).

<sup>716</sup> Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 191 beschreibt das gewandelte Selbstverständnis des Editors vom Richter zum „dokumentierenden Herausgeber“. Aber „auch für den dokumentierenden Herausgeber gibt es Textbefunde, die seinen – auf jeden Fall im Apparat zu verzeichnenden und zu begründenden – Eingriff erlauben, ja verlangen“ (S. 192).

<sup>717</sup> Für die angelsächsische Welt beschreibt die grundsätzliche Trennung zwischen den literarischen „kritischen“ Editionen (in der Tradition von Walter Gregs „*Rationale of Copy Text*“ (1950/51) und der historischen „nicht-kritischen“ Edition (mit Klines „*Guide to Documentary Editing*“ (21998) als modernem Leitfaden) neuerdings noch Eggert, *Critical and Scholarly Editing* (1995), S. 243. Die Anfänge und Ursprünge des „documentary editing“ verfolgt Kline, *Guide* (21998), S. 2ff bis ins 18. Jahrhundert zurück.



war es allerdings oft eher ein Reflex auf die Schwierigkeiten mit den theoretischen Grundlagen: Texte, hinter denen kein identifizierbares „Werk“, sondern nur ein abgebrochenes „Projekt“ stand;<sup>718</sup> letztlich vergebliche Suchen nach einem zu stabilisierenden Autorwillen;<sup>719</sup> Texte, die sich nicht auf einen abstrahierten Buchstabenbestand (den linguistischen Inhalt) zurückführen ließen;<sup>720</sup> Texte, bei denen die Optik der realen Fassungen wichtiger ist als die Idee des verbindenden Idealtextes<sup>721</sup> – dies sind nur einige Beispiele für konkrete editorische Situationen, in denen die alten theoretischen Grundlagen wegbrechen und zu neuen Strategien zwingen. Neben dem Scheitern der Autorintention als Fundament ist hierfür vor allem eine stärker medienbewusste Haltung verantwortlich zu machen, in der die bibliografischen (und das sind auch: die grafischen) Codes nicht länger zugunsten der linguistischen Codes unterdrückt werden dürften, ohne den Leser zu entmündigen und die Dokumente unzulässig zu verfremden.<sup>722</sup> Zusätzlich realisiert diese medial orientierte Perspektive den sozialen und historischen Bedeutungsraum der Dokumente: Nur über die genaue Dokumentation auch des „bibliografischen“ Zei-

---

<sup>718</sup> Kanzog, Faksimilieren (1984), S. 289 berichtet von solchen Fällen. Der Philologe könne dann gar keinen endgültigen Text herstellen, sondern nur eine „Text-Partitur“ geben. Seine Leistung bestünde dann darin, die Textelemente lesbar zu machen und zueinander in Beziehung zu setzen; die Phänomene so zu liefern, dass sie weiter auswertbar würden.

<sup>719</sup> Als Beispiel hierfür taugt z.B. Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“, bei dem kein Autorwille rekonstruierbar ist. In der Sicht von Fanta, Robert Musil (2000) bleibt nur, den Nachlass zu transkribieren und wenigstens dessen Struktur zu klären. „Das Projekt der Transkription sollte alle Pläne zur historisch-kritischen Darstellung des Romans mit ediertem Text und Varianten-Apparat – zunächst einmal – ersetzen“ (S. 84).

<sup>720</sup> McGann, *Critical Editing* (1991), S. 17ff bespricht ausführlich das Beispiel der Werke von William Blake, die gewissermaßen aus ikonografischen („iconic“) Seiten bestehen, die nicht auf einen laufenden Text (seine linguistische Komponente) reduziert werden können. Kritisches Edieren wäre hier „more an act of translation than of reproduction“ (S. 18), eine (bestehende) kritische Textausgabe „reflects certain ‚intentions‘ of the author in the present (Erdmann [der moderne Editor]) rather than the author in the past (Blake)“ (S. 20). Als einziger Ausweg bleibt hier im Grunde nur die diplomatische Transkription (einschließlich der grafischen Merkmale) oder das Faksimile.

<sup>721</sup> Dieser Fall lässt sich, als Prozess fortschreitender Einsicht in die Unmöglichkeit bzw. Unsinnigkeit traditioneller editorischer Ansätze, bei (dem Historiker) Wilfried Hartmann beobachten. Wenn z.B. die überlieferten Handschriften der (frühmittelalterlichen) Germanenrechte keine reale textliche Funktion hätten, sondern „als wesentliche Teile der staatlichen Selbstdarstellung“ zu verstehen seien, dann wäre die aufwendige textkritische Rekonstruktion von Archetypen überflüssig und man müsste Faksimiles oder Paralleldruck bieten. Man müsste sich auf die Originalität der Dokumente und ihre Eigenheiten konzentrieren, weil deren Rezeption im Vordergrund des Interesses stünde – Hartmann, *Brauchen wir neue Editionen* (1996), S. 241 (das Zitat nach Clausdieter Schott, *Zur Geltung der Lex Alamannorum*, in: *Die historische Landschaft zwischen Lech und Vogesen*, Augsburg 1988).

<sup>722</sup> Zum Konzept der linguistischen versus bibliografischen Codes siehe z.B. McGann, *Critical Editing* (1991). Eine ganz knappe Zusammenfassung gibt nebenbei auch Shillingsburg, *Manuscript, Book, and Text* (2002), S. 23. Er benutzt übrigens das Begriffspaar von bibliografischen versus lexikalischen Codes.

chenraums (als Ergänzung des linguistischen) kann die sozialhistorische Dimension dokumentengebundener Kommunikation operationalisiert werden.<sup>723</sup>

*Dokumentarische Edition und Archivausgabe.* Ihre Realisierung finden solche Überlegungen in sogenannten „dokumentarischen Editionen“, die versuchen, sich auf quellennahe Texte ohne übermäßige Eingriffe und vorgängige Interpretation zu konzentrieren. In der Regel werden dazu diplomatische Abschriften geboten, zu denen allenfalls in Kommentaren, Fußnoten oder textkritischen Apparaten editorische Zusatzinformationen enthalten sind. Verstehen sie sich nicht selbst schon – gewissermaßen in einem Zwischenschritt – als „typografische Faksimiles“<sup>724</sup>, dann können diese Abschriften durch beispielhafte oder vollständige (fotografische) Faksimiles ergänzt, teilweise aber auch ersetzt werden. Insbesondere dann, wenn das Material in parallelen Formen (z.B. durch Transkription *und* Faksimile) gegeben wird und vielfältige Sekundärinformationen hinzugefügt werden, spricht man modellhaft von „Archivausgaben“.<sup>725</sup> Dem Namen steht dabei der Gedanke des abzubildenden Bestandes und der noch nicht erfolgten inhaltlichen Verarbeitung Pate, wie er mit dem klassischen Archiv als Dokumentenspeicher assoziiert wird. Zu dem expliziten Verzicht auf Interpretation – die man dem Benutzer überlassen möchte – kommen die (weiteren?) positiven Leistungen, die dieses Modell für sich beansprucht: Vollständigkeit der Erfassung und Publikation aller relevanten Dokumente (Priorität der Überlieferung), höchstmögliche Treue bei der Wiedergabe der Phänomene, Hinzufügung editorischen Fachwissens bei der Ordnung der Überlieferung, der Entschlüsselung der Texte, der sachlichen Erschließung ihrer Inhalte und der textkritischen Kommentierung ihrer Fassungen. Vertreter dieser Richtung glauben, damit die Vorteile einer Edition (Applikation von Kompetenz und Wissen) ohne ihre Fallstricke (unzulässige Interpretationen, Ausblenden wichtiger

<sup>723</sup> So McGann, *Critical Editing* (1991), S. 27f in seinem Fazit. Texte bestehen aus zwei parallel signifikanten Zeichenräumen („signifiers“), von denen einer mit klassischen textkritischen (und autor-intentionalen) Modellen zu erfassen ist, der andere aber einen anderen Zugang (einen bibliografischen Blick und bibliografische Verfahren) und eine andere Reproduktionstechnik (diplomatische Abschrift oder Faksimile) braucht.

<sup>724</sup> Kline, *Guide* (<sup>2</sup>1998), enthält S. 118f bzw. S. 120f Abschnitte zu „The Typographical Facsimile“ und „Diplomatic Transcriptions“.

<sup>725</sup> Siehe z.B. Mathijssen, *Naar de letter* (1995), S. 75f („Archiefeditie“), Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 198 („Archiv-Ausgabe“) oder Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 145f („Archive“). Zur weiteren Diskussion auch Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 196f; Kanzog, *Prolegomena* (1970), S. 15-23; Kanzog, *Gespräche* (1976), S. 116f; Kanzog, *Faksimilieren* (1984); Zeller, *Faksimile-Ausgabe* (1998), S. 88. Als einen konkreten Fall für eine „Archiv-Ausgabe“ nennt Kanzog, *Faksimilieren* (1984), S. 283 z.B. Schmidts *Woyzeck-Ausgabe* (Georg Büchner: *Woyzeck*, hg. von Gerhard Schmid, Wiesbaden 1981), die Faksimile, Transkription, Kommentar und Lesartenverzeichnis bietet; ein Musterfall für einen (relativ frühen) konsequenten diplomatischen Abdruck ist Hölderlins *Friedensfeier* in W. Binder/ A. Kelletat (Hgg.), *Friedrich Hölderlin, Friedensfeier, Lichtdrucke der Reinschrift und ihrer Vorstufen, Schriften der Hölderlin-Gesellschaft 2*, Tübingen 1959.

Detailinformationen zugunsten eines simplifizierenden Norm-Codes) realisiert zu haben.<sup>726</sup> Zugleich sei dies die objektivste erreichbare Form der Ausgabe.

*Resonanz der Editorik.* In der Praxis – sowohl der historischen als auch der philologischen – hat sich schon der Kern dieses Ansatzes, „hat sich die einzige editorische Methode, die einer Verabsolutierung räumlicher Angaben gleichkommt, die Umschrift (auch ‚diplomatischer Abdruck‘), nicht durchsetzen können“.<sup>727</sup> Die Archiv-Ausgabe wurde als neuer Editionstyp mehrheitlich abgelehnt, weil es sich hierbei gar nicht um eine „Edition“ im strengen Sinne handele, sondern solche Publikationsformen allenfalls vorbereitenden Charakter auf dem Weg zur eigentlichen, endgültigen kritischen Edition haben könnten.<sup>728</sup> Der angebliche Verzicht auf die Interpretation durch den Herausgeber sei eine Verweigerung der zentralen editorischen Leistungen<sup>729</sup> und realistisch gesehen sowieso nicht möglich, weil auf *allen* Ebenen Deutungen in die erschließenden Arbeiten einfließen würden. Zumindest dem letzten Punkt würden Vertreter dokumentarischer oder Archiv-Editionen auch gar nicht widersprechen. Er markiert denn auch die theoretische Frontlinie zwischen den Konzepten, indem daraus zwei gegensätzliche Schlüsse gezogen werden. Während der klassische Ansatz davon ausgeht, dass die Unmöglichkeit der Freiheit von Interpretationen die editorischen Deutungen als grundsätzlich alternativlos legitimiert, sehen dokumentarische Editoren das Ziel ihrer Arbeit nach wie vor in einer sauberen Trennung von dokumentierenden und interpretierenden Erschließungsakten und in der *Minimierung* der Deutung. Darin wird auch kein Verzicht auf die Einbringung von kritischer Kompetenz gesehen. Im Gegenteil: das höhere Bewusstsein für die medialen Besonderheiten der Dokumente und der mit ihnen transportierten Informationen fordert die Ausbildung und Anwendung neuer Spezialkenntnisse. Nicht einen Verzicht auf editorische Methoden also, sondern eine Differenzierung und Verschiebung. Aus dieser Sicht würde die grundsätzlich haltlose Textkritik auf inhaltlicher oder stilistischer Ebene durch besser verobjektivierbare Verfahren der Kodikologie, der (analytischen) Bibliografie, der Paläografie, der Druckforschung, durch Kenntnisse

<sup>726</sup> So sieht denn auch Schützeichel, *Edition* (1993), S. 137 in „Das Mittelrheinische Passionsspiel der St. Galler Handschrift 919“, Tübingen 1978 (einer von ihm selbst besorgten Ausgabe mit Faksimile, Transkription, ausführlichen Erläuterungen und Glossar) den „glückliche[n] Musterfall einer Edition, und zwar ohne krampfhaftige Rekonstruktionsversuche einerseits und ohne das Versäumnis der möglichen Verbesserungen andererseits, alles bei Wahrung der Überlieferungstreue“.

<sup>727</sup> Boetius, *Textkritik* (1973), S. 77.

<sup>728</sup> Zu dieser Diskussion u.a. Kanzog, *Faksimilieren* (1984), S. 283 (er habe versucht, den typologischen Begriff „Archiv-Ausgabe“ zu prägen, andere (z.B. Hans Zeller und Siegfried Scheibe) seien ihm aber nicht gefolgt, weil sie darin gar keine Editionsform sehen wollten) und Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 196f (das Konzept der Archivausgabe „stieß jedoch auf skeptische Reaktionen in der Editionsphilologie, die in der ‚Archivausgabe‘ nur einen Arbeitsschritt bei der Erstellung einer historisch-kritischen Ausgabe sah“).

<sup>729</sup> Typisch für das Selbstverständnis der klassischen Editoren: ein philologischer Abdruck sei „nicht gerade [...] eine philologische Gipfelleistung“ (Schröder, *Editionsprinzipien* (1984), S. 685).

der jeweiligen Entstehungs- und Gebrauchssituationen und durch ein geschärftes Bewusstsein für mediale Einflussfaktoren und den Zusammenhang zwischen der optischen Oberfläche von Dokumenten und ihrem textlichen (linguistischen) Gehalt verdrängt. Auch auf der „untersten“ Ebene der Transkription sei – weil ja jeder Befund (in seiner Konstitution als Befund) immer schon ein Akt der Deutung ist<sup>730</sup> – außerdem noch genügend philologischer (und dokumentarischer) Sachverstand gefordert.<sup>731</sup> Und schließlich ginge es mit der Forderung, man möge die Deutung den Benutzern überlassen, nicht um einen Rückzug des Editors, sondern nur um eine andere Positionierung: Text-Entscheidungen solle er ruhig weiter treffen, aber eben *außerhalb* des Textes, in den Anmerkungen und Fußnoten.

Nur selten verbinden sich traditionell textkritische und bewusst dokumentarische Ansätze zu Editionen, die allen Forderungen dadurch gerecht werden, dass sie eine Reihe paralleler Textformen anbieten. Das berühmteste Beispiel dürfte hier die „Frankfurter Hölderlin-Ausgabe“ sein, bei der jeder Text vierfach gegeben wird: als Faksimile, als typografische Umschrift, als genetische Darstellung der Entwicklung und als konstituierter Editionstext.<sup>732</sup> Dieser naheliegenden Lösung des Theoriestreits stehen nicht nur ökonomische und technische Gründe entgegen. Zeit- und Kostenaufwand und die anschwellenden Bandserien, die zu einer Publikation nötig sind, werden ohnehin nur für die „bedeutendsten“ Dichter in Erwägung gezogen. Aber selbst hier gibt es eine Reihe weiterer – meist ungenannter – Gründe, die letztlich immer noch zu Ein-Text-Editionen der einen oder anderen Richtung führen: Mangelndes Theoriebewusstsein, das Festhalten an scheinbar konsolidierten methodischen Traditionen und schließlich der Wunsch nach autoritativer Eindeutigkeit, nach einem Kunstprodukt, das von den unmittelbaren Verbindungen zur und der Nachprüfbarkeit an der Überlieferung getrennt ist. Stattdessen wird das gereinigte, stabilisierte Werk als Kristallisationsform eines mehr hermetischen als hermeneutischen Prozesses unter der Kontrolle unhinterfragbarer Spezialisten-Editoren in die Sphäre der „Benutzer“ entlassen. Auch durch diese Haltung wird das beständige und rigide „entweder-oder“ der Methodendebatte gegen das „sowohl-als-auch“ offenerer Ansätze stabilisiert.

*Faksimiles.* In der letzten Konsequenz führt der Wunsch nach Transparenz und Authentizität zur fotografischen Wiedergabe, zu den Faksimile-Editionen. Diese hatte es für Einzelfälle schon seit dem 17. Jahrhundert gegeben.<sup>733</sup> Die zunehmende Unsi-

<sup>730</sup> Siehe dazu auch bereits oben S. 162f.

<sup>731</sup> So z.B. Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 38 oder Gumbrecht, *Play* (1998), S. 248.

<sup>732</sup> Friedrich Hölderlin, *Historisch-Kritische Gesamtausgabe* [Frankfurter Ausgabe], hg. von D.E. Sattler, 20 Bde, Frankfurt a.M. 1979ff. Siehe dazu jetzt auch [www.hoelderlin.de](http://www.hoelderlin.de), wo auch Rezensionen und Diskussionen zur Frankfurter Ausgabe verzeichnet sind.

<sup>733</sup> Zunächst als Kupferstiche oder Steindrucke, später als Lithografien. Früh schon in Jean Mabillons „*de re diplomatica libri VI*“, Paris 1681 (<sup>2</sup>1709), später z.B. auch in „*Das altfranzösische Rolandslied*“, Genauer

cherheit über die Rolle des Editors und über die Zulässigkeit von Textkonstitutionen und die Priorität der Überlieferung ließen die Faksimilierung nun aber erneut als editorische Innovation und als eine legitime Form auf der Skala der Editionsmodelle erscheinen.<sup>734</sup> Hier wäre es nur konsequent, wenn die angesprochenen theoretischen Schwierigkeiten zu „einer alleinigen und ausschließlichen Faksimilierung der Handschriften und damit zu einer Auflösung der Textkritik führen würde[n]“.<sup>735</sup> Aber so weit mochten selbst ihre Befürworter nicht gehen. Bei allem Lob der Authentizität, in die auch die Ablehnung der Autorität heischenden Haltung traditioneller Editionen einfluss,<sup>736</sup> sah man in den Faksimiles doch meistens eher eine Ergänzung anderer Formen und nicht ihre Ersetzung. Zu den additiven Funktionen, die eine bildliche Wiedergabe erfüllt, zählten in der Diskussion:

- Verständlichkeit. Die diakritischen Zeichen komplexer Editionen sind durch beigegebene Faksimiles leichter zu verstehen und bestimmten Textphänomenen zuzuordnen.
- Kontrollfunktion. Der Editionstext kann durch den Leser anhand der Faksimiles immer auf seine Richtigkeit geprüft werden.<sup>737</sup>
- Sicherung vor Verlust. Faksimilierung sichert eine Quelle (in gewissem Maße) gegen ihre physische Vernichtung. Es ist eine Art mehrfacher Sicherheitsverfilmung.<sup>738</sup>

---

Abdruck der Hs. Digby 23, hg. von Edmund Stengel, Heilbronn 1878. Zu den Shakespeare-Faksimiles, die hier von den frühen Drucken angefertigt wurden, siehe Donaldson, *Digital Archive* (1997), S. 187ff.

<sup>734</sup> Nowak, Umbruch (1996), S. 21 sieht das Faksimile theoretisch fundiert als radikale Historizität. Auf einer Skala der Editionsansätze verortet er die Orientierung an Autorintention an dem einen Ende und die Orientierung an historischer Authentizität mit den Extremfällen von „versioning“ und Faksimilierung an dem anderen. Auch Plachta, *Change of Generation* (2002), S. 148ff beschreibt die Faksimile-Edition in Deutschland als methodologisch begründet. Zur Faksimile-Diskussion siehe allgemein Urchueguía, *Edition und Faksimile* (2000); Zeller, *Faksimile-Edition* (1998); Tanselle, *reproductions* (1989); Kanzog, *Faksimilieren* (1984); Hock, *warum Faksimile?* (1981).

<sup>735</sup> Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 199.

<sup>736</sup> Urchueguía, *Edition und Faksimile* (2000), S. 350: Die Faksimiles haben den Vorteil „weder heilig, noch einzigartig noch auratisch [zu sein], sie kommen uns in einer sympathischen und unpräntiösen Weise entgegen, sie kommen uns überhaupt entgegen, ohne eine ehrfurchtsvolle Geste von uns zu erwarten“.

<sup>737</sup> Eigentlich ein selbstverständlicher Gedanke, legitimiert sich die Edition ja vor allem durch ihre „Richtigkeit“. Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998), S. 261 berichtet dazu von einer Kontroverse, bei der jemand die „Forschung auffordert, anhand der Manuskripte endlich eine philologisch richtige Ausgabe zu veranstalten“ – dies zu vermeiden ist einer der wichtigsten Gründe, warum Faksimiles in der Regel *nicht* den Editionen beigegeben wurden.

<sup>738</sup> Diese Idee war gerade im 19. Jh. angesichts der vielfach ungesicherten Lage der Überlieferung verbreitet, verlor mit der institutionellen Verfestigung der Archive und Bibliotheken und den hausinternen Sicherungsverfilmungen aber an Bedeutung. Neuerdings verweist Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 197 auf diese Diskussion, u.a. mit einem Zitat von Karl Goedeke, *Schiller's sämtliche Schriften, historisch-kritische Ausgabe*, Bd. 15,2, Stuttgart 1876, S. VII über den Zweck seiner Edition:

- Faksimiles bieten ein erweitertes hermeneutisches Angebot. Sie erlauben eine fundiertere Deutung der Texte.<sup>739</sup>
- Editionen werden um die nicht-sprachlichen Aspekte der Überlieferung (siehe oben: die bibliografischen Codes) ergänzt.<sup>740</sup>
- Durch die Beigabe von Abbildungen kann der Editionstext selbst von spezialistischen Detaildokumentationen entlastet werden. Diese können ja bei Bedarf im Faksimile eingesehen werden.<sup>741</sup>

Damit wird letztlich weniger auf das Ende aller *Text*-Kritik gezielt, als vielmehr auf eine Verschiebung der *Quellen*-Kritik hin zu anderen Aufbereitungsformen. Auch den Verfechtern der Faksimilierung ist bewusst, dass selbst alle Radikalisierung und Mechanisierung ihre Grenze doch in der Ziel- und Funktionsbestimmung der Edition finden. Die Überlieferung sagt uns nicht, was wir mit ihr tun sollen - am Ende sind es doch immer noch spezifische editorische Vorstellungen und Ziele, welche die Grundlage für die zu treffenden Auswahlen und Entscheidungen bilden.

---

„Die Hauptsache ist geschehen: das Vorhandene ist vor dem Untergange geborgen.“ Ähnlich verweist Urchueguía, *Edition und Faksimile* (2000), S. 331 auf Roland Reuß, *Achtung* (1995), S. 126: „[e]diere so, als erlöschte mit Deinem Blick aufs Manuskript die Schrift. Motiv der Rettung“. Wird hier bereits mit der typografischen Wiedergabe die Sicherungsfunktion als erfüllt gesehen, so wurde diese später fast ausschließlich einem bildlichen Abdruck zugesprochen. So meint z.B. Hahn, *Wissenschaft* (1966), S. 7, dass allein Fotografien und andere moderne Reproduktionsverfahren in der Lage seien, den Bestand zu sichern, weil man im (Schrift-)Druck ja nicht alle handschriftlichen Befunde wiedergeben könne. Da mit der Faksimilierung aber die Hauptaufgabe der Edition entfiel, sei sie auch nicht Teil der Editionsmethodologie: eine *Edition* könne demnach keine bestandssichernde Funktion haben.

<sup>739</sup> So z.B. Urchueguía, *Edition und Faksimile* (2000), S. 349, die an gleicher Stelle das Faksimile auch als Fortsetzung und Ergänzung bestimmter Editionsansätze sieht: „Das Leben des Textes manifestiert sich in ihnen [den Faksimiles] unverfälschter als in jeder drucktechnischen Aufarbeitung. Jede Transliteration, Transkription, jeder Druck schließt den Text und legt ihn gleichsam in Ketten. Die Bewegung des Textes offenzulegen und editorisch zu artikulieren, ist das Bestreben textgenetischer oder rezeptions- bzw. überlieferungsgeschichtlich orientierter Edition“.

<sup>740</sup> So auch Milde, *Faksimileausgabe* (1993), S. 103: „Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß die Faksimileausgabe nebst Transkription des Textes [... bei entsprechender Quellenlage ...] mehrfachen Nutzen zu bringen verspricht. [...] bekanntlich lassen sich Handschriften unter mehreren Aspekten betrachten, nicht nur unter textlichen“.

<sup>741</sup> So verweist z.B. Heinz Scheible, *Melanchthons Briefwechsel: kritische und kommentierte Gesamtausgabe*, Bd. 1, Stuttgart 1977, S. 35 darauf, dass die theoretisch möglichen „photographischen Wiedergaben“ das Problem der unvermeidlichen Eingriffe und Glättungen bei der Textwiedergabe entschärfen würden und die Edition wegen dieser Alternative auch wieder stärker inhaltsorientiert sein dürfte – „Der erste Grundsatz lautet demnach: Graphische Eigenarten der Vorlage gehören nicht in eine Edition“. Bereits früher hatte der Verweis auf *mögliche* Faksimiles als argumentatives Feigenblatt gedient, so z.B. bei Fränkel, *Problem* (1959), S. 421, der sich damit komplexen Apparatenmodellen, diakritischen Systemen und dem Anspruch der Rekonstruierbarkeit der Vorlagen aus der Edition entziehen möchte: „denn daß es möglich wäre, mit Hilfe eines verzwickten Systems von Zeichen und Klammern eine komplizierte Handschrift wirklich wiederherzustellen, halte ich für eine Illusion. Im Zeitalter der höchstentwickelten photographischen Kunst erscheint mir die darauf verwendete Mühe als sehr überflüssig.“

Auch wenn es bereits seit langem vereinzelte Faksimile-Ausgaben gegeben hatte, so gerieten sie doch erst in den letzten 30 Jahren verstärkt in den Blick methodischer Debatten, zumindest in den Philologien.<sup>742</sup> Aber selbst gegen die schleichend zur Banalität werdende Einsicht, dass literarische Texte als medial gebundene Kunstwerke nicht nur auf ihren linguistischen Gehalt zu reduzieren sind, überwogen hier bei weitem die ablehnenden Haltungen und Argumente. Vorgebracht wurde insbesondere:

- Faksimiles sind im Vergleich zu ihrem Nutzen zu aufwendig und zu teuer.
- Faksimiles sind überflüssig, weil es um den enthaltenen Text geht. Den erkennt der Editor besser als jeder andere. Was sollte ein Leser in einer Abbildung schon sehen, was der Editor nicht gesehen und in der Edition dokumentiert hätte? Der Editor gibt ja sogar alle Informationen, die zur Rekonstruktion der Vorlagen nötig wären.<sup>743</sup>
- Faksimiles komplizierter Handschriften sind für den Leser unleserlich, unverständlich und deshalb nutzlos.
- Faksimiles bieten keinen Ersatz für die realen Dokumente, weil sie in der Regel nur schwarz-weiß, verkleinert und unschärfer als das Original wiedergegeben werden können. Sie sind deshalb kein Informationsgewinn, sondern ein Informationsverlust.<sup>744</sup>
- Faksimiles anzubieten gehört nicht zu den Aufgaben des Editors. Seine Aufgabe ist es, über die Überlieferung hinauszugehen und zum „eigentlichen Text“ vorzudringen.<sup>745</sup>

Wesentliche Teile der Ablehnung blieben aber zumeist unausgesprochen. Faksimiles entsprachen letztlich nicht einer vollständig auf normierte, typografisierte, lineare Texte fixierten Wissenschaft. Sie stellten vielmehr eine Herausforderung des elitären Autoritätsdenkens dar, das sich durch gedruckte Editionen – je kryptischer desto besser – eine Aura des unangreifbaren Spezialistentums verschaffte und das sich durch Verschweigen der tatsächlichen Grundlagen gegen Kontrolle und Kritik absicherte. Selbst die theoretische Debatte war von einem allgemeinen Unbehagen gegen nicht-textliche (nicht-typografische) Ergebnisse der editorischen Arbeit geprägt. Trotz aller theoretischen Differenzierung blieb der Gedanke unausrottbar,

<sup>742</sup> Z.B. behandelt in ihrem Handbuch Mathijssen, Naar de letter (1995), S. 69f explizit die „Facsimile-editie“. Das Für und Wider der Faksimilierung kurz auch bei Urchueguía, Edition und Faksimile (2000), S. 345ff.

<sup>743</sup> So z.B. Scheibe, Editionsart (1998), S. 48 und Kanzog, Faksimilieren (1984), S. 280f.

<sup>744</sup> Kanzog, Faksimilieren (1984), S. 280f.

<sup>745</sup> Meyer, Edition (1951), S. 193 meint „daß es nicht die Aufgabe ist, eine Faksimileausgabe herzustellen [...]. Eine derartige Edition bietet ja nicht mehr, als einen in der Qualität besseren oder schlechteren Ersatz einer Überlieferung, so daß der Benützer genötigt ist, alle untersuchende Tätigkeit unter ungünstigeren Umständen als der Editor auf sich zu nehmen“.

dass der gereinigte Text des Editors wahrer sein müsste als die chaotische und ungeordnete Überlieferung. Aber auch das anhaltende Fehlen einer umfassenden theoretischen Fundierung der Faksimile-Edition kann seinen Teil dazu beigetragen haben, dass selbst erklärte Editionstheoretiker ihr immer noch einigermaßen ratlos gegenüberstehen.<sup>746</sup>

Trotz der grundsätzlichen Ablehnung sind immer wieder vereinzelte Faksimile-Ausgaben gemacht worden.<sup>747</sup> In den Philologien mehr als in der Geschichtswissenschaft und in den letzten Jahrzehnten häufiger als zuvor.<sup>748</sup> Immer noch sind es aber seltene Ausnahmen, zu denen man eigentlich nur dann greift, wenn entweder editorische Kontroversen nach einem Schiedsrichter rufen,<sup>749</sup> wenn außergewöhnlich bedeutende Werke oder Dokumente den Aufwand gerechtfertigt erscheinen lassen oder wenn der ikonografische Gehalt die Relevanz des linguistischen Textes übersteigt<sup>750</sup>. Unentschieden ist nach wie vor auch die Grundfrage, die solche Ausgaben provozieren: Handelt es sich dabei überhaupt um „Editionen“ im engeren Sinne? Damit ist man am Ende wieder bei der ersten Frage aller Editionstheorie angekommen: was ist eigentlich Kern und Wesen der Edition? Wie ist sie von anderen Formen der Herausgabe von „Texten“ (hier auch: *als Bildern*) abzugrenzen, wo fängt sie an und wo hört sie auf?

---

<sup>746</sup> Typisch für diese Haltung noch vor kurzem Jantzen, *Objektivität* (1994), S. 46 über die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe: „Überdies gibt sie Faksimiles der Texte, von denen man allerdings nicht recht weiß, wozu sie dienen“.

<sup>747</sup> Teilweise sogar unter Beteiligung der ablehnenden Institutionen: für den Fall der MGH erinnert Schmitz, *Darstellung* (2002), S. 6 an das Faksimile „Die Dresdner Handschrift der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg“, Hg. mit Unterstützung ... [u.a.] der Zentraldirektion der MGH, Dresden 1905. Dies hat seine Fortsetzung gefunden in Bd. 38 der *Scriptores* (in Quart): Richer von Saint-Remi, *Historiae*, hg. von Hartmut Hoffmann, Hannover 2000.

<sup>748</sup> Einige Beispiele für Faksimile-Ausgaben bei Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998), S. 262.

<sup>749</sup> Siehe hierzu als Fallbeispiel den „Woyzeck“ von Georg Büchner und die zahlreichen Editionen, die schließlich zu einer „Archiv-Ausgabe“ mit Faksimile und den bisherigen Lesarten der Forschung geführt haben: Georg Büchner, *Woyzeck*, Faksimile-Ausgabe der Handschrift, hg. von Gerhard Schmid, Wiesbaden 1981. Zur Geschichte der Editionen und der Textkritik zuletzt David G. Richards, *Georg Büchner's Woyzeck, a history of its criticism*, Rochester (NY) 2001. Neuerdings gibt es auch eine Hybridausgabe von Buch und CD-ROM: Georg Büchner, *Woyzeck*, Faksimile, Transkription, Emendation und Lesetext, hg. von Enrico De Angelis, München 2002.

<sup>750</sup> So überlegte zuletzt aus historischer Sicht noch Hartmann, *Brauchen wir neue Editionen* (1996), S. 241, ob es nicht sinnvoll sei, für spezielle Dokumente Faksimiles anzufertigen. Die Haltung selbst ist nicht neu: „Faksimileausgaben haben dann volle Berechtigung, wenn die Illumination einer Handschrift wichtiger ist als deren Text“ meinte z.B. schon Meyer, *Edition* (1951), S. 193, Anm. 26.



## 1.4 Gegenstand und Methode der Edition am Ende der Gutenberg-Ära

### 1.4.1 Die geschichtswissenschaftliche Praxis

*Methodenstagnation.* Die seit über hundert Jahren bestehende Stagnation in der Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Editionsmethoden ist bereits ausführlich behandelt worden. Die einmal etablierten Verfahren, die in Anlehnung an die Philologien des 19. Jahrhunderts ein ganz bestimmtes Textverständnis operationalisierten, werden auch heute noch für autoritativ und unantastbar erklärt. Alle Abweichungen und Neuentwürfe stehen zunächst einmal außerhalb des handwerklichen Kanons des Geschichtsforschers und disqualifizieren ihre Verfechter, weil ihr Wunsch nach *mehr* Wissenschaftlichkeit und *tieferer* theoretischer Fundierung als Fehlen historischer (Editions-)Kompetenz und als Verweigerung geschichtswissenschaftlicher (Dienst-)Leistungen diffamiert wird. Die Grundfragen nach Funktion und Ziel von Editionen und den ihnen entsprechenden bestmöglichen Editionsverfahren werden seit über hundert Jahren kaum noch gestellt. Quellenkritik auf dem Stand – oder bestenfalls: in der Tradition – des 19. Jahrhunderts wurde und wird ohne Unterlass betrieben, eine Kritik der Quellenkritik aber findet schon lange nicht mehr statt.<sup>751</sup> Diskutiert wird nicht das Verfahren selbst, sondern nur noch praktische Anwendungsprobleme: Welche Quellen sollten vordringlich ediert werden, in welcher Ordnung und Zusammenstellung und in welcher Ausführlichkeit?<sup>752</sup>

*Quellenverständnis, Textbegriff und Auswahl editorischer Gegenstände.* Auch die allgemeineren theoretischen Wandlungen in den Geisteswissenschaften sind von der Geschichtswissenschaft in ihrem editorisch-grundlagenforschenden Bereich nicht nachvollzogen worden. Noch immer basiert die Geschichtsforschung fast ausschließlich auf dem Konzept des inhaltlichen Verstehens, vorzüglich von Texten; noch

---

<sup>751</sup> Was z.B. fehlt, ist eine spezifisch geschichtswissenschaftliche Theorie der Edition: in welchem Verhältnis stehen Überlieferung, Edition und Geschichtsschreibung? Inwiefern können Editionen als Vorverarbeitungsformen eigentlich auch theoretisch problematisch sein für eine Geschichtsforschung, die den Anspruch der Objektivität erhebt – und zwar nicht nur gegenüber den Editionen und nicht nur gegenüber der Überlieferung, sondern sogar gegenüber den geschichtlichen Zuständen und Prozessen selbst!

<sup>752</sup> Symptomatisch für diese Haltung zuletzt noch die Tagung (von 1997) bzw. der Tagungsband „Stand, Aufgaben und Perspektiven territorialer Urkundenbücher im östlichen Mitteleuropa“, hg. von Winfried Irgang und Norbert Kersken, Marburg 1998. Sinn, Ziel und Wesen von Urkundenbüchern standen hier ebenso wenig zur Debatte wie methodische Fragen z.B. der Transkription oder der Normalisierung. Diskutiert wurden fast ausschließlich Fragen nach dem Inhalt von Urkundenbüchern, der Auswahl der Quellen und der Ausführlichkeit der Wiedergabe (Regest oder Volltext). Eine Ausnahme hiervon macht allein der Bericht über die Fortführung des Großpolnischen Urkundenbuches (S. 135-142) und eine Anregung Rudolf Schieffers (S. 39: man möge die (nicht zur Gänze abgedruckten) Transkriptionen wenigstens aufheben, um sie später elektronisch verfügbar machen zu können; das Gleiche gälte (nach anderer Meinung) auch für die Fotografien, die in der Regel ja ohnehin angefertigt würden). Auch Stevens, *Editing* (1997), S. 25 identifiziert in seinem Handbuch *Edition* zunächst mit dem Problem der *Auswahl* aus dem verfügbaren Material (Edition *bedeutet* Auswahl).

immer herrscht dementsprechend der Glaube vor, die Quellen könnten auf eine einfache *Textaussage*, auf einen inhaltlichen Faktengehalt reduziert werden. Die Dokumente stünden nicht nur für sich oder ihre Zeit, sondern vor allem für (idealisierte) Texte und (objektive) Tatsachen jenseits ihrer realen Erscheinungsweisen. Die Vorstellung, dass die Elemente der Überlieferung in all ihren Besonderheiten und Details zunächst einmal mediale Monumente ihrer Zeit sind, dass sie eine spezifische historisch-mediale Dokumentenkonfiguration spiegeln und nicht nur Fakten vertexten und nachrichtlich wiedergeben, hat in der Geschichtswissenschaft bis heute keinen substanziellen Nachhall gefunden. Dieses vorherrschende Textverständnis bestimmt auch die Auswahl der editorischen Gegenstände. Standen bereits am Anfang der historischen Edition die „erzählenden“ Quellen als eine Gattung im Vordergrund, die – nicht zufällig – die größte strukturelle Ähnlichkeit mit den paradigmatischen Inhalten des Publikationsmediums „Buch“ hatten, so wurden auch in der Folge mit Vorliebe ganz bestimmte Quellengattungen ediert und andere vernachlässigt. Auch wenn insgesamt die Orientierung an bestimmten Themen und Zeiten die Auswahl der Quellen dominierte, sollte die Bedeutung von grundlegenden Konzepten wie dem Textverständnis und der Zugänglichkeit bestimmter Textgattungen für traditionelle hermeneutische Verfahren nicht unterschätzt werden. In diesem Sinne ist z.B. für das Mittelalter die Bevorzugung von Urkunden (für die man ein ausgebautes Analyse-raster entwickelt hatte) gegenüber den sperrigen Erscheinungsformen des Alltags- und Geschäftsschriftgutes *nicht nur* auf thematische Gewichtungen zurückzuführen. Zweifellos sind gerade in den letzten 50 Jahren auch neue Quellengruppen durch Editionen für die Forschung erschlossen worden. Die tendenzielle Schiefelage in der Berücksichtigung verschiedener Teile der Überlieferung hält aber ebenso an, wie zwei weitere Grundprobleme historischer Editionen weiter bestehen. Erstens werden nach wie vor Quellen unvollständig wiedergegeben, indem alles das ausgeblendet wird, was dem Herausgeber „unwichtig“ zu sein scheint und zweitens wird häufig noch die originale Konfiguration der Überlieferung zugunsten übergeordneter Standpunkte und (An-)Ordnungsmuster zerstört:<sup>753</sup> die angeblich relevanten „Fakten“ und Parameter wie Chronologie, Geografie oder thematischer Zusammenhalt bestimmen Inhalt und Struktur der Edition, nicht aber die Realität der Dokumente. Damit geht dann oft auch eine wichtige Informationsebene zur *inhaltlichen* Bestimmung und Deutung der Überlieferung verloren: der Dokumentenzusammenhang als Spiegel

---

<sup>753</sup> Ein Paradefall, allerdings bereits des 19. Jahrhunderts, ist das Buch Weinsberg (Das Buch Weinsberg, Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert bearbeitet von Konstantin Höhlbaum u.a., 5 Bde., Bonn 1886-1926), bei dem nicht nur alles weggelassen wurde, was den jeweiligen Bearbeitern uninteressant erschien (z.B. alles Private (!) zugunsten der „großen Geschichte“), sondern bei dem auch der Zusammenhang der Bände zugunsten der Chronologie aufgelöst wurde. Zur Kritik daran neuerdings Pastenaci, *Probleme der Edition* (1995), S. 12ff.

der jeweiligen historischen Entstehungssituation und Entstehungsbedingungen von Quellen.

*Edition als Erzählung.* Mit der dominanten Rolle der (etwa thematischen) Reorganisation und Selektion, nicht nur der Gesamtheit der Überlieferung, sondern der einzelnen Quellen selbst, werden historische Editionen zuweilen eher zu Vorformen zielgerichteter aktueller Historiografie als zu unabhängigen Erschließungsmitteln der Dokumente. Im extremen Fall sind sie nur noch illustrative Sammlungen zur Stützung ganz bestimmter inhaltlicher Thesen und man müsste auch an diesem Ende der Skala die Frage stellen, ob es sich überhaupt noch um „Editionen“ im engeren Sinne handelt, oder nicht eher um Sekundärtexte, die unter dem Deckmantel der Authentizität der Dokumente eine ganz bestimmte Geschichte schreiben sollen.

*Probleme argumentativer Editionen.* Wenn die Quellen nicht nur Illustration und selbst wieder Geschichtserzählung sind, dann sollten sie sich in der Praxis ihren Verwertungsformen wenigstens so weit wie möglich annähern. Es wird eine ganz bestimmte Rezeptionssituation vorausgesetzt, die die Richtung des Verfahrens vorgibt. Nicht Bewahrung von Historizität und Authentizität ist letztlich das Ziel, nicht der Erhalt möglichst vieler Informationen für möglichst viele potentielle Fragestellungen, sondern vereinfachte, geglättete Texte, die dem nicht philologisch ausgebildeten Historiker als Leser eine „mühevolle [...] Benützung und Verwertung gewährleisten“. <sup>754</sup> Diese Haltung führt zu einer in mehrfacher Hinsicht problematischen Editionspraxis. Unter anderem bestätigen sich so thematische Schwerpunkte und inhaltliche Standpunkte in einer fortwährenden Rückkopplung selbst. Ediert werden die Quellen zu bestimmten Epochen und Themen, dabei vorzüglich jene, die bestimmte Perspektiven und Thesen unterstützen. Zugleich sind diese Editionen aber selbst wieder Grundlage der Forschung, die so in einen affirmativen Kreislauf gerät. Schließlich präfigurieren Editionen ihre Auswertung. Bestimmte Themen und Meinungen und damit auch für diese zentrale Quellen werden kanonisiert, andere Bereiche der Überlieferung dagegen ausgeblendet. Durch die enge Verbindung von selektiver Edition und meinungsspezifischer Perspektive wird das Grundziel der langfristigen Nutzbarkeit konterkariert: Wenn Editionen „repräsentative Auswahlen“ der Überlieferung bieten, dann kann diese Repräsentativität nur in Bezug auf einen *gegenwärtigen* historiografischen Standpunkt gemeint sein. <sup>755</sup> Dieser mag durch die Editionen zwar verfestigt und konserviert werden, lässt die Edition aber bei einem

---

<sup>754</sup> So sieht z.B. Bauer, Einführung (<sup>2</sup>1928), S. 161 die Funktion der Edition (der „Zugänglichmachung“) vor allem in der Arbeits erleichterung des Historikers, damit gewissermaßen in einer Vorverarbeitung der Quellen.

<sup>755</sup> Macht man eine „repräsentative Auswahl“ aus dem Material (wie einige Editionen das für sich in Anspruch nehmen), dann muss man auch fragen, ob diese Auswahl in einigen Jahren immer noch repräsentativ sein wird. Die selektive Edition zementiert eine spezielle Sicht der Dinge: Was kommt ans Licht der Forschung und was nicht?

Perspektivenwechsel sofort überholt und revisionsbedürftig erscheinen. Damit ist die Idee von der langsamen Vervollständigung der Erschließung der Überlieferung durch Editionen in Gefahr: angesichts quellenferner Ordnungsmuster, die immer wieder zu Neueditionen des gleichen Materials unter wechselnder Perspektive zwingen, ist keine systematische Aufarbeitung der Überlieferung möglich. Dem Prinzip der Effektivität der Forschung widersprechende Mehrfacheditionen auf der einen Seite stehen große Lücken auf der anderen Seite gegenüber. Die Praxis der Edition, die sich – in Umkehr der Forschungslogik – aus schnell veraltenden Forschungsinteressen und Deutungshypothesen ableitet, führt so zu einem verzerrten Bild der Überlieferung, sowohl in der Auswahl der zu edierenden Gegenstände als auch in den Erscheinungs- und Darbietungsformen, die weniger der Realität der Quellen als vielmehr den Praktiken einer oberflächlichen Auswertung entsprechen.

#### 1.4.2 Die philologische Praxis

Auch in den Philologien bedeutet Edition Kanonbildung und bedeutet Neuedition Kanonverfestigung. Auch hier wird mit einer Edition definiert, was für literarisch oder sprachwissenschaftlich „wichtig“ zu halten ist.<sup>756</sup> Obwohl die Orientierung an einem Kanon für eine literarische „Kunstwissenschaft“ verständlicher wäre als für eine Geschichtswissenschaft, deren Gegenstand eigentlich die Vergangenheit in allen ihren Aspekten sein müsste, ist die philologische Editionspraxis von einem deutlich höheren Maß an Offenheit und thematischen Wandlungen gekennzeichnet. Immer wieder werden neue Autoren ediert und der Kanon so erweitert. Das Feld der literarischen Werke wird um zusätzliche Materialien ergänzt: Die Dokumentation der *Kontexte* von Werken und Autoren gilt der vollständigen Erfassung und Ausleuchtung des Forschungsgegenstandes. Und schließlich sind in einem erweiterten sprachwissenschaftlichen Selbstverständnis *alle* texttragenden Elemente der Überlieferung grundsätzlich von wissenschaftlichem Interesse.

*Dynamik der Methodenentwicklung.* Im Gegensatz zu den historischen Wissenschaften hat die Entwicklung philologischer Editionstheorien und -methoden nie aufgehört. Hier war stets ein enger Zusammenhang zwischen sprach- und literaturwissenschaftlichem Theoriewandel und editorischen Konsequenzen zu beobachten. Wenn manchmal beklagt worden ist, dass die Editorik mit der allgemeinen Entwicklung des Faches nicht Schritt halten würde, so sind dies eher temporäre und vereinzelte Befunde geblieben.<sup>757</sup> Oft scheint es eher umgekehrt so gewesen zu sein, dass Überlegungen aus dem Bereich der Edition Anstöße etwa für die Texttheorien in den

<sup>756</sup> Noch Graber, Autortext (1998), S. 173ff versucht, die Frage der Kanonisierung von Autoren durch historisch-kritische Editionen systematisch abzuhandeln.

<sup>757</sup> Wenn Zeller, Editorik (1975), S. 122ff zusammenfasst, dass die Literaturtheorie der Editorik enteilt sei und feststellt: „Das Verhältnis der Editorik und der Literaturwissenschaft zueinander ist, zum Schaden beider, durch eine weitgehende gegenseitige Ignorierung gekennzeichnet, die um so merkwürdiger

Philologien gegeben haben oder Editionen in ihrer hohen methodischen Reflexion den Auswertungsfragen enteilt sind.<sup>758</sup> Manche beklagten denn auch schon – gerade angesichts der beständigen Adaption theoretischer Überlegungen aus anderen Fachbereichen – ein Übermaß an (dogmatischer) Theorie in der Debatte um die rechte Herausgabe von Texten.<sup>759</sup>

So hat sich denn die philologische Editorik ihren zentralen Platz im Fach bewahren können.<sup>760</sup> Obwohl etwa die Soziologisierung des Textes mit dem „Tod des Autors“ und dem einzig maßgeblichen konstruktivistischen Leser eigentlich einen Relevanzverlust der Editionsdebatte hätte nach sich ziehen können,<sup>761</sup> ist genau dies nicht eingetreten. Solche fundamentalen Perspektivwechsel wurden vielmehr aufgegriffen und integriert – wenn sie nicht gar von der Editorik bereits vorbereitet und initiiert worden waren. Auch eine Vermischung von Edition und Sekundäranalyse war kaum zu beobachten. Selbst wenn die Einsicht bestand, dass eine vollständig interpretationslose Edition grundsätzlich nicht möglich ist, so war man doch bemüht, beide Akte voneinander getrennt zu halten. Dies mag – verglichen mit der geschichtswissenschaftlichen Edition – an dem Respekt vor den geschlossenen Texten (der Autoren oder sprachlicher Räume) liegen, an der weiter fortgeschrittenen fachlichen Spezialisierung oder an der geringeren Skepsis gegenüber der unmittelbaren „Lesbarkeit“ der Texte. Es führte aber einmal mehr zur Konzentration auf die spezifischen Erfordernisse einer Grundlagenarbeit, die nicht in Auswertungsprozesse des Faches hinüberreicht.

---

ist, als sie aufeinander theoretisch bzw. praktisch völlig angewiesen sind“ (S. 124f), dann mag das den Zustand im Jahre 1975 betreffen, gilt aber heute sicher nicht mehr in gleichem Maße.

<sup>758</sup> So Gellhaus, *Textgenese* (1994), S. 315 angesichts eines konkreten Beispiels: „Ein philologischer Maßstab ist durch die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe [...] vorgegeben und beginnt sich durchzusetzen. Allerdings hat sich hier ein philologisch-technischer Perfektionismus entwickelt und verselbständigt, dessen wissenschaftlichen Wert man solange in Frage stellen darf, wie seine Resultate von der interpretierenden, textanalytisch orientierten Literaturwissenschaft nicht zur Kenntnis genommen werden. Und dies hat wohl seinen Grund darin, daß die Literaturwissenschaft noch gar nicht die Fragestellungen entwickelt hat, die mit Hilfe der philologischen Befunde beantwortbar wären“. Die Diskussion um den „methodological and theoretical gap“ zwischen Literaturtheorie und Editionstechnik auch in dem Sammelband „*The Theory and Practice of Text-Editing*“, hg. von Ian Small und Marcus Walsh, Cambridge 1992.

<sup>759</sup> Eine amerikanische Sicht auf die Theoriedebatte in Deutschland bei McClelland, *Critical Editing* (1981), S. 201: „German scholars [...] have produced a body of practical and theoretical writings which reveal a sure knowledge of thought in other disciplines, linguistics and semiotics especially, but which tend to be excessively dogmatic and so abstract as to be inapplicable“.

<sup>760</sup> Für die Situation in Deutschland Plachta, *Change of Generation* (2002), S. 144: „in German-speaking countries scholarly editing has turned from a solely technically-oriented complementary subject into an independent branch of philology, which has a firm position in academic literary discourse and in its own academic history“.

<sup>761</sup> Taylor, *End of Editing* (1993), S. 124-129 verbindet z.B. mit den Tendenzen „Literaturtheorie statt Textkritik“ und „Intertextualität statt Autortext“ einen Relevanzverlust textkritischer Arbeit.

Die Theorie- und Methodenbildung in den Philologien ist in den letzten 150 Jahren von permanenten Verfeinerungen und Ausdifferenzierungen geprägt gewesen. Dabei sind schließlich eine Reihe paralleler „Schulen“ entstanden, die sich durchaus auch gegenseitig befruchtet haben: Theoriefortschritte anderer Modelle wurden nach Möglichkeit für die eigenen Verfahren adaptiert. Selbst die historisch-kritische Methode als traditionsreichster, etabliertester und am weitesten ausgebauter Ansatz integrierte – zumindest vom eigenen Anspruch her – neue theoretische Grundpositionen und berücksichtigte sie so weit im eigenen Editionsprozess, wie sie nicht mit den eigenen Grundzielen kollidierten: Vollständigkeit der Variantenverzeichnung und weitestgehendes Verbot von Konjekturen<sup>762</sup> – um nur zwei Beispiele zu nennen – wurden auch hier zu selbstverständlichen Geboten.<sup>763</sup> Die neuen Positionen fanden ihre Grenze aber dort, wo das grundlegende Verständnis vom objektiven „Textsinn“ (außerhalb von Textfassung, Autor und Leser) stärker war als alle modernistischen oder postmodernistischen Relativierungen und der traditionelle Ansatz folgerichtig (nämlich im Gefolge ihres deutenden und Sinn stiftenden Auftrags) immer noch heilbare Textfehler sah, wo andere Schulen längst die unantastbare Autonomie der Dokumente postulierten.<sup>764</sup>

*Praktische Dominanz der HKA.* Trotz aller Neuentwürfe und konkurrierenden Modelle besteht die historisch-kritische Ausgabe sowohl in theoretischer Vielgestaltigkeit als auch vor allem in der Praxis weiter. Immer noch bezeichnet sich wohl die Mehrheit der neu erscheinenden Editionen als „historisch-kritisch“. Das liegt nicht nur an der mehr oder weniger unkritischen Selbstetikettierung der Ausgaben mit diesem feststehenden Begriff, der immer noch als hoher Anspruch und Gütesiegel verstanden wird. Die meisten Editionen sind tatsächlich auch dem *Denkmodell* dieses Verfahrens verpflichtet. Wenn für sie denn überhaupt über Modelle nachgedacht wurde. Gerade die Vermeidung von theoretischen Vorüberlegungen führt – wie in den Geschichtswissenschaften – zum Griff zu jener Methode, die oberflächlich

<sup>762</sup> Siehe hier aber auch die Betrachtung der Konjekturealkritik (im Lichte heutiger digitaler Verfahren) bei Kraus, *Conjectural Criticism* (2009) (als Zusammenfassung ihrer umfangreicheren Dissertation).

<sup>763</sup> Zum Ersteren z.B. Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 50, wenn er vom „Konsens der Editionsphilologie über die Notwendigkeit einer vollständigen Variantendarstellung in der historisch-kritischen Ausgabe“ spricht.

<sup>764</sup> Typisch für diese Haltung z.B. Scheibe, *editorische Grundmodelle* (1991), S. 30f. In dem Versuch, zu einem konsistenten (und verbindlichen!) Modell zu kommen, geht er zwar von der Realität der Überlieferung aus (Punkt „1.10.1.1. Der Edierte Text beruht auf einer historischen Textfassung, die in ihrer überlieferten Form wiedergegeben wird“), erlaubt dann aber doch Eingriffe: „Eingriffe in deren Text sind nur bei eindeutigen fehlerhaften Stellen gestattet“. Dass damit der Konjekture wieder Tür und Tor geöffnet werden, zeigt die Definition „Fehlerhafter Stellen“ (Punkt 1.11., S. 31): „Kriterium fehlerhafter Stellen ist, daß sie der Struktur der textspezifischen Logik widersprechen (bei konventionellen Texten also, daß sie für sich oder im engeren Kontext keinen Sinn zulassen). Bei der Korrektur dieser Stellen können [!] entsprechende Varianten in anderen Zeugen benutzt werden; der Eingriff darf aber nicht erfolgen, weil in anderen Zeugen eine vermeintlich bessere Variante vorliegt.“

betrachtet die Norm und den *Normalfall* der Edition schlechthin darstellt.<sup>765</sup> Etabliert, traditionsreich und erfolgreich, mit hohem Prestige ausgestattet und zu einer kochbuchartigen Regelmäßigkeit ausgebaut, offeriert sie feststehende Lösungen, ohne dass man sich mit den Problemen der neuesten Theoriedebatten (um Autorintention, Autorisation, Authentizität, Historizität etc.) befassen müsste.<sup>766</sup> Neben diesen eher unreflektierten Übernahmen stehen auch zahlreiche ganz bewusste Anwendungen. Hier ist zunächst auf jene zu verweisen, die die HKA als Oberbegriff für *jedes* theoretisch fundierte Editionsmodell verwenden.<sup>767</sup> Oder auf jene, die den Aufgabenbereich der Edition im Gegenteil eher eng fassen wollen, und nicht nur die Arbeiten *mit* den Texten, sondern auch die Vorarbeiten und Vorstufen *zum* Text als außereditorische Interpretationsaufgaben ausschließen wollen. Ihnen wäre die Konstitution des *einen* Textes die Definition der Edition schlechthin und alles andere keine editorische Arbeit.<sup>768</sup> Diese beiden Positionen („alles ist HKA“ vs. „nur Textkonstitution ist

<sup>765</sup> Ganz treffend Arndt, *Philosophie der Philologie* (1997), S. 2: „Die unterschiedliche Ausübung der historischen Kritik [d.h. der kritischen Edition] scheint [...] eher auf einem Reflexionsdefizit zu beruhen als auf einem Streit um ausdrückliche Konzeptionen“. Selbst bei Van Hulle, *Editionswissenschaft* (1998), dem man wirklich nicht fehlendes theoretisches Bewußtsein unterstellen kann, ist Editionswissenschaft immer noch „die Rekonstruktion der Textgeschichte literarischer Werke im Hinblick auf die Herstellung einer meistens historisch-kritischen Ausgabe“.

<sup>766</sup> Nur die historisch-kritische Methode ist in abschließende feste Regeln gegossen worden und begegnet als *das* selbstverständliche Editionsverfahren noch heute in den Standard-Handbüchern und -Lexika der Sprach- und Literaturwissenschaften.

<sup>767</sup> Siehe oben S. 124f.

<sup>768</sup> Neue Forderungen nach Beachtung der Vorgeschichte, Überlieferungsgeschichte und Rezeptionsgeschichte von Texten werden dann mit dem Hinweis abgelehnt, dass dies keine editorische Aufgabe sei. Zweck der Edition sei die Bereitstellung eines guten Textes als Referenzpunkt der Forschung. Alles andere (Textgenese, Kontexte, Rezeption) sei der monografischen Forschung zu überlassen. Die Argumentation ist einigermaßen absurd: Wenn man weitergehende Forschungen (die den Anteil der Interpretativität gerade zurückdrängen wollen!) als zu interpretativ ablehnt, dann kann man das nur, wenn man die eigene editorische Interpretativität gar nicht erst wahrnimmt und anerkennt! Explizit gegen die Ausweitung editorischer Untersuchungen wendet sich z.B. Hahn, *Wissenschaft* (1966), S. 11ff. Er meint z.B., dass die Textgenese, „das Ergründen der Entstehung eines Werkes aus dem Prozeß der Niederschrift“ keine editorische Aufgabe sei (weil die Überlieferung ohnehin rein zufällig sei, und die Vorstufen die äußeren gesellschaftlichen und persönlichen Bedingungen ausblenden würden), sondern Teil der literaturwissenschaftlichen Interpretation. Er beharrt darauf, dass sich die Edition(smethode) aus der allgemeinen Nutzung (als kanonisiertem Text) ableiten müsse und nicht zum Selbstläufer, zum wissenschaftlichen Spiel (*l'art pour l'art*), werden dürfe. Ein Nebenaspekt dieser Debatte ist der Versuch, das Ausufern der editorischen Methodik und Praxis zu verhindern, das auch als kontraproduktive (gesellschaftliche) Ressourcenverschwendung abzulehnen sei – so z.B. Hahn, *Wissenschaft* (1966); diese Diskussion (um die Rückführung der HKA auf ihre Kernaufgabe) auch aufgegriffen bei Ricklefs, *Systematik* (1999), S. 2 und Boetius, *Textkritik* (1973), S. 86 (Er meint z.B., dass „in der DDR mit dem Argument mangelnden gesellschaftlichen Nutzens die kritische Ausgabe praktisch abgeschafft wurde“). In eine ähnliche Richtung gehen schließlich Positionen wie die von Fränkel, *Problem* (1959): Er lehnt sowohl den Vollständigkeitsanspruch der Variantenverzeichnung, als auch komplexe diakritische Systeme (jeweils mit dem Ziel der Rekonstruierbarkeit der Vorlagen) ab. Die Selektivität der Apparate begründet er damit, dass das *Urteil* des Philologen wichtiger sei als

Edition“) können als radikal in- bzw. exkludierende Ansätze verstanden werden. Der letztere steht dabei implizit auf einem überkommenen Textbegriff,<sup>769</sup> der häufig auch explizit begegnet: Es gibt selbst heute noch zahlreiche Editoren, die neuere Textverständnisse und theoretische Entwicklungen (für die Edition) ablehnen<sup>770</sup> und daran glauben, es gäbe *den einen richtigen* Autorwillen, den man (als Editor) erkennen und jenseits der Dokumente in der Edition realisieren könne.<sup>771</sup> Dann stünde die historisch-kritische Methode immer noch auch theoretisch auf sicherem Grund.<sup>772</sup> Neben Teilen der Philologien sind z.B. auch die Editionen der Philosophie und der Theologie noch ganz überwiegend einem solchen Standpunkt verpflichtet.<sup>773</sup> Es sollte aber auch nicht vergessen werden, dass es – wie z.B. in der lateinischen oder altgriechischen Philologie – durchaus Überlieferungssituationen gibt, für die

---

die genaue und vollständige *Dokumentation* (Er böte schon *alle* Lesarten – nämlich alle *relevanten*). Die *Vereinfachung* der Edition wird damit ausdrücklich zur *Verfeinerung* der Methode erklärt (S. 421)!

<sup>769</sup> Wenn Forderungen nach umfassender und differenzierender Untersuchung der Text(entstehungs-)bedingungen abgelehnt werden, so kann die kritische Edition nur noch auf der Rückzugsposition eines eigentlich unkritischen, naiven Textverständnisses gegründet werden.

<sup>770</sup> So sieht z.B. Gellhaus, *Textgenese* (1994), S. 313 die Abkoppelung der HKA von modernen Theoriebildungen durchaus positiv, wenn er meint, dass in den letzten Jahren „...eine Disziplin der Literaturwissenschaft aus dem Schattendasein einer bloß technischen Hilfsdisziplin herausgetreten [sei]: die Editionsphilologie, die mehr oder weniger unbehelligt von dichtungstheoretischen Anfechtungen des Strukturalismus und Poststrukturalismus die Ansprüche an historisch-kritische Editionen auf ein Niveau gehoben hat, das noch in den sechziger Jahren unvorstellbar gewesen wäre.“

<sup>771</sup> Noch vor kurzem hat Graber, *Autortext* (1998) versucht, für die gesamte Textkritik ein Theoriegebäude auf dem Autorwillen (bzw. Autortext) als zentralem Kriterium aufzubauen. Auch Strelka, *Edition* (1987) sah Edition noch als *Realisierung* des künstlerischen Werkes (durch den gottähnlichen Editor) – unabhängig von den wirklichen Dokumenten. Das Phänomen beschreibt am konkreten Fall z.B. Mehl, *New Philology* (1999), S. 263. Eine von ihm besprochene D.H. Lawrence-Gesamtausgabe nennt selbst als Ziel: „The [...] edition aims to provide texts which are as close as can now be determined to those he [Lawrence] would have wished to see printed. [...] Editorial intervention is essential to recover them“, und legitimiert so editorische Eingriffe. Das widerspricht aber nicht nur dem inzwischen erreichten Theoriestand der Philologien, sondern auch den eher restriktiven Forderungen selbst der historisch-kritischen Schule. Mehl selbst fasst zusammen: „Daß hier eine ganze Reihe von zentralen Fragen schlicht übergangen wird, liegt auf der Hand: der Autorwille ist denkbar verschwommen definiert und erst recht nicht zeitlich präzisiert. Dem subjektiven Urteil scheint ein ziemlicher Spielraum überlassen, auch wenn immer wieder das Gegenteil erklärt wird“.

<sup>772</sup> In diesem Sinne sieht z.B. Kleinogel, *Archetypus* (1979), S. 59f die Methode durch ihre eigenen Weiterentwicklungen gegenüber theoretischen Bedenken gerettet, weil „damit die Lachmannsche Methode wieder auf sicherem Grund“ steht.

<sup>773</sup> Für fast alle philosophischen und theologischen Editoren ist die HKA auch am Ende des 20. Jahrhunderts noch selbstverständliches Leitbild. Siehe z.B. Dreyer, *Forum* (1999). Verweyen, *Edition* (1988), S. 518 beschreibt (ohne Angabe von Quellen), dass für philosophische Texte behauptet wurde, der editorische Ansatz des „Werk als Prozess“ sei hier gar nicht angemessen. Noch weiter (zurück) geht Arndt, *Philosophie der Philologie* (1997 [!]), der für philosophische Editionen nicht nur mit einem Werkbegriff jenseits von realen Texten und dem Autor operiert, sondern auch noch einem *Klassik-Verständnis* anhängt, bei dem die kritische Bearbeitung eines Werkes „den Rang eines edierenswerten *klassischen* Textes sichert“ (S. 16f), der damit von einem nur zeitgebundenen Interesse losgelöst ist.



die HKA immer noch eine adäquate Methode ist.<sup>774</sup> Für alle anderen Fälle gibt die HKA trotz aller Regeln – auf der Grundlage des genannten traditionellen Textverständnisses – editorischen Eingriffen großen Spielraum. Sie unterstützt zudem das Ziel finaler Ausgaben zur (oft ja gewollten) Kanonisierung und Korpusbildung. Mit beidem bewahrt sie dem Herausgeber die Macht über den Text, die ihm durch alternative Modelle verloren zu gehen droht. Er kann hier immer noch die „literarhistorisch“ relevante und verbindliche Textfassung auf der Grundlage seiner eigenen Kompetenz, seiner eigenen divinatorischen Texterkennnis konstituieren.<sup>775</sup>

*Theoretischer Relevanzverlust der HKA.* Trotz ihrer auch in den Philologien vorherrschenden praktischen Dominanz<sup>776</sup> hat sie dort doch schon lange nicht mehr die gleiche verbindliche Autorität wie in der Geschichtswissenschaft. Je nach theoretischen Grundpositionen und den zu edierenden Gegenständen kann man hier auf unterschiedlichste, fast immer methodologisch gut fundierte alternative Modelle und Verfahrensweisen zurückgreifen.<sup>777</sup> Keine einzelne Methodenlehre kann heute in den Philologien für sich in Anspruch nehmen, allgemein verbindlich zu sein.<sup>778</sup> Für die allgemeine *Entwicklung* der Editionswissenschaft kann aber insbesondere die historisch-kritische Ausgabe schon lange nicht mehr als paradigmatisch gelten. Die Flaggships der modernen Editorik sind seit Jahrzehnten keine klassischen oder mittelalterlichen Editionen in der Lachmannschen Tradition mehr, sondern vor allem jene Ausgaben neuerer Schriftsteller, die auf der Basis reflektierter literaturtheoretischer Positionen die Komplexität der Überlieferung – sowohl der Entstehungsprozesse als auch des Textlebens – in nicht minder komplexen Ausgaben

<sup>774</sup> Zum Stand der Editorik in den klassischen Philologien siehe Nesselrath, *Neuere Tendenzen* (1994) und Kristeller, Lachmann (1981), S. 12. Die Gültigkeit einer modifizierten Methode Lachmannscher Provenienz wird von beiden grundsätzlich bejahend, aber insgesamt auch nicht unkritisch beschrieben.

<sup>775</sup> Dieses Editionsverständnis mit dem verstehenden Editor als entscheidendem Kriterium vor kurzem noch ausdrücklich bei Jantzen, *Objektivität* (1994), S. 48: „Edieren bedeutet Erkennen. Der Editor erkennt die Textgestalt, indem er die Sache, von der der Text handelt, erkennt“. Er gehört einem (kleiner werdenden) Lager an, dem sogar die modernen Weiterentwicklungen der HKA zu weit gehen. Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 194: „Die mit einem strikten Textfehlerbegriff und der Orientierung an einer Fassung verbundene radikale Beschränkung des Spielraums editorischer Eingriffsmöglichkeiten wurde als Abdankung des kritischen Herausgebers aufgefaßt und angegriffen (so bei Polheim)“.

<sup>776</sup> Diese kann durchaus auch noch mit theoretischen Verteidigungen des Ansatzes einhergehen. Siehe z.B. Alberto Blecuca, *Defending Neolachmannianism: On the Palacio Manuscript of La Celestina*. in: *Variants 1* (2002), S. 113-33.

<sup>777</sup> „Denn in Theorie und Praxis der Editionsunternehmen herrscht ein fast ebenso großes Chaos wie auf dem Gebiet der literaturwissenschaftlichen Methodologie im Allgemeinen“ - Strelka, *Edition* (1987), S. 24.

<sup>778</sup> Für einen Teilbereich Höver, *Zum Stand der Methodenreflexion* (1995), S. 135: „Die Altgermanistik kennt keine verbindliche Methodenlehre mehr“. Graber, *Autortext* (1998), S. 24 zum Stand der „neueren Textkritik“: „Wohl ist nicht die von Scheibe prophezeite ‚Sintflut‘ [Scheibe, *Theorie* (1989), S. 29] von spezifischen Theorieansätzen hereingebrochen. Unübersichtlichkeit und Zerstückelung haben jedoch Einzug gehalten.“

mit ausgefeilten Apparatmodellen (zur Textgenese wie zur Texttransmission), Faksimiles, diplomatischen Umschriften sowie synoptischen oder mehrfachen Texten zu realisieren versuchen. Genannt werden dabei z.B. immer wieder die (Stuttgarter und Frankfurter) Hölderlin-Ausgaben, die Innsbrucker Trakl-Ausgabe, die Düsseldorf Heine-Ausgabe oder Gablers Ulysses.<sup>779</sup>

### 1.4.3 Editions-Typologien

In meiner bisherigen Beschreibung der Entwicklung editorischer Theorien und Methoden sind bereits einige „Modelle“ skizziert worden. Ihre Identifikation als Editionstypen ist einigermaßen willkürlich gewesen und stimmt nicht mit Typologien überein, wie sie von anderen Autoren gebildet worden sind. Die zunehmende Differenzierung der Entwicklungen in ein Raster einzufügen scheint aber ein allgemeines Bedürfnis zu sein, wobei die erstaunliche Breite der Typendebatte auch Ausdruck des insgesamt hohen methodologischen Niveaus der (Editions-)Philologien sein mag.<sup>780</sup> Sie kann aber auch als Teil einer eigenen editorischen Logik aufgefasst werden. Die Edition ist von ihrem Grundanspruch her integrativ. Zu allen Formen der Überlieferung, zu allen konkreten Dokumenten, sollte es jeweils *eine adäquate* Aufbereitungsform geben. Diese Einheit der Editionstheorie im Hinterkopf und das Auseinanderfallen der Methoden in der Praxis vor Augen kann das gemeinsame Feld wenigstens dadurch zusammengehalten werden, dass man einige Grundpositionen bestimmt, deren Methoden durch Definition und Abgrenzung schärft und sie zugleich durch eine Typologie als Teil der umfassenden Aktivität erkennbar werden lässt. Damit bleibt die Option auf einen integrativen Theorieansatz gewahrt und wird zugleich die adäquate Benutzbarkeit der Editionen verbessert: Der Nutzer einer Ausgabe muss schließlich wissen, welchen Status diese hat und welchen theoretischen Hintergrund sie realisiert.

---

<sup>779</sup> Zu den paradigmatischen neueren Editionen u.a. Urchueguía, *Edition* (2000), S. 344 und Gellhaus, *Textgenese* (1994), S. 315.

<sup>780</sup> Zu unterscheiden sind allgemeine Typologien und spezielle Typologien innerhalb des HKA-Paradigmas. Zu letzteren siehe unten, zu ersterer z.B. Mathijsen, *Naar de letter* (1995), S. 57-82 (Editietypen). Eine explizite Typologie der Erscheinungsformen von Editionen gibt auch Greetham, *Textual Scholarship* (1994), S. 347-355. Er nennt hier: (1) Photographic Reprint, (2) Type Facsimile (Nachdruck in gleicher Type), (3) Diplomatic Transcript (moderne Type), (4) Critical editions with inclusive text (eklektischer Text mit Referenz zu Apparat auf der gleichen Seite), (5) Eclectic clear text with multiple apparatus (Apparat nicht verbunden mit dem Text, der auch nicht auf der gleichen Seite stehen muss), (6) Parallel text (zwei Versionen auf gegenüberliegenden Seiten), (7) Genetic edition (mehrere Textentstehungsschichten zu einem Text integriert), (8) Synoptic edition (mehrere Textschichten eines Werkes zu einem Text integriert), (9) Variorum edition (Copy text, begleitet von kritischen und editorischen Verbesserungen), (10) Critical commentary (Copy text, begleitet von Kommentaren des Zusammenstellers (compiler) und frühen Kritiken).

Eine ähnliche Funktion wie die Typenbildung kann auch ein modulares Modell (ein Baukastenprinzip) übernehmen, wie es von Hans Zeller vorgeschlagen worden ist.<sup>781</sup> Hier werden nicht mehr die umfassenden Methoden, sondern die einzelnen Teile einer Edition gegeneinander abgegrenzt und so näher bestimmt. Die editorischen Arbeitsprozesse werden nach den einzelnen Modulen bestimmbar, die eine Edition enthält und nach den Konzepten, die hinter der Realisierung dieser Bausteine stehen. Für die Erstellung und Benutzung einer Ausgabe wäre z.B. zu klären, ob es von Gegenstand und Funktion her etwa ein Apparatmodul (ein Textmodul, ein Kommentarmodul etc.) geben und welchem theoretischen Ansatz es verpflichtet sein sollte.

Egal ob Typologie oder Baukastenprinzip – die Charakteristika der Typen oder Module ergeben sich aus einer ganzen Reihe unterschiedlicher Konzepte, die sich wiederum jenen vier verschiedenen Ebenen zuordnen lassen, durch die Editionen insgesamt bestimmt sind.<sup>782</sup>

1. Gegenstand (Überlieferung, Textsorte, Dokumenttyp, Quellengattung)
2. Editorischer Anspruch (Ziel und Funktion der Edition)
3. Nutzung (Gebrauchssituation)
4. Theoretischer Hintergrund (Bestimmung zentraler Begriffe, Grundhaltungen gegenüber Texten und Dokumenten)

Auf allen Ebenen sind erst in den letzten Jahrzehnten die lange angenommenen Selbstverständlichkeiten als historisch und theoretisch relativ bzw. variabel erkannt worden. Eine Debatte über die *Ausformungen* von Editionstypen hat auf das Verständnis ihrer theoretischen Grundlagen zurückgewirkt. Zuerst wurde die Gegenstandsbedingtheit der Edition erkannt und problematisiert, dann auch ihre Bestimmung durch spezifische Nutzungssituationen.<sup>783</sup> Die unterschiedlichen Vorstellungen der Editoren vom Status der von ihnen erarbeiteten Ausgaben ist

---

<sup>781</sup> Siehe Zeller, *Befund und Deutung* (1971) und Zeller, *historische Edition* (1984). Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992) entwickelt das Zellersche Baukastenprinzip durch die Verbindung mit Gerhard Seidels Aufriss der gesellschaftlichen, autor- und werkbezogenen Editions-faktoren weiter und bezieht auch die institutionellen, personen- und werkbezogenen Voraussetzungen der Edition mit ein. Er kommt so zu einer Ausgabentypologie als kontinuierlichem Spektrum, in dem jeweils ein ad hoc zusammengestelltes Set von Elementen einen Typus bildet. Eine kurze Zusammenfassung dieser Entwicklungen auch bei Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 42.

<sup>782</sup> In ähnlicher Weise hatte bereits Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 66ff darauf hingewiesen, dass sich Editionen aus ihrem Gegenstand, den spezifischen Forschungsfragen (z.B. künstlerisches Verständnis; philologisch-literarhistorische Betrachtungen) und den Benutzern ableiten.

<sup>783</sup> Zu diesem Stand z.B. Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 37: „Zu den methodologischen Grunderkenntnissen der neueren Editionsphilologie gehört die Einsicht in die ‚Funktions- und Gegenstandsbedingtheit der Edition‘. Gegenüber älteren, normativen Ansätzen impliziert sie eine Differenzierung der editorischen Zielsetzungen und textkritischen Verfahren sowohl hinsichtlich der literarischen

offensichtlich ebenfalls typologiebildend und wirkt auf methodisch-theoretische Grundlagen zurück. Im Verlauf besonders der diversen literaturwissenschaftlichen (oder allgemeiner: geisteswissenschaftlichen) „turns“ ist die Bedeutung der je spezifischen zentralen Begriffsverständnisse erst in allerjüngster Zeit stärker berücksichtigt worden. Besonders in diesen „Grundbegriffen“ hatte man zuvor lange kein Problem erkannt, sondern einfach einen stabilen „common sense“ vorausgesetzt.

*Gegenstand und Methode.* In der bisherigen Schilderung der Entwicklung der Editionsmethoden ist mehrfach auf das Phänomen hingewiesen worden, dass der Lachmannsche Ansatz der historisch-kritischen Edition ein Verfahren ist, das für die spezifische Überlieferungssituation der klassischen Literatur entwickelt wurde und dann auf andere Gegenstände übertragen worden ist. Die meisten alternativen Ansätze ergaben sich dann aus der Einsicht in die Inadäquanz einer solchen Übertragung und der Notwendigkeit, für bestimmte Materialien zu anderen Methoden zu kommen. Wenn Gegenstandswandel zu Theoriewandel führt, erweist dies die Gegenstandsbedingtheit der Theorie. Klassische Werke mit verlorenem Urtext, „offene“ mittelalterliche Texte, moderne Druckwerke, ggf. mit den handschriftlichen Entstehungsspuren der Manuskripte, müssten dann mit unterschiedlichen Verfahren ediert werden, ebenso wie die einzelnen „Textgattungen“ wie z.B. Gebrauchsschriftgut, Erzählungen, Schauspiele, Gedichte, Tagebücher etc. Auf der anderen Seite müsste es für jeden Gegenstand, also einen Typ in einer Epoche mit seinen spezifischen Entstehungs- und Überlieferungsbedingungen, genau *eine* editorische Methode geben. Das offensichtliche Nebeneinander der angewandten Verfahren, das selbst für *einen Text* immer wieder zu *mehreren* abweichenden Editionen führt, kann aber nicht nur auf die angesprochenen Entwicklungsverzögerungen der Methodenbildung (also auf die zeitweilige Übernahme inadäquater Methoden) zurückgeführt werden. Vielmehr müssen hier Faktoren der anderen drei genannten editorischen Grundebenen verantwortlich sein.

*Anspruch und Methode.* Für viele praktisch arbeitende Editoren ist die historisch-kritische Ausgabe *das* methodische Leitbild, das gewissermaßen einen Maximalkatalog editorischer Ansprüche umfasst. Auch alternative Modelle erscheinen in ihrer theoretischen Formulierung als solche abstrakten Zielmarken. Die Realität der Ressourcenabwägung führt dann in Kombination mit weiteren Überlegungen (Fachhintergrund, Textrelevanz) zu einer Positionierung des einzelnen Editionsprojekts auf einer Skala der Ansprüche: besonders im angelsächsischen Raum, wo dem historisch-kritischen Paradigma grundsätzlich auch das Copy-Text-Prinzip und die Schule des „documentary editing“ als Optionen gegenüberstanden, wurden Editionen typologisch etwa als „historisch-kritisch“, „kritisch“ oder „unkritisch“ (bzw. positiv: „nicht-

---

Gegenstände [...] als auch bezüglich der Adressatenkreise und Gebrauchsfunktionen der Ausgaben“. Dazu exemplarisch auch Seidel, Funktions- und Gegenstandsbedingtheit (1970).

kritisch) gefasst.<sup>784</sup> Gegen die ausufernden Ansprüche theorielastiger Maximalmodelle auf der einen und den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit auf der anderen Seite wurden hier eher pragmatische Vorgehensweisen z.B. als „scholarly editions“<sup>785</sup> legitimiert. Dies entspricht dem in Europa häufig anzutreffenden Ansatz, unterhalb der HKA Editionsformen zu definieren, die einen gewissen wissenschaftlichen (d.h. autoritären) Anspruch erheben könnten, ohne sich allen aufwendigen Verfahren der HKA auszuliefern. Gefragt wird dann, ab wann man berechtigter Weise von einer HKA sprechen und welche weiteren Typen es geben könne. In die Bestimmung der jeweiligen editorischen Position fließen dann z.B. (1) die verfügbaren Ressourcen, (2) der fachliche Hintergrund und (3) die Bedeutung des Textes ein.

1. Oft ist ja die möglichst schnelle und einfache Bereitstellung eines unbekanntes Textes das Grundziel einer Edition. In dieser Sicht muss es möglich sein, eine Quelle zu edieren, ohne auf Jahre (oder Jahrzehnte!) hinaus alle Ressourcen binden zu müssen.
2. Manche Historiker argumentieren zuweilen, dass es für ihre Dokumente nicht nötig sei, die sprachliche Kritik bis zum äußersten zu treiben, weil es hier nur um die inhaltliche Erfassung ginge.
3. Zuweilen wird gefordert, dass „unwichtigen“ Texten nicht der gleiche editorische Aufwand zuteil werden könne wie den „zentralen“ Werken.<sup>786</sup> Der darin enthaltene Zirkelschluss ist allerdings offensichtlich.

Letztlich lassen sich hinter diesen – nicht von der Hand zu weisenden – Argumenten zwei Grundtendenzen ausmachen: Man will auch anderen Editionstypen eine Rechtfertigung und einen wissenschaftlichen Status geben<sup>787</sup> und man will die

<sup>784</sup> Das Standardwerk von Williams and Abbott, *An Introduction to Bibliographical and Textual Studies* (1985) beschreibt drei Grundtypen (bzw. Grundverfahren) von Editionen: (1.) „documentary editing“ (die nicht-kritische Edition), (2.) „critical editing“ (die copy-text-Schule, eklektische Editionen) und (3.) „historical-critical editing“ (die umfassenden europäischen Modelle, auch in ihren modernen Weiterentwicklungen). Zu den Editionstypen aus angelsächsischer Sicht auch Eggert, *Editing* (1995), S. 241ff.

<sup>785</sup> Dabei trifft die spezifische Bedeutung des Wortes den intendierten Zweck ganz genau, wird doch „scholarly“ als „(geistes-)wissenschaftlich / gelehrt“ anders gebraucht, als das auf naturwissenschaftliche Exaktheit zielende „scientific“. In diesem Sinne wäre eine radikal formelhafte HKA „scientific“ und eine kritische Edition mit Textkonstitution aus dem gelehrten Urteil des Editors heraus „scholarly“.

<sup>786</sup> Scheibe, *Grundprinzipien* (1971), S. 12: „Die Frage nach der Zweckmäßigkeit einer historisch-kritischen Ausgabe hängt zunächst von der Bedeutung des zur Edition gewählten Autors innerhalb der Geschichte der Nationalliteratur ab“. Ausführlich dazu Schneider, *Teilausgabe* (1971). Strelka, *Edition* (1987), S. 32f plädiert sogar für eine nach „Relevanz“ der Texte abgestufte Intensität der Bearbeitung innerhalb der Werke *eines* Autors! Auch Martens, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 77 beschreibt die Bestimmung der Editions-methode nach Relevanz des Autors.

<sup>787</sup> Dieser Versuch kann durchaus glücken! Wie wir oben (S. 214ff) gesehen hatten, lassen sich durchaus auch nicht-kritische Editionen (z.B. des „documentary editing“) oder Faksimiles theoretisch gut (und je nach Sicht auch besser als die HKA) fundieren.

Zurücknahme editorischen Aufwandes mit äußerlichen Bedingungen (der Text, der Benutzer) erklären, um sich so einem als bedrohlich empfundenen Forderungskatalog ausgebauter Editionsmodelle zu entziehen.

*Benutzer und Methode.* Für wen macht man eigentlich Editionen? Die Frage, ob sie sich an wissenschaftliche Spezialisten richten oder für den lesenden Laien den *richtigen* Text herstellen und verbindlich machen sollen, lässt sich nicht durch die Forderung nach allumfassender Verwendbarkeit beantworten.<sup>788</sup> Zu unterschiedlich sind die Gebrauchssituationen: der Wissenschaftler benötigt detaillierte Informationen, die dem Laien nur hinderlich sein können. Der Sprachforscher will einen authentischen Text, der dem (ereignisgeschichtlich orientierten) Historiker die Suche nach inhaltlichen Aussagen erschwert. Der auf ästhetische Rezeption geeichte Literaturwissenschaftler fordert manchmal den „clear text“ und will damit die editorischen Prozesse im Hintergrund sehen, jenes editorische Unkraut zurückschneiden, das für den Textkritiker auch visuell im Vordergrund stehen sollte.<sup>789</sup> Gegen den integrativen Anspruch, gegen die umfassende Edition für alle Benutzer, wurden jene Gebrauchssituationen ins Feld geführt. Gegen die zunehmende Verkomplizierung im Gefolge der Professionalisierung wurde teilweise der angeblich geringere Anspruch der Leser zur Grundlage der Edition gemacht. Dies war ja – um nur ein Beispiel zu nennen – für die geschichtswissenschaftlichen Ausgaben grundlegend: Man wollte vereinfachte Textwiedergaben, weil man damit der Nutzungssituation vollkommen entsprechen zu können glaubte. Anders die Reaktion in den Philologien: Den Simplifizierungstendenzen im Gewande der Forderung nach Orientierung an Leserbedürfnissen wurde hier nicht nachgegeben.<sup>790</sup> Aus der Zwickmühle „Spagat oder Spezialisierung“, befreite man sich, indem man weithin an der HKA als der einzigen voll legitimierten Masterform festhielt, aus der dann für einzelne Nutzerkreise geeignete Derivate herzustellen seien.

Die lange Zeit beherrschende Stellung der HKA in der editorischen Theorie wird einmal mehr dadurch dokumentiert, dass sich die Debatte um Editionstypologien

---

<sup>788</sup> Der „am breitesten verwendbare Text“ (Bowers, *Why apparatus* (1994), S. 12: „the most broadly useful text is the one we should aim at“) ist am Ende jener, der keiner Nutzungsanforderung mehr genau entspricht.

<sup>789</sup> Manche sahen in der Professionalisierung der Edition insofern bereits eine Krise, weil sie sich von ihrem Zweck, ihrer Benutzung immer weiter entfernen würde. Götsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 48ff zeichnet die Diskussion (mit den Vorwürfen der „Editionen für Editoren“ (statt für Benutzer), dem Perfektionismus („editorischen Vollständigkeitswahn“) und der Unverständlichkeit (den „Lesartenlabyrinth“) nach und gibt weitere Literaturhinweise.

<sup>790</sup> Dies kritisiert radikal vereinfachend z.B. Hahn, *Wissenschaft* (1966), S. 2f, wenn er meint, dass sich die Editionstechnik nur noch um das *Wie* kümmert und das *Wozu/Warum* zu den Akten gelegt habe. Den Spagat zwischen editorischen und Leseransprüchen, das Dilemma der zunehmenden Unlesbarkeit wissenschaftlicher Ausgaben, beschreibt neuerdings noch Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 200ff. Er hält mit dem Abschnitt „Plädoyer für eine produktions- und rezeptionsorientierte Edition“ allerdings am integrativen Ansatz fest.

im deutschsprachigen Raum im Wesentlichen darauf konzentrierte, wie diese als „Unterformen“ der HKA als „höchste[r] Form der editorischen Aufarbeitung eines Werkes“<sup>791</sup> zu fassen seien.<sup>792</sup> Bereits Witkowski hatte 1924 postuliert, dass das leitende Differenzierungskriterium für Editionen „der Zweck, d.h. der Benutzerkreis“ der Ausgaben sein müsse. Daraus ergab sich – in vielfacher Abwandlung – ein abgestuftes Schema, das jenseits der umfassenden historisch-kritischen Ausgabe, ihr nachgeordnet und teilweise aus ihr abgeleitet, noch folgende Typen umfasste: „kritische Ausgabe“ (KA), „Studienausgabe“, „Leseausgabe“ = „Volksausgabe“ und (bei manchen) schließlich „Faksimile“.<sup>793</sup> Die Unterschiede sollten dabei zunächst in der Selbstständigkeit der wissenschaftlichen Textkonstitution liegen: nur HKA und KA stellten einen Text aus der Überlieferung neu her. Studien- und Leseausgaben sollten diesen Text dann übernehmen und popularisieren. Dazu sollte in abgestufter Weise die Lesefreundlichkeit erhöht werden. So verzichtet die Studienausgabe zwar meistens auf umfassende Variantenapparate, bietet aber doch Texterläuterungen und erlaubt so eine einigermaßen „kritische“ Benutzung. Dagegen ist die Leseausgabe ganz auf den Text reduziert und bezieht ihren besonderen Anspruch allein durch den Rückgriff auf die Textfassung der HKA. Den nicht-wissenschaftlichen Lesern kommen Studien- und Leseausgaben auch mit der Normierung und Modernisierung der Texte entgegen.<sup>794</sup> Allerdings hat im 20. Jh. auch hier eine Entwicklung gegriffen, die die beiden Typen noch stärker scheidet: Hatte man ursprünglich sowohl in Lese- als auch in Studienausgaben die Orthografie modernisiert, so setzt sich für die Studienausgaben schließlich die Beibehaltung der historischen Sprachstände durch. Dies mag auch den Wandel der Vorstellungen andeuten, die man sich von den Benutzern machte und die in diesem Sinne konstitutiv für die einzelnen Editionstypen waren. Je nachdem, wen man als Leser (und damit als Käufer) im Auge hatte, und je nachdem, welche kritische Kompetenz man voraussetzte, konnte man aus den komplexen und teuren HKA abgespeckte (i.e. preiswertere) und vereinfachte (i.e.

---

<sup>791</sup> Scheibe, *Editionsart* (1998), S. 46.

<sup>792</sup> Noch Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992!) kommt in seiner umfangreichen Monografie nicht über den Kosmos der HKA hinaus! Als hätte es niemals andere (auch internationale!) Entwicklungen gegeben, versteht er unter einer Ausgabentypologie ganz selbstverständlich nur die Unterformen der HKA, deren Diskussion er ausführlich darstellt. Zur Ausgabentypologie in diesem Sinne auch Göttsche, *Ausgabentypologie* (2000), Scheibe, *Editionsart* (1998), Graber, *Autortext* (1998), S. 19f, Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 193f und Hagen, *Von den Ausgabentypen* (1988). Waltraud Hagen war bereits in ihrer Bibliografie „*Handbuch der Editionen*“ (1979) diesem Schema gefolgt (und gibt auch dort S. 8f ihre eigene Typologie).

<sup>793</sup> Die Faksimileausgabe wird nur selten in diese Reihe gestellt, ist kein Derivat der HKA und kommt nur deshalb in dem Schema (und an dieser Position) manchmal vor, weil man ihr jeden kritischen Anspruch abspricht und sie so als Extremopol markieren kann. Zu der Faksimileausgabe gesellt Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 61 auch noch die Regestausage.

<sup>794</sup> Dazu kurz Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 193f und ausführlich Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 29-33.

lesbarere) Fassungen herstellen, um die Nutzung der spezialistischen editorischen Arbeiten auch auf breitere Schichten auszudehnen.

*Begriff und Methode.* Wir hatten gesehen, wie die *Vorstellung* von bestimmten Benutzern und Nutzungssituationen die Praxis der Edition mitbestimmt. In ähnlicher Weise sind aber auch Ziel und Gegenstand editorischer Erschließungsarbeiten nicht objektiv gegeben, sondern müssen vermittelt bestimmter zentraler Begriffe und ihrer jeweiligen Ausdeutung erst konstruiert werden. Es ist hier mehrfach beleuchtet worden, wie z.B. die Autorintention oder der Autorwille als Grundbegriff der Editorik und die damit verbundenen Schwierigkeiten zu unterschiedlichen editorischen Strategien führen können – je nachdem, wie man sie definiert und operationalisieren zu können glaubt.<sup>795</sup> Ebenso war gezeigt worden, wie der Begriff des „Werks“ einem historischen Wandel unterworfen ist. Zunächst als ideale und finale Ausprägung verstanden, wurde das Werk in der zweiten Hälfte des 20. Jh. schließlich allgemein als „Prozess“ begriffen. Als editorische Konsequenz traten so an die Stelle des „definitiven Editionstextes“ das offene Textleben und die Textgenese (bis hin zur Textgenetik).<sup>796</sup> Anerkannt ist inzwischen auch die historische Relativität des Autorbegriffes, der bei genauerem Hinsehen gleich aus zwei Richtungen fragwürdig wird. Auf der einen Seite erscheint der Autor – in unserem modernen Verständnis – immer mehr als ein Produkt der typografischen Kultur, so dass z.B. für mittelalterliche Verhältnisse der moderne Autorbegriff nicht ohne Weiteres zur Grundlage editorischer Strategien gemacht werden kann. Auf der anderen Seite ist die Autonomie des künstlerisch tätigen Autors durch das Interesse an soziologischen, historischen und medialen Kontexten bzw. Einflussfaktoren relativiert worden. Beides hatte Konsequenzen für die editorische Praxis, und so stellt sich am Ende die Frage, von welchem allgemein verbindlichen Grundsatz denn die Edition überhaupt noch abgeleitet werden könnte, wenn diese Begriffe variabel besetzt werden können. Auch die „Überlieferung“ muss ja – obwohl als einzige editorische Komponente „materiell“ unhintergebar – erst durch erkenntnisleitende Vorstellungen (was sie enthält) in Handlungsanweisung umgeformt werden. Und selbst die Rückzugssposition, die unzweifelhafte Überlieferung enthielte unzweifelhaft „Texte“, wird schwankend,

---

<sup>795</sup> Kanzog, Einführung (1991), S. 116-135 macht mit dem Abschnitt „Textproduktion und Werkbegriff“ den interessanten Versuch, die Variabilität des Werkbegriffs an die Autoren zurückzubinden. Aus der Arbeitsweise der Autoren ergäbe sich dann jeweils ein bestimmter Werkbegriff, aus dem wiederum die geeignete Editionsform (bzw. die Orientierung an Vorstellungen wie „Intention“, „finaler Fassung“, „Textdynamik“ oder „Textgenese“) abzuleiten wäre. Es stellt sich dabei allerdings das Problem, ob unsere Einsicht in die „Arbeitsweise“ der Autoren nicht in den meisten Fällen nur eine Frage der jeweiligen Überlieferungssituation (und ihrer Zufälligkeit) sein kann.

<sup>796</sup> Eine Zusammenfassung der Diskussion um den Werkbegriff bei Verweyen, Edition (1988), S. 517f: Zunächst lag der Edition „ein historischer, nämlich ästhetikgeschichtlicher Werkbegriff zugrunde“; „Da ‚Werk‘ heute im allgemeinen Bewußtsein der beteiligten Fachwissenschaften [aber] weitgehend als ein ‚Prozeß‘ definiert wird, seien lediglich noch die editorischen Konsequenzen zu ziehen“.



wenn wir in einem späteren Kapitel sehen werden, wie sich auch der Begriff des „Textes“ einer eindeutigen Definition entzieht und zum Panoptikum vielfältigster (An-)Sichten wird.

*Typologien.* Indem sie auf die anderen oben skizzierten editorischen Bestimmungsebenen (Nutzung, Gegenstand, Selbstverständnis) zurückwirken, sind es letztlich die Grundbegriffe und Grundhaltungen, die für editorische Vorgehensweisen ausschlaggebend sind. In der angloamerikanischen Debatte sind in den letzten Jahren denn auch Typologien entwickelt worden, die nicht auf HKA-Derivate oder unterschiedliche Ansprüche der Editoren zielen, sondern auf allgemeinere Grundhaltungen.<sup>797</sup> Peter Shillingsburg unterscheidet z.B. fünf verschiedene Grundansätze:<sup>798</sup>

1. Dokumentarisch. Bewahrung der textuellen Integrität eines historischen Moments und einer physischen Form. Ablehnung von Textmischung und Emendation.
2. Ästhetisch. Eklektischer emendierter Text nach leitenden und legitimierenden ästhetischen und stilistischen Kriterien (des Editors).
3. Auktoriell. Eklektischer Text auf der Suche nach den Fassungen mit höchster Kontrolle des Autors (copy-text-Schule).
4. Soziologisch. Der publizierte Text als soziales Ereignis, als auktorielle Freigabe ist wichtiger als die (private) Textgenese. Keine Textmischung!
5. Bibliografisch. Klärung der editorischen Grundbedingungen. Untersuchung von Überlieferung, Kontext und Bedingungen. Grundlagenforschung für andere Ansätze.

Diese Typologie versteht sich selbst als primär analytisch und nicht (wie jene der HKA-Derivate) als empirische Beschreibung vorhandener Editionen. In den praktischen Ausprägungen können sich die einzelnen Ansätze deshalb auch mischen oder überlappen. Zugleich bilden solche analytischen Herangehensweisen auch den Ausgangspunkt zu weiterer Verdichtung in Form von Beschreibungen dichotomer Grund-Positionen. Werner Höver hatte bereits 1978 auf den letztlich Dualismus zwischen Autorzentrierung und Überlieferungszentrierung hingewiesen, der in der einen oder anderen Ausprägung allen Editionen zugrunde läge.<sup>799</sup> David Greetham beschreibt den Gegensatz in den 1990er Jahren als jenen zwischen Modernismus und

---

<sup>797</sup> Siehe z.B. die Typologie von Greetham, *Textual Scholarship: An Introduction*, New York (1994), S. 347-355.

<sup>798</sup> Shillingsburg, *Scholarly Editing* (3 1996), S. 133.

<sup>799</sup> Höver, *Stand der Methodenreflexion* (1995), S. 135f. Die HKA ordnet er übrigens dem überlieferungszentrierten Lager zu, weil sie (trotz aller abstrakten Grundkategorien von Autor, Werk und Text) auf die erschöpfende Berücksichtigung und Darstellung der Überlieferung zielen.

Postmodernismus in der Textkritik, wie er sich z.B. in den Paaren „Intentionalismus vs. Synoptizismus“ oder „gute/schlechte Zeugen vs. soziale Textkritik“ niederschlägt.<sup>800</sup> Die Alternativen „Intention“ oder „Textwirklichkeit“ haben dann zunächst Peter Shillingsburg und zuletzt auch Stefan Graber zu dem wohl fundamentalen Positionsunterschied ausgebaut: Während Shillingsburg ihn aus einer übergreifenden allgemein-editorischen Perspektive als „Idealismus vs. Materialismus“ beschreibt, sieht Graber aus einer fachlich engeren Sicht heraus zwei Grundpositionen der Textkritik: „Es sind dies auf der einen Seite die *Editionsphilologie* und auf der andern Seite die *Textologie*. Hinsichtlich der wissenschaftstheoretischen Haltung kann die Editionsphilologie als historisch-hermeneutisch, die Textologie als historisch-materiell angesehen werden.“<sup>801</sup> Er beschreibt den Unterschied als einen zweier Schulen, deren wesentliche Differenz darin läge, dass die Editionsphilologie grundsätzlich an abstrakten Begriffen (Autor, Werk, Text) ausgerichtet bleibe, während die Textologie von der Materialität der Dokumente ihren Ausgang nähme. Der Editionsphilologe schreitet vom Text zum Dokument, der Textologe vom Dokument zum Text. Der Editionsphilologe arbeitet von Anfang an mit Interpretationen: Erraten und Enträtseln von Sinn. Der Textologe nimmt seine editorische Transformation „im Rahmen einer materiellen Logik“ vor – Erraten und Enträtseln sollen gerade vermieden werden. Dem Editionsphilologen sind Edition und Interpretation komplementär, der Textologe versucht sie zu trennen, weil Edition ja gerade die *Basis* der Interpretation sein soll. Ebenfalls ausgehend von (editions-)philologischen Schulen und der Praxis im Amerika des 20. Jh. (zweite Hälfte) kommt auch Shillingsburg zu einer Zweiteilung, die nach der Grundausrichtung an Dokumenten oder an Ideen fragt.<sup>802</sup> Wenn man versucht, „*textual voices*“ (intendierte Texte, die Stimmen in den Texten) zu interpretieren und zu edieren, dann ist man Idealist. Ediert und interpretiert man dagegen *Dokumente* (materialisierte Texte), dann ist man Materialist. Dem ersten Ansatz ist z.B. das copy-text-Prinzip verpflichtet, dem zweiten die Schule des „documentary editing“. Für den Idealisten (Intentionalisten) sind die physikalischen Texte immer korrupt, beeinflusst, verdorben. Ziel des Edierens ist dann die Wiederherstellung des Autorwillens, der sich in einem neuen Text jenseits der bisherigen materiellen Überlieferung manifestieren kann. Ziel ist der immer schon gewollte, aber bisher bloß noch nicht verwirklichte Text – to „produce a not-yet-achieved ideal“<sup>803</sup>. Dem Idealisten sind die Materialisten nur ängstlich, inkonsequent und letztlich

<sup>800</sup> Meine Paraphrase. Greetham, *Editorial and Critical Theory* (1993), S. 21.

<sup>801</sup> Graber, *Autortext* (1998), S. 25. Er baut dabei auf Ansätzen von Hurlebusch, *Edition* (1996), S. 460-465 und Tarot, *Editionsprinzipien* (1984), S.704f auf. Letzterer hatte die Grundunterscheidung als die von „Edition als Interpretation“ und „Edition als Dokumentation“ beschrieben.

<sup>802</sup> Shillingsburg, *Scholarly Editing* (<sup>3</sup>1996), S. 96ff. Man beachte zur Entwicklung dieser Gedanken aber auch die anderen Texte von Shillingsburg, insbesondere Shillingsburg, *Resisting Texts* (1997) – dort wiederum vor allem Kapitel 9: „A Whirlwind of Possibilities“ (S. 207-226).

<sup>803</sup> Shillingsburg, *Scholarly Editing* (<sup>3</sup>1996), S. 98.

nicht wirklich am Autor und seinem Werk interessiert. Die Materialisten hingegen glauben, dass man hinter die physikalischen Dokumente nicht zurückgehen kann. Die Dokumente sind ihnen konkreter Ausdruck des Autors, weiterer Akteure und zeitlicher Bedingungen (sozio-historisches Umfeld). Als Materialist sieht man keine Alternative zur Grundlegung auf den realen Dokumenten und den dort in genau dieser Form enthaltenen Texten. Die Editionen der Idealisten sind dem Materialisten unwissenschaftlich, subjektiv und beliebig.

Diese Ansätze zur Beschreibung sind zugleich analytisch und doch auf der Beobachtung der realen Entwicklungen in der Editorik gewachsen. So ist der materialistische Ansatz ja erst im Verlaufe des 20. Jh. dem idealistischen Ansatz langsam als Alternativposition erwachsen, was sowohl auf veränderte Grundhaltungen gegenüber den Texten als auch – einmal mehr – auf den Gegenstandswandel der Editionen zurückzuführen ist. In einem harmonistischen Vermittlungsversuch könnte man den klassischen Texten mit ihrer speziellen Überlieferungssituation ein höheres Maß an Idealismus zugestehen und den Konstruktivismus der historisch-kritischen Methode als adäquat ansehen, während man für die modernen Texte mit ihrer oft lückenlosen Überlieferung vielfacher Textstufen eher zu einer materialistischen Position unter dem Blickwinkel einer dokumentierenden Edition tendieren würde. Auch wenn dies sicher gewisse *Grundtendenzen* korrekt beschreiben würde, geht es doch am Kern der Sache vorbei: es sind für *jede* Edition (aller Gegenstände und aller Epochen) immer noch beide Grundhaltungen möglich und man muss sich nur entscheiden, welche Position in welcher Konsequenz zur konzeptionellen Grundlage eines Editionsprojektes gemacht werden soll. Die Spannbreite reicht heute von radikal idealistischen Editionen, die nur einen klaren „optimierten“ Editionstext bieten, bis hin zu radikal materialistischen Editionen, die entweder nur eine authentische Textfassung oder (wie die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe) mehrere Wiedergabestufen enthalten. Dazwischen sind auch Integrationsversuche möglich, für die einmal mehr Gablers Ulysses einer der seltenen Fälle darstellt, in dem zugleich ein (idealistischer) Editionstext und eine (materialistische) Dokumentation der Entstehungsstufen geboten werden.<sup>804</sup> Die Praxis der Edition bringt heute mehrheitlich Zwischenpositionen hervor, die aber immer noch stärker an der Idealität der historisch-kritischen als an der Materialität der dokumentierenden Edition orientiert sind.

#### 1.4.4 Interdisziplinaritätsforderung und monodisziplinäre Praxis

*Interdisziplinäre Ansprüche.* Die Typologiedebatte speist sich aus dem Wunsch nach einem umfassenden editorischen Modell. Diese Einheitlichkeit begründet sich von

---

<sup>804</sup> Shillingsburg, *Scholarly Editing* (3 1996), S. 99ff sieht dies geradezu als typisch für die „deutsche Szene“ an, in der man zwar an der Integrität (Glaubwürdigkeit) der Dokumente orientiert sei, zugleich auf die Rekonstruktion des Autorwillens aber nicht verzichten wolle.

beiden Endpunkten der Edition her: (1.) Die Quellen sind in der Regel *nicht* einem Fach und damit einer speziellen Methodik zuzuordnen, sondern dienen meistens gleich mehreren Disziplinen als Grundlage der Forschung. Bereits 1951 hatte Bruno Meyer klargestellt, dass es von den Quellen ausgehend eigentlich keine Trennung z.B. von philologischen und historischen Editionen geben könnte:

„Die Verschiedenheit der Methode der Philologie und Historiker ist keineswegs eine wissenschaftliche Notwendigkeit. Gerade das Gegenteil ist der Fall, denn es gibt kaum einen literarischen Text, der nicht die Historiker auch interessierte, und die Philologen ihrerseits brauchen wiederum die historischen Quellen für ihre sprachgeschichtlichen Studien.“<sup>805</sup>

Damit ist zugleich der andere Endpunkt markiert. (2.) Viele Benutzer brauchen Informationen, die jenseits des angeblichen fachspezifischen Interesses liegen. Rar gesät sind die Sprachwissenschaftler, die Quellen nur als lexikalische Steinbrüche nutzen oder die Historiker, die noch glauben, historische Dokumente seien einfach auf darin bezeugte „Fakten“ zu reduzieren. Beiden Fächergruppen gemeinsam ist heute die Grundüberzeugung, dass nur ein *umfassendes* inhaltlich-sprachliches Verständnis die adäquate Verwertung von Quellen – im Sinne der Einsicht in ihre *Historizität* – erlaubt. Dies gilt nicht nur für explizit interdisziplinäre Auswertungsinteressen,<sup>806</sup> sondern eigentlich für fast alle Fragestellungen, die von einer Edition nicht erwarten, bereits für spezialistische Interessen vorverarbeitet zu sein.<sup>807</sup> Denn schließlich sind Editionen auf eine lange Nutzungszeit angelegt und die Fragestellungen der Zukunft prinzipiell unbekannt. Schon aus Rationalitäts- und Effizienzgründen heraus besteht deshalb die Forderung nach einer „Offenheit“ der Edition gegenüber ihren Verwertungsmöglichkeiten, zumal der konzeptionell leitende und die Edition gestaltende Vorgriff auf bestimmte Fragestellungen dem Anspruch der Objektivität zuwiderläuft.<sup>808</sup> Diese Offenheit kann nur durch interdisziplinäre Ansätze erreicht werden. Schließlich widersprechen sich bei der Erschließung von Quellenmaterial geschichtswissenschaftliche und philologische Aspekte auch nicht, sondern müssten

<sup>805</sup> Meyer, *Edition* (1951), S. 184. Siehe auch Anmerkung 14 auf S. 185.

<sup>806</sup> Aber auch diese nehmen zu und sollten in der Editorik berücksichtigt werden. Siehe dazu z.B. Heide Dienst, *Von Sinn und Nutzen multidisziplinärer Auswertung von Zaubereiprozefakten*, in: *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* 100 (1992), S. 354-375.

<sup>807</sup> Und wer könnte das mit Recht zu tun glauben, außer einer traditionellen Geschichtsschreibung der „Haupt- und Staatsereignisse“, für die alle Quellen am besten schon als vereinfachte und standardisierte Regesteditionen verarbeitet sein sollten.

<sup>808</sup> Schon Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 71 hatte klargestellt, dass es die Zweckbestimmung wissenschaftlicher Ausgaben sei, „Grundlage für allseitige wissenschaftliche Forschung [zu sein], ohne ihr nach irgendeiner Richtung vorzugreifen“. Für die Historiker Harvey, *Editing* (2001), S. 11: „a proper edition should be adequate for them [die verschiedenen bekannten Fragestellungen und Fachinteressen] all, and for many others besides“. Es ist offensichtlich, dass die *Objektivität* einer Edition sich danach bemisst, dass sie *keiner* bestimmten subjektiven Sicht und Fragerichtung zuzuordnen ist.

sich eigentlich gegenseitig ergänzen, wenn von dem einen Fach die Bedürfnisse (und der editorische Entwicklungsstand) des jeweils anderen zur Kenntnis genommen und respektiert würden.<sup>809</sup> Im günstigsten Fall würden dann zu den erschöpfenden historischen Erschließungsarbeiten und zur Kommentierung eine sprachwissenschaftlich reflektierte Textwiedergabe treten, die dann zu einer allgemein nützlichen Ausgabe führte.<sup>810</sup>

*Interdisziplinarität als Rationalität.* Editionsunternehmen sind häufig so aufwendig, kostspielig und zeitraubend, dass Effizienz- und Rationalitätsüberlegungen auch in der Methodenbildung eine große Rolle spielen sollten. Einmal in Angriff genommene Erschließungsprojekte sollten nicht deshalb nach einiger Zeit von Grund auf neu durchgeführt werden, weil sich die Auswertungsinteressen auf andere Themen oder Fächer ausgedehnt haben, denen die Edition nicht gerecht wird. Das ist eine Selbstverständlichkeit, die aber nicht ohne Folgen ist: Sie verbietet nämlich den Rückzug auf allzu spezialistische Editionsmethoden, die nur einem Fach oder sogar nur bestimmten Ansätzen innerhalb eines Faches dienen.<sup>811</sup> Gemeinsam mit der Einheitlichkeit des Editionsgegenstands und der Offenheit der Nutzungsformen führt die Rationalitätsforderung nach einem möglichst langfristigen Ausschluss der Notwendigkeit von Neueditionen dazu, dass die fortschreitende Theoriebildung der Editorik nur auf ein umfassendes interdisziplinäres Modell zielen kann, auf ein

---

<sup>809</sup> Darauf verweist mit Nachdruck z.B. Tanselle, *Editing* (1978), S. 3. „The editing of literary and of historical material should have many more points of similarity than of difference; and a greater understanding of mutual problems, between the two groups of editors, is bound to have a salutary effect on the editing produced by both groups“. S. 7: „Despite some differences, editors in the two fields are in similar enough positions and face similar enough problems that one would expect them not only to be conversant with each other’s work but to approach each other’s concerns in an understanding and constructive spirit.“ – „What is needed is mutual discussion of common problems“ (S. 8). Auch Tanselle konstatiert allerdings, dass eine solche Diskussion (oder überhaupt eine Wahrnehmung) kaum stattfindet.

<sup>810</sup> Tanselle, *Editing* (1978), S. 2: „a central difference between the historical and the literary editions: the historical editions in general give more attention to explanatory annotations than to the detailed recording of textual data, whereas the literary editions reverse this emphasis“.

<sup>811</sup> Harvey, *Editing* (2001), S. 10 beschreibt dieses Phänomen. Der Rückzug auf die Position, man solle in historischen Editionen nur das bieten, was für Historiker relevant sei, wäre eine perfekte Ausgangsposition für konsistente Editionen. Angesichts des großen Aufwandes, der für Editionen getrieben werden muss, wäre (und ist!) es aber eine Schande, dass wichtige und berechtigte Bedürfnisse anderer Disziplinen nicht berücksichtigt werden: „It is a pity, that so obvious a scholarly need as this [the philological need] should have been so badly served by so many printed editions“. Auch Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 51 weist die zuweilen geäußerte Position, eine Edition könne nur bestimmte allgemeine Bedürfnisse abdecken und der Spezialforscher möge doch einfach auf die Dokumente der Überlieferung zurückgreifen, vehement zurück: „Ein solcher Vorschlag ist unakzeptabel und auch ökonomisch nicht zu vertreten“ – „durch einen solchen Vorschlag stellt ein Editor seine Arbeitsweise selbst in Frage“, schließlich sei es ja gerade seine Aufgabe, die (von wem auch immer) kommenden Fragestellungen vorwegzunehmen.

Theoriemodell, das prinzipiell alle Perspektiven integriert. Von der Sache her sollte es immer nur *eine* Editionsmethode geben.<sup>812</sup>

*Interdisziplinarität als Kompromiss?* Der immer wieder erhobenen Forderung nach interdisziplinären Ausgaben<sup>813</sup> – der in der Theoriedebatte auch kaum jemand widersprechen würde<sup>814</sup> – steht die monodisziplinäre Praxis gegenüber.<sup>815</sup> Diese hat nicht nur eine unglückliche Differenzierung *zwischen* den Fächern hervorgebracht, sondern auch innerhalb einzelner Teilgebiete z.B. der Philologien. Oskar Reichmann hatte 1978 die Frage aufgeworfen, „wie bei philologischen Editionen die Sprachlichkeit der Dokumente so aufgearbeitet werden kann, daß auch für Nichtphilologen ein maximaler Erkenntnisgewinn entsteht, und wie bei nichtphilologischen Editionen die Sprachlichkeit ohne Störungen des jeweils fachspezifischen Interesses so geschont werden kann, daß die philologische Auswertbarkeit erhalten bleibt“<sup>816</sup>. In Deutschland hat dieser Wunsch zu einigen Vermittlungsbemühungen geführt. Da sowohl für geschichtswissenschaftliche als auch für philologische Editionen Richtlinien vorlagen, die z.B. die Transkriptionsweisen regeln sollten, lag es nahe, hier eine „ökumenische“ Fassung anzustreben, die jenseits aller Unterschiede von Editionsgegenstand und Fachtradition ein Mindestmaß an Einheitlichkeit und gegenseitiger Benutzbarkeit gewährleisten sollte.<sup>817</sup> Interdisziplinäre Empfehlungen sind dann auch verabschiedet worden.<sup>818</sup> Allerdings haben sich die meisten Historiker nicht nach ihnen gerichtet und den meisten Sprachhistorikern waren sie ohnehin nicht ausreichend, um eine Benutzbarkeit der Ausgaben für ihre Fragestellungen zu

<sup>812</sup> So z.B. Harvey, *Editing* (2001), S. 11. Auch Höver, *Stand* (1995), S. 132f meint, dass man trotz der Unterschiedlichkeit der Gegenstände (*tous les cas sont spéciaux!*) das Ziel der Einheitlichkeit der Ausgaben nicht aus den Augen verlieren sollte.

<sup>813</sup> So zuletzt noch Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 55f (unter Bezug z.B. auf Simmler, *Edition und Sprachwissenschaft* (1997), S. 851f).

<sup>814</sup> Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 51 meint, der „Grundkonsens, daß die Produkte einer wissenschaftlichen Editorik offen sein müssen für möglichst alle ... Fragestellungen, ist ... an sich gegeben. Doch in der editionspraktischen Umsetzung bleiben besonders germanistisch-sprachhistorische Interessen in Editionen von Historikern, aber durchaus auch von Germanisten häufig noch immer auf der Strecke“. Dagegen vertritt z.B. Besch, *Edition* (1976), S. 394 die Auffassung, dass die Begrenzung der finanziellen, fachlichen und zeitlichen Ressourcen fachspezifische Editionen rechtfertigen würden: „es wird bei jedem konkreten Unternehmen zur Interessenabwägung und zur Setzung bestimmter Prioritäten kommen. Das muß von den Fächern wechselseitig zur Kenntnis genommen werden“.

<sup>815</sup> Dabei gibt es nur äußerst selten Ausgaben, die den Anspruch erheben, interdisziplinär zu sein. Ich verweise nur auf zwei: (1) die Edition der „Kölner Hexenverhöre“ (1992) und (2) die „Lebenszeugnisse Oswald von Wolkensteins“ (1999), die in dem Begleitbericht bei Kranich-Hofbauer, *Lebenszeugnisse* (1989) ausdrücklich eine „germanistisch-historische Edition“ genannt wird.

<sup>816</sup> Reichmann, *Edition* (1978), S. 339

<sup>817</sup> Siehe z.B. die von Gerhard Müller 1981 herausgegebenen „Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte“. Das zugrunde liegende Ziel wird dort S. 169 formuliert: „1.3. Die Editionen sollen so gestaltet werden, daß Vertreter möglichst zahlreicher Wissenschaftszweige mit den Texten arbeiten können“.

<sup>818</sup> Z.B. die in der letzten Anmerkung zitierten Müller-Empfehlungen.

gewährleisten. Beides deutet darauf hin, dass es sich im Grunde um Kompromissvorschläge handelte, die dann keiner Seite wirklich entsprachen und kein konsequentes Prinzip verwirklichten – weder das der Lesbarkeit, noch das der Quellentreue. Auch in den USA gab es Versuche, die Einheitlichkeit der Edition zu retten. Hier hatte man mit dem „Center for Scholarly Editions“ / „Committee on Scholarly Editions“ (CSE) eine institutionelle Klammer geschaffen, die fachübergreifend durch die Vergabe eines Qualitätssiegels (seit den 1960er Jahren) einen interdisziplinären Editionsstandard in dem als allen gemeinsam definierten Bereich des „textual scholarship“ sichern sollte. Allerdings verzichtete man hier auf die Festlegung *einer* Richtlinie und akzeptierte, dass es grundsätzlich *zwei* legitime Ansätze geben könne: das „documentary editing“ und die eklektischen Texte der „copy-text“-Tradition.<sup>819</sup> Dabei entsprach diese Teilung nicht einmal den Fachgrenzen. Literarische Editionen z.B. lehnten sich nämlich teilweise für bestimmte Materialien ebenfalls an die Prinzipien des „documentary editing“ an.

*Masterform und Derivat?* Grundsätzlich sind zwei Strategien zur Erreichung interdisziplinärer Editionsmethoden möglich: Kompromiss oder Konsequenz.<sup>820</sup> Im ersten Fall müssen allerdings beide Seiten auf Teile ihrer Ansprüche verzichten; im zweiten erhöht sich der editorische Aufwand, weil die Maximalforderungen beider Seiten addiert werden. In einem konsequenten Modell, das alle Wünsche befriedigen wollte, müsste die philologische Genauigkeit der Textwiedergabe ebenso berücksichtigt werden, wie die umfassende sachliche und äußere (materielle) Quellenerschließung der Geschichtswissenschaft.<sup>821</sup> Hier wäre eventuell jene Strategie wieder aufzugreifen, wie sie für die Teilformen und Derivate der HKA etabliert worden ist: es gibt eine ideale Zielform, zu der alle anderen Realisierungen als Ableitungen oder als Teilarbeiten aufzufassen wären. Offensichtlich sind eine solche Idealform und ein modularer Ansatz nur auf der Grundlage möglichst quellennaher Editionsformen möglich.<sup>822</sup> Aus peinlich genauen Transkriptionen (radikal diplomatischen

<sup>819</sup> Siehe zusammenfassend dazu z.B. Boydston, Standards (1994). Der Zuständigkeitsbereich des CSE erstreckt sich neben den philologischen und historischen Editionen übrigens auch auf die philosophischen Ausgaben (die nach dem Bericht von Boydston immerhin ein Viertel der approbierten Ausgaben ausmachen).

<sup>820</sup> Die Auseinandersetzung um Interdisziplinarität durch Kompromiss (einfache Prinzipien) oder durch die Verpflichtung auf konsequente Wissenschaftlichkeit (die „reine Lehre“) auch bei Besch, Editionsprinzipien (1994), S. 483f.

<sup>821</sup> Gerhard Müller, der 1981 die Kompromiss-Empfehlungen herausbringen sollte, hatte noch 1973 (Müller, Methodenkritik (1978), S. 87) gefordert, dass die Historiker philologisch genau sein sollten und die Philologen nicht auf Sachkommentierung und Erschließung verzichten dürften. Den sprachhistorisch orientierten Editoren wirft er vor, dass sie oft nur unerschlossene Ausgaben machen würden, die inhaltlich von begrenztem Nutzen seien.

<sup>822</sup> So fordert auch Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 55 unter Rückgriff auf Simmler, Edition (1997), S. 855 und Bein, Textkritik (1990), S. 25 Abschriften, die den Informationserhalt gegenüber der Quelle maximieren sollten.

Abschriften) kann immer noch ein textkritisch gereinigter oder ein zum Zwecke der Lesbarkeit normalisierter und modernisierter Text gewonnen werden.<sup>823</sup> Der umgekehrte Weg ist aber nicht möglich! Insofern scheinen nur die fachunabhängigen Konzepte des editorischen Materialismus und der Textologie (als textkritische Schule) tragfähige – und langfristig stabile<sup>824</sup> – Grundlagen für die Entwicklung eines umfassenden editorischen Modells zu bieten, in dem alle weiteren fachspezifischen Editionsprozesse als nachgeordnete Arbeitsschritte integriert werden könnten.<sup>825</sup> Diese Diskussion wird allerdings bisher noch nicht geführt und so kehre ich ein letztes Mal zur Bestandsaufnahme der editorischen Praxis zurück.

*Eine kuriose Situation.* Am Ende der Beschreibung des gegenwärtigen Standes der angewandten Editionstechniken ist die Situation in einem auf den ersten Blick überraschenden Befund zusammenzufassen. Es macht nämlich nicht nur jedes Fach seine eigenen spezialistischen Editionen, vielmehr scheinen die dominanten Grundhaltungen vom jeweils anderen Fach entlehnt zu sein. Überspitzt formuliert:

Die historische Edition wird heute philologisch begründet, die philologische Edition historisch!

Das ist zu präzisieren. Die historische Edition ist nicht von Anfang an nur monodisziplinär ausgerichtet gewesen. Im Gegenteil: wie bereits beschrieben (siehe oben Kapitel 1.2.2), hatte man hier ursprünglich versucht, die Editionsmethoden in ausdrücklicher Anlehnung an die *philologischen* Konzepte der historisch-kritischen Ausgabe zu entwickeln. Man hatte sich also nicht nur an der am Weitesten entwickelten Methode orientiert, sondern damit auch Sichtweisen und editorisches Programm eines anderen Faches übernommen. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein glaubte man, allgemein nutzbare Ausgaben zu machen.<sup>826</sup> Dieser Glaube basierte allerdings ebenso wie die zunehmende Rückständigkeit der Editionsmethoden auf

---

<sup>823</sup> Kranich-Hofbauer, Editionswissenschaft (2000), S. 56 entwirft das Konzept einer „historisch-diplomatischen Methode“, bei der „Historizität und Authentizität [...] Priorität [haben] und nicht ahistorische Glättungen, denn normalisierende Editionen produzieren Defizite“. Die historische Vorlage (bzw. deren grafematischer Befund) soll unkorrigiert wiedergegeben als Grundlage aller weiteren Auswertung. Auf editorische Erschließung soll aber auch nicht verzichtet werden: Kommentierungen, Register, Quellenkritische Angaben, Auflösungen von Abkürzungen und Korrektur von Verschreibungen in den Fußnoten (!) dürfen nicht fehlen.

<sup>824</sup> Auswertungsinteressen, editorische Praktiken und selbst die Sprachformen, an denen Normalisierung und Modernisierung ausgerichtet werden müssen, wandeln sich offensichtlich über die Zeit hinweg. Stabil ist letztlich nur die unveränderliche materialisierte Form der Überlieferung. Auf das Problem der wechselnden „modernen Schreibung“, die jede Modernisierung nur als quellenfremde Neu-Historisierung erscheinen lässt, verweist u.a. Scheibe, Editionsart (1998), S. 57f.

<sup>825</sup> In diesem Sinne beschreibt auch Graber, Autortext (1998), S. 30ff die Textologie als Ansatz, der für alle Fragestellungen zunächst offen ist, und dessen Dokumentorientierung eine Grundlage für interdisziplinäre Editionen sein könnte.

<sup>826</sup> Den sogenannten Heinemeyer-Richtlinien von 1978, immerhin die in den letzten 25 Jahren wohl am häufigsten als Referenz genannten Vorgaben, ist zum Selbstverständnis vorangestellt, dass das Ziel



einer größer werdenden Ignoranz. Die Anforderungen der Nachbarfächer wurden ebenso immer weniger wahrgenommen, wie die dort geführten grundlegenden oder die editionspezifischen Debatten. Was Bruno Meyer schon 1951 konstatiert hatte, dass sich nämlich die zunehmenden Unterschiede zwischen den Editionsmethoden der einzelnen Fächer im Wesentlichen aus einem Mangel an Kommunikation und – in der Geschichtswissenschaft – einem Verzicht auf theoretische Auseinandersetzungen ergaben,<sup>827</sup> das sollte sich in den nächsten 50 Jahren noch verschärfen. Der zunehmenden Dynamik in der Theoriebildung der Philologien und anderer Bereiche der Geisteswissenschaften stand mit der Spezialisierung und Professionalisierung der Geschichtswissenschaft ein Rückgang von interdisziplinärer Diskussion oder auch nur Rezeption gegenüber. Hätte man nicht nur an der einmal übernommenen Methode festgehalten, sondern an dem zugrunde liegenden *Programm* der Orientierung an den – textwissenschaftlich leitenden – Philologien, dann hätte man auch deren weitere Entwicklungen jeweils übernommen und die Brauchbarkeit historischer Editionen nicht in diesem Maße eingeschränkt. Zunehmende Skepsis gegen Textrekonstruktion und Textmischung, Orientierung an Leithandschriften, Verbot von Konjekturen und Emendation, Vollständigkeit der Variantenverzeichnung, Verzicht auf Normalisierung und Modernisierung wären solche praktischen Verfahrensänderungen gewesen, die – zumindest von den meisten historischen Editoren – schlicht ignoriert wurden. Den philologischen Wünschen wäre man entgegengekommen, wenn man mit Textveränderungen zunehmend zurückhaltend gewesen wäre. Wenn man darauf *verzichtet* hätte, aus einer pseudo-philologischen Regelungswut heraus dilettantisch in den Text einzugreifen. Dies war nämlich eine der praktischen Wendungen der Philologie: dass vor der Anwendung der Textkritik die genaueste Beobachtung und *Beachtung* der Textverhältnisse kommt. Obwohl sich die historischen Editionen aber auch durch ihre Textkritik legitimierten, indem sie angeblich sprachlich abgesichert in den Text eingriffen, die Intention des Autors realisierten, Fehler beseitigten und die Texte insgesamt verbesserten und normalisierten, hatten sie sich hier bereits von der Entwicklung in dem Legitimation gebenden Fach abgekoppelt. Den Wandel der fundamentalen theoretischen Grundlagen nahm man einfach nicht wahr. Lachmann hatte mit dem *Ästhetisierungsprinzip* einen

---

einer Edition eine „Veröffentlichung des Quellentextes [sei], die allen historischen und möglichst auch sprachwissenschaftlichen Ansprüchen genügt“. Von den letzteren waren die Richtlinien aber schon zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung weit entfernt, wie auch Besch, *Editionsprinzipien* (1994), S. 472 kritisiert.

<sup>827</sup> Meyer, *Edition* (1951), S. 177: „Betrachtet man die Textausgaben der Gegenwart unvoreingenommen, bietet sich einem das Bild einer großen Zerfahrenheit dar. Die edierenden Altphilologen, Germanisten, Romanisten, Juristen und Historiker haben nicht nur jeden Zusammenhang untereinander verloren, sondern in ihren Reihen geht man verschiedene Wege. So erfreulich dieser Zustand wäre, wenn man sich überall geistig mit dem Problem der Edition beschäftigen würde, so bedenklich ist er, weil man sich dabei mit ihm nicht auseinandersetzt“.

Textbegriff editorisch operationalisiert, bei dem ein Text immer eine bestimmte Idee repräsentierte und deshalb auch in eine kanonische, finale, gereinigte und geglättete Form umgegossen werden konnte. Während nun die Philologen selbst das Ästhetisierungsverfahren zunehmend durch einen *Historisierungsprozess* ersetzen, die Geschichtlichkeit der Texte in ihren Überlieferungsträgern und als Bedingung spezifischer Rezeption bereits deutlich erkannten und in ihren Editionen zunehmend respektierten, hielten die Historiker an einem veralteten Textverständnis fest.<sup>828</sup> Man kann es als Paradox formulieren: Mit der Orientierung an einer platonistischen Kümmerform des Textbegriffes (der Text und die Autorintention als Idee jenseits der realen Dokumente) wurden von den Historikern die historischen Quellen nach Kräften *dehistorisiert*.<sup>829</sup> Sie sollten in der Edition ja gerade in eine Form gebracht werden, die zeitlos gültig wäre, ohne historisch authentisch zu sein. Dabei ist die historische Editorik sogar noch hinter die Praxis der *Geschichtswissenschaft* selbst zurückgefallen. Während hier – besonders z.B. in ihren kulturgeschichtlichen und hilfswissenschaftlichen Teilbereichen – die Quelle längst als vielgestaltiges Gesamtmonument erkannt worden ist, das vielfältige implizite Mitteilungen auf verschiedenen Informationsebenen enthält, die für die Forschung nutzbar zu machen wären,<sup>830</sup> beharrt die Editorik auf einer Reduktion dieser Dokumente auf idealisierte *Texte*. Den Schritt von der Quelle als „Zeitzeugnis“ zum „Zeitzeugen“, wie Hans-Werner Goetz diese Differenz nennt,<sup>831</sup> hat sie bis heute nicht vollzogen. Und so müssen denn auch innerhalb der Geschichtsforschung selbst aktuelle Editionen oft

<sup>828</sup> *Ästhetisierungsverfahren* und *Historisierungsprozess* als zwei Phasen des Editionswesens beschreibt treffend Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 3.

<sup>829</sup> Der Vorwurf, dass Normalisierung Dehistorisierung bedeutet, explizit auch bei Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 58.

<sup>830</sup> Zum gegenwärtigen Quellenverständnis beiläufig Hans-Werner Goetz, *Moderne Mediävistik*, Darmstadt 1999, S. 172f: „Die Quelle interessiert heute nicht mehr nur als (isolierter) Text, sondern darüber hinaus in ihren jeweiligen Überlieferungszusammenhängen, nämlich in der für die Rezeption aufschlußreichen Frage, mit welchen anderen Schriften (und zu welchen Zwecken) ein Werk zu einem Codex ‚zusammengebunden‘ wurde. Der Codex als Ganzes wird hier zum Forschungsgegenstand, die lange Zeit stiefmütterlich behandelte Hilfswissenschaft der Codicologie zur Grundlagenwissenschaft. [...] Das Interesse hat sich von einer Geschichte der Ideen zu einer Geschichte der Texte, vom Original auf alle existenten Versionen, vom Schreiber als Informanten zum Autor als Gelehrten verlagert. Zugespitzt kann man sagen, daß die Quelle an sich, nämlich in ihrer eigentlichen Intention, Gestalt und Funktion ernster genommen wird, weil sie nicht nur als Steinbruch für verschiedenartigste Informationen ausgebeutet, sondern zunehmend in ihrem historischen Eigenwert und Eigencharakter gewürdigt wird, nicht nur ‚Zeitzeugnis‘ ist, sondern uns zu Verfassern und Rezipienten als ‚Zeitzeugen‘ führt“.

<sup>831</sup> Hans-Werner Goetz, *Vergangenheit und Gegenwart, Mittelalterliche Wahrnehmungs- und Deutungsmuster am Beispiel der Vorstellungen der Zeiten in der früh- und hochmittelalterlichen Historiographie*, in: *Zwischen Wort und Bild, Wahrnehmungen und Deutungen im Mittelalter*, hg. v. Hartmut Bleumer, Hans-Werner Goetz, Steffen Patzold und Bruno Reudenbach, Köln-Weimar-Wien 2010, S. 157.

schon bei ihrem Erscheinen als veraltet gelten.<sup>832</sup> Präziser könnte man den ersten Teil des oben geschilderten Befundes also auch so formulieren: Die historische Edition gründet sich auf und legitimiert sich durch ein philologisches Textverständnis, das dem 19. Jahrhundert entstammt und selbst von den Philologen seit langem nicht mehr vertreten wird. Zugleich erscheint ihre philologische Behandlung und Verarbeitung der Texte aus Sicht der Philologien selbst als rückständig und dilettantisch.

*Philosophie.* Ganz ähnlich gilt dies übrigens auch für die philosophischen Editionen. Auch hier herrscht – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – nach wie vor ein simplifiziertes Textverständnis. Auch hier wird die Edition von einem Werkbegriff abgeleitet, der dazu führt, dass der Editor dafür sorgt, dass der Wissenschaft kanonisierte Texte in eindeutiger Form zur Verfügung gestellt werden und dann nicht weiter quellenkritisch hinterfragt oder problematisiert werden müssen. Hier werden meistens immer noch „klassische“ Werke edierend konstruiert und nicht Dokumente erschlossen und aufbereitet.<sup>833</sup> Hier zielt die Edition fast immer auf Ideen und nicht auf textuelle Gegenstände.

*Philologie.* Dagegen sind die grundlegenden Textbegriffe in den Philologien seit langem immer wieder Wandlungen unterworfen gewesen, denen die Editions-methoden dann jeweils – mit einiger Verzögerung – gefolgt sind. Paradigmatisch ist hier seit über hundert Jahren ein allgemeiner *Historisierungsprozess*. Alle Texte können danach nur in ihrer historischen Gebundenheit adäquat verstanden werden. Deshalb muss auch die philologische Editorik mit doppelter Begründung auf die Bewahrung der authentischen Textgestalt zielen: sie ist die unverzichtbare Grundlage für die historische Sprachwissenschaft und zugleich aus rezeptionsästhetischer Sicht fundamental für die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit Texten. Die Historizität wird so zum Kern der philologischen Edition. Historisierung soll durch Bewahrung der authentischen Textgestalt (auf allen Informationsebenen) und durch Kontextualisierung erreicht werden.<sup>834</sup> Die zunehmend problematisch gewordenen

<sup>832</sup> Anknüpfend an das Beispiel der von Karl August Eckhardt herausgegebenen „Lex Salica“ (MGH Leges Nationum Germanicarum 4,2, Hannover 1969), die noch traditionell dem Urtext nachspürt, schreibt Hans-Werner Goetz, *Moderne Mediävistik*, Darmstadt 1999, S. 170: „[...] von der Rezeption her interessiert ja nicht mehr allein der Urtext (Original oder Archetyp), den zu rekonstruieren früher unstrittiges Ziel jeder kritischen Edition war, sondern nicht minder die spätere Überlieferung und Bearbeitung in *allen*, also auch den eindeutig abhängigen Textzeugen. So gesehen sind fast alle unsere Editionen (selbst die modernsten) bereits wieder ‚veraltet‘“.

<sup>833</sup> Die philosophische Edition hat sich bislang nicht vom traditionellen Modell des Autorgenies und seines zeitlosen – nicht historisch/sozial/medial gebundenen – Werkes lösen können. Noch vor kurzem operierte Arndt, *Philosophie* (1997!) mit einem Werkbegriff der noch jenseits von Text und Autor angesiedelt ist. Selbst die Idee des Klassischen ist hier noch lebendig. Bei der Edition ginge es nämlich darum, dass die kritische Bearbeitung „den Rang eines edierenswerten *klassischen* Textes sichert“ (S. 16f) – der damit von einem nur zeitgebundenen Interesse losgelöst wäre!

<sup>834</sup> Beispielhaft der Projektentwurf zu einer Johannes-Reuchlin-Edition bei Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 10ff. Diese soll nicht nur eine doppelte Textfassung enthalten (philologisch einwandfreie

Begriffe von Autor, Werk oder Intention lassen sich – wenn überhaupt – nur in historischer Perspektive konsistent beschreiben. Je mehr sie insgesamt fragwürdig geworden sind, umso mehr bleiben nur die Dokumente selbst als stabiler Anknüpfungspunkt für editorische Überlegungen. Jeder sprachliche Ausdruck kann dann selbst wieder nur als historisch spezifischer Ausdruck empfunden werden.<sup>835</sup> In diesem Sinne ist die moderne philologische Edition immer durch eine auf Wahrung und Dokumentation der Historizität zielende Perspektive bestimmt.

*Textverständnis und Editions Methode.* Der abgerissene Zusammenhang zwischen den editorischen Methoden in den einzelnen Fächern erscheint so als Folge unterschiedlich weit entwickelter Grundverständnisse von überlieferten Dokumenten und Texten. Während die Philosophie und große Teile der Geschichtswissenschaft noch immer einem idealistischen Textbegriff anhängen, sind die Philologen zu einem materialistischen Textverständnis fortgeschritten. Nur hier wäre auf der Grundlage einer dokumentorientierten Editionstheorie eine Interdisziplinarität der Ausgaben zu erreichen, bei der idealistischere Ansätze als zweiter Schritt nach und auf der Basis der Erstellung quellennaher Repräsentationsformen durchaus ihre spezielle Berechtigung behalten könnten. Insofern ist eine entwickelte Editionstheorie durch einen Stufenprozess gekennzeichnet, der die Rückkehr zur Interdisziplinarität einschließt. In der Praxis würden solche Editionen auf der Basis fachunabhängiger genauester diplomatischer Textwiedergaben eine historische und sprachliche Erschließung des Textes einerseits und seine Kontextualisierung andererseits vornehmen, auf der die editorische Expertise methodisch reflektiert schließlich zur Konstitution eines

---

Textgestalt *und* neuhochdeutsche Fassung), sondern auch mit einer weit ausgreifenden Kontextualisierung eine „Dokumentation des Umfeldes“ leisten. Der Plan mag manchem extrem erscheinen, denn „das führt dann [u.a. ...] folgerichtig dazu, daß eine Ausgabe der Schriften Pfefferkorns, des Gegners Reuchlins, in vollem Umfang als Teilband der Reuchlin-Ausgabe inkorporiert werden muß“. Die Grenzen zwischen historischen und philologischen Ansprüchen lösen sich in einem solchen Konzept endgültig auf. Roloff selbst: „Das Modell der Reuchlin-Ausgabe zeigt in besonderem Maße, wie sehr historisch orientierte Editionen und Historiographie aufeinander bezogen, ja angewiesen sind“. Zumindest eine philologische Edition muss zugleich historisch sein: „Entscheidend für die historische Edition [des Philologen!] ist die Öffnung zur Umfeldinformation der Texte und die interdisziplinäre Texterschließung“.

<sup>835</sup> Wie sehr die Arbeit mit historischen Texten zum Problem der Geschichte und der Geschichtlichkeit (und damit zum interdisziplinären Grundanspruch der philologischen Edition) führt, zeigt die Begründung für Editionen, wie sie der Philologe Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 12f gibt: „das historische Bewußtsein ist für uns immer noch eine geistige Lebensqualität, die weder Rechtfertigung noch gar Verteidigung bedarf. [...] Je feinkörniger die Vergangenheit durch ihre Hervorbringungen bezeugt und den Nachgeborenen zugänglich ist, je detaillierter wird das historische Bild zu strukturieren sein – nicht nur in Harmonie, sondern auch in seinen Widersprüchen. Dieser Vorgang bleibt – über die Sphäre der Wissenschaft hinaus – nicht ohne Einfluß auf die allgemeine Kenntnis der Historie und dient damit letztlich einem immanenten Aufklärungsvorgang, der nach und nach immer näher an das Verstehen des Humanums ferner Zeiten heranhöhrt“.

weiteren Editionstextes fortschreiten dürfte, der den Status eines gelehrten und begründeten Vorschlages nicht als Makel trägt.<sup>836</sup>

---

<sup>836</sup> Auf der Grundlage von Quellentreue und Kontextualisierung in der Verbindung historischer und philologischer Erschließungsverfahren will dann auch Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 3 durchaus am Editionstext als abschliessender Empfehlung festhalten: „Diese vielfältigen Bemühungen [einer entwickelten Editionswissenschaft] zielen darauf ab, im Detail Kriterien dafür zu gewinnen, welche Textfassung bzw. welcher Aggregatzustand der Textgenese als edierter Text zu transportieren ist und wie sich die dabei auftauchenden Probleme des literarästhetischen Moments, des Autorwillens, der historischen Treue, des sozial- und wirkungsgeschichtlichen Aspekts so lösen lassen, dass der Text mit allen seinen impliziten Informationssignalen erfahrbar gemacht werden kann“.



## 1.5 Zur historischen und technischen Relativität der Editionstechniken

*Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt.*<sup>837</sup>  
Georg Friedrich Wilhelm Hegel

### 1.5.1 Problemstellung

#### *Die historische Relativität der Editionstechnik*

*Verbindlichkeit teleologischer Methodenentwicklung.* Die Überlieferung ist uns unveränderlich gegeben. Materielle Dokumente haben einen objektiv eindeutigen Informationsgehalt, der durch Editionen erschlossen und aufbereitet wird. Die historischen und literarischen Quellen als Gegenstand und Mittel des Erkenntnisinteresses der Geisteswissenschaften sollen allgemein verfügbar gemacht werden. Über ihre spezifischen Eigenheiten erzwingen sie sich adäquate Bearbeitungsmethoden. Die Editionstechnik leitet sich aus den Bedingungen der Überlieferung und den Bedürfnissen der Forschung ab. Im Laufe der letzten 150 Jahre hat sie sich, entlang der fortschreitenden Erkenntnisse in Überlieferungslagen und Überlieferungsbedingungen und gemäß den sich ausdifferenzierenden Fragestellungen in den einzelnen geisteswissenschaftlichen Fächern, immer weiter entwickelt. Sie ist so zu einer ausgereiften Methode geworden, die für alle Situationen und Überlieferungsarten klare Handlungsanweisungen liefert. Wer eine Quelle edieren möchte, um sie der Forschung verfügbar zu machen, der möge bitte in die entsprechenden Handbücher schauen und den dort aufgestellten Regeln folgen, die das Ergebnis aller theoretischen Überlegungen und praktischen Erfahrungen der beteiligten Fachleute sind. – Ich würde fast keiner dieser Aussage zustimmen, aber sie zeichnen das immer noch herrschende Bild in den Geisteswissenschaften. Editionstechnik ist das auf Perfektion zustrebende Ergebnis einer genauen Gegenstands- und Funktionsanalyse. Sie ist ein monolithisches und verbindliches Verfahren, das z.B. für die mittelalterliche Geschichte bereits vor über 100 Jahren abschließend geformt wurde: Die Ausgaben der MGH funktionieren von der Idee her seit anderthalb Jahrhunderten nach immer dem gleichen Prinzip und sind noch heute maßgebliches Vorbild für andere Editionen. Angesichts der bisherigen Beschreibung der Editionsmethoden dürfte die hier geschilderte Vorstellung – Editionstechnik als abgeschlossenes logisches Programm – als unsinnig und realitätsfern erkennbar geworden sein. Zwar besteht immer noch der Versuch, Editoren auf bestimmte – angeblich allgemein verbindliche – Verfahren festzulegen, tatsächlich gibt es aber eine ganze Reihe unterschiedlicher und sogar gegensätzlicher Ansätze, unter denen die am weitesten verbreiteten nicht immer auch die theoretisch fundiertesten sein müssen. Die normierenden, disziplinierenden und alternative Modelle ausschließenden Tendenzen der vorherr-

---

<sup>837</sup> Georg Friedrich Wilhelm Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Werke Bd. 3, Frankfurt a.M. 1996, S. 35.

schenden Methoden können inhaltlich kaum begründet werden. Die geschilderten Spezialisierungen, Wandlungen, Umbrüche und Moden, die schon das teleologische Prinzip und die Verbindlichkeit einzelner Ansätze infrage gestellt haben, stehen nun aber selbst dann, wenn sie als Realisierung von Gegenstands- und Funktionsanalyse aufgefasst werden, auf einem schwankenden Fundament: Ihnen liegen Faktoren zugrunde, die selbst wieder entweder in der Zeit variabel oder aber durch bestimmte (variable) Rahmenbedingungen bestimmt sind. Dazu wurde bereits auf einzelne abstrakte Grundbegriffe wie „Autor“, „Text“ oder „Werk“ verwiesen, die den zu analysierenden Gegenstand in der Wahrnehmung erst konstituieren. Auf der anderen Seite können praktische Verfahren wie die Editionstechnik nur in einem Raum von Realisierungsoptionen entwickelt werden, die sich in ihrer technologischen Bestimmtheit als historisch variabel erweisen. Zwar ist die historische Gebundenheit aller Vorstellungen und Praktiken eine Trivialität. Dennoch muss sie hier ins Gedächtnis gerufen werden, da gerade die Editionstechnik suggeriert, dass es sich bei ihr um eine objektive, rein wissenschaftlich-theoretisch begründete Methode handele, die unabhängig von technischen Bedingungen, Zeitströmungen oder politisch-gesellschaftlichen Zufälligkeiten sei. Diese teils unmittelbar, häufiger aber mittelbar wirksamen Bedingungen der bisherigen Methodenbildung aber, ihre einerseits historische und andererseits technologisch-mediale Gebundenheit, sind zusätzlich auf das engste miteinander verflochten. So wie technische Entwicklungen als spezieller Aspekt eines historischen Wandels zu betrachten sind, so scheint der historische Wandel der Vorstellungen und Einstellungen oftmals durch technologische Entwicklungen angetrieben zu sein. Dem soll im Folgenden nachgegangen werden, wobei die beiden Felder für eine übersichtlichere Darstellung zunächst einzeln betrachtet werden.

*Historische Relativität der Methoden.* Die vorausgegangenen Kapitel sollten hinreichend dokumentiert haben, dass alle bisherigen Editionstechniken historisch gebunden gewesen sind. Diese Relativität lässt sich nun an den Disziplinen der Geschichtswissenschaft einerseits und den Philologien andererseits auf zweierlei Arten zeigen. Wie wir bei den *historischen Editionen* gesehen haben, kann Editionstechnik als ein „Kind ihrer Zeit“ betrachtet werden. Zu einem bestimmten Zeitpunkt und vor einem bestimmten wissenschaftstheoretischen Hintergrund wird eine Methode entwickelt, die sich dann immer weiter verfestigt. Die Diskussion um die Methode wird in einem frühen Stadium abgebrochen, das Fehlen der Diskussion ab dann als Beleg für die fortwährende Gültigkeit des Ansatzes verwendet. Ganz anders die Situation in der *philologischen Editorik*: In einer andauernden theoretischen Auseinandersetzung wird ein editorisches Modell immer wieder durch ein anderes ergänzt oder ersetzt. Dabei greifen beide Phänomene ineinander: Einerseits ist jede Editionstheorie das Produkt ihrer historischen Entstehungszeit, andererseits werden in der Zeit wandelbare Editionstheorien immer wieder auf der Grundlage ihrer



Vorgänger entwickelt. Es werden dabei immer so viele theoretische Annahmen und praktische Verfahren übernommen wie möglich und nur so viele geändert wie nötig. *Die Editionstechnik als Kind ihrer Zeit*. Die Methode der historisch-kritischen Ausgabe, jenes Verfahren, mit dem zum ersten Mal ein umfassendes wissenschaftliches Modell der Edition aufgestellt wurde, das alle weiteren Ansätze beeinflusste und noch bis heute in weiten Bereichen paradigmatische Gültigkeit hat, ist das Produkt einer bestimmten „Geisteshaltung“.<sup>838</sup> Mit diesem Begriff ist ein Konglomerat aus politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Positionen zu beschreiben. Wissenschaftlich ist die Zeit geprägt von einem „Positivismus“, der dem Aufblühen der Naturwissenschaften vorausgeht, und einem „Historismus“, der die Leitdisziplinen der Geschichte und Philologie prägt.<sup>839</sup> Unter den Geisteswissenschaften stehen dabei die klassischen Philologien wegen ihrer fortgeschrittenen Entwicklung und dem Renommee ihres Gegenstandes in hohem Ansehen. Die historisch-kritische Edition spiegelt all dies wieder: Von der lateinischen und griechischen Philologie kommend verbindet sie die philologische kritische Methode mit der historischen Perspektive und dem positivistischen Anspruch intersubjektiv überprüfbarer Verfahren. Zugleich wurde die Auswahl der „wichtigen“ Editionsobjekte und die daraus folgende Sicht auf die Überlieferung insgesamt von einer zeitspezifischen politisch-gesellschaftlichen Haltung geprägt, die sich auch auf die Formung der Ergebnisse, auf die schließlich zu druckenden Editionen, erstreckte. Karl-Heinz Hahn formulierte 1966:

„Als vor hundertfünfzig Jahren mit dem Entstehen der deutschen Altertumswissenschaft, mächtig gefördert durch den patriotischen Aufschwung, der der nationalen Katastrophe am Jahrhundertbeginn folgte, sich die Blicke auf die deutsche Vergangenheit zu richten begannen, kam mit dem Bemühen um die Erschließung deutscher Literaturdenkmäler des Mittelalters auch die eigentliche Geburtsstunde für die neugermanistische Edition“<sup>840</sup>

Das Gleiche galt für die historische Edition. Die paradigmatische Vergangenheit, die es zu erschließen galt, war die des Mittelalters, in dem man den Vorläufer

---

<sup>838</sup> Die Arbeit von Weigel, *Nur was du nie gesehn* (1989), ist eine hervorragende Untersuchung über den Zusammenhang zwischen der von Karl Lachmann entwickelten Editionsmethode und den politischen und weltanschaulichen Vorstellungen seiner Zeit. Weigel treibt Überlegungen zu dieser Beziehung bis hin zu psychologischen Ausdeutungen.

<sup>839</sup> Zum Historismus als Voraussetzung der Entwicklung der kritischen Edition z.B. Senger, *Die historisch-kritische Edition* (1987), S. 3: „Eine Geschichte der historisch-kritischen Edition hätte demnach die Geschichte des historischen Bewußtseins als deren Voraussetzung zu berücksichtigen, und zwar in doppelter Weise. Sie hätte zum einen Aufkommen und Wandel historischen Bewußtseins generell zu vermerken und zum anderen dessen spezifische Zuwendung zur Praxis der Wissenschaften in deren Historisierungsprozeß.“

<sup>840</sup> Hahn, *Wissenschaft* (1966), S. 3.

und Anknüpfungspunkt der jetzt erneut anzustrebenden Reichseinheit finden zu können meinte.<sup>841</sup> Aus welchen Dokumenten – mithin aus welchen besonderen Überlieferungsbedingungen – sich die Editionstechnik ableitete, war kein Zufall: „Nothing would better serve the cause of German nationhood than a full knowledge of the medieval Empire“<sup>842</sup> schreibt David Knowles über das Programm der zentralen Editionsreihe der MGH, deren Emblem gewissermaßen als Selbstbeschreibung den Patriotismus immer noch als Triebfeder nennt: „sanctus amor patriae dat animum“. Es ist kein Zufall, dass der erste Band der MGH 1826 nicht mit den frühesten Quellen des Mittelalters begann, sondern mit den Annalen und Chroniken der karolingischen Zeit. Diese zielten gewissermaßen direkt auf Karl den Großen, der als „Spitzenahn“ der deutschen Reichsidee verstanden wurde. Die Zusammenhänge sind unübersehbar: Editionen zur Geschichte des mittelalterlichen Kaiserreiches, zum ersten Aufblühen einer „Nationalliteratur“ und dann auch Ausgaben der neueren „Nationalschriftsteller“, mit denen die Kleinstaaterei wenigstens kulturell überwunden werden konnte, dienten nicht nur einem bestimmten Zweck, sie entsprachen auch einer bestimmten Geisteshaltung und sollten dann auch eine bestimmte Form annehmen. Die Herausgabe der nationalen dichterischen Genies und der zentralen Geschichtsdokumente als eines verbindlichen Kanons der selbstreferentiellen Setzung von Klassik(ern) schuf auch für die Geisteswissenschaften einen Rahmen, der den politischen Bestrebungen der Zeit entsprach. Die autoritäre Setzung von Editionstexten, durch die ihre Autoren selbst zu Klassikern wurden, konnte durch die Autorität der eindeutigen Methode beglaubigt werden, die am Ende der spezialistischen Sichtung der chaotischen Überlieferung und nach der richtenden Kritik des verstehenden Philologen oder Historikers zu ihrer gereinigten Form findet. Die Verfahren Lachmanns und der Monumentisten, „that monument to a nineteenth-century model of disciplinarity and specialist knowledge“<sup>843</sup>, nahm selbst die Form eines Monuments an und schuf – vom Anspruch her – Monumente für die Ewigkeit: Gereinigte, normierte und normalisierte Texte, denen mehrfache Apparate und ausführliche Quellenkritik als Beglaubigungsmittel beigelegt waren, und die dem Laien mit ihren kryptischen Diakritika die Signatur der Fachspezialisten vorstellten, wurden als mehrere Kilogramm schwere Folianten veröffentlicht – und damit im

---

<sup>841</sup> Zu diesen Zusammenhängen auch Baethgen, *Gedanken* (1960), S. 402: Beim besonderen Interesse am deutschen Hochmittelalter „wirkte zunächst die Stimmung der Romantik noch lange nach, und sie wurde mit dem Fortschreiten der Zeit neu beflügelt durch das mächtig anschwellende Verlangen nach einer Wiederherstellung der deutschen Einheit, nach der Wiederaufrichtung eines kraftvollen deutschen Staatswesens, das den Vergleich mit den mittelalterlichen Erinnerungen nicht zu scheuen haben werde. Die Wirkung solcher Stimmungen als Triebfeder der historischen Arbeit war [...] unverkennbar.“

<sup>842</sup> Knowles, *Great Historical Enterprises II* (1960), S. 130.

<sup>843</sup> Sutherland, *Electronic Text (Introduction)* (1997), S. 9. Fast wörtlich so auch Sperberg-McQueen, *Textual Criticism* (1996), S. 9.

doppelten bzw. vierfachen Format sonst üblicher Bücher. Der Autorität heischenden Methode, die aus dem Inneren der Bücher sprach, entsprach so auch deren äußere Erscheinung. „After some discussion the format of royal folio had been selected“<sup>844</sup> – staatstragend und von königlichem Format sollten Inhalt *und* Form sein. Damit sind schon Bezüge zwischen der Editionstheorie und den technischen Bedingungen ihrer Realisierung angedeutet, denen ich mich später widmen werde. Die historische Relativität zeigt sich zunächst aber neben ihrer Verwurzelung in einem ganz bestimmten zeittypischen Verständnis auch in ihrem Wandel über die Zeit.

*Editionstechnik im permanenten Wandel.* In der Forschung zur Geschichte der Editionstechniken ist es inzwischen zum Gemeinplatz geworden darauf hinzuweisen, wie sehr der Ausgangspunkt der kritischen Edition, ihre Ausrichtung auf die Texte des klassischen Altertums und deren spezielle Überlieferungssituation die weitere Entwicklung bestimmt hat. Für die mittelalterlichen Quellen wurde das Verfahren zunächst ohne eine Anpassung an die prinzipiell anderen Verhältnisse übernommen. Und selbst die Herausgabe neuerer Schriftsteller brauchte eine geraume Zeit, um sich von den begrifflichen Setzungen der alten Schule zu befreien.<sup>845</sup> Dies kennzeichnet ein Grundphänomen der Methodenentwicklung: Beim Übergang zu anderen Gegenständen, Überlieferungsbedingungen oder auch Fragestellungen – die durch die Editionen ja vorbereitet werden sollen – wird die etablierte Methode zunächst ohne Änderungen übernommen. Wir hatten gesehen, wie z.B. selbst für moderne Schriftsteller und selbst beim Aufkommen rezeptionsgeschichtlicher Fragestellungen an einem Modell festgehalten wurde, das auf ganz anderen Überlieferungsbedingungen und Fragestellungen beruhte. Die zunehmende Inadäquanz von Methode und Bedingungen führt nur langsam zu Modifikationen des editorischen Verfahrens. Dass der finale Anspruch der historisch-kritischen Edition den realen Wandlungen nicht standhalten konnte, zeigt schon der Befund, dass gleiche Texte und Dokumente immer wieder neu ediert werden mussten, ohne dass dies auf Neufunde von Textzeugen oder eine bloße Verbesserung der angewandten Verfahren zurückzuführen wäre. Dass bestehende Editionen trotzdem immer wieder als unzureichend empfunden

<sup>844</sup> Knowles, *Great Historical Enterprises II* (1960), S. 133.

<sup>845</sup> Man denke nur an die Gleichbehandlung von „Lesarten“ der Überlieferung und auktorialen „Varianten“, die man von der Edition klassischer Schriftsteller übernommen hatte. Eine sachgemäß differenzierte Sicht musste sich hier erst langsam durchsetzen. Scheibe, *Editionsart* (1998), S. 50 deutet an, wie auch der Begriff des „Zeugen“ seine Prägung zuerst den spezifischen Verhältnissen der Überlieferung antiker Literatur verdankte. Hier ging man von einem festen idealisierten Text aus, dessen Abschriften ihn „bezeugten“. Dagegen würde man zu einem ganz anderen Wortverständnis kommen, wenn man direkt von den modernen Texten ausginge: „Zeugen“ wären dann die unterschiedlichen (Werk-) Fassungen des Autors! Alle nicht vom Autor direkt stammenden Texte wären dann nur „Stellvertreter von Zeugen“. Der Zusammenhang zwischen Gegenstand und Methode und deren historische Relativität auch bei Göttische, *Ausgabentypen* (2000), S. 38f („Geschichtlich sind nicht nur die literarischen Gegenstände der Edition, geschichtlich sind auch die Editionsverfahren, ihre methodologischen Begründungen und die funktionale Ausdifferenzierung unterschiedlicher Ausgabentypen“).

wurden und nach neuen Ausgaben verlangt wurde, muss deshalb auf tiefgreifendere Probleme und Umbrüche deuten. In Kapitel 1.4 (Abschnitt Editionstypologien, S. 235) war bereits darauf hingewiesen worden, dass die editorischen Verfahren auf Grundannahmen beruhen, die sich im Verlauf der Zeit durchaus wandeln können. Insbesondere die geltenden Vorstellungen davon, wie die Begriffe „Autor“, „Text“ oder „Werk“ zu fassen seien, was die Überlieferung ausmache, welche Fragestellungen Editionen ermöglichen sollten und was eigentlich die Rolle des Editors sei,<sup>846</sup> mussten streng genommen immer wieder zu neuen Editionstheorien und damit auch zur Neuauflage bereits edierter Werke führen. Dieser Wandel vollzog sich in den Philologien ungleich schneller als in den Geschichtswissenschaften, bei denen noch am ehesten Interesse an neuen Epochen und an neuen Fragestellungen – nicht aber allgemeiner Methodenwandel – zu neuen Editionen führte.<sup>847</sup> Anstelle der Kontinuität des beständig rein inhaltlich bestimmten Textverständnisses der historischen Zunft gab es in den Literaturwissenschaften periodisch neue Strömungen, Paradigmenwechsel und „turns“, die die zentralen Gegenstände des Faches (z.B. den „Text“ oder das Verhältnis von Autor, Editor und Leser) immer wieder neu definierten. *Fragestellungen, Begriffsverständnisse* und die *Definition der editorischen Gegenstände* standen so in einer dynamischen Wechselwirkung. Sie beeinflussten sich gegenseitig, mussten dann aber auch immer wieder in modifizierten oder gänzlich neu entworfenen Editionsmethoden operationalisiert und in neuen Ausgaben realisiert werden. Das sollte nach der bisherigen Schilderung der sich abwechselnden Editions-konzepte deutlich erkennbar geworden sein. Ich will einige der historischen Wandlungen, die sich jeweils auf Verschiebungen in den Grundvorstellungen zurückführen lassen, dennoch erneut – zu groben Schlagworten gerafft – zusammenstellen, um diese Wechselwirkungen zu illustrieren:

---

<sup>846</sup> Diese Perspektive nimmt z.B. Van Hulle, *Editionswissenschaft* (1998) ein: „Die Geschichte dieser Disziplin läßt sich als ein Hin und Her von verschiedenen Auffassungen über die Rolle des Herausgebers beschreiben“.

<sup>847</sup> In Fortsetzung der ursprünglichen politischen Bestimmung der MGH durch ihre Ausrichtung am Ideal der Reichseinheit und damit am Hochmittelalter fordert Baethgen, *Gedanken* (1960), S. 404ff im Jahre 1950 eine Änderung dieser Orientierung: Dem Neuaufbau des zusammengebrochenen deutschen Staates auf föderaler Grundlage sollte jetzt die Edition vornehmlich spätmittelalterlicher Quellen entsprechen, die eine historisch ähnliche Situation widerspiegeln würden. In seinem Verständnis müssten die MGH immer Editionen als Reflex auf die aktuelle politische Situation in Deutschland machen.

Art des Wandels	Veränderung	Methodische Wirkung
Neue editorische Gegenstände	Von den antiken Texten zu den modernen Texten	Differenzierung von Lesarten (der Zeugen) und Varianten (des Autors)
Wandel des Textverständnisses (Literaturwissenschaft als Kunstgeschichte)	Text nicht mehr als teleologische Reifung, sondern zeitgebundene künstlerische Äußerung	Von der Ausgabe „letzter Hand“ zu anderen Textfassungen
Neue Fragestellungen (Sprachgeschichte)	Bedarf an genauen und unverfälschten Textwiedergaben	Verbot der Normalisierung und Modernisierung. Forderung nach grafematischer Differenzierung
Wandel des Textverständnisses (Texte als mediale Kommunikation)	Text nicht als Idee, sondern als reale Publikationsform	Verbot von (insbesondere konjekturalen) Texteingriffen; Mischung von Fassungen nach höchster auktoriieller Autorität; Verbot von Textmischungen; Archivausgaben / Faksimiles
Neue editorische Gegenstände (Interessen)	Interesse an Textentstehung und Textwandel statt am endgültigen Produkt	Textgenetische Edition

1) Tabelle: Historische Wandlungen und ihre Auswirkungen auf Editionsmethoden

### ***Technische Relativität der Editionstechniken?***

Böse Zungen behaupten, die editorische Theorie sei immer schon ein Nachläufer der editorischen Praxis gewesen, weshalb sie allenfalls als Scheinfundament, nicht aber zur Kritik der Editionen taugt.<sup>848</sup> In der Praxis sei aber nur das *gemacht* worden, was technisch und ökonomisch realisierbar war. Damit wäre die Theorie ein

<sup>848</sup> So z.B. Kraft, *Geschichtlichkeit* (1973), S. 55: „Indem die Theorie weitgehend nach der ‚erprobten‘ Praxis formuliert wird, ist ihr die Möglichkeit genommen, die Kritik der Praxis zu leisten, was im Sinne wissenschaftlicher Entwicklung ihre Aufgabe wäre; stattdessen liefert sie nur die ‚Begründung‘ für die jeweilige Praxis“.

bloßer Reflex auf die zufälligen technischen Möglichkeiten. Ich möchte mich einer so stark vereinfachten Sichtweise nicht anschließen. Von ihrem *Anspruch* her wird auch eine geisteswissenschaftliche Theorie (und damit die Methode, die ihr folgt) unabhängig von Zeitströmungen und technologischen Beschränkungen entwickelt. Ihre Vertreter scheinen dies oft deshalb für möglich zu halten, weil die gerade aktuellen Geisteshaltungen und technischen Bedingungen als Selbstverständlichkeit erscheinen. Sie sind dann nicht mehr als historisch und technisch relativ erkennbar, sondern erwecken den Eindruck, zeitlos und deshalb objektiv und unhintergebar zu sein. Die Vorstellung, dass Texte (Werke) als Ausdruck bestimmter Ideen eine ideale – durch ästhetische und sprachliche Regeln bestimmte – Form hätten, weshalb man sie in den Editionen auch jenseits aller realen Fassungen erneut und endgültig perfekt „realisieren“ könne, ist ein Beispiel für eine solche Selbstverständlichkeit. Sie hat sich erst spät dadurch als historisch relativ erwiesen, dass die Vorstellung von Texten als materiell gebundener und medial geformter Teil einer bestimmten Kommunikationssituation an Akzeptanz gewann. Wenn wir nun in einer Zeit beschleunigten technologischen Wandels zu einer erneuten Entwicklung eines verallgemeinerten editorischen Modells kommen wollen, dann müssen wir dazu auch die technischen Bedingungen der bisherigen Methoden untersuchen. Wir müssen klären, welche Teile der editorischen Theorien technisch bedingt sind, um dann zu einem Metamodell fortschreiten zu können, das von diesen technisch-medialen Bedingungen abstrahiert bzw. sich ihrer wenigstens bewusst ist. Wie aber lässt sich der Einfluss technischer Rahmenbedingungen auf die Theoriebildung messen? Wie lässt sich ihr Anteil freilegen? Ich werde dazu im Folgenden drei Strategien verfolgen: (1.) *Theoriebildung vor der Praxis?* Zunächst ist in historischer Rückschau zu prüfen, ob es zu Beginn der Entwicklung editorischer Methoden eine Phase gegeben hat, in der noch unabhängig von den praktischen Realisierungen gedacht wurde. Eine Phase, in der aus den Bedingungen der Überlieferung und den Grundanforderungen der Forschung heraus Konzepte entwickelt wurden, die *noch nicht* durch technisch-ökonomische Rahmenbedingungen beschnitten waren. Gerade das Fehlen einer etablierten Praxis könnte jene Elemente einer allgemeinen Theorie freilegen, die nicht technologisch determiniert sind.

(2.) *Direkter Determinismus?* In einer gegensätzlichen Strategie ist zu fragen, welche technischen und ökonomischen Bedingungen zu welchen editorischen Praktiken und damit wieder zu einzelnen Aspekten der Theoriebildung geführt haben. *Dass* die theoretischen Annahmen in irgendeiner Weise durch technologische Beschränkungen beeinflusst worden sind, ist eine Trivialität. Die genauen Punkte dieser Abhängigkeit aber aufzuspüren und das Maß der Beeinflussung festzustellen, ist dagegen äußerst schwierig. Die Entwicklung editorischer Modelle fand in einem etablierten Erfahrungshorizont, der Druckkultur, statt. Dieser „Denkraum“, die zur Verfügung stehenden Realisierungsoptionen für allgemeinere Überlegungen, war

bereits Teil der kulturellen Sozialisation aller Beteiligten gewesen und wurde deshalb nicht thematisiert. Die „technische Diskussion“ wird deshalb nicht ausdrücklich geführt, bzw. hat kaum einen Niederschlag in der schriftlichen Debatte gefunden. Falls die Beigabe von Fußnoten und Zitaten in dieser Arbeit den Anschein erweckt, als gäbe es in diesem Bereich ein breites Bewusstsein für die Probleme und eine explizite Diskussion, dann darf dies nicht darüber hinweg täuschen, dass es sich nur um die Ergebnisse einer breiten Sichtung der Literatur handelt, verbunden mit dem beständigen Versuch, beiläufige Anmerkungen als Indizien für technologisch-mediale Einflüsse auf die Theoriebildung zu interpretieren.

(3.) *Mittelbare Einflüsse.* Die Beantwortung der Frage nach der technischen Relativität der Editionstheorie wird dadurch erheblich komplizierter, dass technologische Bedingungen Auswirkungen auf die Fundamente unseres Denkens haben: Selbst grundlegende Begriffe und Haltungen sind nicht unabhängig von der jeweils gegebenen technischen Situation. Insofern sind auch die bereits kurz angerissene historische Relativität und die technische Relativität eng miteinander verwoben. Das Verständnis zentraler Begriffe der Editorik ist technisch vorgeprägt, wie andererseits die Technik einem beständigen historischen Wandel unterworfen ist. Die Diskussion dieser Fragen ist zeitgenössisch noch weniger explizit geführt worden als jene der unmittelbaren technischen Einflüsse. Auf der anderen Seite hat es aber gerade in den letzten Jahren zahlreiche allgemeinere Forschungen zum Zusammenhang zwischen Technik/Medium und bestimmten Geisteshaltungen gegeben, die hier nutzbar gemacht werden können. Die Untersuchung der medienspezifischen – und damit technikspezifischen – Ausprägung zentraler Begriffe setzt dabei an den aktuellen Medienumbrüchen an.<sup>849</sup> Weil z.B. die historische mediale Konfiguration der Druckkultur nach einiger Zeit als selbstverständlich aufgefasst wurde und die von ihr bestimmten Begriffe nicht mehr als historisch zufällig und variabel erkennbar waren, kann ihre Spezifik nur im Vergleich mit anderen medialen Kulturen und Praktiken ermittelt werden. Die einfache Gegenüberstellung der Druckkultur und der sich entwickelnden digitalen Kultur wäre dabei ein naheliegender Ansatz. Der Vergleich von Gewinn und Verlust, von Vor- und Nachteilen auf den jeweiligen Seiten würde das Problem der technischen Abhängigkeit von Technik und Denken aber nicht lösen, sondern nur eine neue Begrifflichkeit und eine neue Selbstverständlichkeit

---

<sup>849</sup> Das Aufkommen des Neuen lässt das Alte überhaupt erst als solches erkennbar werden. Die Alternative zeigt, dass das, was man vorher als alternativlos gesehen hatte, nicht so selbstverständlich ist. Damit ist die Chance einer neuen – übergreifenden – Beschreibung der Druckkultur nicht als Normalfall, sondern als historisch spezifische Kultur gegeben. Eine solche Sicht muss aber auch erst langsam entwickelt werden: Jede Technologie wird im Lichte der gerade herrschenden Technologie gesehen und mit der ihr entsprechenden Terminologie beschrieben. Noch sind wir alle Kinder des Druckzeitalters und neigen dazu, in den gewohnten Begriffen zu reden. Außerdem steht im Moment einer ausgereiften Technik immer noch eine „unentwickelte“ Technologie gegenüber, deren Spezifika nur in Ansätzen zu erkennen sind.

an die Stelle der alten setzen. Es wird deshalb versucht, möglichst viele Medienumbrüche in den Blick zu nehmen und darüber zu einer abstrakteren Terminologie zu kommen, die die einzelnen medialen Praktiken von einer verallgemeinernden Werte von Kommunikation, Information und Rezeption aus beschreibt.<sup>850</sup> Der allgemeinen Medientheorie könnte eine Geschichte der Editionstechniken, die sich dieses Ansatzes bedient, so als Anwendungs- und Testfall dienen. Der Zusammenhang zwischen den editorischen Werkzeugen und der Theorie ist daneben aber – in jüngster Zeit – auch schon aus speziell editionsgeschichtlicher Sicht thematisiert worden. So dokumentieren etwa nach Mats Dahlström die kritischen Editionen die Formierung eines eigentlich von Technik unabhängigen Konzepts – eben unter den physikalischen und ökonomischen Bedingungen der Druckkultur – zu einer historisch und technologisch gebundenen Methodologie.<sup>851</sup> Und so fragt auch bereits Michele Ansani nach dem Anteil, den das Vermächtnis Gutenbergs an der Ausprägung von Grundbegriffen wie „Archetyp“, „Original“ oder „Text“ und damit an den Editionstechniken insgesamt hat<sup>852</sup> und Peter Shillingsburg nach dem Einfluss von Geld und Technik auf editorische Zielstellungen und Prinzipien.<sup>853</sup> So wie die Frage nach der technischen Determiniertheit der vorhandenen editorischen Modelle Teil einer umfassenden Medientheorie ist, soll umgekehrt für die vorliegende Arbeit der medientheoretische Aspekt als Teil eines allgemeineren Modells der Edition, bzw. der Bildung von Editionstheorie verstanden werden. Die Bezüge zwischen den einzelnen grundlegenden Aspekten der Editorik versuche ich mit der folgenden Skizze zu veranschaulichen:

Die Methoden der Edition leiten sich – das ist die naive Vorstellung – aus den Bedingungen der zu edierenden Dokumente und den Fragestellungen bzw. den Nutzungsbedingungen der Forschung ab. Wir hatten nun gesehen, dass hinter diesen Aspekten die jeweilige Definition bestimmter Grundbegriffe steht, die nicht nur direkt in die Theoriebildung einfließen, sondern auch die Fragestellungen und Ziele der Edition beeinflussen. Wie ist nun der Einfluss der Drucktechnologie auf

---

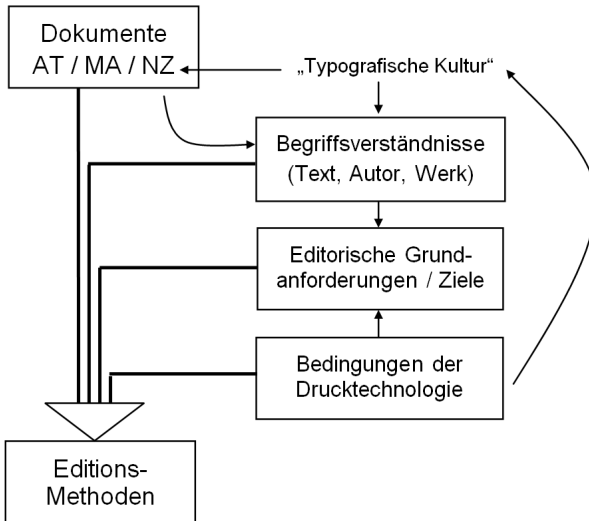
<sup>850</sup> Zu den Beobachtungen am Ende des Druckzeitalters kommen ergänzend und kontrastierend vor allem noch diejenigen zum Übergang von der handschriftlichen zur typografischen Kultur hinzu.

<sup>851</sup> Siehe Dahlström, *Drowning by Versions* (2000). Dahlström, *Digital Incunables* (2000): „Editorial theory is in a constant state of mutual influence with its tools, in this case the media it deploys for displaying its resulting scholarly edition“.

<sup>852</sup> Ansani, *Diplomatica* (2000), S. 371: „quanto c'è di intrinsecamente gutenberghiano, quanto cioè dipende dalla stampa, nei concetti di 'archetipo' e di 'originale'? Quanto dipende dalla stampa nell'idea di edizione come costituzione di un testo“.

<sup>853</sup> Shillingsburg, *Scholarly Editing* (3<sup>1996</sup>), 123ff. „Money (whether scarce or abundant) and technology (in more ways every year) affect editorial goals and even editorial principles; [...] there are also practical differences in editorial goals that are imposed by economic influences“ (S. 123). Er bespricht dann an einigen Beispielen, wie sich finanzielle und technische Überlegungen auf konkrete Editionen auswirken – „My ... concern here is with the way in which money and technology affect editorial theory and practice.“





2) Skizze: Bestimmungsfaktoren der traditionellen Editions-methoden

die Methodenbildung zu charakterisieren? Zunächst einmal wirkt sie als äußerer Rahmen auf die Praxis der Edition (die angewandten Editions-methoden) und damit auf die Theorie zurück. Als Denkraum des Möglichen bestimmt sie darüber hinaus auch die – nur scheinbar unabhängige – Formulierung der Ziele von Editionen. Als Hintergrund der medialen Sozialisation aller Editoren der letzten 200 Jahre führt sie aber schließlich auch zu einem weiteren Zusammenhang: zentrale Begriffe des editorischen Denkens sind als Ergebnisse der „typografischen Kultur“ auf eine bestimmte Weise geprägt. Obwohl die Überlieferung von Altertum und Mittelalter einige der prominentesten und einflussreichsten Gegenstände der Editorik geliefert hat, waren es doch die neuzeitlichen Dokumente und die unmittelbar erfahrene typografische Kultur, in der die Editoren selbst standen, die jenes „Textverständnis“ und weitere Begriffe bestimmt haben, die für die editorische Theorie maßgeblich sind. Dies ist kein Widerspruch zu dem so oft konstatierten Einfluss der Edition klassischer Texte auf andere Gegenstände: Hierbei geht es um die mangelnde Differenzierung der *Überlieferungsbedingungen* und ihre Berücksichtigung im editorischen Verfahren. Selbst für die Autoren des klassischen Altertums wurde aber von Anfang an ein Textbegriff (und ein Autor-Werk-Verständnis) zugrunde gelegt, der den Bedingungen der Druckkultur und damit dem Denkhorizont jener Zeit entsprach, in der die Edition als Methode entwickelt wurde.

Für die Beobachtung „technischer“ Bedingungen theoretischer Überlegungen und praktischen Handelns ist noch klarzustellen, dass es sich hier in der Regel um „weiche“ Einflüsse handelt. Oft schließt z.B. die Drucktechnik bestimmte Verfahren nicht grundsätzlich aus, sondern *erleichtert* bestimmte Lösungen und *erschwert* andere. Dies geschieht meistens über den Faktor der Ökonomie. Ökonomische Bedingungen sind deshalb im Folgenden den technischen Bedingungen zuzuordnen.<sup>854</sup> Man könnte hinsichtlich der „weichen“ Beeinflussung für die meisten Situationen auch sagen: Eine bestimmte Technologie verbilligt oder verteuert die eine oder die andere Vorgehensweise, begünstigt oder behindert eine bestimmte Praxis und führt so langfristig zur Etablierung ganz bestimmter Verfahren und zum „praktischen“ Ausschluss anderer.<sup>855</sup>

### 1.5.2 Technologie und Methode

#### *Frühe Entwürfe gegen technische Praxis*

Eine Methode wird entwickelt, indem die sachlichen Bedingungen und die grundsätzlichen Ansprüche und Ziele formuliert werden und dann geprüft wird, wie weit sich diese realisieren lassen. Vor diesem Hintergrund hätte die Diskussion um die Editionsverfahren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits alle jene grundlegenden Ideen enthalten müssen, die sich aus Gegenstand und Funktion der Edition ergeben und noch nicht aufgrund technischer Beschränkungen „vom Tisch“ waren. Auch wenn eine erste Sichtung der Literatur nicht mehr als stichprobenhaft sein konnte, war das fast vollständige Fehlen von solchen Ansätzen, die nicht der gängigen Publikationspraxis entsprachen, überraschend. Gänzlich technikfreies Denken war sicher nicht zu erwarten, aber ein *gewisses* Maß an methodischer Freiheit hätte die Komplexität und Relevanz des Gegenstandes eigentlich hervorbringen müssen. Schließlich entwickelte man ja ein äußerst kompliziertes, vielschichtiges Verfahren, bei dem mit hohem personellen und zeitlichen Aufwand literarische und geschichtliche Denkmäler von nationalem Rang für die Ewigkeit erschlossen werden sollten.

Die Schwierigkeit eines solchen Ansatzes, der nach vortechnischen Ideen fragt, liegt wohl zunächst darin, dass der Buchdruck als Zieltechnologie der Ausgaben

---

<sup>854</sup> Karl G. Johansson, *Computing Medieval Primary Sources from the Vadstena Monastery: Arguments for the Primary Source Text*, in: *Literary and Linguistic Computing* 19/1 (2004), S. 94: „The limits set by the printed book can be defined primarily in aspects of *space*, *selection*, and *time*. These three aspects often connect to each other so that it is difficult to tell one from the other. A common factor for all three is *economy*.“ Besonders auffällig wird dieser Selektionsdruck im Bereich der Varianten.

<sup>855</sup> Ein offensichtliches Beispiel im Rahmen der Drucktechnologie ist die Publikation von Bildern / Abbildungen. Obwohl dies immer möglich war – der Druck von Holzschnitten geht dem Druck mit beweglichen Lettern ja sogar voraus – kann die Druckkultur im Vergleich eindeutig als „textfixiert“ beschrieben werden.

bereits 400 Jahre alt war, als man begann, die Edition theoretisch zu entwickeln. Eine Auseinandersetzung mit dieser längst als Selbstverständlichkeit akzeptierten Technologie hat deshalb nicht stattgefunden. Ein alternatives Publikationskonzept stand nicht zur Verfügung, es gab im Grunde nur das eine Leitbild möglichst gut gedruckter Werke, deren Schema für alle Gegenstände ungefähr gleich war. Um sich von diesem Leitbild lösen zu können, hätte es eines Maßes an unabhängiger Denkweise, an „Utopismus“ bedurft, das gerade zu dieser (eher autoritären) Zeit nicht vorhanden war.<sup>856</sup> Zu einer anderen Sichtweise kommt man, wenn man die Frage stellt, auf was denn Editionen wirklich zielen sollten. Auf den Ausgangspunkt, die Quellen und ihre Erschließung? Oder auf den Endpunkt, die Veröffentlichung von Erschließungsarbeiten und Textkonstitutionen in einem respektablen Medium und Format, das sich gerade durch die Anlehnung an die besten Erzeugnisse der (leitenden) Druckkultur zusätzlich legitimieren sollte? Wenn das hauptsächliche Ziel die „Veröffentlichung“, die Produktion eines Buches war, dann konnte die Edition tatsächlich mehr aus der Praxis, aus den Vorgaben der typografischen Kultur entwickelt werden als aus den Bedingungen der Dokumente und ihrer Überlieferung einerseits und den Bedürfnissen der Leser bzw. den Nutzungssituationen andererseits. Wenn es also für die meisten darum ging, ein Buch *über etwas* zu schreiben, eine buchförmige Erschließung zu produzieren, dann müssen die wenigen abweichenden Entwürfe fast überraschen. Sie haben ihre Funktion aber immer noch in der Markierung medienkritischer Positionen auf dem Weg zu einer Editionsmethodologie, die sich neuerdings von der Fixierung auf das eine hoch normierte und standardisierte Publikationsmedium Buch lösen will.

In eher heuristischer Willkür können vier Aspekte angesprochen werden, bei denen aus unterschiedlichen Perspektiven heraus Positionen und Praktiken angedeutet werden, die jenseits der schließlich etablierten und standardisierten Praxis der Edition liegen.

(1.) *Das umfassende Ziel.* Die wissenschaftliche Geschichtsschreibung beruht auf den Quellen, die sie sichtet und auswertet. Im Sinne von Transparenz und Nachprüfbarkeit wäre es deshalb wünschenswert, wenn alle Dokumente, die von der Geschichtsforschung in Geschichtsschreibung umgeformt werden, auch in edierter Form vorlägen. Schon Leopold von Ranke hatte z.B. bei seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ ursprünglich das Ziel verfolgt, dass die Originaldokumente (in Edition) dem Leser in gleicher Weise vorliegen müssten wie seine Darstellung, damit diesem so „auch von dieser Seite der große Gang des Ereignisses unmittelbar und in seinem großen Charakter entgegentreten wird“<sup>857</sup>.

<sup>856</sup> Hinzu kommt vielleicht einmal mehr die filternde Hürde des Drucks: es wird nicht alles, was verbal diskutiert wurde, auch seinen Niederschlag in der gedruckten Debatte gefunden haben.

<sup>857</sup> Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Bd. 6, hg. von Paul Joachimsen u.a., Meersburg 1933, S. 3.

Dass diese Idee nicht auch nur ansatzweise realisiert wurde, lag im Wesentlichen an den technisch-ökonomischen Restriktionen des Zielmediums „Buch“. „Wer will auch die ganzen Archive drucken lassen?“<sup>858</sup> fragte resignierend und damit rein rhetorisch Ranke. Das wissenschaftliche und damit editorische Ziel ist eigentlich da, der technologische Rahmen aber nicht gegeben.

(2.) *Abgeschlossenheit / Finalität der Edition.* Kritische Ausgaben mussten das Ergebnis einer wissenschaftlichen Tätigkeit sein, die selbst wieder einen spezifischen historischen Erkenntnisstand spiegelt. Jeder interpretierende Eingriff und jeder Kommentar musste selbst wieder geschichtlich sein. Editionen können deshalb prinzipiell niemals abgeschlossen sein, zumal zu den Wandlungen in der Sicht *auf* die Dokumente noch Neufunde *von* Dokumenten selbst und veränderte Einschätzungen durch die äußere und innere Kritik kommen müssen. Die Publikationspraxis gedruckter Bücher steht dazu zunächst in direktem Widerspruch: Was einmal gedruckt ist, kann nicht mehr verändert werden. Um dem eigentlichen Wesen der Edition, ihrer Offenheit, entgegenzukommen wurden zwei Vorschläge gemacht, die aber dem Prinzip des Buches (und dem Wunsch der autoritären Setzung durch Edition) so sehr zuwiderliefen, dass ihre Verwirklichung nicht ernsthaft diskutiert worden zu sein scheint: Bereits 1820 hatte der damalige Sekretär der königlichen Bibliothek in Stuttgart, Moser, im „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, dem Diskussionsforum der MGH, angeregt, man möge bei den Editionen einen möglichst breiten („liberalen“) Rand lassen, so dass man spätere Neufunde als Varianten „beidrucken“ könnte. Dies sei mit der „Verpflichtung sämtlicher Mitglieder der Gesellschaft, auch einst nach Vollendung ihrer Arbeiten jede neue, zu ihrer Kenntniß kommende, Entdeckung [...] anzuzeigen“<sup>859</sup> zu verbinden. Konsequenter und dabei realistischer ist der ebenfalls geäußerte Gedanke, Editionen als Loseblattsammlungen zu realisieren. „Da könnten dann nach Bedarf Blätter ausgetauscht und ergänzt werden. Der Zuwachs an Wissen, der sich auch im ganz und gar Sachlichen einstellt, könnte auf diese Weise schnell an die Interessenten weitergegeben werden.“<sup>860</sup> Der Gedanke ist verführerisch, verwirklicht er doch die Offenheit der Edition, ohne auf das typografische Prinzip des Zielmediums zu verzichten: Gerade wenn hinter den Editionen – wie z.B. im Falle der MGH – eine über die Zeit stabile Institution steht und als Adressat ein immer gleicher Abnehmerkreis, nämlich im Wesentlichen die größeren allgemeinen und die Fachbibliotheken, vorhanden ist, wäre eine Ausweitung des Loseblatt-Prinzips, das ja auch bei Gesetzestexten (und etwa auch Kochbüchern) praktiziert worden ist, möglich gewesen. Man kommt nicht umhin, aus dem dennoch ausnahmslos vorgenommenen Griff zum abgeschlossenen

---

<sup>858</sup> Ebd.

<sup>859</sup> Moser, Bemerkungen (1820), S. 235f.

<sup>860</sup> Oellers, Interpretierte Geschichte (1993), 245 greift so Gedankenspiele um Editionen als Loseblattsammlungen auf, die an anderen Stellen (und sehr viel früher) geäußert wurden.

Buch zu schließen, dass hier mehr die suggestive Finalität und weniger die sachlich begründete Offenheit der Edition zum Programm gehörte.

(3.) *Quellentreue und typografischer Standard.* Beobachtet man die Praxis der Edition im 19. und 20. Jahrhundert, dann fällt auf, dass vor der Etablierung bestimmter Methodologien eher quellennahe Ausgaben im typografischen Sinne gemacht worden waren als nach der Durchsetzung eines bestimmten Regelkanons. Man empfand die überlieferten Dokumente noch in dem Sinne als Monument, dass man ihre unmittelbare Authentizität so weit wie möglich bewahren wollte: Zeilentreue wurde beachtet, Kürzungszeichen oder ganze Schriftsätze nachgebildet, grafische Besonderheiten beibehalten.<sup>861</sup> Erst allmählich etablierte sich jenes Programm, dass auf eine Gleichförmigkeit der Ausgaben untereinander und auf eine Anpassung der Editionen an das allgemeine Standardaussehen (wissenschaftlicher) gedruckter Bücher drängte. Die Dokumente sollten umgeformt werden, sie sollten dem allgemeinen „Code“ angepasst werden, dessen Stärken in einem hohen Abstraktionsgrad (der Reduktion auf einen eng begrenzten Zeichenraum) und einer die Rezeption erleichternden Gleichförmigkeit lagen, die man nun über den Erhalt spezieller Informationen aus den Quellen setzte. Die Ausrichtung an den medialen Vorgaben war in diesem Bereich anfangs also tatsächlich geringer als im weiteren Verlauf der Etablierung einer verbindlichen Methodologie.

(4.) *Mehrschichtigkeit von Texten.* Historische und literarische Texte können in mehrfacher Weise uneindeutig sein. Zum einen können mehrere parallele Fassungen vorliegen, zum anderen generiert die erschließende Sicht der Editoren je nach Perspektive und Verarbeitungsprogramm unterschiedliche Repräsentationsformen. Auf das erste Problem zielten ganz frühe Überlegungen, man möge immer nur *eine* Vorlage getreu wiedergeben (allein schon um sie vor Verlust zu sichern)<sup>862</sup> und im Bedarfsfall einfach weitere Textfassungen gesondert drucken, die der Benutzer dann ja selbst vergleichen könne. Das zweite Phänomen sprach noch 1951 Bruno Meyer an, als er vorschlug, dass man die doppelte Sicht einer historischen und einer modernisierten Interpunktion zugleich im Druck wiedergeben sollte, indem

---

<sup>861</sup> Ein eindruckliches Beispiel hierfür ist u.a. die Ausgabe des „Doomesday Book“ durch Abraham Farley, London 1783, das durch Zeilentreue, Nachbildung des historischen „Zeichensatzes“ und durch typografische Kürzungszeichen das Original „as close to a facsimile as could possibly be achieved in typography“ (Harvey, Editing (2001), S. 63) wiederzugeben versuchte. Radikal (und unbedingt sehenswert!) auch die Lösung im „Urkundenbuch fuer die Geschichte des Benedictiner Stiftes Kremsmuenster“, Wien 1852: Zu dem begründeten Verzicht auf jede Form von Änderung (siehe Anm. 117) kommt die Wiedergabe der Texte in mehreren [...], den Originalen nachgebildeten Schriftsätzen. Für Urkunden der verschiedenen Jahrhunderte (bzw. der verschiedenen Kopiare) werden unterschiedliche historisierende Fonts eingesetzt, insbesondere die Majuskeln sind wohl den Originalen nachgeschnitten worden und die Initialen sind sogar „faksimilitisch“ nachgezeichnet!

<sup>862</sup> Dahinter steht der Gedanke, dass ein treuer Abdruck als „Sicherungskopie“ für Dokumente dienen würde, die z.B. bei einem Brand verloren gehen könnten.

man die originalen Zeichen „über“ die Schrift setzte.<sup>863</sup> Bereits 1864 hatte Carl Heinrich Freiherr Roth von Schreckenstein angeregt, man möge alle emendierenden Eingriffe des Editors typografisch kenntlich machen.<sup>864</sup> Auch hiermit wären zwei Schichten des einen Textes im Druck sichtbar geblieben. Beide Beispiele zielen auf Spezialprobleme, verweisen aber auf divergente Grundhaltungen. Das Mischen von Texten und editorische Eingriffe in ihre Gestalt waren ein Problem, das man offenlegen oder verschleiern konnte. Auch hier konnten sich frühe zaghafte Versuche, die typografische Realisierung auf die Bewahrung textlicher Mehrschichtigkeit zu verpflichten, nicht gegen eine Praxis durchsetzen, die als Standard der Buchkultur den einheitlichen und eindeutigen Text vorsah.

Dies waren vier Details zu einer nur schwer zu fassenden und wohl auch nur ganz punktuell vorhandenen Methodendiskussion in Auseinandersetzung mit technisch-medialen Bedingungen. Man wird wohl konstatieren müssen, dass traditionelle Editoren, selbst wenn sie sich der fundamentalen methodischen Probleme ihres Anliegens bewusst waren, kaum eine Chance hatten, ihre Editionen zu denken, *ohne* dabei ständig ein gedrucktes Seitenlayout vor Augen zu haben. Immer wird ihnen schon der einzige mögliche Endpunkt (das gedruckte Buch) – vielleicht sogar noch stärker als der Ausgangspunkt (die Überlieferung) – bewusst gewesen sein. Dies fällt einmal mehr mit der verbreiteten Sicht auf die Dokumente und der damit verbundenen inhaltlichen Zielstellung der Edition zusammen: Man wollte ja nicht die Überlieferung edieren, sondern den abstrakten Text jenseits der physischen Überlieferungsform. Die logische materielle Manifestation (bzw. die Inkarnation der Idee) war aber das „moderne“ gedruckte Buch, das standardisierte und strukturierte Buch, das seine Form nach Jahrhunderten der Druckkultur perfektioniert hatte, und nicht etwa eine sperrige typografische Annäherung an das Aussehen der Vorlage. Einmal mehr zeigt sich: die traditionelle Edition ist Produktion (Konstruktion) und nicht Reproduktion (Rekonstruktion). Die Technologie des Zielmediums dominiert – dies sahen wir hier an den abweichenden Visionen – die Bedingungen des Ausgangsmaterials.

---

<sup>863</sup> Meyer, Edition (1951), S. 198f: Die Interpunktion sei „eine unentbehrliche Lesehilfe“, solle also sinngemäß (wie in den romanischen, nicht aber wie in der deutschen Schriftsprache!) gesetzt werden. Aber: „Bei historischen Texten, die eine originale Interpunktion aufweisen, sind die alten Sprechpausenzeichen nicht zu vernachlässigen, wie man das bisher tat, sondern als Akzente über die Schrift zu setzen“. Der Grundgedanke integrativer Textwiedergabe findet sich neuerdings auch wieder bei Harvey, Editing (2001), S. 43. Er meint, man solle die originale Interpunktion beibehalten und die eigene sinnstiftende durch Leerzeichen andeuten: ein doppeltes Leerzeichen für ein nicht vorhandenes Komma, ein dreifaches für ein Satzende.

<sup>864</sup> Roth von Schreckenstein, Urkunden ediren (1864), S. 25: „Vielleicht wäre sogar für alle im Texte vollzogenen Emendationen die gesperrte Schrift anzuempfehlen, damit die erfolgte Abänderung auch typographisch bemerkbar gemacht werde“.

### *Technische Bedingungen und editorische Realität*

Die Drucktechnologie formt unmittelbar – und wie wir später sehen werden: auch mittelbar – das Aussehen der Editionen und damit die Methode des Edierens.

Dass technologische Bedingungen dabei auch immer als ökonomische Begrenzungen funktionieren, war bereits kurz angedeutet worden. Wie eine Edition gestaltet wird, wie sie technisch realisiert wird, welche Methodologie sie sich *leisten* kann, das hängt zunächst von dem Rahmen der zur Verfügung stehenden Ressourcen ab. Dieser wird dann aber als relativ bestimmt von dem Preis, den die Technik für die Umsetzung bestimmter Praktiken verlangt. Dieser allgemeine Zusammenhang ist trivial: Gemacht wird, was die Technologie im bestehenden ökonomischen Rahmen realisierbar macht.<sup>865</sup> Was in diesem Sinne „vernünftig“ realisiert werden kann und – es herrschen die gleichen Bedingungen für alle – das „Normale“, also den Standard bildet, wird dann auch in der Theoriebildung legitimierend überwölbt. Auch wenn es meistens verschwiegen wird: in etlichen Vor- und Nachberichten zu Editionen ist doch davon die Rede, was man alles nicht gemacht hat, weil es nicht finanzierbar war. Häufiges Beispiel: man hat nicht alle, sondern nur „die wichtigsten“ Zeugen berücksichtigt, weil nur dies im gegebenen Kosten- und Zeitrahmen der Erschließungsarbeiten oder der angestrebten Druckpublikation möglich war. Die Grundforderung nach umfassender Sichtung der ganzen Überlieferung findet ihre Grenze an den ökonomischen Rahmenbedingungen. Wer könnte billig fordern diese einfach zu überschreiten?

Die Drucktechnik und ihre Kosten stellen als limitierenden Faktor die „Menge“ in den Mittelpunkt vieler methodischer Überlegungen. Und zwar in vielfacher Weise: den Input (wie viel können wir verarbeiten?) ebenso betreffend wie den Output (wie viel können wir drucken?).<sup>866</sup> „Kosten“ verursacht dann aber nicht nur die Herstellung der Edition, sondern auch ihre Nutzung: Das gedruckte Buch unterstützt ausschließlich eine sehr primitive Anwendung durch den Leser. Linearität und Sequentialität, die nur durch die Krücken einfachster Verweissysteme (Inhaltsverzeichnisse, Register, Apparate) ergänzt werden. Sehen wir uns die kritischen Bruchstellen zwischen Technik und Methode im Einzelnen an:

Wenn von der „Mengenbegrenzung“ als zentraler Bedingung der Drucktechnologie für die Realisierung von Editionen die Rede ist, so umfasst das alle inhaltlichen Teile der Ausgaben. Eine Edition ist in dem, was sie umfasst, zunächst von dem

---

<sup>865</sup> Wie Kostenfragen das Aussehen der Editionen bestimmen, deutet Shillingsburg, *Anglo-amerikanische Editions-wissenschaft* (2000), S. 162 kurz an. Auch Nowak, Umbruch (1996), 23f beschreibt für die Situation in Amerika den Einfluss ökonomischer Fragen z.B. auf die Auswahl der zugrunde gelegten Fassung oder die Gestaltung des Apparats – und damit auf die „Qualität“ der Editionen insgesamt.

<sup>866</sup> Oellers, *Interpretierte Geschichte* (1993), S. 235 ganz beiläufig: „Liegt ein Werk in mehreren Fassungen vor, die aus Gründen des Umfangs nicht vollständig in eine kritische Ausgabe gebracht werden können, stellt sich die Frage der Druckvorlage“.

bestimmt, was zwischen zwei Buchdeckel passt. „Was *Form* und *Umfang* des vorliegenden *ersten* Bandes angeht, so gab die Bestimmung: dass er 50 Bogen nicht, oder nur wenigst übersteigen solle, für letzteren das Mass“ – heißt es 1860 im mittelrheinischen Urkundenbuch.<sup>867</sup> Was hier nur für die Aufteilung der Bände und ihr Erscheinen maßgeblich zu sein scheint, bestimmt sonst auch oft die Auswahl der Inhalte. Insbesondere bei neuzeitlichem Material, das man ohnehin nur selektiv zu präsentieren können glaubt(e), entscheidet es, welche Dokumente ans Licht der Öffentlichkeit gelangen und welche nicht. Ein Beispiel, stellvertretend für viele: Noch in den 1990er Jahren kommen die Herausgeber der Dokumente zur kanadischen Außenpolitik anlässlich einer umfassenden Evaluation ihrer Editionspraxis zu dem Ergebnis, dass man pro Jahr wenigstens „einen Band“ vorlegen sollte um überhaupt noch Produktivität zu vermitteln, dass man dabei Kosten sparen müsse, den Band deshalb 25% dünner mache und in der Auswahl der „wichtigsten“ Dokumente das Kriterium der Berücksichtigung bestimmter Dokumente entsprechend verschärfen müsse.<sup>868</sup> Der Inhalt folgt hier schlicht den technisch-ökonomischen Vorgaben und ist nicht die Realisierung von technikfreien sachlichen Überlegungen. Das aber ist ein allgemeines Phänomen: man selektiert die zu edierenden Dokumente unter dieser Vorgabe, man sperrt sich – aus Platzgründen – gegen den mehrfachen Druck varianten Texte und gegen Textsynopsen und strebt grundsätzlich den *einen* Editionstext an. Teilweise sucht man den verfügbaren Platz durch Kompressionsverfahren besser auszunutzen und versucht so die Selektivität der Auswahl durch den Verzicht auf vollständige Wiedergabe der Dokumente zu umgehen: Die Reduktion von Urkunden auf Regesten ist ein Beispiel für diesen Ansatz, der auch abgestuft verfolgt werden kann, wenn z.B. die „wichtigeren“ Texte vollständig und die „nicht so wichtigen“ im Auszug oder als Regest gegeben werden.<sup>869</sup> Der zentrale Inhalt der Ausgaben, der Editionstext, oder zuweilen der Regestentext, ist so wesentlich bestimmt durch die technisch-ökonomischen Rahmenbedingungen.

*Der komprimierte Apparat als Kind des Buchdrucks.* Noch eindrücklicher lassen sich die Verhältnisse für die Variantenapparate beschreiben. *Weil* man keine mehrfachen Texte drucken wollte oder konnte, zugleich aber nicht auf die Dokumentation der umfassenden Wahrnehmung der Textvarianz verzichten wollte, wurde diese Varianz ersatzweise zu einem textlichen Neben- bzw. Sub-System, dem Apparat, zusam-

<sup>867</sup> „Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die preussischen Regierungsbezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheinischen Territorien“, hg. von Friedrich Beyer, Bd. 1 Koblenz 1860, S. IIf.

<sup>868</sup> Siehe Donaghy, Look (1998), S. 102.

<sup>869</sup> Regesten könnte man – unter Absehung einiger Nebenaspekte, die sich aber ebenfalls auf vermittelte typografische Bedingungen zurückführen lassen – insgesamt als ein Produkt der Buchkultur deuten. Da ihnen in der Praxis fast immer Transkriptionen zugrunde gelegen haben dürften, wird der Verzicht auf den Abdruck dieser Transkriptionen häufig durch technische (und mediale) Vorgaben, hier: den Druck zur Platzersparnis zu erklären sein.



mengedrängt.<sup>870</sup> Die Apparate sollten die weiteren (nicht vollständig gegebenen) Texte rekonstruierbar machen. Dies wurde aber bereits dadurch wieder erschwert, dass man die Varianz im Normalfall stellenweise dokumentierte, auch wenn sie (wenn es sich z.B. nicht um Abschriften, sondern um Überarbeitungen handelt) oft eher abschnittsweise zu beschreiben wäre.<sup>871</sup> Eine stellenorientierte, lemmatisierte Anbindung an den Haupttext, verbunden mit der Verringerung von Schriftgröße und Zeilenabstand, erlaubte die Kompression der „abweichenden“ Texte, so dass sie nur einen geringen Platz auf der gedruckten Editionsseite brauchten. Als inhaltlicher Ausgangspunkt der Methode bestand zunächst die Forderung nach möglichst vollständiger Sichtung und Dokumentation der vorhandenen Zeugen. Nachdem man darauf schon aus arbeitsökonomischen Gründen in der Praxis oft verzichtete, wurde sie auch im Hinblick auf die Apparate zuweilen noch reduziert: wenn es zu viele Zeugen gibt, würde dies die Apparate aufblähen und den Platz für den eigentlichen Editionstext verringern!<sup>872</sup> Gegen diese Gefahr wurden noch zwei weitere Verfahren etabliert: Erstens wurden nur die „wichtigeren Varianten“ gegeben<sup>873</sup> und zweitens wurde die *Textaufnahme* für Varianten noch weniger differenziert durchgeführt als für den Haupttext. Grafematische Besonderheiten wurden ebenso ignoriert wie Wortumstellungen oder „bloss orthographische Varianz“<sup>874</sup> – von der Interpunktion gar nicht zu sprechen! Was man im Haupttext u.U. noch berücksichtigt oder wenigstens angemerkt hätte – z.B. Schreibfehler, Korrekturen und individuelle Züge – das wurde in den Apparaten ausgeblendet. Wenn man hier auf konsequenter Wahrnehmung und Verzeichnung der Befunde bestanden hätte, dann hätte man auf die Apparate auch direkt wieder verzichten können und doch parallele Texte

---

<sup>870</sup> Hier lässt sich eine komplexe Diskussion eröffnen, welche Argumente sich noch *für* die Apparate anführen liessen. Manchmal wird z.B. gesagt, sie dienten nur dem Beleg der editorischen Konstruktion des einen gültigen Editionstextes und sollten die Eingriffe und Entscheidungen nachprüfbar machen. Das ist aber häufig nur ein Trugbild, weil die Apparate ja gar nicht vollständig und in der Textaufnahme differenziert sind.

<sup>871</sup> Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 82 verweist zwar darauf, dass bei umfangreicheren (abschnittswisen) Varianten (z.B. längere Zusätze oder Streichungen) ein Variantenanhang gegeben werden sollte, weil unter dem Haupttext dafür meistens kein Platz sei (!); es fällt aber auf, dass es kaum gedruckte Editionen gibt, die die Varianz tatsächlich in zwei Formen (Apparat für Stellen und Anhang für Abschnitte) abbilden.

<sup>872</sup> Am konkreten Beispiel beschreibt Weigand, *Textgenetische Edition* (1994), S. 98, Anm. 7, wie bei breiter Überlieferung nur eine bestimmte Zahl von Handschriften ausgewählt wird, u.a. um die Zahl der (nicht unbegrenzt druckbaren) Lesarten in Grenzen zu halten.

<sup>873</sup> Eine solche Formulierung findet sich besonders in historischen Editionen – selbstverständlich ohne jede Erklärung, wie denn die „wichtigen Varianten“ von den unwichtigen geschieden wurden.

<sup>874</sup> So z.B. Jacobs, *Textüberlieferung* (1987), S. 23 (keine rein orthografischen Varianten). Für die (historische) Praxis noch 2003 Harald Zimmermann in seiner Edition der „*Chronica regum Romanorum*“ des Thomas Ebendorfer (MGH *Scriptores rerum germanicarum n.s.* 18, Hannover 2003), S. LXXXI: „Schreibvarianten in den Buchstabennoten [dem Variantenapparat] zu erfassen, ist nicht üblich; nur echte Wortvarianten und grammatikalische Änderungen werden dokumentiert.“

drucken müssen! Von der Grundidee der Vollständigkeit und der Transparenz war so am Ende nicht mehr viel übrig geblieben.<sup>875</sup> Allerdings wurden die offensichtlichen typografischen Zugeständnisse theoretisch bemängelt bzw. in die Methode der Edition eingebaut: Die technologisch bedingten Inkonsequenzen wurden zu bewussten Selektionen umgedeutet<sup>876</sup> oder einem sachfremden Harmoniegedanken nachgeordnet: „Der textkritische Apparat hat alle wichtigeren Varianten anzugeben [...], doch ist auch hier jedes Zuviel von Uebel.“<sup>877</sup> Wir werden später (S. 307) sehen, dass dieses Übel nicht nur ein ökonomisches Übel des Platzverbrauches ist, sondern auch aus anderen Aspekten der Programmlogik des Buches heraus als solches empfunden wird. Im Vergleich zu ihren theoretischen Aufgaben (Dokumentation der Überlieferung und des editorischen Prozesses) scheint die Praxis der Variantenapparate am Ende einer technologisch bestimmten Methodenbildung zu einem bloßen Feigenblatt verkümmert zu sein, das für zahlreiche Fragestellungen nutzlos wird.<sup>878</sup> *Die selektiven Sachanmerkungen.* Ähnliches gilt für die inhaltlichen Kommentare und Sachanmerkungen. Auch hier wird der „Rahmen“ durch die Technik gesetzt und hat keine inhaltliche Begründung. Wie bei den Registern würde von der Logik der Edition her gelten: „je mehr, desto besser“.<sup>879</sup> Dagegen setzt die Drucktechnik enge Grenzen, die dann nicht nur als Selbstverständlichkeit, sondern auch als positive Norm aufgefasst werden, die nicht verletzt werden sollte.<sup>880</sup> Grundsätzlich ist kaum

<sup>875</sup> Systematisch mit dem Scheitern der Apparate hinsichtlich der eigentlichen Grundanprüche setzt sich Robinson, *Variants* (1996), S. 104ff auseinander. Er behandelt vor allem auch das Problem, wie denn die Varianz zu definieren sei, die in den Apparaten verzeichnet wird – und wo diese beginnen sollte.

<sup>876</sup> So beschreibt z.B. Dreyer, *Forum* (1999), S. 225 die Apparate als Ergebnis einer überlegten Selektion.

<sup>877</sup> Bauer, *Einführung* (<sup>2</sup>1928), S. 218.

<sup>878</sup> Für einen konkreten Fall kritisiert – aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive – Hartmann, *Brauchen wir neue Editionen* (1996), S. 240: „Auf den Nachweis von Wortumstellungen hat man vielleicht auch deshalb verzichtet, weil solche Varianten bei einem umfangreichen Apparat leicht zu Unübersichtlichkeiten führen, obwohl diese Varianten auch für den Nachweis einer Textverwandtschaft wichtig sein können. Überhaupt nicht aufgenommen wurden anscheinend Korrekturen, obwohl [...] Korrekturen oft Hinweise auf die Vorlage [...] für eine bestimmte Handschrift geben könnten“. Aus sprachhistorischer Sicht weist Besch, *Zur Edition von deutschen Texten* (1976), S. 398ff darauf hin, dass die „bloß orthographischen Abweichungen“ in Wirklichkeit ja oft „landschaftstypische Schreibvarianten“ seien, die für die Lokalisierung von Schriftstücken wichtig seien. Bezeichnend ist nun aber, dass selbst Besch trotz aller Kritik letztlich eine Lösung vorschlägt, die sich nicht aus diesen inhaltlichen Überlegungen ergibt, sondern aus den Zufälligkeiten der Überlieferung und den Eigentümlichkeiten des Publikationsmediums der Edition: je nachdem, wie viele Zeugen es gibt, solle man manchmal alle Varianten wiedergeben und manchmal nur die „Sinn- und Syntaxvarianten“, weil sonst „der Variantenapparat unter Umständen unverhältnismäßig belastet [!] wird“.

<sup>879</sup> Für die Register nur ein Beispiel: Koch, *Urkundenedition* (1989), S. 25-27 beschreibt Optimalanforderungen an ein Wortregister, das jeweils auch den Wortkontext bieten würde. An der offensichtlichen Unbezahlbarkeit des Drucks solcher Register zeigt sich die Differenz zwischen Wunsch und technischer Wirklichkeit.

<sup>880</sup> Bauer, *Einführung* (<sup>2</sup>1928), S. 218 meint dementsprechend, dass man sogar bei Sacherklärungen „des Guten ein Uebermaß leisten kann“ und kritisiert dafür „Aus der Zeit Maria Theresias, Tagebuch des

zu entscheiden, welche Anmerkungen „notwendig“ oder „sinnvoll“ sind, weil sich diese Kriterien aus dem Kenntnisstand der Leser ergeben. In der Praxis stellen die Sachanmerkungen aber auch im Verhältnis zu dem, was der Editor selbst für relevant oder interessant hielt, oft nur eine kleine Auswahl dar. „Da der vorgesehene Umfang des Werkes nicht gesprengt werden sollte, wurde nur ein Bruchteil des Materials, das sich im Laufe der Jahre angesammelt hatte, schließlich in die Sachanmerkungen aufgenommen“<sup>881</sup> – lautet ein typischer Satz aus dem Praxisbericht zu einer Edition. Das wertvolle Erschließungswissen der Editoren geht im Druck verloren. Die schließlich gegebenen Erläuterungen realisieren so nicht ihre Aufgabe, alle fraglichen Stellen zu klären, sondern können nur exemplarisch angelegt sein.<sup>882</sup> Die positivste Sicht wäre es noch, wenn man behauptete, es würden jene „wichtigsten“ Probleme angesprochen, deren zulässige Menge vom Publikationsmedium vorgegeben wird.

*Medium als vorgegebenes Rezeptionsprinzip.* Letztlich finden sich technologische Auswirkungen auf die Frage der Inhaltsmengen in verschiedenen Argumentationsmustern wieder. Neben den Fragen nach Zeit (welche Praktiken beschleunigt oder verlangsamt eine bestimmte Technik?) und Geld (welche Publikationsmodi sind in einer bestimmten Technik bezahlbar?) werden ästhetische Kriterien entwickelt und die technikspezifische *Nutzung* des Buchdrucks zu einem Leitbild stilisiert, das nicht weiter hinterfragt wird. Die unausgesprochene Idee ist hier, dass Druckerzeugnisse nur in inhaltlicher Beschränkung effektiv nutzbar seien. Dies beginnt mit den Editions-texten, bei denen man z.B. den Verzicht auf Mehrfachdrucke und Textsynopsen auch damit begründet, dass sie für den Leser zu unübersichtlich seien.<sup>883</sup> Gleiches wird dann insbesondere auch für die Apparate und Anmerkungen behauptet.<sup>884</sup> Die schon legendäre Sperrigkeit der Variantenapparate würde zur gänzlichen Unübersichtlichkeit und Unbrauchbarkeit gesteigert, wenn man nicht einen engen Rahmen wahren würde. Mit dem Medium verbinden sich ganz bestimmte Rezeptionsmöglichkeiten; diese über Gebühr zu strapazieren führte dann nur zur Desorientierung des Lesers. Auch in diesem Sinne ist jedes Zuviel ein „Übel“ oder es wird von einer „Belastung“

---

Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch“, hg. von Rudolf Khevenhüller-Metsch u. Hanns Schlitter, 6 Bde Wien 1907-1917.

<sup>881</sup> Ohler, Erfahrungsbericht (1990), S. 184.

<sup>882</sup> Auch Wolfgang Frühwald, Formen und Inhalte des Kommentars wissenschaftlicher Textausgaben, in: Probleme der Kommentierung, hg. von Wolfgang Frühwald u.a., Weinheim 1975, S. 26 weist darauf hin, „daß ein Kommentar, – wegen der sonst überbordenden Materialfülle – nur exemplarisch angelegt werden kann“.

<sup>883</sup> Dreyer, Forum (1999), S. 224 berichtet für die philosophischen und theologischen Editionen, dass man zwar die Bedeutung der (historischen) Rezeption (und der rezeptionsrelevanten Textfassungen) erkannt habe, es aber keinen Ausweg und keine Alternative zum rekonstruierten Urtext gebe: „Der synoptische Abdruck aller Manuskripte bietet ... keine überzeugende Alternative, sondern führt nur zu einer nicht mehr zu bewältigenden Materialfülle und infolgedessen zur Desorientierung“.

<sup>884</sup> Nach Hartmann, Brauchen wir neue Editionen (1996), S. 240 ignoriert man die Orthographica und Weiteres auch deshalb in den Apparaten, weil man hier Unübersichtlichkeit befürchtet.

des Apparates geredet. Was nicht den Nutzungsvorgaben des Mediums entspricht, unterbleibt besser. Die Vorgaben selbst werden dabei als Selbstverständlichkeit akzeptiert. Eine Diskussion darüber, ob andere Vermittlungsstrukturen möglich wären, mit denen sich die Übersichtlichkeit verbessern ließe, findet ebenso wenig statt wie eine Evaluation der tatsächlichen Nutzungssituationen, die zeigen würde, ob und ab wann beim Leser tatsächlich Desorientierungsphänomene auftreten. Mit dem Argument der Wahrnehmung durch den Benutzer wird schließlich auch in einer weiteren Hinsicht die „Menge“, der Umfang bzw. die Ausführlichkeit der einzelnen Editionstexte bestimmt: Gerade in historischen Editionen finden sich abgestufte Textwiedergaben, bei denen man angeblich „unwichtigeren“ Dokumenten weniger Ausführlichkeit und damit weniger Platz zugesteht, damit sie die „wichtigeren“ (vom optischen Eindruck her) nicht *überwuchern* mögen. Auch hier wird die innere Gestaltung der Ausgabe von einer erwarteten Rezeption durch die Benutzer geleitet – und nicht von inhaltlichen Überlegungen.

Das gedruckte Buch als Medium der Edition, so lässt sich zusammenfassen, trägt das Prinzip eines sehr beschränkten Platzangebotes in sich. Es erzeugt einen starken Raumdruck auf seine Inhalte, die zugleich nicht beliebig komprimiert werden können, ohne sofort die Nutzbarkeit des Mediums zu belasten. Der Editor gerät dadurch in Selektionszwänge, was er überhaupt in welcher Ausführlichkeit bringen will und kann. Das Druckprinzip zwingt zu Auswahlen und Ausschlüssen zwischen grundsätzlich möglichen Alternativen.<sup>885</sup> Das ursprüngliche editorische Ziel von Vollständigkeit, Ausführlichkeit und breiter transparenter Dokumentation des Erschließungsprozesses (und der getroffenen Auswahlen und Ausschlüsse!) wird so in sein Gegenteil verkehrt: nicht möglichst viel, sondern möglichst wenig zu drucken fordert die Technik. Dabei kommt noch das Aufteilungsproblem der einzelnen Editionselemente hinzu: Texte, Apparate, Anmerkungen, Register stehen in einem Konkurrenzverhältnis um die Zuteilung von Platz, die zugleich eine Beschreibung ihres Status und ihrer Bedeutung für die Edition ist.

*Der Buchdruck als medialer Filter.* Die Überlieferung liegt uns zunächst als physisch-optische Erscheinung vor – bevor sie in einem Recodierungsverfahren auf bestimmte, vornehmlich linguistische, Codes reduziert wird. Die Wiedergabe *auch* dieser ersten Informationsebene visueller Konfiguration – am besten als mindestens originalformatige Farabbildungen – wäre deshalb ein naheliegendes Ziel der Edition. Abbildungen sind in Büchern technisch problemlos zu drucken. Trotzdem wird dies – im Editionswesen – fast nie gemacht. Es sind zunächst die mit der Technik einhergehenden ökonomischen Bedingungen, die die Realisierung inhaltlicher Zielsetzungen behindern und darüber bestimmen, was ein Editor realisieren kann

---

<sup>885</sup> Brockbank, *Mobile Text* (1991), S. 103 bringt es auf den Punkt: „Pressure on space compels the editor of the printed page to select, sample, exclude, and to decide (often silently) between alternatives“.

und was nicht.<sup>886</sup> Da in anderen Bereichen aber sehr wohl Bücher gedruckt werden, die fast ausschließlich Abbildungen enthalten, müssen für den Bereich der Edition noch andere Faktoren eine Rolle spielen. Hier mag zunächst die naive – aber bis in die jüngste Zeit weit verbreitete – Vorstellung eine Rolle spielen, dass Texte, als Dokumente, nun einmal ausschließlich für ihren linguistischen Code stünden, der somit adäquat und ohne Verlust an relevanten Informationen typografisch wiederzugeben wäre. Abbildungen haben dann rein exemplarischen, illustrativen Charakter,<sup>887</sup> sie sollen keine systematischen Informationen liefern, sondern nur einen „Eindruck“ vermitteln, in welchem Verhältnis der gereinigte Text zu seiner (schmutzigen) Vorlage steht. So wird der Text gegen das Bild ausgespielt:<sup>888</sup> Beides kann man, häufig aus Kostengründen, nicht geben, also sollte man das anbieten, was dem Leser mehr Nutzen bringt. Die Textfassung ist dann zwar die weniger authentische Form, enthält aber – durch die erschließende und verbessernde Arbeit des Editors – letztlich mehr und bessere Informationen, die zudem leichter zu verarbeiten sind. Zum Argument der ökonomischen Restriktionen kommt also

---

<sup>886</sup> Bereits Roth von Schreckenstein, Urkunden (1864), S. 15 hatte die Frage der Abbildungen schon nur noch theoretisch diskutiert: wenn man wirklich konsequent sein wollte, müsste man Faksimiles beigegeben, die müssten dann aber vollständig sein, auf „photographischem Wege“ erstellt werden und das Format der Urschrift haben; dann würden aber „die Herstellungskosten sehr vergrößert werden“. McGann, *Rationale* (1997), S. 27f beschreibt allgemein, wie die ökonomischen Bedingungen die eigentlich inhaltlich naheliegenden Wiedergabeformen ausschließen: „in the matter of visual materials, the edition's limits are clear [ - ...] technical, commercial, and institutional realities that determine what scholars can do in book forms“ – in diesem Sinne siehe auch McGann, *Comp[u/e]ting* (ohne Jahr). Konkret Zerelik, *Schlesisches Urkundenbuch* (1997), S. 169: „Es ist offensichtlich, daß die beste Weise, die Kenntnis des Urkundeninhalts zu verbreiten, die Veröffentlichung *in extenso* zusammen mit einem Faksimile des Originals ist. Aus Kostengründen ist die Herausgabe eines solchen Urkundenbuches allerdings nicht möglich. Vielleicht ermöglicht der Einsatz neuer Editionstechniken (z.B. auf CD-ROM) diese Art der Quellenrepräsentation. Gegenwärtig müssen wir uns mit der Herausgabe lediglich der Texte begnügen.“

<sup>887</sup> Teilweise scheint die Argumentation so zu verlaufen: Weil vollständige Abbildungen aus Kostengründen nicht möglich sind, macht man nur exemplarische. Weil exemplarische Abbildungen keine systematischen Informationen liefern, kann man auch gleich ganz darauf verzichten. In diesem Sinne lässt sich z.B. Schieffer, *MGH DD Karolinger 3* (1966), S. XIV lesen: Den Band „mit Schrifttafeln auszustatten, wäre [...] schon aus technischen Gründen nur in schmalem Umfange möglich gewesen, und hätte lediglich eine zufällig-punktueller Hilfe gebracht“ – also bringt man gar keine Abbildungen. Auch Donaghy, *Look* (1998), S. 103 argumentiert, dass man bei Erhöhung des Kostendrucks als erstes auf die „Illustrationen“ verzichten könnte.

<sup>888</sup> Ich gebe ein typisches Beispiel: Bauer, *Einführung* (1928), S. 215: „Als die getreueste Wiedergabe des Textes wäre die auf photographischem Wege gewonnene Abbildung anzusehen. Doch die Faksimile-Ausgabe würde bedeuten, daß der Herausgeber die von ihm auf jeden Fall zu leistende Aufgabe der oft schwierigen Entzifferung einer Hs. auf den Benützer überwälze und damit die Benützung dem Zufall der besseren oder schlechteren Lesekunst des Lesers aussetze“ (Außerdem fehle es den alten Hs. an Gliederung und ältere Schreibformen seien schwer zu verstehen) – Diese Argumentation ist häufig: Der Text ist besser als das Bild, also verzichten wir auf das Bild. Ohne technische Beschränkungen oder mediale Prädispositionen wäre es offenkundig naheliegend, *beides* anzubieten.

auch hier der Begriff der spezifischen Nutzbarkeit des Mediums: man bräuchte die recodierten, normalisierten Formen, um den Leser nicht zu überfordern. Die naheliegende Lösung, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen – die editorische Verarbeitung vorzunehmen *und* eine genaue Dokumentation der Grundlagen zu liefern, verbietet sich aus technisch-ökonomischen Gründen wie auch aufgrund bestimmter Haltungen zu den Dokumenten und „dem Text“, die später ebenfalls als medial bestimmt beschrieben werden sollen.

Die traditionellen Editionsverfahren ergeben sich aus dem Umstand, dass die editorischen Gegenstände am Zielmedium ausgerichtet werden. Sie werden einem Umformungsprozess unterzogen, der die Form der Überlieferung auf jeden Fall der Form und den Bedingungen des editorischen Produkts, also des gedruckten Buchs, unterwirft. Die Gegenstandsadäquanz der Editorik ist eine Illusion. Die angebliche Orientierung an den Benutzern und ihren Bedürfnissen andererseits ist ebenfalls nur ein Reflex auf mediale Bestimmungen – wird die Benutzung doch immer selbst aus dem abgeleitet, was das gedruckte Buch an Verwertungsprozessen fördert oder behindert. Nachfolgend sollen drei in der Praxis wirkmächtige Prinzipien des Mediums Buch betrachtet werden, die die Methoden der Edition leiten: das Textprinzip, das typografische Prinzip und das Prinzip des ästhetischen Layouts.

*Das Buch f(ö/o)rdert „Texte“.* Die Überlieferung vieler Werke lässt diese als *vielschichtige* und *komplexe Informationssysteme* erscheinen. Der Buchdruck als Ziel der Edition behindert nicht nur die visuelle Informationsebene, auch auf der textlichen Informationsebene fordert er eine Reduktion des Befundes auf einen eindeutigen, fortlaufenden, ordentlich gegliederten Text. Mats Dahlström beschreibt, wie bereits die Editoren klassischer Texte darum kämpfen mussten „to fit the fruits of their diachronous labour into one synchronous media architecture: the codex book“.<sup>889</sup> Die Edition ist in diesem Sinne – als eine der Praxis folgenden Methode – „constrained by the printed codex book’s limitations“.<sup>890</sup> Gegenüber der zunächst zu konstatierenden Gleichartigkeit der Versionen und Fassungen alternativer Texte setzt die Technologie des Buchdrucks die Privilegierung des einen autoritativen Zentraltexes gegenüber allen anderen durch, die auf den Status von abhängigen Varianten herabgedrückt – und als Texte damit zugleich desintegriert und als Stellenanhängsel zum Haupttext fragmentiert – werden. Auch wenn der wissenschaftliche Diskurs längst bei den offenen, polymorphen Texten in gleichberechtigten Fassungen angelangt ist, wird die editorische Methodenbildung immer noch von der Erscheinungsform ihrer Produkte („the documentary form they currently take“) determiniert: „publication in

---

<sup>889</sup> Dahlström, *Digital Incunabula* (2000). Dagegen sind die Grundcharakteristika wissenschaftlicher Editionen eigentlich Versionalität und Varianz, eine „complex mass of interrelated, multi-layered and diversified textual material“, die man mit untauglichen Werkzeugen (Stemmata, Apparate, Referenzsysteme) im Buchdruck nur annähernd in den Griff bekommt.

<sup>890</sup> Ebd.

book form always privileges one version at the cost of others“.<sup>891</sup> Paul Morgan fasst dieses Spannungsverhältnis zwischen theoretischen Grundlagen und einer medial bestimmten Methodologie prägnant zusammen: „all texts are equal [...] but some are more equal than others“<sup>892</sup>. In einem entwickelten Verständnis vom Text führt der Buchdruck so zu einer „tyranny of the critical edition [...] which imposes a single, but mythical, text on a complex reality of widely varying documentary witnesses“.<sup>893</sup> Egal, was vorher da war: im Operationssaal der (Geistes-)Wissenschaft wird der Patient zunächst sterilisiert: er wird (1.) der Form des standardisierten Textes nach Kräften angenähert, er wird (2.) zu *einem* Text gemacht und er wird (3.) nach modernen Vorstellungen strukturiert und gegliedert. Um mit Letzterem anzufangen: typografische Traditionen haben es so sehr zur Selbstverständlichkeit gemacht, dass Texte durch Überschriften und Abschnitte gegliedert sein sollten, dass dies auch in den Editionen – meistens stillschweigend – vollzogen wird, selbst wenn die Vorlage solche Strukturen nicht – oder durch andere Mittel indiziert – aufweist.<sup>894</sup> Zu Ersterem: Oft haben die Dokumente ja auch eine andere Form als die eines geschlossenen gleichmäßigen Textes: Urkunden bestehen aus verschiedenen visuell unterschiedenen Text- und weiteren Zeichen-Teilen, Geschäftsschriftgut besteht oft aus einem chaotischen Gewebe von Notizen, Briefe und Manuskripte setzen sich aus Textelementen zusammen, die nicht einen kompakten linearen Text bilden und viele andere Dokumentarten ähneln ebenfalls nicht dem, was wir von der Form und der Struktur her als „normale“ Texte in gedruckten Büchern kennen. Immer aber

---

<sup>891</sup> Beide Zitate Morgan, Hypertext (1991), S. 373f.

<sup>892</sup> Morgan, Hypertext (1991), S. 377.

<sup>893</sup> Burrows, Text (1999), S. 159 in Bezug auf Pearsall, Editing (1985), S. 97.

<sup>894</sup> Bereits Meyer, Edition (1951), S. 195 hatte darauf hingewiesen, dass nachträgliche Gliederung und Absatzgestaltung selbstverständlich editorische und interpretatorische Eingriffe sind, die allerdings meistens nicht benannt oder in der Edition kenntlich gemacht werden. Dieses Stillschweigen kann nur über die Macht der typografischen Tradition erklärt werden. Wollte man hier mit der Vorstellung von Texten als Reduktion auf ihren linguistischen Gehalt argumentieren, dann müsste man die Frage beantworten, warum denn dann überhaupt eine zusätzliche Struktur eingeführt wird! Ein Beispiel für den besonders geistlosen Umgang mit der strukturellen Informationsebene von Vorlage und Edition bietet die als „Textdokumentation“ deklarierte Wiedergabe in Robert Meier, Heinrich van Beeck und seine „Agrippina“, Ein Beitrag zur Kölner Chronistik des 15. Jahrhunderts, Köln u.a. 1998: „In der Handschrift selbst werden Satzanfänge mit Majuskeln und rubrizierten Buchstaben kenntlich gemacht [...]. Darüber hinaus kennzeichnet Heinrich van Beeck Absätze durch Virgeln und syntaktische Einheiten häufig durch Querstriche“ (S. 129f) – in der Edition werden zwar die rubrizierten Buchstaben durch Unterstreichung kenntlich gemacht, die Abschnittsbildung folgt aber *weder* konsequent der Vorlage *noch* einer inhaltlichen Erschließung des Herausgebers: Vielmehr sind es die Seitenwechsel der Handschrift (die ohnehin im Text angegeben sind!), die – oft mitten im Satz – Abschnittswechsel der Edition bedingen. Ob die manchmal zusätzlich auf einer Seite vorkommenden Abschnittswechsel von der Vorlage indiziert oder vom Editor eingeführt sind, bleibt für den Leser unergründlich.

besteht die Tendenz, diese komplexen Textformen für die typografische Wiedergabe der Form eines einheitlichen Textes anzunähern.<sup>895</sup>

*Die Wirkungen des typografischen Prinzips.* Der Buchdruck fördert die Umformung der Überlieferung in ordentliche Texteinheiten. Aber wie sollten die Zeichen des Textes wiedergegeben werden? Ein früherer Ansatz sah vor, dass eine Edition so nah wie möglich an der Vorlage bleiben, dass sie so viele Informationen wie möglich transportieren sollte. Schon 1873 postulierte Karl Friedrich Stumpf, es sei „heutigen Tags Axiom, daß die Eigenthümlichkeit der *Originale* in jeder Hinsicht unangetastet“ bleibe und „Alles, was mit unsern Lettern nur irgendwie wiederzugeben ist“ beizubehalten sei.<sup>896</sup> Daran hatte sich auch hundert Jahre später nichts geändert: Vorlagentreue galt 1978 G. Thomas Tanselle immer noch als Prinzip – „From this, one assumes that the only changes to be introduced are those necessitated by the typography“. Man möge also die Dokumente „as literally as print allows“ wiedergeben.<sup>897</sup> Das editorische Prinzip wird als praktische Methode an den Rahmenbedingungen gearbeitet, die die Drucktechnologie setzt! Der Editor solle so vorlagennah wie möglich bleiben, aber nur soweit die Typografie dies unterstützt! Hier ist die editorische Methode der Willkür der Technik und ihrer ökonomischen Parameter vollständig ausgeliefert und nicht mehr von der Sache bestimmt.<sup>898</sup> Zusätzlich ist der Rahmen

<sup>895</sup> Schmitz, *Quellen* (2000), S. 45 bespricht den Fall eines Dokuments mit interlinearem althochdeutschen Text, bei dem man sich [heute] wundern müsse, „wie neuere Editoren auf die Idee gekommen sind, die althochdeutsche von der lateinischen Version zu trennen, um ‚einen möglichst flüssig lesbaren Text herzustellen“

<sup>896</sup> Stumpf, *Merovinger-Diplome* (1873), S. 369.

<sup>897</sup> Beide Zitate Tanselle, *Editing* (1978), S. 9.

<sup>898</sup> Als konkrete Realisierung des Versuchs, durch Ausreizen der Typografie möglichst quellennah zu bleiben kann Achim Masser, „Die lateinisch-althochdeutsche Benediktinerregel Stiftsbibliothek St. Gallen Cod. 916, Göttingen 1997, gelten, die u.a. von Schmitz, *Quellen* (2000), S. 45ff besprochen wird (Weitere Rezensionen von Hans Ulrich Schmid, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 127 (1998), S. 214-217 und von Hannes Steiner, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 54 (1998), S. 273). Dabei werden nicht nur Zeilenumbruch und interlineares Grundlayout (inklusive unterschiedlicher Schriftgrößen für „Haupttext“ und interlinearen Text) beibehalten, sondern vor allem die grafischen Befunde durch (erweiterte) Standardtypen wiedergegeben: so z.B. verlängertes i als j, et-Ligatur durch , us-Kürzung durch Semikolon (das zugleich für Interpunktion steht!), andere Kürzungen durch Überstrich usw. Dabei kritisiert Schmitz, was auch Masser zugibt: dass die Grenzen der realisierten Handschriftennähe nicht etwa gewollt wären, sondern im Gegenteil „Ausdruck (technischen) Unvermögens und immanenter Unzulänglichkeiten der gewählten Darstellungsweise“ (Schmitz, S. 46). „Wenn schon pingelig, dann richtig“ fordert Schmitz (S. 47) und weist nach, dass hier die angebliche Genauigkeit der Wiedergabe ihre Bestimmung in den zufällig verfügbaren Zeichen und einigen paläografischen Inkonssequenzen und Missverständnissen findet: so gibt es im Text gar keine verlängerten i, sondern nur ri-Ligaturen, deren besondere Form nicht abgebildet wird, weil im zufälligen Gegensatz zur et-Ligatur dafür kein Zeichen auf der Standardtastatur vorhanden ist. Und wenn man die Typen schon ausreizen wollte, um sich der Paläografie anzunähern, dann hätte man das offene a der Vorlage auch mit cc wiedergeben können. Schmitz sieht hier letztlich eine Pseudogenauigkeit, die den Benutzer nur in die Irre führt.



in *rein technischer* Hinsicht auch noch dehnbar. Wenn man es wirklich *will*, dann kann man spezielle Befunde der Vorlage durch andere Elemente des typografischen Zeichenvorrats ersetzen und im äußersten Fall sogar neue Zeichen schneiden und gießen lassen.<sup>899</sup> Abgesehen davon, dass so nur wieder die ökonomischen Hürden erhöht werden, und man deshalb den Rahmen durch das setzt, was einfach und preiswert zu erreichen ist,<sup>900</sup> führt auch ein anderer Aspekt zur Nicht-Realisierung solcher Auswege. Einmal mehr ist es die Angleichung an eine medien-spezifische Norm – verbunden mit der Ausrede, dass die Orientierung an der Norm die Rezeption erleichtere – die das Ziel vorgibt:

„Eine möglichst getreue Reproduction der vorliegenden Urschrift zu bewerkstelligen, und zwar unter Berücksichtigung der einerseits durch die typographische Technik, andererseits aber durch die Bedürfnisse der Leser gesteckten Grenzen [ist die Aufgabe des Herausgebers]. Der Editor von Urkunden muss gewissenhaft und vollständig wiedergeben, was sich ohne Künstelei durch den Druck sicher und leicht erkennbar wiedergeben lässt; doch erstreckt sich diese ihm auferlegte oberste Gesetz nur auf einen für wissenschaftlich-praktische Zwecke genügenden Text und keineswegs auf die graphischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten der Urschrift, von denen der Herausgeber allerdings Act nehmen muss, während eine dem

<sup>899</sup> Beide Verfahren sind dabei in der Frühphase der Edition häufiger angewandt worden als in späteren Zeiten. Die Tendenz zum verbindlichen typografischen Standard ist also auch Resultat einer historischen Entwicklung (bei der technische und mentale Aspekte nicht leicht zu unterscheiden sein werden). Die *Wahrnehmung* dessen, was technisch tatsächlich realisierbar ist, schwankt ebenso wie die technische Realisierbarkeit selbst. Die weit gehenden Forderungen Friedrich Wilhelms nach typografischer Wiedergabe spezieller Zeichen weist z.B. Hefele, Editionsfragen (1950), S. 94 mit technologischen Argumenten zurück: „Aber abgesehen davon, daß die Drucktechnik seine Forderungen nicht ganz und restlos zu erfüllen vermag – das kann nur die Photographie – läßt sich auch sonst ... manches dagegen einwenden“ [der Witz ist nun, dass er dieses „manche“ nicht weiter ausführt!]. Wie die Praxis der Setzereien den Wünschen der Editoren tatsächlich Grenzen setzt, indem sie bestimmte Sonderzeichen oder Layoutmuster einfach nicht realisieren kann, deutet auch Sviták, Codex (1998), S. 249 an.

<sup>900</sup> Tanselle, Editing (1978), S. 18f diskutiert die Editionsrichtlinien von Morison (Morison, Editing (1954)) hinsichtlich der Wiedergabe von Abkürzungen. Die Richtlinien verfolgen das Prinzip der „literal transcription“ und empfehlen „to print abbreviations and contractions ,exactly as written *within the limitations of available type*“ – man beachte hierbei besonders den Begriff „available“, der die Abhängigkeit der Methode von den gerade zufällig verfügbaren technischen Mitteln bezeichnet. Ähnlich auch Sickel, Monumenta (1873), S. 46 über die Edition MGH DD 1: „Mit Recht hat K. Pertz diejenigen den Diplomen eigenthümlichen äussern Merkmale, die sich im Druck leicht [!] andeuten lassen, auch in seiner Edition hervorheben wollen.“ Ein konkretes Fallbeispiel bespricht auch Müller, Methodenkritik (1978), S. 82 mit Oskar Reichmanns fünftem Band der „Quellen und Forschungen zur Erbauungsliteratur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit“, Assen 1972, wo S. 28 beschrieben wird, dass verdoppelte Konsonanten beibehalten und zwei Formen des Minuskel s (lang und rund) gedruckt werden, die jeweils zwei Majuskelformen von A und S aber „aus satztechnischen Gründen“ [!] egalisiert werden.

Facsimile verwandte Methode des Abdruckes, als etwas halbwüchsiges, verwerflich sein dürfte.“<sup>901</sup>

Letztlich will man gar nicht „das typografisch Mögliche“. Dieses wird vielmehr als „Künstelei“, als „etwas halbwüchsiges“ zurückgewiesen.<sup>902</sup> Das Ausreizen der technischen Möglichkeiten wird noch hinter die Annäherung an die etablierte Norm zurückgestellt. Obwohl man sich der Informationsverluste und der Entfernung vom Original bewusst ist, orientiert man sich an den standardisierten Erscheinungsformen, die für *alle* gedruckten Texte zu gelten scheinen. Dabei wird die Orientierung an dem technischen Rahmen durch die angebliche bessere Benutzbarkeit ergänzt – die man einmal mehr als Adäquanzverhältnis zum Medium auffassen kann.

„Man muss nachhelfen, zum Behufe des besseren Verständnisses, der Uebersichtlichkeit, ja der Sauberkeit des Druckes.“<sup>903</sup>

„Wenn sich ein Herausgeber letztlich doch für partielle oder weitgehende Normalisierung entscheidet, dann tut er es nicht im Blick auf seine eigenen Schwierigkeiten, sondern auf mögliche Schwierigkeiten der Benutzer seiner Edition oder auf Schwierigkeiten des Druckers und/oder Verlegers.“<sup>904</sup>

Die Inhalte müssen dem Zielmedium angeglichen werden, damit sie ohne größere Reibungsverluste rezipiert werden können. Nicht auf die Form der vorliegenden Dokumente und ihre besonderen Weisen der Ausformung von Information ist Rücksicht zu nehmen, sondern auf die technischen Rahmenbedingungen der Reproduktion und die eingeübten Rezeptionsgewohnheiten des Publikums: Der Leser kann erwarten, einen sauber gedruckten Text vorzufinden. Zu dieser Sauberkeit gehört dann aber nicht nur die Verwendung der standardmäßigen Zeichenformen, sondern auch der standardisierten Sprache.<sup>905</sup> Normalisierung und Modernisierung der Sprache der Vorlagen geschieht auch im Hinblick darauf, dass die Leser es gewohnt sind, eine solche Sprache vorzufinden.

*Beispiel: Groß-/Kleinschreibung.* Das Informationssystem der historischen Dokumente wird auf die Prinzipien des Buchdrucks reduziert. Den dabei entstehenden Informationsverlusten stehen teilweise keine Informationsgewinne gegenüber, die die Quellenerschließung eigentlich anstreben sollte. Dies lässt sich auch am

<sup>901</sup> Roth von Schreckenstein, *Urkunden ediren* (1864), S. 11f.

<sup>902</sup> In diesem Sinne lehnt auch Schmitz, *Quellen* (2000), S. 48ff diplomatische Abschriften ab. Auch er spricht von „Verkünstelungen, die der Versuch der Handschriftenimitation auf der Ebene genormter Lettern notwendigerweise mit sich bringt“ (S. 49) und findet die „manchmal rührend hilflos anmutenden“ (S. 50) diplomatischen Transkriptionen entbehrlich.

<sup>903</sup> Roth von Schreckenstein, *Urkunden ediren* (1864), S. 14.

<sup>904</sup> Besch, *Edition* (1976), S. 401f.

<sup>905</sup> Dreyer, *Forum* (1999), S. 225 in Bezug auf die Literatur: Um eines *guten Lesebildes* [!] willen solle man sich einer regulierten Orthografie bedienen.

Beispiel der Groß-/Kleinschreibung zeigen. Die Auslöschung der originalen Groß- und Kleinschreibung bringt – wenn ohnehin eine interpretierende Interpunktion eingeführt wird – keinen Gewinn an Lesbarkeit. Man lese zur Kontrolle nur einmal einen deutschen Text ohne Großbuchstaben: es entstehen dabei keine größeren Verständnisschwierigkeiten. Systematischer ist das Phänomen zu veranschaulichen, wenn man daran denkt, dass die historische Groß- und Kleinschreibung kein dichotomes und rein grammatisches System war, sondern in mehrfacher Abstufung über stark vergrößerte oder farblich gekennzeichnete Anfangsbuchstaben auch textliche Makrostrukturen signalisierte.<sup>906</sup> Nun wäre es *rein technisch* kein Problem, den editorischen Grundforderungen nach maximalem Informationserhalt Genüge zu tun und sich z.B. handschriftlichen Initialen im Druck anzunähern, indem man sie z.B. fett oder in doppelter Größe druckte – das CAO verfährt so seit 1932. Lesbarkeit und Verständnis wären durch typografische Differenzierung sicher nicht beeinträchtigt, die Signalfunktion der Initiale aber gewahrt.<sup>907</sup> Um eine standardmäßige Erscheinungsform zu erreichen, werden in der Praxis aber Informationen geopfert, indem das komplexere Informationssystem der Vorlage auf das – im Sinne einer allgemeinen Effizienz – „einfachere“, informatisch aber primitivere System des Buchdrucks recodiert und damit reduziert wird. Der unter dem Aspekt der (geringen!) technischen Kosten eigentlich kaum nachzuvollziehende Verzicht auf Informationen, welche die Benutzung einer Edition nicht belasten, kann nur als radikale – blinde – Unterwerfung unter die Usancen des angestrebten Produkts und Zielmediums verstanden werden,<sup>908</sup> dessen Informationssysteme als eine natürliche Selbstverständlichkeit aufgefasst werden – obwohl die Edition historischer

<sup>906</sup> Siehe dazu auch oben S. 73f und S. 153f.

<sup>907</sup> Am Einzelfall diskutiert dies auch Simmler, *Prinzipien* (1992), S. 49: „Die Editorin [Edda Petri: Eine mittelhochdeutsche Benediktinerregel, Hs. 1256/587 (Anfang 15. Jh.) Stadtbibliothek Trier, Hildesheim 1978, S. 5, 9] erwähnt zwar ‚die zweizeiligen Initialen, die zu Beginn des deutschen Kapiteltexes und bei Absätzen innerhalb einiger Kapitel stehen‘ [also Makrostrukturen signalisieren], führt sie aber in der Textwiedergabe nicht mehr auf, weil sie ‚von einer diplomatischen Übertragung‘ absieht, da es ihr Ziel ist, den Text ‚nicht nur kundigen Handschriftenlesern vorzulegen, sondern allen, die sich mit Inhalt und Sprache beschäftigen wollen‘. Die Wiedergabe der Initialen hätte aber die Lesbarkeit des Textes weder für Wissenschaftler noch für weitere Adressaten in irgendeiner Weise negativ beeinflusst.“ – hier scheint auch eine schablonenhafte Denkweise auf: es gibt nur Texte, die genau dem typografischen Alltagsstandard folgen und daneben kryptische Spezialformen für wissenschaftliche Minderheiten (hier: diplomatische Abschriften).

<sup>908</sup> Selten findet sich dieser Umstand bewusst und offensiv aufgegriffen und besprochen. Dabei zeigt z.B. Hill, *Theory* (1993), S. 27, dass man durchaus schlüssig auch vom Zielmedium des gedruckten Buches aus argumentieren kann: „As our edition is the product of a print culture, our text, with stated exceptions, adheres to its conventions“ – ihm ist es ein Schlusssatz nach der Besprechung, warum ein dreistufiges Buchstabensystem in dichtotome Groß-Kleinschreibung überführt wurde. Wenn der konstruierte kritische Text ohnehin ein „modern artifact“ sei, dann könne man darin auch konsequent sein. An anderer Stelle (S. 28f) argumentiert er, dass es eine ‚Verletzung unserer Erwartungen‘ sei, wenn in einem gedruckten Buch der Text nicht dem Medium entsprechend gegeben würde: „To

Dokumente gerade bewusst machen müsste, dass es sich hier vielmehr um eine technisch-historisch relative Erscheinung handelt!<sup>909</sup> Bemerkenswert ist hier auch einmal mehr die Beobachtung, dass die weiteren technischen Entwicklungen der Drucktechnologie in den letzten Jahrhunderten, auch in der Edition *nicht* zu einer praktisch genutzten Ausweitung der typografischen Möglichkeiten, nicht zu einer Anwendung erweiterter Zeichen- und Layoutrepertoires geführt haben, sondern im Gegenteil zur Verengung auf einen immer restriktiveren Standard.<sup>910</sup> Die technologische Entwicklung scheint so nicht auf eine Variabilisierung zu zielen, sondern allein auf eine Rationalisierung und Industrialisierung, die u.a. durch weitere Normierung erreicht wurde. Denn dies war ja von Anfang an das Grundprogramm des Buchdrucks gewesen: Effiziente Informationsvermittlung durch Entindividualisierung und durch Typisierung der Medien. Noch bis zum gegenwärtigen Medienwandel lässt sich eine fortschreitende Reduzierung und Normierung des Zeichenraums und der Layoutmuster beispielhaft auch in der Edition verfolgen.<sup>911</sup> Diskutiert wurde

---

reproduce within its [the modern printed volumes] uniform and unchanging format the vagaries of an Elizabethan manuscript is a violation of our expectations“.

<sup>909</sup> Das Argument, der Druck erlaube – aus technischen Gründen – keine differenzierte Wiedergabe, ist nicht nachzuvollziehen. Es dokumentiert nur die Phantasielosigkeit im Gefolge einer allzu starken Gewöhnung an einen etablierten visuellen Standard. Zwei Schlaglichter: Der Historiker Meyer, *Edition* (1951) hatte bereits für Buchstabentreue plädiert und anerkannt, dass die Groß-/Kleinschreibung für philologische Fragestellungen wichtig sein könnte – meinte dann allerdings: „hier zeigt sich aber die Unmöglichkeit, im Letterndruck das gesetzte Ziel zu erreichen, weil gerade die Schriften in den Übergangszuständen sich nicht in das klare Zweigrößensystem einordnen lassen, das heute den Buchdruck kennzeichnet“ (S. 197). Weil das heutige typografische System ein dichotomes Muster vorgebe, würden die technischen (bei genauem Hinsehen: die mentalen) Rahmenbedingungen die eigentlichen Grundforderungen der Edition also unrealisierbar machen. Auch Harvey, *Editing* (2000), S. 44f kommt noch zum gleichen Schluss: Das alte Groß-Kleinschreibungssystem sei zwar mehr als dichotom, aber leider könnten wir dies im Druck nicht nachbilden, da wir dort zum Zweiersystem gezwungen seien. Das ist interessant, weil es zeigt, dass die typografische Sozialisation bereits so weit fortgeschritten ist, dass die typografische Realität (die physikalische Größe gedruckter Zeichen z.B.) zu Gunsten der typografischen Idealität (das Prinzip der dichotomen Groß-/Kleinschreibung) schon gar nicht mehr wahrgenommen wird.

<sup>910</sup> Dies zeigt sich auch bei einem Blick in die Ausgaben der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die – auch ohne explizite editorische Modelle – von einem größeren Zeichenvorrat selbstverständlichen Gebrauch machten. Ein willkürliches Beispiel: In der dreibändigen „Kaiserchronik“, hg. von Hans Ferdinand Maßmann, Quedlinburg und Leipzig 1849ff werden z.B. langes und rundes s unterschieden, je nach Text normales oder geschwänztes z verwendet, a-e-Ligaturen (æ) gedruckt, Initialen durch vergrößerte Buchstaben angedeutet und Längenzeichen auf den Vokalen gesetzt. Bereits oben war erwähnt worden, wie Friedrich Wilhelm (Wilhelm, *Corpus* (1932), S. LX) aus sprachwissenschaftlicher Perspektive die frühen Ausgaben wegen ihrer typografischen Quellentreue für nützlicher und informationsreicher hielt, als die „modernen“ (historischen) Editionen und einige als Beleg nennt.

<sup>911</sup> Der Rückgang in der Verwendung spezieller Zeichen wurde bereits angedeutet. Die Einflüsse mentaler (ideologischer) und produktionstechnischer Faktoren sind dabei nicht leicht voneinander abzugrenzen. Tatsächlich war es noch im 19. Jahrhundert leichter möglich, den Setzer zur Anfertigung neuer Typen zu bewegen als in einer späteren, stärker industrialisierten Phase des Drucks. Seine extremste Form hat

lange und wird immer noch, welche Befunde durch welche typografischen Mittel angedeutet werden können. Als Problem der Recodierung muss dies nicht in jedem Fall zwingend mit Informationsverlusten erkauft werden: ob man – wie in den frühen Bänden der MGH – das Chrismon durch ein besonderes Spezialzeichen (eben die in eins geschriebene Chi-Rho-Kombination der Vorlage) wiedergibt, oder – wie in den neueren Bänden der MGH – durch Abkürzungen („C.“, „Chr.“) oder andere Standardzeichen („+“) mag man diskutieren,<sup>912</sup> der Informationsgehalt des stellvertretenden Codes ist – von seiner visuellen Komponente abgesehen – aber der gleiche, nämlich die Dokumentation eines Befundes. Auch die Wiedergabe handschriftlicher Hervorhebungen (als Schriftwechsel oder Farbigkeit) durch Fettdruck oder Kursivierung wäre in diesem Sinne akzeptabel. Problematisch wird es aber dann, wenn Informationen verloren gehen, weil die typografische Kultur keine Ausdrucksmittel für bestimmte Situationen vorsieht oder verschiedene Befunde durch gleiche Mittel abgebildet werden und ihr Unterschied damit verwischt wird.<sup>913</sup> Die Diskussion um die Anwendung bestimmter typografischer Modi als Ersatz für Befunde der Vorlage zeigt einmal mehr: Die Methode der Edition wird nicht danach gebildet, was man wiedergeben *will*, sondern danach, was man (billig) wiedergeben *kann*. Nicht der grundsätzliche Verlust an Informationen wird diskutiert, sondern nur, welche Informationen man mit welchen typografischen Mitteln am einfachsten (oder treffendsten) simulieren könnte.<sup>914</sup>

*Zielästhetik des Textes.* Die Orientierung an dem Modell des Zielmediums offenbart sich auch in der Diskussion um den „clear text“. Den editorischen Prinzipien der Textkonstitution und der Eingriffe in den Text einerseits und der Transparenz

---

diese Standardisierung übrigens gerade im Moment des Übergangs zu den digitalen Medien gefunden: Als die Druckerzeugnisse bereits auf elektronischen Daten beruhen, wurde von den Editoren die Abgabe fertiger (gesetzter) Texte erwartet, die selbst auf höchst restriktiven bzw. standardorientierten Programmen beruhen. Der Effizienz der Herstellung steht so ein beständiger Verfall nicht nur typografischer Kunst, sondern auch typografischer Variabilität im Sinne breiter gegenstandsspezifischer Ausdrucksformen (Zeichen, Layout, Format) gegenüber.

<sup>912</sup> Dies tut z.B. Sickel, *Monumenta* (1873), S. 48f.

<sup>913</sup> Sickel, *Monumenta* (1873), S. 47 kritisiert z.B., dass bei MGH DD 1 verschiedene Dinge auf die gleiche Weise hervorgehoben seien, was den „Anfänger und Neuling im Urkundenwesen verleitet, durchaus heterogene Dinge für identisch oder doch gleichartig anzusehn“ und die Unterscheidung der Informationen behindere: so seien z.B. Elongaten, Rückvermerke, Aufschriften und Marginalnoten in den Chartularen allesamt gesperrt gedruckt. Bresslau, *Geschichte* (1921), S. 155, Anm. 4 beschreibt die missliche Situation für den ersten MGH-Band überhaupt (SS 1), wo „ein und dieselbe Bezeichnung – Kursivdruck im Texte – den allerverschiedensten Zwecken dient, indem bald Abweichungen von der Quelle, bald Übereinstimmungen damit, bald Worte und Buchstaben, die der Herausgeber als nicht sicher gelten hervorheben wollte, bald eingeschobene Aktenstücke, Reden und Zitate so bezeichnet wurden.“

<sup>914</sup> So gibt es z.B. Meinungsverschiedenheiten darüber, ob man Elongaten nun gesperrt gedruckt oder als Kapitälchen wiedergeben sollte – Sickel, *Monumenta* (1873), S. 47 verweist neben seiner eigenen Meinung noch auf W. Arndt in den *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 1872, S. 1375.

durch Dokumentation dieser Eingriffe andererseits, stand das Leitbild des klaren gleichmäßigen gedruckten Textes gegenüber. Die eben bereits angesprochene „Sauberkeit“ des Textes konkurrierte als Ziel mit den wissenschaftlichen Ansprüchen der Edition. Georg Steer greift z.B. in diesem Sinne Forderungen auf, dass alle Stellen, an denen der Herausgeber eingegriffen habe, typografisch kenntlich gemacht werden müssten. Den Effekt beschreibt er dann, weil „beinahe jedes zweite Wort [...] kursiviert oder mit einem Verweiszeichen auf eine Variante versehen werden“ müsste, als ein „pockennarbiges“ Aussehen des Textes.<sup>915</sup> Gleiche Diskussionen werden um die kenntliche Auflösung von Abkürzungen, die Wiedergabe mehrfacher Interpunktionsysteme oder die diakritischen und Verweiszeichen auf Varianten überhaupt geführt. In allen Fällen führen editorisch naheliegende Ansätze zur Kollision mit einer Ästhetik, die aus dem Zielmedium heraus auch für die Edition als ideal und erstrebenswert empfunden wird.<sup>916</sup> Und in fast allen Fällen wird die Methode dann als Kompromiss mit der Zielästhetik formuliert und realisiert: auf vollständige Dokumentation und Transparenz des editorischen Prozesses wird verzichtet, um das Ergebnis dem gewohnten Aussehen gedruckter Texte anzunähern.<sup>917</sup> „Nachhelfen zum Behufe der Sauberkeit“. Bevor man die technischen Möglichkeiten zugunsten einer konsequenten Methode auszureizen beginnt, verzichtet man oftmals lieber direkt auf scheinbar schwierige Anforderungen.

*Zielästhetik des Layouts.* Nicht nur der Text soll „sauber“ sein. Vielmehr folgt die ganze gedruckte Seite einer Edition einem vorgegebenen idealtypischen „Muster“, das ein Ergebnis der technisch-medialen Bedingungen der Druckkultur ist.

„Daß der textkritische Apparat *unter* den Text gesetzt wird, geschieht aus Rücksicht auf die Verhältnisse des Buchdrucks, besonders auf das Format unserer Bücher. Viel anschaulicher ist die Praxis der Handschriften in Altertum und Mittelalter, die den äußeren Rand dazu verwenden. Man könnte das vielleicht in besonders geeigneten Fällen, z.B. bei der griechischen Tragödie, auch im Druck versuchen, natürlich nur für die wichtigeren Bemerkungen.“<sup>918</sup>

---

<sup>915</sup> Steer, Textgeschichtliche Edition (1995), S. 287 in Bezug auf die ausdrückliche Stackmann-Forderung, dass alle Stellen, an denen das *iudicium* des Herausgebers den Ausschlag gegeben hat, kenntlich gemacht werden müssen.

<sup>916</sup> Koch, Urkundenedition (1989), S. 23 nennt als eines der Ziele der Edition: „ein ruhigeres Schriftbild“!

<sup>917</sup> Eine der Strategien war hier z.B. der Abschied vom Variantenapparat, der mit Verweiszeichen im Text angesteuert wurde und seine Ersetzung durch den lemmatisierten Apparat (der den Text über Zeilennummern referenziert). Zur Gewinnung eines saubereren Lesebildes wurde hier nebenbei die Verweisrichtung umgedreht (Text Apparat – Apparat Text). Das hat natürlich Auswirkungen, nicht nur auf die Erscheinung der Edition (ob man variante Stellen im Text hervorhebt oder nicht), sondern auch auf ihre Benutzung!

<sup>918</sup> Maas, Textkritik (3 1957), S. 16.

Auch weil das Hochformat als Lesestandard vorgegeben ist, werden Text und Noten vertikal organisiert. Das läuft offensichtlich dann den eigentlichen editorischen Verhältnissen zuwider, wenn sich die Varianten oder Anmerkungen ja auf bestimmte *Zeilen* des Textes beziehen. Trotzdem scheint sich die Frage nach querformatigen Editionen nicht – oder nur bei den „wichtigen“ Fällen zu stellen. Diskutiert wird immerhin das Format der Ausgabe: Großformatig, um der Komplexität und Vielschichtigkeit der Inhalte gerecht zu werden, oder kleinformatig, weil es bequemer zu benutzen ist.<sup>919</sup> Letztlich machen Hochformat und eine auf jeden Fall eng begrenzte Fläche klare Vorgaben. Das Zielmedium fungiert als Platzanweiser. Als ästhetisches Modell teilt es dann aber nicht nur die Position, sondern auch den „Raum“ zu. Bereits Lachmann hatte angedeutet, dass der Apparat einen bestimmten Anteil an der Druckseite nicht überschreiten sollte. Der Apparat sollte sich nicht optisch vor den Text drängen, er sollte ihn nicht überwiegen, er sollte ihm seinen ersten Platz in der Rangfolge nicht streitig machen. Wir hatten oben bereits das daraus entstehende Problem der „Menge“ behandelt: Es durften – unabhängig von der Überlieferung und den inhaltlichen Erfordernissen – nur so viele Varianten bzw. Sachanmerkungen gegeben werden, wie dieses typografisch-topografische System vorsah.<sup>920</sup> Mit dem Buchdruck etablierte sich ein optisches Modell, das Status und Bedeutung der Teile über ihre Stellung und Größe visualisiert. Ein in diesem Sinne „ausgewogenes“ Maß ist anzustreben, Verstöße dagegen sind von „Übel“, weil sie die Programmlogik der gedruckten Seite stören.

„Der *Druck* und dessen Anordnung sollten immer deutlich, dabei aber compact sein. Allzu breite Ränder und leer gelassene Zwischenräume sind zu tadeln, denn weißes Papier kauft man im Papierladen, im Buchladen sucht man bedrucktes. Da es nicht schön ist, lateinische und deutsche Lettern zu mischen, so bedient man sich am besten der ersteren.“<sup>921</sup>

Die Inhalte der Edition und ihre Strukturierung werden somit einer visuellen Zielästhetik unterworfen. Zugleich ist hier erneut die typografische Normierung als Spielart der optischen Standardisierung angesprochen. Die Einebnung der informationellen Differenzierungen, die mit unterschiedlichen Schriftarten teilweise schon in

---

<sup>919</sup> So wurden die ersten *Scriptores*-Bände der MGH angeblich auch deshalb in Folio gedruckt, damit man die annalistischen Texte parallel in mehreren Kolonnen geben konnte. Dagegen plädierte z.B. Böhmer, *Ansichten* (1850), S. 134 für die Verwendung kleiner Buchformate, weil diese bequemer zu benutzen seien.

<sup>920</sup> Reichmann, *Sprachgeschichtliche Perspektiven* (1978) kommt von dem Befund, dass wenig Text mit viel Apparat „unschön“ wirke, direkt zur Methodendiskussion, wie denn Lesarten sinnvoll auszuwählen seien (auf dass die Methodologie weiterhin den technisch-medialen Vorgaben folgen könne).

<sup>921</sup> Böhmer, *Ansichten* (1850), S. 134.

den Quellen vorkommen,<sup>922</sup> teilweise auch erst in der Edition dokumentiert werden könnten,<sup>923</sup> wird mit der Berücksichtigung typografischer Ästhetik begründet. Die Visualisierung der Unterscheidung wird der Visualität der Gleichmäßigkeit geopfert. Dabei ist man in letzter Zeit durchaus zu der prinzipiellen Einsicht gekommen, dass es sich beim Layout um eine „Mitteilung“, um eine medial spezifische „Sprache“ handelt. So widmet z.B. Paul Harvey in seinem knappen Handbuch für die historische Editionspraxis den Fragen nach dem Layout erstaunlich viel Aufmerksamkeit: Man benutze typografische und seitenstrukturelle Mittel, um ganz bestimmte Eindrücke zu erzeugen – also um etwas ganz Bestimmtes *auszudrücken*.<sup>924</sup> So könne man z.B. mit Hilfe des Layouts darauf zielen, die Beziehungen zwischen Textteilen des Dokuments auch optisch herauszustellen „to bring out the flavour of the original document“.<sup>925</sup> Man kann das Layout der Vorlage entweder *nachbilden* oder es durch eine „logischere“ Struktur *ersetzen*, mithin einen editorisch-interpretatorischen Normalisierungsprozess durchführen.<sup>926</sup> Wie auch immer: wenn die visuellen Strukturen der Vorlagen wie auch der gedruckten Editionen als *Sprache* verstanden werden, dann ist auch klar, dass zwischen ihnen ein Transkriptionsprozess stattfindet, der mit den gegenläufigen Operationen von Authentizitätswahrung und Normalisierung methodisch beschrieben werden kann: „Normalisation of the layout can be reduced to the minimum, just like normalisation of the text.“<sup>927</sup> Obwohl Harvey hier eine Anleitung für die Praxis geben will, kann seine Haltung nicht als typisch für die editorische Realität gelten. So wie anfänglich die Bewahrung der *Textgestalt* für unnötig gehalten wurde, weil in einem idealistischen Textverständnis der Text mit seinem „Inhalt“ gleichgesetzt wurde, so wird heute immer noch die Bewahrung der *Dokumentgestalt* für überflüssig gehalten, weil das Dokument bloß als Träger *linguistischer* Zeichen aufgefasst wird. Die geltende Methodologie sieht vor, dass

---

<sup>922</sup> Auch in diesem Sinne bedeutet die fortschreitende typografische Normierung eine Simplifizierung und Informationsreduzierung: Seit dem Mittelalter und bis weit in die Neuzeit war es ja üblich gewesen, die Zugehörigkeit bestimmter Wörter zu einer Sprache durch die Verwendung der „entsprechenden“ Schrift deutlich zu machen, also z.B. deutsche Texte/Wörter in „deutscher“ Schrift (Fraktur) zu geben und lateinische in „lateinischer“ Schrift.

<sup>923</sup> Hier wären unterschiedliche Schriftarten z.B. zur Unterscheidung der Texte und Textteile zu verwenden, die entweder original aus den Quellen entnommen oder vom Editor hinzugefügt worden sind.

<sup>924</sup> Ganz im Gegensatz zu Böhmers Auffassung vom „compacten“ Druck (siehe oben das durch Anmerkung 921 referenzierte Zitat) lobt Harvey, *Editing* (2001), S. 61 z.B. die Wahl einer kleinen Schrifttype und viel freien Raum auf der Seite, „[which] focus attention on the text and its divisions, making for easier, more efficient access“.

<sup>925</sup> Harvey, *Editing* (2001), S. 60.

<sup>926</sup> Man denke hierbei z.B. an Briefe, die oftmals eine ganz spezifische visuelle Struktur aufweisen. Diese wiederzugeben beansprucht zwar mehr „Platz“ in einer gedruckten Edition, die Briefe aber zu einfachen fortlaufenden Texten zu komprimieren, würde die visuelle Ausdrücklichkeit des historischen Dokuments reduzieren. Die ökonomische Entlastung der Edition korrespondiert so mit einer Reduktion der enthaltenen Informationen.

<sup>927</sup> Harvey, *Editing* (2001), S. 63.



nur diese Informationsebene, nur dieser Zeichenbestand abgebildet und in einem Umformungsprozess den ästhetischen Zielmarken des typografischen Normlayouts unterworfen wird. Auch hier folgt also die Methodenbildung den technisch-medialen Vorgaben und nicht den Eigenheiten der zu erschließenden Überlieferung.

### ***Medium und Mentalität. Mentalität und Methode***

Was soeben als direkte Auswirkungen technischer Bedingungen auf Praxis und Methodologie der Edition beschrieben wurde, sind nur die unmittelbar sichtbaren Beziehungen zwischen Medium und Methode. Weitaus wirkmächtiger noch sind jene Grundhaltungen, die so sehr zu einer Selbstverständlichkeit geworden sind, dass ihre technologischen Ursprünge bereits in Vergessenheit geraten waren, als man anfangs, die Edition als wissenschaftliches Verfahren zu entwickeln. Der Buchdruck fördert bestimmte Praktiken und etabliert so langfristig bestimmte Charakteristika nicht nur der Erscheinungsweise dieses Mediums, sondern auch seiner Inhalte. Er führt zu einer medienspezifischen Konstruktion von Vorstellungen, *was* diese Inhalte seien. In einem evolutionären Selektionsprozess überleben und verfestigen sich Grundhaltungen, die dem Medium angemessen sind und werden jene Ideen ausgesondert, die sich in ihrer technischen Realisierung als zu sperrig erweisen. Dieses Phänomen wird auch dadurch nicht weniger deutlich, dass die Technik des Buchdrucks einen *weiten* Rahmen für vielfältige und auch abweichende Praktiken vorgibt. Zu den Grundtendenzen, die im Folgenden zu beschreiben sind, werden sich immer wieder auch praktische Gegenbeispiele finden lassen. Gerade ihre Seltenheit aber sollte als Indiz dafür betrachtet werden, dass das Medium des gedruckten Buches diese Ansätze nicht fördert, sondern nur als – teuer zu erkaufende – Abweichung vom Standardprogramm zulässt. Die „typografische Mentalität“ soll im Folgenden als eine Serie von Dogmen beschrieben werden, die als implizite oder explizite Grundhaltungen den Rahmen auch für die Entwicklung einer Editionsmethodologie abgegeben haben, der als Prozess der Umformung von Überlieferungsträgern aller Art in „gedruckte Bücher“ anzusehen ist. Diese Grundsätze der medialen Kultur des Buches, die jeweils nur kurz skizziert werden sollen, sind:

1. Texte repräsentieren abstraktes Wissen. Bücher materialisieren Ideen.
2. Der Inhalt (von Büchern) sollte (linearer) Text und nur Text sein.
3. Texte sind sinnvoll.
4. Ein Text besteht aus genormten (Standard-)Zeichen und wird in einer standardisierten Sprache gegeben.
5. Ein Text ist immer mit den Kategorien von Autor und Werk(-titel) zu identifizieren.

6. Texte (Werke) sind eindeutig. *Das Werk des Autors hat eine richtige endgültige Form.*
7. Der Autor (Herausgeber) hat die Herrschaft über den Text. Was die richtige Form ist, unterliegt letztlich der Autorität des Editors als letztem Autor.
8. Neue Fassungen eines Drucks ersetzen immer ältere Fassungen. Die letzte Fassung ist die gültige Fassung.
9. Texte sind dann zu drucken, wenn sie einen gleichmäßigen, abgeschlossen und endgültigen Zustand erreicht haben.
10. Texte sind in Elemente gegliedert, deren (u.a. hierarchisches) Verhältnis zueinander durch Layout angezeigt wird. Der Buchdruck operationalisiert eine medienspezifische Programmlogik durch die Visualisierung von Text-Element-Strukturen.
11. Gedruckte Texte realisieren genau eine Sicht, eine Nutzungsperspektive.
12. Der „Status“ eines Textes wird auch durch seine äußere Form anschaulich gemacht.

Dies ist keine systematische oder gar vollständige Beschreibung der Grundsätze der Druckkultur.<sup>928</sup> Es ist vielmehr eine erste Liste von Prinzipien, die bei der Entwicklung editorischer Konzepte mittelbar als oft unhinterfragte Grundsätze eine Rolle gespielt haben, und deren Einfluss auf die Herausgabe von Quellen und Texten auszuloten ist. Einmal mehr ist aber darauf hinzuweisen, dass nichts von diesen Haltungen selbstverständlich ist, sondern alles auch als Produkt ganz bestimmter technologischer Bedingungen beschrieben werden kann.

(1) *Texte repräsentieren abstraktes Wissen. Bücher materialisieren Ideen.* Ideen und abstraktes Wissen lassen sich sprachlich ausdrücken. Gerade der normierte Code der Typografie wird als adäquates Konzept verstanden, um Gedanken und Argumentationen eine logische Form zu geben. In der typografischen Kultur sind Texte und Bücher nicht mehr flüchtige Äußerungen (wie in der gesprochenen Sprache), sondern stabilisierte Objekte für Informationen, intentional Wahrheiten.<sup>929</sup> Texte – und gedruckte Bücher als Textträger – haben nicht die Funktion, andere Medien zu repräsentieren, andere Dokumente abzubilden, sondern deren „Inhalte“! Dieser Gedanke legitimiert sich rekursiv: Hinter ihm steht die Vorstellung, dass *alle* Medien

---

<sup>928</sup> Einen solchen Versuch unternimmt allerdings zuletzt Giesecke, *Mythen* (2002), im Wesentlichen zwar in der Gegenüberstellung mit den digitalen Medien, vom Grundansatz her aber epochen- und medienübergreifend.

<sup>929</sup> Ong, *Oralität* (1987), S. 126: „Nachdem das Drucken einigermaßen gründlich interiorisiert war, betrachtete man das Buch eher als eine Art von Objekt, welches wissenschaftliche, fiktionale oder andere Informationen ‚enthält‘, statt wie früher als Äußerung.“

etwas transportieren sollen, das jenseits ihrer materiellen Gestalt liegt. Die Ausschließlichkeit dieses Konzepts ist erst in letzter Zeit, mit dem Aufkommen der nicht nur technischen, sondern gänzlich automatischen Reproduktionen (angefangen mit der Fotografie) fragwürdig – nämlich als technisch relativ erkennbar – geworden. Das typografische Prinzip der vertexteten Ideen ist die Grundlage vieler der im Folgenden zu beschreibenden Grundsätze. So kann es deshalb nur *einen* richtigen Text geben, weil der Text ja für *eine* Idee steht. Oder: Weil im Buchdruck Inhalte *präsentiert* und nicht andere Dokumente (Medien) *repräsentiert* werden sollen, verfehlen z.B. die fotografischen Wiedergaben die Funktion des Druckmediums. Dessen Aufgabe ist es ja gerade, das wiederzugeben, was *hinter* dem Sichtbaren liegt. Gerade wissenschaftliche Werke – wie die Editionen – sollen nicht anschaulich sein. Der Editor als sehender Deuter schält das Wesentliche aus den anderen Erscheinungsformen heraus und realisiert so die Intention des Dokuments bzw. ihren Sinngehalt in einer erneuten Codierung durch die typografischen Zeichen. Gibt er Faksimiles, und sei es nur zur Sicherstellung von Transparenz und Überprüfbarkeit, so geht das an seiner Aufgabe vorbei: den Inhalt der Überlieferung herauszuarbeiten und in den anerkannten Formen moderner wissenschaftlicher Logik – also als reiner und gereinigter Text – bereitzustellen.

(2) *Das Text-Dogma: Der Inhalt (von Büchern) sollte (linearer) Text und nur Text sein.* Bücher enthalten Texte. Alles andere kann bestenfalls Beigabe – Illustration – sein. Wenn es um die Erschließung der Vergangenheit ging, dann gerieten vorzugsweise texttragende Überlieferungseinheiten in den Blick der Editoren: Dokumente und Objekte, deren „Sinn“ sich Wesentlichen auch aus visuellen Informationen ergab, wurden dagegen weniger stark berücksichtigt. Das Zielmedium Buch mit seiner Zieldarstellung Text führte zu einer selektiven Aufarbeitung der Überlieferung. Und selbst da, wo die Texte von optischen Informationselementen begleitet wurden, richtete sich das Interesse vor allem auf die Schriftzeichen unter Vernachlässigung der Bildzeichen.<sup>930</sup> Diese Grundhaltung, aus einer philologischen Fixierung auf die Schriftzeichen heraus die übrigen visuellen Zeichen auszublenden, wird in letzter Zeit auch treffend als „philologischer Ikonoklasmus“ beschrieben.<sup>931</sup>

Die Gegenstände editorischer Erschließung sind vielschichtige Informationssysteme. In handschriftlichen Kulturen werden die Zeichen nur nicht in Linie gesetzt, sondern in einem zweidimensionalen Schriftraum relativ frei platziert. Die immer

---

<sup>930</sup> Für den Einzelfall beschreibt z.B. Hartmann, Brauchen wir neue Editionen (1996), S. 244 wie aus der Überlieferung nur die Textteile ediert und „die in den Handschriften enthaltenen hochinteressanten Diagramme [...] nur in geringem Maß übernommen“ werden. Den idealen Text stellten sich viele Editoren wie auch den „Urtext“ als illustrationslos vor – er war ihnen eben als Zielmarke ein abstrakter, nicht medial gebundener, Text als verschriftlichte Sprache.

<sup>931</sup> So Camille, Sensations (1998), S. 44. Siehe auch die Detailstudie von Michael Camille, Philological Iconoclasm: Edition and Image in the „Vie de Saint Alexis“, in: Medievalism and the Modernist Temper, hg. von R. Howard Bloch und Stephen J. Nichols, Baltimore 1996, S. 371-402.

gleiche Zeile als Grundraster der Formatierung war zwar in vielen Dokumentarten eine Idee, aber kein strenger technischer Rahmen. Von ihr konnte nach Belieben ebenso abgewichen werden, wie der Schriftraum durch weitere Zeichen, Symbole und Zeichnungen besetzt werden konnte. Mit der Linearität der nacheinander zu setzenden Typen beginnt eine Informationsreduktion des Buchdrucks, die manchmal als Verringerung der Dimensionalität beschrieben wird.<sup>932</sup> Die variabel mit Zeichen belegte Seite wird durch die gegebene Technologie auf das typografisch Darstellbare semiotisch reduziert.<sup>933</sup> Selbst dort, wo räumliche Ordnung und grafischer Kontext im Originaldokument den Sinn eigentlich erst herstellen, wird er der linearen Form des Standardtextes unterworfen.<sup>934</sup> Der Text des Ausgangsdokuments wird aus einer medialen Sicht heraus entkontextualisiert. Dies geschieht aus einer Ideologie heraus, die vorgibt, zum Wesentlichen hinter der zufälligen und unvollkommenen Materialisierung der Überlieferung vorzudringen. Doch dort findet nur eine weitere Entkontextualisierung statt. Die Verluste, die beim Übergang von einer realen Kommunikationssituation zu einer ersten Medialisierung eingetreten sind, sollen ja gar nicht wieder ausgeglichen werden – es findet vielmehr eine radikale Formung allein im Geiste des schließlichen typografischen Zielmediums statt. Ein Beispiel: Die überlieferten Handschriften mittelalterlicher „Lyrik“ werden als handschriftlicher Zeichenraum auf einen typografischen Code reduziert, um zum „Originaltext“ vorzudringen. Dieser authentische „Text war [aber] nur *ein* Teil des Gesamtkunstwerkes“. Er wurde in der originalen Kommunikationssituation z.B. von Musik und Gestik begleitet. „Diesem Umstand wird indes bei der Edition und Interpretation von mittelalterlichen Texten wenig bis keine Beachtung geschenkt.“<sup>935</sup> Im Gefolge des Druckparadigmas ist damit eine doppelte Entkontextualisierung (und Dehistorisie-

<sup>932</sup> Manchmal ist davon die Rede, dass handschriftliche Aufzeichnungen dreidimensional seien, weil sie auf der zweidimensionalen Schriftfläche des Blattes eine chronologische Abfolge als dritte Dimension festhalten würden (in einer anderen Sicht ist es die Vielschichtigkeit der Überlieferung oder die Versionalität der idealisierten Werke, die zur Dreidimensionalität führt). Das gedruckte Buch sei dagegen zwar als Körper dreidimensional und als Druckseite zweidimensional, seinem Wesen nach aber bloß eindimensional, weil es im Grunde nur das Prinzip der linearen normierten Zeichenkette zu realisieren versuche. U.a. Huitfeld, *Multi-Dimensional Texts* (1995), S. 235 spricht davon, wie Texte prinzipiell multidimensional sein können, im Buchdruck (und als elektronischer Text) aber in eine eindimensionale Struktur gepresst werden.

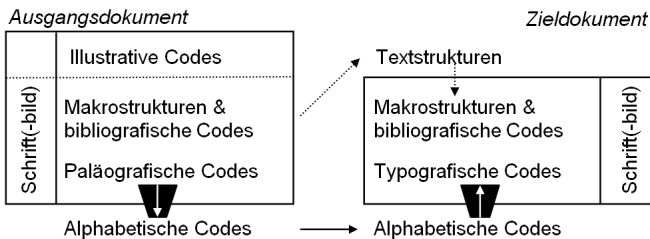
<sup>933</sup> Zum Prinzip der semiotischen Reduktion siehe auch Ernst, *Mediävistik* (2004).

<sup>934</sup> Gerade im Umkreis der neueren Forschungen zur pragmatischen Schriftlichkeit einer vortypografischen Kultur werden die sinnstiftenden Ordnungsmuster des Schreibraumes als relevant erkannt. Dazu u.a. Hildbrand, *Quellenkritik* (1995), S. 364f: „Welche Bedeutung hat aber die Berücksichtigung der räumlichen, mithin dreidimensionalen Qualität von Schriftstücken für die Analyse?“ Auch wenn die Probleme der n-Dimensionalität schrifttragender Dokumente hier nicht vertieft werden soll, denke man nur an listenförmige Aufzeichnungen oder andere Notizen, deren eigentliche Aussage erst durch die „kategoriale Zuordnung“ zu anderswo gegebenen Rahmen (z.B. Überschriften) entsteht. Allzu oft sind diese inneren Strukturen zugunsten einer Textlinearisierung zerstört worden.

<sup>935</sup> Beide Zitate Bein, *Einführung* (1995), S. 29.

rung) vollzogen: sie ist *medial* (als Entkontextualisierung der Überlieferungsträger selbst) und *real* (in der Entkontextualisierung der durch die Dokumente überlieferten Situationen). Das angebliche Ziel auf das, was *hinter* den überlieferten Dokumenten steht, ist eine Chimäre. Allein die Einfügung eines medialen Ausschnitts in die stummen und regulierten Standard-Textformate des gedruckten Buches ist hier leitendes Programm. Dabei erweist ein genauer Blick auf ältere (auch medial vermittelte) Kommunikationsformen, dass die Übersetzung in das Paradigma des linearen Textes weder inhaltlich noch strukturell adäquat sein kann.

Der Wunsch, die Ergebnisse der Erschließungsarbeiten in einem typografischen Code zu präsentieren, führt zur (ausschließlichen) Bevorzugung jener Informationsebenen, die ihm am nächsten kommen. Das sind jene – auch in handschriftlichen Dokumenten *intentional* weitgehend normierten – Schriftzeichen des „Alphabets“, die einen linguistischen Code wiederzugeben scheinen. Die Tendenz der Drucktechnik zur Konzentration auf die linguistischen Informationen ist trivial aber wirkmächtig. Der daraus resultierende editorische Ansatz, die Fixierung auf den „Text“ als Buchstabenfolge, kann als mediale Schnittmengenbildung beschrieben werden: per Transkription wird transportiert, was in Ausgangs- und Zielmedium gleichermaßen auffindbar und abbildbar ist. Dabei wird von einer idealisierten Sicht ausgegangen: der Zeichencode ist ein Abstraktum, seine reale Ausprägung wird ebenso wie seine Nebensysteme – obwohl sie auf beiden Seiten gleichermaßen vorhanden sind – ausgeblendet. Was hier also in einem typografischen Muster jeweils als „Rauschen“ – für das die Mentalität der Druckkultur keinen Sensor aufweist – unterdrückt wird, sind außer den informatischen Nebensystemen auch die realen Erscheinungsweisen jener abstrahierten Codes, die als einzige wahrgenommen werden. Das Phänomen gilt deshalb gleichermaßen für die Edition handschriftlicher wie bereits gedruckter Quellen und mag durch Skizze 3 veranschaulicht werden.



3) Skizze: Konstruktion des editorischen Schriftbildes (z.B. aus einer handschriftlichen Vorlage)

Die Transformation von Dokumenten hin zu gedruckten Wiedergabeformen ist ein Recodierungsprozess, bei dem Teile der ursprünglichen Informationsebenen

ausgeblendet und andere durch eine Interpretation in einen abstrakten – scheinbar gemeinsamen – Code überführt werden. Aus einem (oder mehreren) Ausgangsdokumenten wird ein Zieldokument (Edition) erstellt, indem ...

- die illustrativen (bildlichen) Codes normalerweise als nicht zum Text gehörig ignoriert werden,
- die Makrostrukturen und bibliografischen Codes teilweise (deshalb die Strichlung der Pfeile) „gelesen“, also als eine abstrakte Textstruktur interpretierend übersetzt werden,
- die paläografischen Codes gelesen werden: d.h. interpretiert und auf idealisierte alphabetische Codes zurückgeführt – selbst aber anschließend ausgeblendet – werden,
- diese alphabetischen Codes im typografischen Satz ausgeprägt werden, ggf. unter Einsetzung zusätzlicher Informationen (Groß-Kleinschreibung, Interpunktion etc.)
- und schließlich um Makrostrukturen und bibliografische Codes aus dem Layout-Repertoire des Buchdrucks ergänzt werden, die teilweise Ausdruck der gelesenen – oder einer editorisch konstruierten – Textstruktur und teilweise medienspezifische Beigabe sind.

In vermittelter Weise entsteht so aus dem ursprünglichen „Schriftbild“ des Ausgangsdokuments das „Schriftbild“ der Edition. Angesichts des beschriebenen Prozesses kann nicht verwundern, dass beide in der Praxis auf den ersten Blick meistens keinerlei Ähnlichkeit mehr zueinander aufweisen. Die Identifikation der einzelnen Code-Ebenen ist im Übrigen wieder abhängig von einem jeweils interpretativen Standpunkt. Ausgemalte Initialen z.B. können als illustrativer Code aufgefasst werden und würden dann am besten als faksimilitische Abbildung übernommen werden. Sie können aber auch als Teil der Makrostruktur und als bibliografischer Code verstanden werden und dann in unterschiedlicher makrostruktureller Funktion (z.B. als vergrößerter Buchstabe oder als Kapitelteilung) wiedergegeben werden. Sie werden aber zugleich auch als paläografischer Code interpretiert und auf das entsprechende alphabetische Zeichen zurückgeführt.

Edition als Recodierung eines bestimmten Informationssegments wurde so lange als natürlich empfunden, wie es alternativlos war (und der Text als bloßer Stellvertreter abstrakter Ideen galt). Erst durch den aktuellen Medienwandel zeigt sich, dass im Buchdruck durch einen engen Fokus der interpretatorischen Identifikation von Informationen nicht „die Vorlagen“, sondern nur ein Ausschnitt der Informations-Wirklichkeit wiedergegeben wurde. Dass die Überlieferung durch die Brille des Zielmediums gesehen worden war: reduziert auf ihre textliche Seite im Sinne

eines medienunabhängigen linguistischen Inhalts. Insofern geht man heute davon aus, dass eine unveränderte Wiedergabe der meisten historischen Dokument- oder Werkarten im Druck gar nicht möglich ist. Jerome McGann untersucht in seinen Texten immer wieder die inhärente Filterfunktion der Drucktechnologie, die ganz bestimmte Informationsebenen (die linguistischen Codes) bevorzugt und andere (die bibliografischen und die visuellen Codes) ausblendet – wodurch nach heutigem Verständnis dann auch der Bedingungsraum für die Konstitution des Sinns eines Textes = Dokuments durch den Leser neu modelliert wird. Mats Dahlström bespricht dieses Problem ausdrücklich anhand der Edition klassischer lateinischer oder griechischer Texte: nicht die Inhalte des Gegenstandes, sondern die spezifische *Dokumentarchitektur* des Zielmediums sind letztlich entscheidend für die Ausgaben. Hier würde ein ganz bestimmtes semiotisches System auf die Inhalte angewendet werden; ein System, das einzelne Informationsebenen als „noise“ unterdrücken würde und andere teils *reproduzieren* (die mediale Schnittmenge), teils erst *produzieren* (die mediale Differenz des Buchdrucks) würde.<sup>936</sup> Und auch Paul Harveys jeden medientheoretischen Eskapismus' unverdächtigen Überlegungen zur historischen Editionspraxis lassen sich so lesen: der Druck gibt einen ganz bestimmten Coderaum – einen Recodierungsrahmen – vor, der mit der Transkription als Transformation zugleich eine unvermeidliche medienspezifische Distanz zwischen Original und Edition herstellt.<sup>937</sup>

(3) *Texte sind sinnvoll.* Weil Texte abstraktes Wissen und Ideen realisieren, zugleich als zentrale Teile des auf Rationalität und Wahrheit zielenden Wissenschaftsdiskurses gesehen werden, besteht die Tendenz, in der Edition fehlerhafte Texte zu „verbessern“. Wiedergegeben werden soll nicht, was in der Überlieferung da ist, sondern das, worauf die Dokumente verweisen: Auf die Inhalte hinter ihrer Erscheinung, die richtig und sinnvoll sein müssten. In der Praxis der Edition wird häufig den problematischen Stellen eines Dokuments ein Sinn beigelegt, weil man davon ausgeht, dass dieser ursprünglich vorhanden oder wenigstens vorgesehen war und erst durch den Prozess der Dokumentwerdung oder der Überlieferung gestört wurde. In den Augen des richtenden Editors „Unsinniges“ wird richtiggestellt oder einfach ignoriert.<sup>938</sup>

<sup>936</sup> Dahlström, *Drowning by Versions* (2000). Für die klassische Literatur sieht er in der gedruckten kritischen Edition einen medial gleich doppelt inadäquaten Realisierungsversuch. Zielte es auf das virtuelle Werk, dann könne es dessen Komplexität (die Vielschichtigkeit der Überlieferung und der Fassungen) nicht bewältigen. Zielte es auf seine mediale Gestalt (an die auch die ursprüngliche Intention gebunden war), dann sei es schon als „Buch“ der ursprünglichen Rollenform nicht angemessen.

<sup>937</sup> Siehe Harvey, *Editing* (2001), S. 40.

<sup>938</sup> Am Beispiel bespricht dies Hartmann, *Brauchen wir neue Editionen* (1996), S. 240 und verweist dabei auf Clausdieter Schott, *Zur Geltung der Lex Alamannorum*, in: *Die historische Landschaft zwischen Lech und Vogesen*, hg. von Pankraz Fried und Wolf-Dieter Sick, Freiburg i.Br. 1988, S. 95, der meint, dass in der *Lex Alamannorum* – die übrigens eher auf der symbolischen denn praktischen Ebene benutzt

(4) *Ein Text besteht aus genormten (Standard-)Zeichen und wird in einer Standardsprache gegeben.* In der typografischen Wiedergabe wird nach Möglichkeit alles in Text umgewandelt. Im Recodierungsprozess werden der Rahmen und der Zielzustand dann durch die jeweils aktuell gültigen Druck-Text-Standards gesetzt. Welcher Zeichenraum für die Realisierung der Mikrostrukturen des Textes zu verwenden ist, ergibt sich aus den gerade gültigen Normen, ist also historisch höchst variabel. Erst die Etablierung des Buchdrucks führte dazu, dass ein bestimmter Zeichensatz, der auch eine Reihe weiterer modifizierter und Sonder-Zeichen für die Codierung nicht sprechsprachlicher, sondern schriftsprachlicher grammatischer und textstruktureller Phänomene enthielt, festgelegt wurde. Die Normierung der Zeichen ging mit der Normierung der Sprache einher: Hatte man (in den Volkssprachen) vorher versucht, die Laute durch Buchstaben möglichst genau abzubilden, und dabei auch regionale Unterschiede berücksichtigt, so setzte sich mit der Druckschrift eine überräumliche Norm durch.<sup>939</sup> Typisch für die Vorrangigkeit der typografischen Mentalität vor der prinzipiellen technischen Realisierbarkeit ist nun die Tatsache, dass in der Edition weder auf die Varianz der Zeichen noch auf die der Sprache Rücksicht genommen wurde. *Technisch* wäre die Beibehaltung beider durchaus möglich gewesen. Spezielle Typensätze sind herstellbar und gegen eine Beibehaltung der historischen Schreibweisen spricht ebenfalls nichts – oft noch nicht einmal die angebliche bessere Verständlichkeit. Beides erklärt sich wesentlich aus den Normierungen der Druckkultur. Die vorher bestehenden Unterschiede waren erst von ihr eingeebnet worden und wurden nun als „unnormale“ empfunden. Als fehlerhafte Abweichungen von einer Schrift- und Sprachnorm, deren erreichte Idealität man historisch rückwärts fortzuschreiben bemüht war. Dabei kann es nicht anders denn als eine mediale Ideologie bezeichnet werden, wenn man aus den modernen etablierten Normierungen heraus davon ausgeht, dass auch alle früheren Schreiber zumindest einen *Willen* zu einheitlicher Orthografie und Sprache gehabt hätten, den erneut zu verwirklichen deshalb auch die Aufgabe des Editors sei.<sup>940</sup>

(5) *Das Dogma von Autor und Werk.* Jeder Text sollte einen Titel haben. Dann ist er als Werk erkennbar. Noch wichtiger ist, dass er einen Autor hat, dem er zuzuordnen ist.

---

worden sei! – bzw. in ihrer MGH-Edition im Gefolge des Sinnstiftungsdogmas „der größte Unsinn [...] auch in den Variantenapparaten nicht ausgewiesen“ sei.

<sup>939</sup> Zu diesen Prozessen ganz kurz u.a. Singer, *Historische Graphetik* (1984), S. 401f. Aus kulturhistorischer Sicht auch Danielle Trudeau, *Kleine Sprachfabrik – Die Druckerwerkstatt im 16. Jahrhundert*, in: *Schrift*, hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer, München 1993, S. 67-80.

<sup>940</sup> Häufig findet sich in den EditionsVorworten die Begründung, man greife zu Emendationen, damit der Text schließlich so werde, wie es der Urheber immer schon gewollt habe. Ein Beispiel aus der neuesten Praxis: Harald Zimmermann zielt in seiner Edition der „*Chronica regum Romanorum*“ des Thomas Ebendorfer (MGH *Scriptores rerum germanicarum n.s.* 18, Hannover 2003), S. LXXX hinsichtlich der Orthografie darauf, „wie Ebendorfer schreiben wollte“ – dabei ist das Fehlen eines *Willens* zu einheitlicher Schreibung offensichtlich.



Mit der Kombination von Autor und Werktitel ist jeder Text eindeutig identifizierbar und adressierbar. Der Individualität des Sprechens / Schreibens ist damit ebenso Rechnung getragen, wie der Verantwortlichkeit und den Rechten *an* einem Text. Ein schönes logisches System. Aber auch dieses ist nicht zwingend und zeitlos, sondern das Ergebnis der Bedingungen einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Technologie. *Vor* der Durchsetzung der Druckkultur galten und *heute* gelten wieder offensichtlich andere Bedingungen. In der handschriftlichen Kultur des Mittelalters z.B. spielte das Prinzip der individuellen Urheberschaft (und der Etikettierung durch Titel)<sup>941</sup> nicht die gleiche Rolle wie in der Druckkultur. Es gab keine Rechte und keine Verantwortlichkeit aus dem privaten Erfinden des Textes heraus. Vor der persönlichen ökonomischen Verwertung von Texten brauchte die „Urheberschaft“ nicht gesichert zu werden. Und an der Stelle des *Erfindens* stand noch das Konzept des *Auffindens*. Alle Wahrheit war, da bei Gott, schon vorhanden und konnte nicht durch den Einzelnen erschaffen, sondern nur aufgedeckt werden.<sup>942</sup> Und die Erzählungen waren kollektiv: sie konnten aktualisiert, aufgeführt und auch niedergeschrieben werden, aber warum hätte man sie einem einzelnen Vortragenden zuordnen und mit einem festgelegten Titel kennzeichnen sollen? Die Geschichten waren noch nicht die Geschichten / Werke *von* einem bestimmten Autor, sondern wurden allenfalls in *dieser* konkreten Fassung oder Aufführung von jemandem aktualisiert. Erkennbar waren sie noch entweder *durch* ihren und *als* ihr Inhalt, oder durch ihre Materialisierung z.B. in einer Handschrift.<sup>943</sup> Der „Autor“ als alleiniger Schöpfer einer Geschichte bzw. dann eines „Werkes“ ist – wie auch der Schriftsteller mit seiner Orientierung auf den Publikationsprozess eines dann normierten Textes – ein Konstrukt bzw. Produkt der typografischen Kultur.<sup>944</sup> Michael Giesecke beschreibt die geläufige Relation zwischen Autor (als autonomer, aus sich selbst schaffender Urheber), Verleger (als Modifikator und Korruptor) und Leser (als vereinzelt, rein

---

<sup>941</sup> Das Aufkommen von „Titeln“ signalisiert den Wandel in der Auffassung von Büchern als Objekten oder Dingen anstelle von „frozen utterances“, siehe McKnight, Hypertext in Context (1991), S. 32 im Rückgriff auf W.J. Ong, Orality and Literacy – The Technologizing of the World, London 1982.

<sup>942</sup> Zu diesen Wandlungen siehe neuerdings zusammenfassend Giesecke, Mythen (2002), z.B. S. 70ff.

<sup>943</sup> Zu diesem Prozess des Übergangs von der vor-typografischen zur Druckkultur der Textzuschreibung gibt Kittler, Edition und Reprographie (1991), S. 205ff sehr anschauliche Beispiele.

<sup>944</sup> Zu diesem Phänomen siehe auch Aleida Assmann, Exkarnation: Gedanken zur Grenze zwischen Körper und Schrift, in: Raum und Verfahren, hg. von J. Huber und A.M. Müller, Zürich 1993, S. 133-155, u.a. S. 139: „Der ‚Autor‘ ist ein Produkt der Druckwelt, er ist der exkarnierte, der körperlose Name.“ Am Ende der Druckkultur sehen manche denn auch eine Rückkehr zum kollektiven Autor (gewissermaßen zu mittelalterlichen kollektiven Schreibpraktiken), so z.B. Martha Woodmansee, Vom Autor zum Schreiber, Von der Wiederkehr des Schreibens, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 87/88 (1992), S. 151-158, die S. 156 die neuen Technologien als Ablösung des technisch bedingten Einzelautors beschreibt: „the computer is dissolving the boundaries essential to the survival of our modern fiction of the author as the sole creator of unique original works“.

rezeptiv) als historisch-technischen Übergangszustand.<sup>945</sup> Vor dem Buchdruck sei der Schreiber nur ein Transmitter, ein Aktualisierer im Gespräch mit dem Leser gewesen; der Text gehörte dabei keinem von beiden. Am Ende des Buchdrucks hingegen wurde (mit dem „Tod des Autors“) der Leser so autonom, dass nur ihm der Text gehörte. In einem kommunikations- und medienhistorischen Evolutionsprozess lassen sich dann drei Stufen der Zuweisung des Textes unterscheiden:

1. Der Text ist außerhalb des Individuums (bei Gott, in der kollektiven Erinnerung)
2. Der Text gehört dem Autor (er ist der Schöpfer des Textes und herrscht über ihn)
3. Der Text gehört dem Leser (der Text entsteht erst im Kopf des Lesers)

Den aktuellen Kommunikationsraum des Internet kann man dann als eine erneute Aufweichung des Autor-Werk-Dogmas der Druckkultur beschreiben. Fortlaufend sich verändernde „Texte“ ohne Dokumentation der Änderungen, Unsichtbarkeit von „Autoren“ hinter den – teilweise durch Maschinen generierten „Seiten“ – unmittelbare Kommunikation zwischen kollektiv schreibenden Beiträgern, Auflösung der Textgrenzen durch Verknüpfungsmechanismen und dergleichen mehr mögen die gegenwärtigen Tendenzen hier nur andeuten. Die Theorie der Edition entstammt einer Zeit, in der das Prinzip von Autor und Werk fest etabliert war. Die technischen Bedingungen und die ihnen folgenden Mentalitäten schlagen unmittelbar in editorische Grundhaltungen um:

„Angesichts der Möglichkeit unbegrenzter Vervielfältigung verschärft sich die alte, schon in der Antike gestellte Frage nach dem Original. Und so folgt dem Phantasma des Autors wie ein Schatten der Editor. Seine Funktion ist es, das Trugbild, das Autor heißt, in die Vergangenheit zu projizieren, nämlich den Eigentumsanspruch, den Autoren fortan erheben, für die Toten zu vollstrecken.“<sup>946</sup>

Der Druck fordert den Autor als Identifikationspunkt, also muss er auch bei älterer handschriftlicher Überlieferung aus der Zeit vor dem Druck *hergestellt* werden. Die Edition fetischisiert den Autor.<sup>947</sup> Im Zweifelsfall wird auch das Werk erst konstruiert. Wo neuere Schriftsteller nur verstreute und unzusammenhängende Entwürfe und Notizen hinterlassen haben, da werden sie zu imaginären Buchpro-

<sup>945</sup> Siehe dazu und zum Folgenden Giesecke, *Mythen* (2002), S. 245ff (Kapitel: „Die Mystifikation der Autoren als alleinige Schöpfer“).

<sup>946</sup> Kittler, *Edition und Reprographie* (1991), S. 209.

<sup>947</sup> Duggan, *Some Unrevolutionary Aspects* (1996), S. 85 greift den Vorwurf auf, „that the critical edition fetishizes the author“.

jekten zusammengefasst und editorisch schließlich auch als solche realisiert.<sup>948</sup> Das Werk ist, was der Editor aus dem überlieferten Material herauschält, herausstellt, erfindet. Mittelalterlichen Texten ohne ausdrücklichen Titel wird ein neu erfundener beigelegt. Auch diese werden dadurch erst eigentlich zu *Werken*. Ihnen wird eine Einheitlichkeit zugemessen, eine Eindeutigkeit zugeschrieben, die – z.B. im Falle der Sagen – ihrem historischen Charakter als offenen, fließenden Texten genau entgegengesetzt ist. Die Zielform überwindet die Ausgangsform.<sup>949</sup>

Die Editionstheorien des 19. und 20. Jahrhunderts sind auf der Grundlage von 400 Jahren Druckkultur entstanden. In einem scheinbaren medialen Kontinuum gefangen, projizieren sie ihre eigene Sicht rückwärts und sehen in der Vergangenheit überall Bücher, Texte, Werke und Autoren / Schriftsteller. Es gelingt ihnen nicht, die medialen (Um-)Brüche zwischen den originalen Kommunikationssituationen, der Überlieferung und den jeweils aktuellen Zielmedien in die methodologische Rechnung einzustellen. Die Übergänge von Mündlichkeit zu Schriftlichkeit, offene und kollektive Formen von Erzählung, Texte, denen kein eindeutiger Autor zuzuordnen ist, Texte als nur punktuelle Protokolle von Aufführungen, Texte als Teil einer komplexen Kommunikationssituation (in der sie z.B. als Merksteine und Hilfsmittel für nicht-textliches Wissen und Handeln fungieren)<sup>950</sup> sind nur einige Beispiele für Textformen, die dem typografischen Prinzip der eindeutigen, abgeschlossenen Autor-Werke nicht entsprechen, in der Edition aber ihm gemäß remodelliert werden.

(6) Das „*Ein-Text*“-Dogma. Gedruckte Bücher enthalten die gültige Fassung eines Textes. Wir hatten bereits bei den unmittelbaren Wechselwirkungen zwischen Technik und Methode gesehen, dass u.a. die ökonomischen Bedingungen dazu führten, dass parallele, synoptische, mehrfache Texte tendenziell nicht herausgegeben wurden, sondern immer die Konzentration auf den einen Editionstext gesucht wurde. Dieses Phänomen ist aber mehr noch ideologisch begründet: Als Werk eines Autors, als schriftliche Ausprägung einer dahinter stehenden Werk-Idee hatte jeder Text genau eine richtige und endgültige Form. Dieses Konzept kann sicher *nicht nur* als Produkt der Drucktechnologie angesehen werden. Den Wunsch, zu einem *richtigen*, einem guten und zuverlässigen Text zu kommen, hatte es bereits vorher gegeben. Mit dem Buchdruck war die dazu passende Technik gefunden, die dem Prinzip zu einer Realisierung verhalf, die es zugleich weiter verfestigte. War die Druckfassung einmal gesetzt, dann konnten beliebig viele identische Texte hergestellt werden.

<sup>948</sup> Man studiere hierzu z.B. die (Editions-)Geschichte von Ingeborg Bachmanns „Todesarten-Projekt“! Siehe u.a. Albrecht, Schicksal (1998), Göttsche, Intertextualität (1996) oder bereits die fünfbandige „kritische Edition“ der „Todesarten“, München 1995.

<sup>949</sup> Buzzetti, Database Edition (1995): „medieval text is fluid and dynamic [...]. But as reproduced in a printed book, text is fixed and immutable again, the form of representation is mistaken for the form of what is to be represented.“

<sup>950</sup> Dazu u.a. Giesecke, Mythen (2002).

Diese Normierung wirkte umgekehrt zurück auf die Vorstellung von der einen richtigen und endgültigen Fassung. Das Zusammenspiel von Konzept und Technik lässt sich vergrößernd so beschreiben: Die Drucktechnologie realisiert bestimmte Grundhaltungen, begünstigt sie dadurch ökonomisch und fördert ihre Verfestigung bis hin zur Ideologie. Die abstrakten Ideen finden ihre adäquate Realisierung in den genormten Schriftzeichen und ihrer finalen Setzung in den Druckstöcken. Der Buchdruck fördert den eindeutigen Text, den man immer wieder reproduzieren kann, und der sich auch über die Auflagen hinweg nicht verändern muss. Dies wirkt zurück auf das allgemeine Verständnis von „Texten“, das sich wiederum seine Editionen verschafft.<sup>951</sup> Auch Almuth Grésillon spricht in diesem Sinne von einem „ideologischen Kontext kritischer Editionen“, in dem trotz aller methodologischen Fortschritte und trotz aller realen Fälle, die sich einem solchen Ansatz widersetzen, an einer Texttheorie festgehalten wird, die immer auf den „endgültigen Endtext“ zielt.<sup>952</sup> Es ist ein ökonomisch und ideologisch inhärentes Prinzip des Buchdrucks, bestimmte Textverständnisse in ihrer Realisierung zu fördern und andere zu behindern. Damit wird aber auch die „moderne“ Form des *einen* Textes der historischen Vielfalt übergestülpt. Der Druck führt hier zur idealisierten Einförmigkeit anstelle der historischen Mehrförmigkeit, zur Privilegierung einer Version gegenüber den anderen.<sup>953</sup> Materialität und maschinelle Logik dieser Technologie zielen auf den finalen Text. Der beste erreichbare (auffindbare) oder konstruierbare Text soll an zentraler Stelle gedruckt werden. Alles andere wird auf den Status von Anmerkungen herabgedrückt und in einem „Apparat“ dem Text nur noch angehängt.<sup>954</sup> Die realen Texte der Überlieferung verlieren gegenüber der idealen Fassung der Edition sogar ihren Textcharakter: sie werden in bloße Stellen zerlegt und als potentielle Alternative oder

---

<sup>951</sup> McGann, *Rationale* (1997), S. 40: „the material formalities of the book encouraged scholars to imagine and produce single-focus works – editions that organized themselves around what used to be called a 'definitive' text, the source and end test of all the others“. Das Phänomen tritt auch in historischen Editionen immer wieder auf: Selbst bei Geschäftsschriftgut, das über die Zeit veränderte (ergänzte, modifizierte) Einträge enthält, neigen die Editionen zur Wiedergabe nur einer Zeitstufe (z.B. der ersten oder letzten) und zur Verbannung der anderen in den Apparat, obwohl doch alle historischen Entwicklungsstufen eines Eintrages gleich authentisch und von gleichem Quellenwert sind!

<sup>952</sup> Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998), S. 265f.

<sup>953</sup> Dahlström, *Drowning* (2000) kommt zum Schluss, dass die Druckkultur und damit „the printed scholarly edition however serves uniformity better than multiformity [... and the] privileging of one particular work version“. Landow, *Hypertext* (1996), S. 78 fasst kulturgeschichtliche Betrachtungen zum Konzept des Buch-Textes als technologisch-historisches Produkt zusammen: „the fact that all these factors [die Bedingungen des Buchdrucks] combine to make a single, singular unitary text an almost unspoken cultural ideal. They provide, in other words, the cultural model and justification for scholarly textual editing as we have known it.“ Morgan, *Hypertext* (1991), S. 374 betont: „publication in book form always privileges one version at the cost of others“.

<sup>954</sup> Ross, *Future* (2000), S. 143 sieht darin die technisch bedingte Bevorzugung der *einen* Darstellung von Versionalität gegenüber anderen. Er meint, „that our print editions inevitably enable certain sorts of versioning while hampering others.“

Konkurrenz zum Editionstext ausgeschaltet.<sup>955</sup> Das gilt gleichermaßen für die bildlichen Wiedergaben. Auch Faksimiles als „zweiter Text“ werden nicht zugelassen. Als Abbildungen sollen sie nur exemplarisch-illustrativ sein, und keinen fortlaufenden, vollständigen Text bieten.

Dabei sind mit der Technologie erstaunliche Beharrungskräfte auch gegen methodischen Wandel verbunden. Besonders in den Neuphilologien hat die fortgeschrittene Theoriebildung längst zu alternativen Textverständnissen geführt. Dort weiß man seit Langem um die Schwierigkeiten jeder einzelnen gegebenen oder gesetzten Textfassung und ist die Unantastbarkeit der historisch authentischen Erscheinungsformen allgemein akzeptiert. Trotzdem muss auch für die Edition der neueren Literatur konstatiert werden: „die Zielsetzung blieb im Prinzip dieselbe wie bei der Edition antiker und mittelalterlicher Autoren: die Herstellung des *einen* Textes, mit dem sich die literaturwissenschaftliche, philologische Forschung sodann beschäftigen konnte. Die Überzeugung von der Richtigkeit dieses Zieles reicht bis in unsere Gegenwart, sie ist deshalb nicht minder verhängnisvoll“<sup>956</sup>. Hier zeigt sich, in welchem Maße die editorische Theoriebildung von technischen, und nicht von den allgemeinen theoretischen Grundlagen der edierenden Fächer abhängig ist. Letztlich kann sogar der größte Teil der Methodendiskussion als technisches Produkt beschrieben werden: All die Debatten um die Herstellung des *einen* Textes, um das Für und Wider konkurrierender Ansätze, um Konjekturen, Emendationen, Textmischungen, Abbildungen und Faksimiles, aber auch um verwässernde Kompromissmethoden und Vermittlungsversuche hätte man sich ja sparen können – oder sie wären zumindest sehr entschärft worden – wenn man nicht unter dem Ein-Text-Paradigma des Drucks immer im Sinne des „Entweder-Oder“, sondern im Sinne des „Sowohl-Als-Auch“ gedacht hätte. Solange *auch* eine originalnahe Fassung, als diplomatische Abschrift, als Faksimile oder wenigstens als genaue und eingriffsfreie Abschrift, geboten worden wäre, hätte ja niemand gegen einen weiteren geglätteten oder „konstruierten“ Editionstext etwas einwenden können, der seinen Status als Vorschlag und Meinung des berufenen Experten, ruhig auch auf der Basis elaboriertester wissenschaftlicher Methoden, *neben* und nicht *an der Stelle* der überlieferten Formen kenntlich gemacht hätte. Solche eigentlich naheliegenden Doppelfassungen aus originalnahem Text und einem mit historisch-philologischer

---

<sup>955</sup> Auch Ansani, *Diplomatica* (2000), S. 371 stellt in diesem Sinne die Frage: „Quanto dipende dalla stampa nell’idea di edizione come costituzione di un testo e di uno solo, a cui risalire attraverso (ma anche: nonostante) la pluralità dei testi storicamente dati e viventi, degradando questi ultimi a meri testimoni subalterni, a pallido eco materiale (ma mendace e fuorviante) del testo come idea pura?“ Auch Morgan, *Hypertext* (1991), S. 373ff beschreibt, wie das Medium des Buchdrucks zur Privilegierung einer Fassung auf Kosten der anderen beiträgt, die von eigenständigen Fassungen zu blossen Varianten in Bezug auf den einen autoritären Text gemacht und damit marginalisiert und aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausgeschaltet werden.

<sup>956</sup> Scheibe, *Grundprinzipien* (1971), S. 12.

Expertise angereicherten Editionstext aber widersprachen in einer Welt des Buchdrucks offensichtlich so massiv der etablierten Idee des (eindeutigen) Textes, dass sie deshalb fast nie realisiert wurden. Aus heutiger Sicht ist es fast schon unverständlich, wie schwer es Generationen von Geisteswissenschaftlern gefallen zu sein scheint, mit der textlichen Uneindeutigkeit der Überlieferung und ihren potentiellen Verarbeitungsformen zu leben – trotz aller Methodendebatten siegte am Ende der (oft vielschichtigen) editorischen Vorarbeiten fast immer das unterschwellige Festhalten an dem eindeutigen Text als unhinterfragtem Zielpunkt.<sup>957</sup>

(7.) *Nur die letzte Fassung ist die gültige Fassung.* Und (8.) *Das Dogma der editorischen Autorität.* Bücher enthalten die gültige Fassung eines Textes. Diese kann nur durch eine neue, veränderte Ausgabe ersetzt werden. Die jeweils neueste Fassung ist die richtige Fassung, ist der allein gültige Referenzpunkt, weil sie – mit einem ausschließenden Charakter – an die Stelle der älteren Ausgaben tritt, diese *ersetzt* und für ungültig erklärt (makuliert). Weil die Wahrheit in der Moderne (dem Zeitalter des Buchdrucks) nicht mehr aufgefunden, sondern immer wieder neu erfunden und ggf. durch eine noch bessere ersetzt wird, ist nicht mehr die älteste Fassung relevant, sondern die neueste, aktuelle Version (auch wenn sie sich auf die ältesten Zeugen stützt). Der Text ist damit der „Interpretationsmacht der jeweils letzten Generation“ unterworfen. Das ist nicht selbstverständlich, sondern eine spezifische Erscheinung der typografischen Kultur.<sup>958</sup> Erst hier ist der Editor zu interpretierendem Neuschaffen ermächtigt, weil er als Herausgeber eines Buches selbst in die Rolle des Autors schlüpft: Auch der Editor ist ein Autor! Der Editor ist somit der Erbe einer typografischen Mentalität: Texte entspringen der einsamen Setzung eines individuellen Experten-Urhebers. Sie sind nicht – wie das von der Sache her bei der Überlieferung naheliegender wäre – Gegenstand permanenter kollektiver Be- und

---

<sup>957</sup> Diese Haltung wirkt noch bis in das Computerzeitalter hinein fort. Man lese hierzu z.B. den Bericht von Boydston, *Standards* (1994), S. 27 (in Bezug auf: Albert J. von Frank, *Genetic Versus Clear Texts: Reading and Writing Emerson*, in: *Documentary Editing* 9/5-9 (1987), S. 8-9) über „The Sermons of Ralph Waldo Emerson“ (hg. von Albert J. von Frank). Dank des Computers habe man zunächst eine genetische (diplomatische) Fassung hergestellt und aus dieser dann einen „clear text“ mit textkritischen Anmerkungen produziert. Dabei beobachtet er: „The Computer has both altered and demystified the fundamental question facing editors of manuscript materials. ‘Should I produce a genetic text or a clear text?’“ – die Schlussfolgerung aber ist verblüffend: „The new and more appropriate form of the question is simply ‘Which of the two should I publish?’“ Obwohl die Herstellung verschiedener Fassungen inzwischen fast selbstverständlich ist, liegt es gedanklich immer noch fern, auch beide zu publizieren! Die Publikation wird vielmehr immer noch mit der Festlegung auf die eine öffentliche Fassung identifiziert!

<sup>958</sup> Vorhergehendes Zitat und Denkansatz bei Giesecke, *Mythen* (2002), S. 225. Dem typografischen Modell des Autors (Editors) mit seiner uneingeschränkten Herrschaft über den Text (als eigenem Produkt und eigener Meinung) stünde ja z.B. in einer vor-typografischen Kultur die Idee der unabänderlichen Wahrheiten, der inneren Stimmen und der göttlichen Zeichen gegenüber, für die nicht ein individueller Autor Besitzansprüche und Autorität beanspruchen könnte.

Verhandlung.<sup>959</sup> Sie werden nicht als historische Dokumente einer fortwährenden Diskussion unterworfen, sondern punktuell in einem Schreibprozess, der exakt dem Normmodell der typografischen Textproduktion entspricht, neu erfunden: Der Urheber des Textes ist sein uneingeschränkter Herrscher.<sup>960</sup> Dabei steht dieses Konzept nicht nur in druckökonomischen und druckkulturellen Zusammenhängen, sondern ist auch durch wissenschaftshistorische und gesellschaftliche Konfigurationen geprägt: Editionen sind ja nicht nur Endpunkte einer Beschäftigung mit der Überlieferung, sondern auch – und vor allem – Startpunkte für die weitere wissenschaftliche und gesellschaftliche Verwertung der in ihnen enthaltenen Texte. In diesem Spannungsfeld von Überlieferung und Nutzungsinteressen verstärkt sich die Autorität des Editors von beiden Seiten: Gegen das Chaos und die fließende Offenheit der Überlieferung bedarf es – für die effiziente Weiterarbeit – der autoritären Setzung des stabilisierten Textes. Auf der anderen Seite bescheinigt der Editionstext (und sein institutioneller Kontext) die Autorität des Editors. Der Editor kanonisiert und autorisiert einen Teil der Überlieferung durch seine (methodengeleitete) Transformation und durch seine Reduktion auf eine eindeutige gereinigte Form, wie andererseits der vereinheitlichte Text (mit seinen wissenschaftlichen Beigaben und Subtexten) die Autorität des Editors festigt.<sup>961</sup>

---

<sup>959</sup> Auch Camille, *Sensations* (1998), S. 44 verweist auf Mentalität und Praxis z.B. des mittelalterlichen kollaborativen (wandelbaren) Textes gegenüber dem modernen (fixierten) gesetzten Text: in manuscripts „the reader could interrupt, interject, and replace. One often finds passages crossed out in medieval texts, far more than in printed books, which have a finality in their uniform means of production that precludes altercation between reader and text“ – auch hier ist die Tendenz insgesamt sehr lange zu beobachten: man denke an den weiteren Rückgang privater Annotationen (und „Verbesserungen“) in eigenen und Bibliotheksbüchern vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, an dessen Ende selbst eine handschriftliche Korrektur eines offenkundigen Druckfehlers (im Buch einer Bibliothek) nicht mehr als konstruktiver Beitrag zur Diskussion und Benutzung eines Werkes, sondern als Sakrileg aufgefasst wurde!

<sup>960</sup> Giesecke, *Mythen* (2002), S. 260f beschreibt die Buchkultur in diesem Sinne als eine, die u.a. Individuum, sprachliches Wissen, „Monomediale, sprachlich oder mathematisch normierte Darstellung von Wissen“, interaktionsfreie Kommunikation, monomediale hierarchische Vernetzung mit einseitigem Informationsfluss fördert und „Multimediale und assoziative Informationsdarstellung“, Interaktivität, kooperative Wissensschöpfung, „Dezentrale Vernetzung mit unmittelbaren Rückkopplungsmöglichkeiten“ vernachlässigt oder behindert. Auch das Prinzip der editorischen Textsetzung ist dann Individualisierung (durch den Autor-Editor) statt kollektiver Kommunikation und Abschließung/Fixierung/Kanonisierung anstelle einer offenen Beschäftigung.

<sup>961</sup> Dieser Gedanke ist so offensichtlich, dass er in der Einleitung zum Sammelband „Palimpsest – editorial theory in the humanities“ (1993), S. 2 sogar als übergreifende Zusammenfassung formuliert wird: „Against such flux [der Überlieferung] stands the concept of *authority*, which seeks to fix the form of the text (in the broad sense) and to place it in a mutually stabilizing relationship to social institutions. Authority seems to require a stable, unitary text rather than an unstable, multiple one. In establishing the text as authorized by it, authority also establishes itself as authorized by the text. ... secular institutions like universities and their presses may in the act of constructing and disseminating

(9.) *Das Finalitätsdogma.* Eine Edition geht in den Druck, wenn die Erschließung vollständig abgeschlossen ist. Und umgekehrt: Wenn eine Edition gedruckt ist, kann die Erschließung eingestellt werden. Weitere Ergebnisse können nicht mehr in die Edition einfließen. Den Flaschenhals der Drucklegung passiert – im Fluss der Erkenntnisgewinnung – nur eine bestimmte, auf Perfektion, Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit verpflichtete Verarbeitungsstufe. Zwischenergebnisse, Vorstudien, vorläufigen Textfassungen werden in der Edition nicht aufgenommen.<sup>962</sup> Auf der anderen Seite sind alle späteren potentiellen Korrekturen und neuen Einsichten für die Edition verloren, solange sie sich nicht zu einem so großen Ärgernis über die bestehende Fassung summieren, dass man eine vollständige Neuedition in Angriff nimmt. Das Buch verleugnet die Dimension der Zeit.<sup>963</sup> Die Drucktechnologie impliziert eine rigide Vorschrift, nur Erkenntnisse auf genau einer Stufe, in genau einer Form zu publizieren und setzt die Abstände zu der jeweils nächsten Stufe durch die ökonomischen Hürden sehr hoch. *Inkrementelle* Veränderungen und Verbesserungen sind in diesem Medium nicht möglich. Dabei ist der Zwang zur gleichförmigen und gleichmäßigen Erschließung weder der Sache angemessen noch der Dynamik der wissenschaftlichen Forschung dienlich. Die einzelnen Teile einer Edition haben ja z.B. fraglos ganz unterschiedliche Halbwertszeiten: Selbst wenn ein überlieferungstechnisch simpler Text tatsächlich eine endgültige Editionsform erreichen könnte, so gälte dies doch in ganz anderem Maße für die Erläuterungen und Sachanmerkungen, die sich dem jeweiligen Stand der Forschung und dem Vorwissen der Benutzer anpassen müssten.<sup>964</sup> Der Editionsprozess selbst ist durch die Setzung

---

authoritative texts also legitimate themselves as the place where such texts are constructed and disseminated.“

<sup>962</sup> Dabei wird der Selektionsdruck der Typografie von manchen auch als Segen beschrieben, weil er den Benutzer nicht mit alternativen Formen verwirrt. U.a. Schmitz, *Quellen* (2000), S. 48 lehnt (zusätzliche) diplomatische Abschriften ab und begrüßt die Beschränkung auf den endgültigen Editionstext, weil die Vorstufen (als halbherzige Annäherungen an die paläografischen Befunde) „überflüssig“ seien, sobald der Text in einen „höherwertigen Zustand“ übergegangen sei. Das lässt sich natürlich nur in der Beschränkung auf ganz bestimmte Auswertungspraktiken sagen! Für andere Fragestellungen könnten diplomatische Abschriften dagegen sehr wohl nützlich sein.

<sup>963</sup> Mentzel-Reuters, *Der unendliche Plan* (2004), S. 74: „Die Stärke des Buchdrucks liegt also darin, dass er schnell und in großer Zahl vergleichsweise widerstandsfähige identische Kopien eines Textes herstellen kann. Die Schwäche des Buchdrucks aber ist, dass er genau deswegen die Dimension der Zeit verleugnen muss.“

<sup>964</sup> In der Diskussion wurde deshalb zuweilen auch gefordert, man solle die Kommentare und Sachanmerkungen in gesonderten Bänden drucken, die man bei Bedarf neu auflegen könnte, ohne die unveränderten Editionstexte erneut drucken zu müssen. Damit implizit verbunden wäre übrigens eine interessante Trennung von – vergleichsweise stabilem – Editionstext und dem wissenschaftlichen Diskurs *über* den Text. Dass diese Trennung in der Aufspaltung der Publikation nicht vollzogen wurde, wirft einmal mehr ein bezeichnendes Licht auf das Verständnis der Editoren von ihren Gegenständen und ihrer eigenen Arbeit an diesen Gegenständen: dass es nämlich im Grunde *Eines* und das Gleiche ist.



ganz bestimmter Publikationsschwellen extrem verlangsamt: oft vergehen mehrere Jahrzehnte, bis eine Edition tatsächlich gedruckt wird. Die in der Zwischenzeit gewonnenen Erkenntnisse bleiben solange verborgen, bis auch die letzten Stellen auf den gleichen Erschließungsstand gebracht sind. Anschließend entwickeln die gedruckten Editionen ein unnatürliches Beharrungsvermögen. Reaktionen auf Kritik und Änderungen sind – unterhalb der erneuten Druckschwelle – nicht möglich. Eine kollektive Diskussion der Ausgabe kann kaum in das gleiche Medium zurückfließen, womit der Druck sich für diesen Problemkreis als inhärent konservativ und änderungsfeindlich erweist.<sup>965</sup>

Der Zusammenhang zwischen Technologie, Mentalität und Methode ist aber auch hier nicht nur editionspraktischer Art, sondern reicht bis zu den editorischen Grundhaltungen: Der Gedanke der Finalität wird vom Publikationsmedium auf seine Inhalte übertragen. Die Druckkultur fördert eine teleologische Sicht auch auf die zu edierenden Materialien. Sie verleitet dazu, auch dort finale Intentionen zu vermuten und zu suchen.<sup>966</sup> Wir hatten bereits ausführlich gezeigt, wie ein großer Teil der Editionstheorien von diesem Gedanken an die finalen Intentionen und die finalen Ausformungen beherrscht war.

Dabei ist die Idee der *editorischen* Finalität ein Widerspruch in sich. Da alle Editionen nur auf einer ganz bestimmten historischen Erkenntnisstufe stehen können und auf ein ganz bestimmtes Erkenntnisinteresse ausgerichtet sind, können sie schon aus diesem Prinzip heraus nicht endgültig sein. Größere, thematisch oder bestandsmäßig bestimmte Editionsreihen könnten regelmäßig mit der Neuedition des ersten Bandes beginnen, wenn sie am Ende der Serie angekommen sind, weil sich Erkenntnisstand und Erwartungshaltungen in der Zwischenzeit so stark verändert haben.<sup>967</sup> Dass viele Werke periodisch neu ediert und herausgegeben werden, tut der Grundhaltung der Editionen dabei keinen Abbruch: immer wieder aufs Neue erheben sie den An-

---

<sup>965</sup> Insofern ist eine Position wie die von Meyer, *Edition* (1951), S. 198 geäußerte zwar aus editorischer Sicht heraus logisch – in ihrem direkten Widerspruch zum typografischen Programm zeigt sie aber zugleich die Vorrangigkeit des letzteren vor der ersteren. Meyer hatte für die stillschweigende Auflösung von Abkürzungen plädiert und dazu argumentiert: „Sollte die Wissenschaft dereinst einmal die Hervorhebung verlangen, wird dieser Forderung sicher auch entsprochen werden“ – dem Gedanken des Neudrucks bei veränderten Erwartungshaltungen stehen in der Druckkultur so hohe ökonomische Hürden entgegen, dass der Gedanke in der Rückschau durchaus unrealistisch erscheint.

<sup>966</sup> Ross, *Future* (2000), S. 145: „print always reinforces the teleology implicit in a theory of ‘final intentions’ and ‘organic’ form. [...] There is simply no interest in preparing an edition from which different texts can be reconstructed“ – weil das teleologische Textverständnis auf den finalen, endgültigen Text zielt.

<sup>967</sup> So stellte sich z.B. Fred Rosen auf der Tagung „Editing Documents in the Age of Technology: Principles and Problems“ (London, GHIL, 2002) nach 30 Jahren Editionsarbeit und den sich verändernden Prinzipien für die von ihm geleitete Bentham-Edition die Frage, ob man nicht mit der Neu-Herausgabe der ersten Bände wieder anfangen müsste. Das Gleiche praktizieren die MGH seit langem: Immer wieder werden in der gleichen Reihe Werke neu herausgegeben, deren Edition in der Zwischenzeit „schlecht geworden“ ist. Auch Editionen haben ein Verfallsdatum!

spruch, ab jetzt auf unbestimmte Zeit gültig und verbindlich zu sein. Druckökonomie und Druckkultur verhindern eine Sicht auf aufwendige Publikationen als „temporäre Äußerungen“ und fördern stattdessen ihre Einschätzung als finalisierte Ausgaben. (10.) *Layout als medienspezifische Logik.* Der Buchdruck operationalisiert eine medienspezifische Programmlogik durch die Visualisierung von Strukturen des Textes als Layout. Inhalte formen sich in Medien aus. Sie finden hier ihren materiellen Ausdruck. Andersherum: jedes Medium gibt für die Inhalte einen strukturellen Rahmen und ein Formenrepertoire vor, das über die Zeit zu etablierten Ordnungsmustern ausgebildet wird, die ein Leitprinzip der jeweiligen Medialisierung von Inhalten vorgeben. Gerade wenn man bedenkt, dass Text ursprünglich oft auch verschriftlichte gesprochene Sprache war und als solche auch in ihrer medialen Materialisierung und als Simulation und Reproduktion ihrer chronologischen Äußerung und Aufzeichnung eine simple eindimensionale Zeichenkette hätte sein können, dann wird deutlich, in welchem Maße Schrift, Buch und schließlich der Buchdruck ein eigenes zusätzliches Zeichensystem eingeführt – eine eigene visuelle Sprache – etabliert haben.<sup>968</sup> Je nach Sichtweise wird man dies als Verdeutlichung und Explikation bereits vorhandener Strukturen und Aussagen deuten, oder aber als Überstülpen einer technologisch-medialen Sprache über den eigentlichen Inhalt. Insbesondere für den Bereich der erschließenden Wiedergabe anderer – bereits medial ausgeformter – Inhalte ist vom zweiten Aspekt auszugehen: massive Transformationen des zugrunde liegenden Materials verdanken sich nicht sachlichen Überlegungen, sondern folgen nur der etablierten Programmlogik des Zielmediums.

Es ist bereits mehrfach darauf hingewiesen worden, wie das Prinzip der Textgliederung als typografischer Standard auf jene Dokumente übertragen und editorisch in sie eingeführt wurde, die entweder keine expliziten (optischen) Gliederungen aufwiesen oder die Gliederungsprinzipien enthielten, die nicht dem typografischen Befehlsrepertoire entsprachen.<sup>969</sup> Einführung oder Veränderung von Textstrukturen betreffen aber nicht nur die Editionstexte selbst, sondern gelten auch für die Ordnung

---

<sup>968</sup> Dabei kann die Ausbildung des strukturellen und visuellen Ausdrucksrepertoires der Schriftseite nicht einfach mit der Erfindung und Durchsetzung des Buchdrucks gleichgesetzt werden. Insbesondere die Untersuchungen von Ivan Illich und Roger Chartier haben gezeigt, dass die etablierte Programmlogik des modernen Buches (die über Textstrukturen, Schriftbild und Layout funktioniert) bereits im 12. Jahrhundert entwickelt worden ist. Der Buchdruck hat hier nur vergleichsweise geringe Neuerungen eingeführt und mit der Normierung und Standardisierung teilweise sogar eine Reduktion des Ausdrucksrepertoires (z.B. Verlust der Farbe) bewirkt.

<sup>969</sup> Wo keine Gliederung erkennbar war, fühlte man sich nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet eine solche einzuführen – dies wohl eher, um dem Medium und nicht (wie es vorgegeben wurde) dem Leser zu entsprechen. Wo Gliederung war, wurde sie dann ignoriert, wenn sie nicht den Standardlösungen des Drucks entsprach: man denke hier z.B. an die Initialen oder den Einsatz von Farbe (bei Kapitelanfängen oder Überschriften) zur Markierung von Textstrukturen. Gerade wenn man optische Strukturen bereits als Teil des Textes anerkennen will, bedeuten solche medialen Strukturveränderungen unzulässige Textveränderungen!

der Druckseiten und der ganzen Editionsbande – jeweils als Container von editorischen (Text-)Elementen. Dabei ist hier nicht klar zu unterscheiden, welche Teile der Ordnung durch mediale Traditionen und welche durch spezifische editorische Haltungen und Formungsabsichten bestimmt sind. Beides fällt zusammen, wenn es darum geht, eine Edition, ein gedrucktes Buch, als System zu präsentieren, bei dem um einen zentralen (autoritativen!) Text anhängendes Beiwerk gruppiert wird, das ihm als Fundament und Bestätigung dient und ihm zugleich unterworfen ist.<sup>970</sup> Beides fällt auch in einer auffallend konvergenten idealen Zielstruktur zusammen: eine Seite beginnt oben mit dem, was wichtig ist: dem Editionstext. Dieser sollte kompakt, aber nicht zu gedrängt gesetzt sein. Er sollte ein einladendes, gleichmäßiges Schriftbild haben und einen möglichst gleichbleibenden Raum auf der Seite zugewiesen bekommen, der seiner vorzüglichen Stellung entspricht, also den Raum der weiteren Elemente überwiegt. Alles andere (die Apparate z.B.) ist nachgeordnet, ja steht oft sogar „unter dem Strich“, visuell damit sogar außerhalb der so angedeuteten eigentlichen „Seite“. Immer versucht die Edition sich einer solchen Zielstruktur anzunähern.<sup>971</sup> Dabei ist diese „Dokument-Architektur“ allein medial und traditionell begründet und nicht durch editorisch-sachliche Überlegungen.<sup>972</sup>

<sup>970</sup> Editionen bringen – mehr noch als normale Bücher insgesamt – den autoritativen und durch sie kanonisierten Text hervor. Das „Gewicht“ der „Werke“ wird dabei noch erhöht, wenn man sie nicht nur als einfache, glatte, fortlaufende Texte druckt, sondern sie mit wissenschaftlichem Beiwerk und kryptischen Apparaten umgibt. Siehe dazu auch G. Bötticher, Die dichterischen Stoffe des deutschen Altertums in ihrer nationalen Bedeutung. Eine Erinnerung an Karl Lachmann, In: Preußische Jahrbücher Bd. 53 (1884), S. 145-158. Etwas überspitzt ließe sich die Edition in ihrer Struktur insgesamt als autoritätsheischendes Muster lesen. Die Urkundeneditionen der MGH wären dann selbst wieder „Urkunden“ der Richtigkeit und Verbindlichkeit ihrer Inhalte, indem sie ähnliche Strukturen und Beglaubigungsmittel aufwiesen wie ihre (mittelalterlichen) Inhalte: den Reihentitel (MGH) als Intitulatio, eine Praefatio als Arenga, einen quellenkritischen Bericht als Narratio, den Editionstext als Dispositio, die Apparate als Zeugen(-listen) und das einleitende MGH-Emblem als Siegel.

<sup>971</sup> Allein dieser Zielstruktur verdanken sich die Diskussionen darum, dass man gegen die eigentlichen editorischen Ansätze doch nicht alle Details im Apparat bringen sollte, „weil der Umfang dessen, was hätte verzeichnet werden müssen, nicht von der Wichtigkeit des Werkes abgegangen hätte sondern von dem Zufall, ob die Handschrift erhalten oder nicht erhalten ist“ – Weidl, Elend (1975), S. 195 in Bezug auf Rilla, Lessings gesammelte Werke, S. 23 und Franz Muncker in der 3. Auflage von Lachmanns Lessing-Ausgabe, Bd. 1, Stuttgart 1886, S. XI. Dabei basiert das Argument vollständig auf dem begrenzten Platzangebot gedruckter Bücher und der Visualität der Platzzuweisung an einzelne Editionselemente. Weidl, Elend (1975), diskutiert Vieles ausgehend von der Frage, wie umfangreich es im Druck wäre – z.B. S. 195f: Man stelle sich nur vor, wenn bei einem Roman der Weltliteratur, der Apparat das Zehnfache des Textes ausmachen würde! Auch hier wird vom Layout des Zielmediums und dem dort zu realisierenden Aussehen aus argumentiert – und nicht von der Sache (der Überlieferung) her.

<sup>972</sup> Zur Unterwerfung der Editionstheorie unter die „Dokument-Architektur“ des Zielmediums siehe eindrücklich Dahlström, Drowning (2000). Die typische Besonderheit des *Druck*-Layouts erweist sich u.a. bei einem Vergleich mit den Ordnungssystemen der handschriftlichen und der digitalen Kultur, die zu ganz anderen Oberflächen und Layoutmustern gekommen sind. Um nur ein Beispiel zu verfolgen, das die mediale Abhängigkeit der Praktiken andeuten möge: Anmerkungen und „Apparate“, die im Druck immer am Seitenende stehen, wurden in den Handschriften als Marginalien am Seitenrand oder

Die Ausrichtung an medialen Vorgaben führt auch dazu, dass jeder Verstoß gegen sie – und sei er auch inhaltlich vollaufberechtigt – als Ärgernis und Übel empfunden wird. Die ideale Ordnung der Seite soll nicht gestört werden. Die – als schön und ausgewogen empfundenen – Proportionen sollen bewahrt, Überwucherungen des zentralen Elements durch die peripheren Elemente vermieden werden.<sup>973</sup> Der bewusst kryptische Apparat ist eine dornige Hecke hinter dem Stacheldraht des Striches unterhalb des Editionstextes.<sup>974</sup> So aber erweist sich das Modell der gedruckten Edition als technologische Ideologie und nicht als Produkt unabhängiger Gegenstands- und Nutzungsanalyse. Schließlich gibt es keine natürliche Anordnung von Text, Apparat und anderen Elementen auf einer Druckseite. Jede Ordnung ist eine (ideologische) Aussage, mit der der Editor bestimmte Elemente mit Bedeutung auflädt.<sup>975</sup> Man müsste hier nur einmal kontrafaktisch denken, um die Auswirkungen bestimmter Ordnungsmuster abzuschätzen. Man stelle sich dazu nur eine Edition vor, bei der die Seite beherrscht wird, von einem in großem Schriftsatz gedruckten Variantenapparat mit Umbruch nach jeder abweichenden Stelle. Unter einem Strich käme dann ein in kleinerer Type und engem Zeilenabstand gesetzter fortlaufender Text. Unwillkürlich würde man wohl auch die Rezeptionsrichtung umkehren und den Text als Rekontextualisierung jener Stellenvarianz ansehen, die man für den zentralen Gegenstand der Edition halten würde. Man würde die Abweichungen studieren und dann zusätzlich nach ihrer Position im Text fragen und nicht mehr (wie sonst) den laufenden Text lesen und von dort die Abweichung an einzelnen Stellen nachsehen.<sup>976</sup>

---

interlinear zwischen den Zeilen platziert, während sie in den digitalen Medien vom Konzept her *hinter* dem Text liegen und als markierte (oder unmarkierte) „Links“ realisiert werden.

<sup>973</sup> Es wurde bereits mehrfach darauf hingewiesen, dass jedes „Zuviel“ an Variantenapparat und Sachanmerkungen als Übel definiert wurde, weil es den Editionstext in seiner Stellung beeinträchtigen würde. Ein weiteres (willkürliches) Beispiel mag man in der Edition von Harald Zimmermann, „Chronica regum Romanorum“ des Thomas Ebendorfer, MGH SS rer. ger. n.s. 18, Hannover 2003, S. LXXXI erblicken: „So behilft sich die vorliegende Edition damit, daß sie bei Eigennamen in aller Vorsicht, aber nur ausnahmsweise und ungern [...] eine einheitliche Schreibweise einführt, um [...] langatmige Erklärungen in Ziffernnoten zu vermeiden“ – auch der Wunsch nach Vermeidung allzu großer Anmerkungsapparate führt hier zu Eingriffen in den Editionstext! Auch Herding, *Zur Methode* (1982), S. 34 äußert seine „Sorge [...] dass der edierte Text [angesichts wachsender Kommentare] nirgends seine Stellung in der Mitte verliert“ und fürchtet, wenn Einleitungen und Kontextualisierungen zu sehr ausgreifen: „In einem wahren Wald von Gelehrsamkeit erstickt dann der Text.“

<sup>974</sup> Walsh, *Go Figure* (2002), S. 6: „In the ‘traditional’ edition, however, the authority of the intentionalist text is protected by the expulsion of textual variants into the textual notes, variously figured, by Thomas Berger, Edmund Wilson, and Leah S. Marcus, as ‘barbed wire’ [Stacheldraht], a ‘band of terror’, a ‘fire lane’, a ‘bristling hedge’“ – er bezieht sich hier auf Leah S. Marcus, *Unediting the Renaissance*, London New York 1996, S. 72.).

<sup>975</sup> Siehe zu diesem Denkansatz auch Greetham, *Editorial and Critical Theory* (1993), S. 14 – „each display carries the codes of meaning the editor designs as part of the total ideological construct“.

<sup>976</sup> Als positiven Entwurf findet sich in diesem Sinne bei Joachim Bumke, *Die vier Fassungen der ‘Nibelungenklage’*. Berlin, New York 1996. S. 86f der Vorschlag eines synoptischen Druckes, um den

Das Layout der gedruckten Edition ist ein Ordnungsmodell, mit dem eine hierarchische Gliederung anschaulich gemacht wird. Die Ausdrucksmittel dieser Hierarchisierung sind z.B. eine vertikale Abfolge (die der Hauptleserichtung entspricht),<sup>977</sup> die Abstufung von Schriftgrößen und Zeilenabständen und die Einführung (im Text) oder Verweigerung (im Apparat) von Zeilen- und Abschnittswechseln. Dies alles dient der Dokumentation des Status der einzelnen Teile und der bevorzugten oder nachgeordneten Rezeption.<sup>978</sup> Besonders in der amerikanischen medientheoretisch reflektierten Editionsdebatte ist das Phänomen der ideologisch aufgeladenen Sprache des Layouts, die Frage von Hierarchisierung und Statusmarkierung, in den letzten Jahren eingehend untersucht worden. Dahlström (als Schwede dies rezipierend) spricht im Zusammenhang von Text und Apparat z.B. metaphorisch davon, dass die mediale Grundstruktur des Buches einen konstruierten Text zentralisiert und die anderen (heterodoxen Versionen) in den „Keller der Druckseite, die Katakomben der wissenschaftlichen Edition, die labyrinthischen Variantenapparate“ verbannt. Solcherart begraben, würden die Stimmen dissonanter Werke zum Schweigen gebracht. Die Säuberung durch den Druck produziere massive Statusunterschiede zwischen dem guten aufgeklärten Text (der für die Harmonie der Ordnung stehe) und den schmutzigen und fehlerhaften Abweichlern.<sup>979</sup> Der Apparat wird insgesamt als ein Produkt der Drucktechnologie gesehen, das sich nicht nur aus dem Kampf um die

---

gleichberechtigten Status von Fassungen auch optisch herauszustellen und die abweichenden Befunde *nicht* zu marginalisieren: „Die beste Lösung dürfte ein Paralleldruck sein [...] Eine kritische Ausgabe, in der die Hauptfassungen nebeneinander stehen, würde schon durch ihr Textbild die Interpreten nötigen, die Gegebenheiten der Textüberlieferung ständig im Auge zu behalten.“

<sup>977</sup> Man denke immer daran, dass die vertikale Ordnung erst allmählich mit dem Buchdruck etabliert wurde! Vorher – und in der Frühzeit des Drucks – wurden die Anmerkungen, Zitatverweise und dergleichen *neben* dem Text gegeben. Sie standen so nicht in einem eindeutigen Unterordnungsverhältnis zum Text, sondern konnten auch als Anknüpfungs- oder Startpunkte der Lektüre, als „Schlüssel“ zum Text verwendet werden. Bei vertikaler Ordnung führt der Weg dagegen nur aus dem Haupttext zu den angehängten Noten.

<sup>978</sup> Statusunterschiede können darüber hinaus auch im Editionstext gemacht werden. Bei den Editionen der MGH werden „abhängige“ Textteile, also Stellen und Abschnitte, die aus anderen Dokumenten übernommen oder formularhaft sind, in einer kleineren Type („petit“) gesetzt. Aber auch für literarische Texte ist der Vorschlag gemacht worden, man möge „fragwürdige“ Teile („disturbed text“) typografisch ausdrücklich kennzeichnen. Brockbank, *Mobile Text* (1991), S. 93 diskutiert in diesem Sinne die Editionen von Shakespeares Hamlet: dort gibt es Teile, die nur in manchen Textfassungen enthalten sind, und bei denen man nicht so recht weiß, ob sie für die Aufführung gedacht waren. Bei diesen Abschnitten findet Brockbank die Setzung in eckigen Klammern nicht eindrücklich genug („not emphatically enough“) und plädiert stattdessen z.B. für einen kleineren Zeichensatz: „Where there is instability in the text we should expect it to make an expressive impact on the page“.

<sup>979</sup> Dahlström, *Digital Incunables* (2000) spricht von „the printed page’s cellar, the catacombs of the scholarly edition, namely in the labyrinthine variant apparatuses. Thus buried, the noise of dissonant works becomes barely audible“. Er sieht Dissonanz und Chaos als eigentliches Charakteristikum der Überlieferung zum größten Teil ausgeblendet zugunsten der etablierten Ordnung der finalen gedruckten Bücher: „The average printed edition of an ancient work exhibits a nice clean base

Zuteilung von Raum auf der Seite ergibt, sondern auch die Bevorzugung des einen finalen autoritären Textes gegenüber allen alternativen Fassungen realisiert.<sup>980</sup>

Zugleich wird mit dem skizzierten Layout-Modell der autoritative Anspruch der Edition weiter untermauert. Die Betonung einer klaren Hierarchie stützt den finalen Geltungswunsch des auf der Basis (auf den Trümmern) aller Zeugen errichteten Editionstextes.<sup>981</sup> Dabei kommt es zu zwei durchaus konträren Positionen in der Debatte um die äußere Gestaltung dieses Textes. Vertreten die einen den „aufgerauhten“ Text, der mit seinen Verweiseichen immer wieder auf seine Beglaubigungszeichen deutet oder mit Diakritika seinen wissenschaftlichen Status anzeigt, so fordern die anderen den „clear text“ als höchste, sauberste (gesäubertste), reinste und endgültigste Form des edierten Werkes.<sup>982</sup> Auch hier würde aber der lemmatisierte Apparat am Seitenfuß das optische Signal der wissenschaftlichen Glaubwürdigkeit aussenden.

---

text, indicating harmony and cosmos, where a more thorough investigation, exerting severe textual criticism, would detect dissonance and chaos.“

<sup>980</sup> Flanders, *The Body Encoded* (1997), S. 133: „The consignment of variant readings to the margins of the text gives them a diminished status, regardless of their actual importance. This is a logistical problem resulting from the technology of the book, ...“.

<sup>981</sup> Ausgehend von der Deutung des Strukturmodells als Ausdruck von Macht, Autorität und editorischer Kontrolle wird dann auch der methodische Gegenangriff auf der Layoutebene geführt: hier müsste man dann zum Einschalten der Apparatinformationen in den laufenden Text und so zu einem „holistic text“ kommen. White, *Black and White* (1991), S. 87 berichtet dazu auch von einem Ansatz des „feminist style of scholarly editing, suggesting that feminist scholars might object to the way traditional forms of footnoting tend to conceal the editor’s intervention by placing the evidence of that intervention at a distance from the primary text itself. One response to this concealed power would be to expose the power and even to foreground it, thus overtly alerting the reader to the way in which the primary text has been controlled and even altered for the reader’s benefit“.

<sup>982</sup> Der letztere Standpunkt ist insbesondere in der angelsächsischen Debatte stark vertreten, findet sich aber auch in Deutschland. So berichtet Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 188ff davon und meint, dass „der Text von Markierungen frei zu bleiben [hat]“; S. 191: „Aus der Perspektive des Werktextes als eines ästhetischen Textes ließe sich ... einwenden, daß dessen Zeichenstruktur durch die vielfältigen Herausgeberzeichen gestört ist.“ Eines der wenigen Beispiele für eine Verknüpfung dieser Debatte mit dem Bewusstsein für die mediale und technologische Bestimmtheit ihrer Grundlagen liefert Zeller, *Befund und Deutung* (1971), S. 74f. Er erkennt das Dogma des Buchdrucks, der ein „schönes“, sauberes Druckbild haben wolle und diskutiert auch, dass ästhetische Einwände von Verlegerseite (als Sprachrohre der medienspezifischen Eigenheiten der Drucktechnologie) gegen die wissenschaftlichen Notwendigkeiten und gegen unausgeschöpfte Möglichkeiten typografischer Gestaltung (also verkürzt gesagt: Argumente der Form gegen Argumente des Inhalts) stünden. Er plädiert für eine kenntlichere Markierung problematischer oder interessanter Stellen im Text und für mehr Diakritika. Allerdings will er dieses Mehr an editorischer Transparenz doch wieder als Apparat sehen: „wir sollten uns [...] weiter vom traditionellen, irreführend ‚schönen‘ Druckbild entfernen durch die Einführung eines knappen *Emendationsapparates unter dem Text*“, worin er – man beachte die medienhistorische Assoziationslinie – eine Annäherung an die „bewährten Techniken der antiken und mittelalterlichen Texte“ sehen würde. Aber selbst im Wunsch nach mehr diakritischen Zeichen will er die sichtbare Dominanz (und Reinheit) des Editionstextes nicht ganz aus dem Auge verlieren: „Wenn die bisherige Schranke zwischen Apparat und Text gehoben wird, darf nicht eine Herde von Zeichen herübertröten“ (S. 77).

Mit der Ausrichtung der Edition (und der Editionstheorie) an den speziellen Vorgaben des Mediums verändern sich die Aussagen der edierten Materialien. Das Medium ist *nicht* die Botschaft, aber es bestimmt die äußere Form und – wie ich versucht habe zu zeigen – die innere Struktur der Botschaft und damit ihre Entschlüsselung im Rezeptionsprozess! Das Medium formt sich seine Methodologie und auch auf diesem Umweg die Botschaft der einzelnen Editions Ausgabe.

(11.) *Gedruckte Bücher sind monoperspektivisch.* Historische Dokumente sind – gerade in ihrer historischen Andersartigkeit – nicht leicht auf heutige Nutzungsgewohnheiten und Erwartungshaltungen hin editorisch zu transformieren. Ihre Komplexität wird durch die Überlieferungsverhältnisse oft noch gesteigert. Den Optionen der Abbildung und Verarbeitung, die sich aus den Dokumenten selbst ergeben, stehen zusätzlich die unterschiedlichen Fragestellungen der Editionsbenutzer gegenüber. Daraus ergibt sich eine breite Palette potentieller editorischer Vorgehensweisen. Editionen können als Prozess der fortschreitenden Verarbeitung einer bestimmten Sicht auf die Dokumente, in Richtung und in Annäherung auf bestimmte Auswertungsinteressen beschrieben werden. Gedruckte Editionen realisieren in diesem Sinne immer genau eine Schnittmenge von Haltungen, Perspektiven und Nutzungswünschen. Sie stehen auf genau einem Punkt der Strecke zwischen dem Original und dem Benutzer. Sie markieren genau eine Distanz zum Original (wie zum Benutzer).<sup>983</sup> Dabei simulieren sie eine Reihe logischer Nutzungsprozesse mit typografischen Mitteln und lösen konkurrierende – und sich widersprechende – Ansprüche in Kompromissen auf, die oftmals keine Seite voll befriedigen. Einer dieser Grundwidersprüche ist der von Sequentialität und Referentialität. Einerseits soll ein lesbarer integerer Text als Kern der Edition geboten werden, andererseits besteht seine wissenschaftliche Fundierung in den vielfältigen Referenzen auf weitere Texte (Varianten, Kommentare, Auflösungen, Erläuterungen). Dabei kann diese Referentialität typografisch nur simuliert, nur angedeutet werden: die Verweise sind nur beschrieben und müssen vom Benutzer selbst erst realisiert werden. Das Muster der nummerierten planer *Seite* mit eindeutiger Abfolge, mit eng begrenztem Format und mit etablierten Layoutmustern, mit den einzigen Nutzungsformen des sequentiellen Lesens und Weiterblätterns und des gezielt springenden Aufschlagens geben einen festen Rahmen für die möglichen Rezeptionsweisen und damit auch die möglichen Präsentationsweisen ab. Für genau *eine* Präsentationsweise. Ständig muss sich die Edition für die Unterstützung einer Rezeptionsweise entscheiden und damit

---

<sup>983</sup>Robinson, *Is There a Text in These Variants* (1996), S. 107: „Many of the problems editors have had with textual variation are to do with the limitations of printed editions. Essentially, a printed edition allows one to look at the text from one distance, and one distance alone. Usually, this is at the level of the regularized text: we see only the linguistic codes, the words as they are distributed across the various witnesses. We see little or nothing of the bibliographic code, the text’s physical presentation; for medieval texts, we see little or nothing at the level of graphemic, graphetic, or graphic variation.“

andere behindern oder ganz ausschließen. Dies lässt sich auch an der Diskussion um den „clear text“ zeigen: Will man eine ästhetische Rezeption unterstützen, deren reine Sequentialität nicht durch die integrierte Visualisierung von Verweissystemen oder analytischen Textmodi gestört wird, dann muss man genau diese zweite Nutzungsform ausblenden und damit erschweren.<sup>984</sup> Der lemmatisierte Apparat befreit so zwar den Lesetext von – auch historisch nicht authentischen – Störungen, er blendet aber zugleich die Verweise *aus dem Text heraus* aus und erschwert eine Rezeption, die von dieser Richtung aus nach der Textentwicklung oder Textvarianz fragt. Auf der anderen Seite hat das etablierte optische Modell der kritischen Edition, mit seinen Verweissystemen, seinen Diakritika und seinen Schriftwechseln als Visualisierung verschiedener Textmodi oder -schichten dazu geführt, dass der Editionstext vielfach nicht mehr als „Text“ im Sinne seiner historischen Gestalt sichtbar ist, sondern als überladene und fragmentierte Anhäufung von editorisch-analytischen Partikeln.<sup>985</sup> Die spezifische Distanz der kritischen Edition zu ihren Vorlagen verfestigt sich als „Regel“, die dann auch für andere Gegenstandsbedingungen und Auswertungsinteressen maßgeblich wird. Damit werden natürlich zugleich bestimmte Fragestellungen auf Kosten anderer kanonisiert. Dass Editionen sich an den erwarteten Fragestel-

<sup>984</sup> Ähnlich lässt sich auch die Diskussion um die textgenetische Edition und ihre Darstellung in einem finalen Text (mit genetischem Apparat) oder einem integrierten, synoptischen Text verstehen. Der Streit ist deshalb so fundamental und energisch, weil der Druck immer nur das eine auf Kosten des anderen zulässt (sieht man von den nicht typischen Lösungen wie Gablers Ulysses-Ausgabe ab). Mit der Entscheidung für den einen oder anderen Modus wird der Leser zur Übernahme einer bestimmten Perspektive gezwungen. Martens, Was ist [...] ein Text (1991), S. 150 zeigt dies in seinem Plädoyer gegen den reinen Endtext: „Die bislang übliche Wiedergabe dieser Texte in einem eigenen Teil der Edition bleibt [...] ein Zugeständnis an die Lesegewohnheiten des Rezipienten und wird in der Praxis immer auf einen Verzicht hinauslaufen, zu neuen Wegen des Textverständnisses hinzuführen.“ Mit dem integrierten Text will er auf Kosten der Textkonsistenz die Übernahme einer ganz bestimmten – nämlich der genetischen – Sichtweise erzwingen: „Die Integration in die Darstellung der gesamten Textentwicklung – sei es durch typographische oder auch farbliche Hervorhebung eines bestimmten Textzustandes [...] – hat zweifellos den Vorteil, daß der Zusammenhang von Statik und Dynamik dem Leser unmittelbar vor Augen geführt wird.“

<sup>985</sup> Typisch hierfür sind z.B. die MGH-Editionen. Obwohl man doch eigentlich auf den eindeutigen gereinigten Lesetext zielt, ergibt sich in der Realisierung und Visualisierung der editorischen Durchdringung der Überlieferung ein ganz anderes Bild: Harald Zimmermann beschreibt in seiner Edition der „Chronica regum Romanorum“ des Thomas Ebendorfer (MGH SS rer. germ. n.s. 18), Hannover 2003, S. XXXVI, dieses „ausgeklügelte Druckbild“, bei dem sich normale Schrift munter mit Petitdruck, Kursivdruck und Sperrdruck abwechselt, unterbrochen von den alphabetischen, numerischen und Sternchen-Verweissystemen auf die Apparate und den Klammersystemen (rund, eckig, spitz [für „editorisch notwendige Einfügungen“!], [andere haben noch geschweifte oder halbe Klammern] – S. LXXXIII). „Dieses System [der vier Schriftarten] ermöglicht gleichsam auf den ersten Blick eine Würdigung der Gesamtleistung eines mittelalterlichen Historiographen, zumal der Leser mit dem edierten Text zugleich auch dessen [typografisch abgesetzte] Vorlage vor Augen hat und sehen kann, was der Autor daraus gemacht hat im Hinzufügen oder Umformen“ – Zimmermann beschreibt so, wie genau eine bestimmte Fragestellung visuell herausgestellt wird. Andere Perspektiven aber werden so nicht nur nicht unterstützt, sondern im Gegenteil behindert.



lungen ausrichten, wird so in der Praxis behindert: dem Wandel der Perspektiven und Auswertungsinteressen steht die Verfestigung bestimmter Sichtweisen auch in der Modellwerdung typografischer Lösungen entgegen. Der Buchdruck sieht keine Pluralität der Meinungen vor: Der Editor realisiert nur eine (seine) Meinung und eine Sichtweise. Seine Edition ist nur eine von den möglichen Argumentationen und gibt nur eine Nutzungsweise vor.<sup>986</sup>

(12.) *Der „innere“ Status eines Textes wird auch durch seine äußere Form anschaulich gemacht.* „Layout matters“. Die Optik, die bibliografischen Codes formen die Konstitution von Sinn beim Rezipienten. Zu den erweiterten bibliografischen Codes gehört auch die äußere Form der Edition: Format, Umfang, Gewicht, Einband etc. Die Folianten der MGH sind politisch motiviert. Durchaus gegen Widerstände, die auf billigere und handlichere Formate drängten, wurde schließlich das königliche Folio-Format gewählt<sup>987</sup> und mit neulateinischen Einleitungen versehen, die schon damals nicht mehr allgemein üblich waren.<sup>988</sup> Die Erforschung des Mittelalters und

<sup>986</sup> So führen die Variantenapparate ja immer vom Text zu den Varianten, aber nie von der Überlieferung (oder der Entstehung) und ihren speziellen Problemen zum Text. Wer sich *systematisch* dafür interessiert, wie die Überlieferung und ihre Bedingungen zur Ausformung der Texte führen, dem ist mit einer traditionellen kritischen Edition nicht gedient.

<sup>987</sup> Der Begriff u.a. bei Knowles, *Great Historical Enterprises II* (1960), S. 133: „After some discussion the format of royal folio had been selected“. Friedrich Böhmer hatte immer für kleinere Bände votiert, die dann – billiger abzugeben – auch breitere Verwendung hätten finden können. Mit der Gegenüberstellung teure Prachtbände vs. kostengünstige Volksausgaben wird auch eine politische Grundhaltung dem editorischen Gegenstand gegenüber deutlich. Böhmer wandte sich gegen das Folioformat und gegen die Ausgabe der Quellen in normiertem Latein, weil er damit das falsche Publikum angesprochen und zugleich eine falsche Konnotation gegeben sah: „Mag das große Generalkonservatorium für die öffentlichen Bibliotheken und einzelne reiche in folio erscheinen und, so gut es eben geht, in neulateinischer Brühre angerichtet werden [...]. Aber [...] mir ist der gelehrte Kreis zu eng, ja ich traue ihm gar nicht, denn leider steht er zu sehr unter dem Einfluß des Nordostens, durch dessen freimaurerische Brille ich meine vaterländische Geschichte nicht sehen will“ (Brief Böhmers an Pertz vom 7. Mai 1847 – nach Bresslau, *Geschichte* (1921), S. 359). Die Abneigung gegen das Format trug sogar dazu bei, dass Böhmer schließlich von seiner Mitarbeit an den Urkundenausgaben der MGH zurücktrat: „Für das Foliokrulinformat arbeite ich nicht“ (Brief Böhmers an Pertz vom 8. August 1860 – nach Bresslau, *Geschichte* (1921), S. 359). Der Begriff Krinolin(e) ist heute wohl nicht mehr jedem geläufig, er meinte (in mehrfach übertragenem Sinne) eine leere Hülle, hinter der nicht viel steckt. Krinolin ist ursprünglich eine Gewebeart, meint dann einen weiten Frauen-Unterrock, dann den Oberrock, dann das Gestell, das diesen trägt und schließlich eine ganze Moderichtung (1840-1865), die durch weite Gestellröcke geprägt war. Böhmer empfand die Foliobände insgesamt als übertrieben, unpraktisch und „ungeschlacht“ (bei letzterem sich auf Jakob Grimm beziehend) – auch hierzu Bresslau, *Geschichte* (1921), S. 359 (und S. 149).

Für die Reihe der *Scriptores* wurde das Großformat übrigens damit begründet, dass man (für die unterschiedlichen Fassungen) mehrere Kolonnen auf einer Seiten geben wollte. Dass dies aber eher ein Scheinargument ist, bezeugen die Folio-Ausgaben der *Leges* und der *Diplomata*, bei denen es keine raumgreifenden Textsynopsen gibt.

<sup>988</sup> So wendet sich Böhmer auch gegen das „kranke Neulatein“ der Einleitungen und Anmerkungen, gegen die „neulateinische Brühre“, die sich nur an einen engen Gelehrtenkreis richten könne – während doch

die Aufbereitung der Quellen war nicht nur vom Ziel her staatsbildend und staatstragend,<sup>989</sup> sondern sollte sich auch in der Erscheinung der Editionen niederschlagen. Das Prinzip aber gilt für die historisch-kritischen Editionen allgemein. Mit aufwendigen, großen und schwergewichtigen Editionsreihen, mit denen man vielleicht auch den Markt einer gewissen Bildungskoketterie bediente,<sup>990</sup> werden Monumente geschaffen:<sup>991</sup> Wissenschaftliche Fundierung und endgültige Verbindlichkeit werden nicht durch einfache Taschenbücher ausgedrückt, sondern durch dicke Leinen- oder Lederbände. Die Idee, man gäbe mit der Edition dem enthaltenen Werk ein adäquates Gewand, ist geäußert worden,<sup>992</sup> spielt aber eigentlich keine Rolle. Nicht dem Werk soll Ausdruck verliehen werden, sondern der Edition! Diese beansprucht Autorität und Respekt nicht zuletzt durch ihr physisches Gewicht.<sup>993</sup>

Je weiter man das Verhältnis von Buchdruck und Editionsmethodologie abstrahierend beschreibt, um so trivialer werden die Aussagen: Das Zielmedium des Buches formt die Methode der Edition. Was wünschbar und was vorstellbar ist, wird

---

die Philologen selbst für fremdsprachige Klassiker bereits deutsche Einleitungen und Anmerkungen machen würden – Bresslau, *Geschichte* (1921), S. 359.

<sup>989</sup> Siehe hierzu ausführlich den Sammelband „Editing the Nation’s Memory: Textual Scholarship and Nation-Building in Nineteenth-Century Europe“, hg. von Dirk van Hulle und Joep Leerssen, Amsterdam, New York (NY) 2008. Beispielhaft hierin Henrikson, *Scania Province Law and Nation-Building oder Dolinar, Slovene Text Editions, Slavic Philology and Nation Building*.

<sup>990</sup> Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 18 zum Hang zu den umfangreichen Gesamtausgaben „Der Wunsch, alle Werke beisammen zu haben, die Freude am Besitz der langen Bücherreihen und an ihrem stattlichen Äußeren, auch eine gewisse Bildungskoketterie offenbarten sich darin.“

<sup>991</sup> Shillingsburg, *Resisting Texts* (1997), S. 206 nennt die traditionellen Editoren denn auch „monument builder“ – „who apparently remain unaware or indifferent to the meanings embodied in their daunting presentation of texts [...], of] intimidating scholarly editions“ (so Charles Caruso in seiner Rezension).

<sup>992</sup> Innere und äußere Erscheinungform. Im Druck soll beides korrelieren: Wichtige Texte in aufwendigen Einbänden. Das Äußere transportiert und dokumentiert Relevanz und Anspruch.

Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 46 entwickelt diesen Gedanken, anknüpfend an die Berliner Kleist-Ausgabe: „Hier steht der Text in seiner verabsolutierten Individualität im Vordergrund und gibt sich selber sein Aussehen, während es früher der Dichter war, der nach ‚eigenem Gewand‘ verlangte: [ab hier wird Strich, Über die Herausgabe gesammelter Werke (1947), S. 104 zitiert] ‚Denn es ist nicht gleichgültig, in welchem Gewande der Dichter vor das Publikum tritt. Es sollte seinem Stile, seiner Haltung, seinem Wesen angemessen sein und auch dem Stil seiner Hörer, an die er sich wendet. Ein Volksdichter wie Jeremias Gotthelf verträgt nicht ein exklusives, feierlich-erlesenes Kleid, ein Stefan George dagegen verlangt es gebieterisch. In dieser Hinsicht wird nur allzuviel gesündigt. Die Gleichmacherei in den Reihendruckern der ‚Klassiker‘ verwischt solche Unterschiede zum Schaden des richtigen Dichterbildes.‘ So muß man es wohl auch als folgerichtig anschauen, daß der *Berliner Kleist-Ausgabe* eine Ausstattung in echt preußisch-blauem Leinen zuteil wird.“

<sup>993</sup> Shillingsburg, *Resisting Texts* (1997), S. 202 beschreibt das Phänomen – die Sprache der äußeren Form und ihre Wirkung auf den Leser – ausführlicher. Erhellend ist hier einmal mehr die Besprechung eines Gegenmodells. Einer dünnen Softcover-Edition: „In short, the book does not claim much for itself by its outward appearance“ – „It does not ask to be admired; it asks to be used.“ „This presentation [...] helps the reader’s reaction to the pretensions of the edition and the editor“ – wie Charles Caruso in seiner Rezension zusammenfasst.

ebenso von diesem technischen Rahmen bestimmt, wie jene Grundhaltungen und Sichtweisen, mit denen man der Überlieferung entgegentritt. Das Zielmedium formt seinen Gegenstand und die Methode seiner Verarbeitung.<sup>994</sup> Beim Übergang von einem Medium zu einem anderen, von einem Dokument zu einem anderen als seiner ursprünglichen Repräsentationsform, kommen umfassende medienspezifische Verfahren zur Anwendung, die den Inhalt *umformen*. Wenn aber die äußere Form fundamentaler Teil der Rezeption und damit der Sinnkonstitution beim Benutzer ist, dann verändert diese Formung auch den Inhalt (als seine Aussage) selbst. Besonders für Dokumente aus anderen kulturellen bzw. medialen Zusammenhängen wird auf diesen Umstand immer häufiger hingewiesen. So zeigt sich u.a. für die dynamischen und multiplen Texte der mittelalterlichen handschriftlichen Kultur, wie der Buchdruck diesen Textformen seine eigenen „rhetorischen Verfahren“, seine eigenen rhetorischen Haltungen übergestülpt hat.<sup>995</sup> Nicht die Form der Quellen und ihrer Überlieferung bestimmen die Edition, sondern die Form der Publikation tut dies. Nicht nur für die Unterwerfung mittelalterlicher dynamischer Textformen unter das starre, autororientierte Textideal des Buchdrucks gilt, was Buzzetti 1996 feststellte: „The form of representation is forced upon the form of what is to be represented“<sup>996</sup>. Eines der Grundprobleme der Editorik mag daher rühren, dass man die spezifische Medialität der editorischen Gegenstände und ihrer Verarbeitungsformen nie problematisiert hat. Das Buch war von Anfang an Zielmedium der Edition, insbesondere dann, wenn auch die zu erschließende Überlieferung bereits in der Form von Kodizes

---

<sup>994</sup> Ich bespreche hierzu noch ein weiteres willkürliches Detailbeispiel: Schieffer, MGH DD Karolinger 3 (1966), S. XV begründet die Nicht-Aufnahme der Deperdita in die Hauptnummerierung seines Urkundenbandes mit drei Argumenten: (1) weil sie für den Diplomatiker uninteressant seien, (2) weil man nicht gut genug abschätzen kann, wieviele noch auftauchen werden, (3) weil man „genötigt gewesen [wäre], an mehreren Stellen in völlig unorganischer Weise ganze Blöcke von Deperdita einzuschieben“. Das lässt sich lesen als: (1) man bevorzugt in der Edition einen ganz bestimmten (kleinen!) Benutzerkreis und eine ganz bestimmte Fragestellung: nämlich (hier) die diplomatische und stellt andere dahinter zurück: aus *inhaltlicher* Sicht (die mitgeteilten „Fakten“) sind die Deperdita ja nicht weniger interessant als die vorhandenen Urkunden und ihre gleichmäßige chronologische Reihung wäre von daher nur natürlich; (2) man vermeidet Strategien, die dem Wunsch nach autoritativer Finalität zuwiderlaufen: man will eine abgesicherte und zukunftssichere Nummerierungsfolge, man will einen auf ewig zitierfähigen Korpus fixieren, außerdem wird so der Status der Texte (echt, unecht, verloren) zum Haupt-Ordnungskriterium der Edition; (3) man hat eine allgemeine Vorstellung von den „organischen“ Inhalten einer Edition, die nicht durch Elemente gestört werden sollen, deren editorischer Status fragwürdig ist: die Deperdita haben den Grundfehler, dass sie nicht vom Bandherausgeber ver- bzw. erarbeitet sind, nicht seine Autorität bezeugen, sondern als Texte anderer Editoren Eindringlinge in seinem Werk wären, außerdem sind sie nur unsicher zu datieren und stören das ansonsten chronologische Ordnungsprinzip.

<sup>995</sup> Zu den Medien als Realisierung unterschiedlicher „rhetorischer Verfahren“ oder „rhetorischer Haltungen“ siehe z.B. auch bereits Anne-Marie Christin, *Rhétorique et typographie: la lettre et le sens*, in: *Rhétoriques, sémiotiques, Revue d'esthétique I-II* (1979), S. 297-323.

<sup>996</sup> Buzzetti, *Digital Editions* (1996).

vorlag. „Die natürliche Wiedergabeform eines Buches ist ein Buch“ – das übersieht die medialen Differenzen nicht nur zwischen verschiedenen Buchtechnologien, sondern auch zwischen einem Werk und seiner Repräsentation. Während man hier aber lange Zeit keinen Unterschied machen wollte, weil man in der jeweils neuen Form nur die fällige Realisierung der abstrakten Textidee sah, würde man heute die rhetorische Differenz zwischen dem überlieferten Dokument und dem Sprechen *über* das Dokument, dem Zeigen *auf* das Dokument zur Grundlage der Methode machen müssen. In diesem Sinne könnten selbst die Erschließungsformen von Büchern logisch betrachtet selbst nur Metabücher sein und müssten dabei die Medien der Repräsentation transzendieren.

### 1.5.3 Methode und Technologien

Wir hatten gesehen, wie die editorischen Verfahren sich wesentlich aus den technischen Rahmenbedingungen der Druckkultur ergaben. Hier sind allerdings auch einige gegenläufige Symptome und Tendenzen zu beobachten. Methoden und Theorien entwickeln sich unter scheinbar konstanten technologischen Bedingungen weiter, stoßen immer wieder an die Grenzen des im Druck Realisierbaren und loten so seine Leistungsfähigkeit aus. Die editorischen Verfahren scheinen bei aller Abhängigkeit von den äußeren Gegebenheiten und den verinnerlichten Mentalitäten des Buchdrucks doch nicht vollständig durch sie determiniert zu sein.

#### *Die Methode und ihre technische Realisierbarkeit*

Selbst unter den Vorgaben des Buchdrucks, in der Edition ein ganz bestimmtes Textverständnis – nämlich eben das des Buchdrucks – zu realisieren, führten die Grundbedingungen der Überlieferung, das Prinzip der nachvollziehbaren Erschließung und die Bedürfnisse der Benutzer dazu, dass das editorische Verfahren und die Darstellung seiner Ergebnisse eine Komplexität erreichte, die dem Modell und der Dokumentarchitektur des Buches zuwiderlief. Die Realisierung komplizierter Editionen stieß immer wieder an die Grenze der Druckbarkeit. Was hätte man nicht alles in den Editionen erreichen wollen: die Vollständigkeit der Darstellung der gesamten Überlieferung mit allen Textvarianten, die Transparenz aller editorischen Entscheidungen und Eingriffe, vielfältige Erschließungsebenen und Modi des Textes und der Sekundärinformationen, umfangreiche und vielgestaltige Hilfsmittel wie Register, Einführungen, Kommentare, Identifikationen und Auflösungen. Gemacht aber wurde immer nur das, was ökonomisch vertretbar war und im Rahmen des etablierten Dokumentmodells – also einfach zu rezipieren – blieb. Einerseits! Andererseits brachten neue – letztlich dissident bleibende Ansätze – das Medium Buch immer wieder an den äußersten Rand des Realisierbaren und der Akzeptanz bzw. Benutzbarkeit, wenn versucht wurde, die hohen Grundansprüche wenigstens

näherungsweise umzusetzen. Wie gesagt, ist der typografische Rahmen ja weit dehnbar. Mit einiger Phantasie lassen sich zusätzliche Informationsebenen, die dichtere Informationsstrukturen ergeben, auch im Buchdruck einziehen – allerdings immer auf Kosten der einfachen Verständlichkeit! Dass es überhaupt mehrfache Apparate – mit ihren unterschiedlichen parallelen Referenzsystemen im Haupttext – gibt, ist schon eine Spezialität, die fast nur auf wissenschaftliche Editionen beschränkt ist. Aber nicht nur im Seitenlayout, bei dem zu den Apparaten noch weitere Elemente, wie Marginalnoten, Zeilenzählung oder zusätzliche Sekundärtexte (Kopfregesten, Literaturverweise, Archivsignaturen, Datierungen, Echtheitsvermerke etc.) kamen, überschritten die Editionen die typografischen Standardmodelle und stellten höchste Ansprüche an Setzer und Drucker. Auch die Texte selbst wurden bis zum Rande der Lesbarkeit aufgerüstet: ständiger Wechsel der Schriftsätze,<sup>997</sup> editorische Diakritika,<sup>998</sup> Verweiszeichen,<sup>999</sup> eigens hergestellte Sonderzeichen<sup>1000</sup> und weitere ausgefallene Textmodifikationen bis hin zu exotischen Praktiken wie der sogenannten „Schummerung“<sup>1001</sup> waren der Versuch, den eigentlich einheitlichen Status gedruckter Texte doch wieder mit der Visualisierung verschiedener Informationsebenen und Referenzsysteme zu verbinden. Verbunden werden sollten außerdem der normierte typografische Text (mit seinem einheitlichen Typenrepertoire) mit der Rekonstruierbarkeit der Vorlage. Wo diese (z.B. bei handschriftlichen Aufzeichnungen) kompliziert war, musste der standardmäßige typografische Raum erweitert

<sup>997</sup> Die MGH-Editionen sind seit Langem bei vier Satzmodi angekommen: Normal, kursiv, petit, gesperrt – alles in einem fortlaufenden Text – siehe Fußnote 985.

<sup>998</sup> Viele Editionen bringen es auf mehrere Dutzend editorische Sonderzeichen wie Klammern, Sterne und was die Setzkästen bzw. Tastaturen noch an Zeichen enthalten, die nicht schon für andere Zwecke belegt sind.

<sup>999</sup> Hier kommen zu den alphabetischen und den numerischen Systemen teilweise noch Sternchen und griechische Buchstaben.

<sup>1000</sup> Häufig sind dies Vokale mit übergeschriebenen Buchstaben. Es gibt aber auch Typen für Abkürzungszeichen, spezielle Zahlzeichen und andere Piktogramme (wie das Chrismon, die Rota oder Monogramme in mittelalterlichen Urkunden).

<sup>1001</sup> Zu der Edition der „Urkunden und Briefe der Markgräfin Mathilde von Tuszien“, hg. von Elke Goetz und Werner Goetz, MGH Laienfürsten- und Dynastenukunden der Kaiserzeit 2, Hannover 1998 (S. 215 (zu Urkunde 73): „Die durch die Inschrift überlieferten Partien sind im Druck durch Schummerung gekennzeichnet“) schreibt Pferschy-Malezek, [Rezension] (1998): „Ein editionstechnisch gelungener Kunstgriff ist es, die Partien, die durch die Inschriften-Bruchstücke in den Vatikanischen Grotten überliefert sind, durch graue Unterlegungen hervorzuheben“. Hier wird den etablierten fortlaufenden Satzformen ein weiterer Modus hinzugefügt. Auffallend ist, wie die eigentlich naheliegende und visuell eindrückliche Lösung der *Farbigkeit* zur Anzeige eines bestimmten Textmodus (wohl aus Kostengründen) nicht nur hier nicht, sondern anscheinend nie in einer Edition verwendet worden ist (siehe aber die beiläufige Anmerkung bei Martens, Was ist [...] ein Text (1991), S. 150). Ein weiteres Beispiel für „Schummerung“ findet sich bei Charles S. Singleton, Giovanni Boccaccio: Decameron, edizione diplomatico-interpretativa dell'autografo Hamilton 90, Baltimore 1974. Die graue Hinterlegung markiert hier Textpassagen, die in der Handschrift durch Überschreibung des ursprünglichen Textes entstanden sind.

werden, um zahlreiche neue (oder aus anderen Zusammenhängen umgewidmete) Zeichen als Stellvertreter der Befunde der Ausgangsdokumente einzusetzen.<sup>1002</sup> So wie die Variantenapparate als Ersatz und Rekonstruktionsbasis für die überlieferten Fassungen dienen sollten, so wurden die typografischen Möglichkeiten der Textsetzung ausgereizt, um auch hier den Editionstext an die Stelle der Originaldokumente treten zu lassen.

Zwar bleibt das Festhalten am beschränkten Repertoire der Standardzeichen der Regelfall der Edition – häufig sind aber auch jene Ausgaben, die wenigstens die einfachen Möglichkeiten weiterer verfügbarer Zeichen ausreizen wollen, seltener diejenigen, die spezielle Sonderzeichen verwenden oder sogar eigens herstellen lassen. Die damit angestrebten Ziele, die Simulation der Vorlagen oder die Visualisierung mehrfacher editorischer Informationssysteme, wird nur mit Mühen und auf Kosten der einfachen Benutzbarkeit erreicht. Solche Formen, die editorischen Anforderungen Priorität gegenüber typografischen Standards einräumen, sind denn auch häufig – wegen ihrer Differenz zu den etablierten Modellen der Druckkultur – als überladene bzw. überkomplexe Systeme kritisiert worden.

„Unbestritten ist die wissenschaftliche Textkritik an die Grenzen des drucktechnisch Machbaren gestoßen. [...] Paralleldruck von Textzeugen, umfangreicher textkritischer- und Variantenapparat, Kennzeichnung von einzelnen Texteigenschaften durch Sonderzeichen und Marginalien, erzeugen ein völlig unübersichtliches Druckbild, aus dem die einzelne, benötigte Information nur sehr schwer (nach einer Einarbeitungszeit) herauszulesen ist.“<sup>1003</sup>

Ich hatte darauf hingewiesen, wie die Versuche, die typografischen Grenzen auszuweiten, teilweise – im Rahmen der fortschreitenden Normierung und Industrialisierung des Drucks – abgenommen hatten.<sup>1004</sup> Auf der anderen Seite steigerten aber neue Textverständnisse und die aus ihnen abgeleiteten editorischen Wünsche die Anforderungen an die technische Realisierung der Editionen. Unter anderem

---

<sup>1002</sup>Der Druck versucht so eine Annäherung an das, was eigentlich ausserhalb seines Codes nur bildlich wiederzugeben wäre. Symptomatisch dafür sind Grundvorstellung und praktische Lösung bei Goedcke, Schillers sämtliche Schriften Bd. 15/2, S. VI/VII: „Nur eine photographische Wiedergabe könnte einen Begriff gewähren, was dem Dichter während der Arbeit der Aufzeichnung bedürftig erschien. Aber auch nur in der Photographie würde die Art seines eigentlichen Schaffens deutlich werden.“ – „Um ihn so zu zeigen, wie er sich auf den Blättern seines Nachlasses darstellt, durfte nichts weggelassen und mußte alles möglichst so gegeben werden, wie das Geschriebene im Druck nachzubilden war [meine Hervorhebung]. [...] Um den Druck an die Stelle der Handschrift treten zu lassen, habe ich mit kritischen Zeichen zu helfen gesucht, die [...] die Möglichkeit bieten, die Handschrift des Dichters [...] nachzubilden“.

<sup>1003</sup>Rehbein, Editionen (1998).

<sup>1004</sup>Siehe z.B. S. 269 und S. 281 (Anmerkung 899).

die textgeschichtliche (überlieferungsgeschichtliche und rezeptionsgeschichtliche) und die textgenetische Edition riefen nach Lösungen, die nur schwer im Buchdruck umzusetzen waren. Moderne (postmoderne?) synoptische Ausgaben und integrierte – Mehrstufigkeit und chronologische Abfolge simulierende – Texte testeten die Tragfähigkeit und die Grenzen des Mediums Buch infolge der jüngeren Methodenentwicklung erneut aus.<sup>1005</sup>

Die editorische Praxis ist von Kompromissen und einem erzwungenem Verzicht auf höhere Ansprüche gekennzeichnet.<sup>1006</sup> man begrenzt die Zahl der Apparate,<sup>1007</sup> die Menge der Sachanmerkungen und Kommentare, die dargestellte Textvarianz, Zahl und Umfang der Register oder die Sonderzeichen (und damit die Differenzierung der Befunde). Teilweise scheitern Editionspläne aber auch gänzlich an den technischen Rahmenbedingungen.<sup>1008</sup> Gerhard Schmitz hat mehrfach das Beispiel der „Falschen Kapitularien des Benedictus Levita“ dokumentiert und besprochen. Da zu den üblichen textkritischen Informationsebenen der editorischen Textkonstitution und der Überlieferungs- und Varianz-Dokumentation vor allem noch komplizierte inhaltliche Bezüge zu anderen (Vor-)Texten und zur Rezeption darzustellen wären, hat man nach aufwendigen Vorarbeiten doch auf eine Realisierung verzichtet. Der Druck hätte sowohl die Möglichkeiten der Verlage auf das Äußerste strapaziert, längst nicht alle inhaltlichen Ansprüche verwirklicht und sich so weit von den

<sup>1005</sup>Symptomatisch für dieses Phänomen ist einmal mehr Gablers Ulysses-Ausgabe. Sie markiert das Ende der Realisierbarkeit moderner Textverständnisse und Editionskonzepte im Rahmen des Buchdrucks und ruft bereits nach anderen Techniken und Medien. In diesem Sinne auch Ross, *Future* (2000), S. 141f: „Print’s technology of presence resists variety, even in such notably innovative editions as Hans Walter Gabler’s ‘synoptic’ *Ulysses* (1984), which Jerome McGann has called the first ‘postmodern’ critical text [Jerome McGann, *Ulysses as a Postmodern Text: The Gabler Edition*, in: *Criticism* 27 (1985), S. 283-306]. Gabler’s text actually suggests a printed book yearning for its electronic transformation, as I have argued elsewhere [= Charles L. Ross, *The Electronic Text and the Death of the Critical Edition*, in: *The Literary Text in the Digital Age*, hg. von Richard J. Finneran, Ann Arbor 1996, S. 227]“.

<sup>1006</sup>U.a. Scheibe, *Editionsart* (1998), S. 53ff bespricht den Widerspruch zwischen den hohen Ansprüchen der Edition und den praktischen Beschränkungen des Drucks. Dieser Gegensatz führe zu kontraproduktiven Erscheinungen, wie der Scheu vor der Erstellung von anspruchsvollen Editionen, der häufig langen Verzögerungen bis zum Erscheinen einer Edition oder die Rücknahme der editorischen Ansprüche – zu Letzterem beschreibt er (S. 55) z.B. den Fall der Edition der Werke Hugo von Hoffmannsthal, die erst nach der Einschränkung der historisch-kritischen Methode realisiert werden konnte.

<sup>1007</sup>Ein konkretes Beispiel aus jüngster Zeit: Hartmut Hoffmann, *Richer von Saint-Remi Historiae*, MGH SS 38, Hannover 2000, S. 16: „Außerdem werden in den Anmerkungen die stilistischen Quellen nachgewiesen. Es hätte sich vielleicht empfohlen, diese in einer Art Similienapparat gesondert anzuführen, doch wären dadurch die Drucklegung und wohl auch das Schriftbild zu kompliziert geraten“.

<sup>1008</sup>U.a. McGann, *The Rationale of HyperText* (1997), bringt S. 37 ein Beispiel für eine Edition, die wegen technischer, kommerzieller und institutioneller Bedenken schließlich nicht realisiert wurde, was er auf die Probleme der Buchform zurückführt. Weitere Beispiele bei Gerhard Schmitz, *Unvollendet – Eingestampft – Kassiert, Nie Erschienenes und Mißglücktes*, in: *Zur Geschichte und Arbeit der Monumenta Germaniae Historica*, Ausstellung anlässlich des 41. Deutschen Historikertages München, 17.-20. September 1996 [Katalog], S. 64-68.

etablierten Modellen entfernt, dass er auch den Benutzern kaum noch ohne intensive Einarbeitung verständlich gewesen wäre.<sup>1009</sup>

Kritische Editionen sind für ihre kryptische Kompliziertheit, für ihre Undurchsichtigkeit, Unlesbarkeit und Unbenutzbarkeit (für den Laien) berühmt und berüchtigt. Komplizierte Gegenstandsbedingungen (Überlieferungsverhältnisse), Erschließungsinformationen und Nutzungsoptionen müssen immer wieder in das enge Korsett des Buchdrucks gezwängt werden und verletzen dabei doch noch seine etablierten Modelle.<sup>1010</sup> Die beständige Kollision von Anspruch und Realisierung indiziert dabei den Grundbefund, dass Editionen von ihrem Wesen her komplexer sind als das Ausgabemedium Buch.<sup>1011</sup> Dies zeigt sich bereits dann, wenn unterschiedliche Informationsebenen immer wieder auf einen Darstellungsmodus heruntergebrochen werden müssen. Entstehung (Textgenese), inhaltliche Bezüge, Überlieferung (Varianz und physische Dokumentbefunde), Rezeption, Erschließung, Verbesserung von Texten, mehrere eigentlich parallele Sichten also, müssen auf der einen typografischen Ebene des Drucktextes dargestellt werden. Die Druckzeichen sollen immer gleichzeitig von verschiedenen Themen sprechen! Je nach Edition verweist der Petit-Druck auf inhaltliche Übernahmen, die hochgestellte Ziffer auf

<sup>1009</sup>Zu diesem Beispielfall siehe ebd. S. 64ff, Schmitz, Neuausgabe (1998), Schmitz, Von Quellen und Editionen (2000) und Schmitz, Edition (2002). Sein Fazit zur Druckgeschichte (in Schmitz, Neuausgabe (1998): „Die eingeschränkten Darstellungsmöglichkeiten des Buches können den Anforderungen dieser Edition nicht gerecht werden“. Dabei wären auch hier Erweiterungen des Buches denkbar, mit denen man sich den speziellen Ansprüchen hätte annähern können. Schmitz, Von Quellen und Editionen (2000), S. 56 selbst: „Wollte man eine Präsentationsform finden, die dem Text gerecht wird, dann müsste man über dieses Blatt noch mehrere Klarsichtfolien legen, um die Quellenverhältnisse darzustellen, und man müsste ihm weitere folgen lassen, um die Nachwirkungen aufzuzeigen“. Weiterhin wäre ev. an größere Formate, mehrfachen Textabdruck, Faltblätter, den Einsatz von Farben usw. zu denken gewesen, um die vielen Informationsschichten der Edition sichtbar zu machen. Nur im *traditionellen, etablierten* (und dann wohl auch ökonomischen) Druckrahmen war die Edition unter den gegebenen Ansprüchen nicht zu realisieren: das Quart-Format der entsprechenden MGH-Reihe und ein gewisser Kostenrahmen, der ja auch jeweils mit einer finanziellen Belastung der „Nutzer“ einhergeht, sollten nicht überschritten werden.

<sup>1010</sup>Siehe z.B. den Abschnitt „Die Zwangsjacke Buch“ bei Hoffmann, Computer-Edition (1993), S. 212ff. Er diskutiert vor allem die Probleme der inhärenten Starre, der zwangsweisen Linearisierung und des Selektionsdrucks des Buchdrucks (mit den daraus folgenden Verfälschungsgefahren), die nur mit unzureichenden Krücken (Apparate, Verweise, Inhaltsübersichten, Indizes) überwunden werden können.

<sup>1011</sup>Dies wurde bereits oben (S. 316) kurz angesprochen und wird unten (Kapitel 2.3.3) erneut ausführlicher diskutiert. Das Buch ist deshalb als Editionsmedium ungeeignet, weil es als Erschließungsmittel bzw. Sekundärmedium (z.B.) eines Buches über dieses hinausgehen müsste. Burrows, *The Text in the Machine* (1999), S. 128 fasst zusammen: „From the point of view of scholars working with texts in multiple versions, the printed book is also seriously inadequate. The critical edition, in its definitive printed form, is ‘infamously difficult to read and use’, according to Jerome McGann [McGann, *Rationale* (1995)]. This, in his view, is because the codex format is being used to present a study of something already in codex format.“ Das Buch kann die analytische Verwendung einer Edition als Werkzeug zur Bearbeitung eines Überlieferungsträgers nicht erfüllen.



ausgelagerte Textvarianz, der hochgestellte Buchstabe auf eine Sachanmerkung, die eckige Klammer auf eine in der Vorlage zerstörte Stelle, der Kursivdruck auf eine aufgelöste Abkürzung usw. Die Projektion der verschiedenen Sichten (und Texte) auf die Fläche des Druckbildes, die zuweilen auch als Reduktion der editorischen Mehrdimensionalität beschrieben wird, überlastet die medialen Funktionsmöglichkeiten des Buches<sup>1012</sup> und führt spätestens dann zu einem informatischen Kurzschluss, wenn für verschiedene Phänomene die gleichen Zeichen (z.B. Klammern) und Darstellungsmodi (z.B. Kursivdruck) verwendet werden müssen, weil ihr Vorrat erschöpft ist.<sup>1013</sup> Für das Verhältnis von Technik und Methode ist daraus noch dieses Fazit zu ziehen: Die verfügbare Technik ist zwar inadäquat zu den eigentlichen Zielstellungen der Edition, das Ausreizen der drucktechnischen Möglichkeiten bis hin zum Scheitern von Editionen bedeutet aber zugleich, dass die editorischen Konzepte zwar durch technologische Rahmenbedingungen ausgeformt werden und sich teilweise aus ihren Mentalitäten und Grundbegriffen erst ableiten, dass sie auf der anderen Seite aber auch *nicht vollständig* durch die Technik determiniert sein können.

---

<sup>1012</sup>Gewissermaßen als Zusammenfassung editorischer Praxiserfahrungen Schmitz, Von Quellen und Editionen (2000), S. 56: „Betrachtet man einen Text nicht nur als Text, sondern faßt die Bausteine, aus denen er besteht, ebenso ins Auge wie die sich wandelnden Formen und Teile, in denen Spätere ihn rezipiert, bearbeitet und ihrem Verständnis oder ihren Bedürfnissen angepaßt haben, dann wird ein mehrdimensionales Gebilde daraus. Der edierte Text bildet dann nur eine, wenn auch entscheidende Schnittfläche. Das, was vor dieser Schnittfläche liegt und was ihr folgt, kann die Edition nur eher behelfsmäßig sichtbar machen. Die Zweidimensionalität des Papiers faßt nur eine bestimmte Menge an Informationen, und diese können – trotz aller Gestaltungsmöglichkeiten beim Druck – nur auf eine Weise dargestellt werden: eben Schwarz auf Weiß. Damit präsentieren sich alle Informationen gleichzeitig und – im Prinzip – auch als gleichwertig. Die Darstellung des zu edierenden Textes kommt dadurch entweder an ihre Grenzen oder sie wird so kompliziert, daß sie seine Benutzung geradezu unmöglich macht, ein Zuviel an Informationen auf einer Ebene wird allzu leicht zur Desinformation, und was Klarheit schaffen soll, trägt eher zur allgemeinen Verwirrung bei“. Dahlström sieht bereits das Konzept des „Werkes“ (hier: der antiken Literatur) als dreidimensional an, dem das zweidimensionale Prinzip des Buches nicht gerecht werden könne – Dahlström, Vad gör en hyperedition (1999): „The critical edition has ever since its beginnings been struggling to free itself from the two-dimensional limitations of the codex book, and to give the impression of representing the three-dimensional, dynamic qualities of what is implied by the concept of ‘work’“.

<sup>1013</sup>So will z.B. Luschnat, Editionstechnik (1952), S. 369ff zu einem konsequenteren System der Kennzeichnung editorischer Eingriffe kommen. Dabei stößt er auf das Problem, dass der diakritische Zeichenvorrat, die unterschiedlichen Klammern und die Texttransformationen begrenzt sind – Typisch für die auftauchenden Probleme: „Durchgesetzt hat sich lediglich bis zu einem gewissen Grade der Brauch, im Lateinischen für geänderte Silben oder Wörter Kursivdruck anzuwenden, der auch innerhalb von spitzen Klammern das Hinzugefügte als nicht überliefert kennzeichnet. Nun ist das keine ideale Lösung, da sich etwas Entsprechendes im Griechischen kaum durchführen läßt und viele Herausgeber den kursiven Druck zur Hervorhebung inhaltlich bedeutsamer Partien und für ähnliche Zwecke brauchen“.

### ***Editionstheorie und Buchdruck im Widerspruch***

Wenn die Drucktechnologie selbst dann nicht in der Lage ist, die Anforderungen der Edition zu erfüllen, wenn sie selbst die Grundlage ihrer Methodenbildung gewesen ist, dann scheint es grundlegende Widersprüche zwischen dem Programm der Erschließung der Überlieferung und ihrer Realisierung im Medium des Buchdrucks zu geben. Auf den Gedanken, dass die Aufbereitung von Dokumenten zu Informationsstrukturen führt, die prinzipiell komplexer sind als die abzubildenden Dokumente selbst – und damit oft auch komplexer als das Zielmedium Buch, wurde bereits hingewiesen. Die Widersprüche zwischen Methode und Technik zeigen sich aber bereits auf der praktischen Ebene. Einige davon sollen hier erneut kurz angesprochen werden, um sowohl das jeweilige Maß der technischen Bedingtheit als auch das Maß der Unabhängigkeit der Editionsverfahren auszuleuchten. Auf dem Weg zu einer verallgemeinerten Theorie kann dadurch z.B. auch geklärt werden, wo fundamentale Editionsprobleme eventuell anders gelöst werden könnten und wo sie erst durch die Drucktechnologie entstanden sind!

*Die Variantenapparate.* Am Beispiel der Variantenbehandlung lässt sich besonders gut zeigen, wie sachbedingte Anforderungen zu medial spezifischen Strategien ausgeformt worden sind, die sich dann zu einer nicht mehr hinterfragten Selbstverständlichkeit verfestigt haben, obwohl sie zu Widersprüchen führen und in der Realisierung der ursprünglichen Aufgaben letztlich scheitern. Editionstexte basieren auf der kritischen Sichtung und Wertung der Überlieferung. Alle editorischen Eingriffe müssen durch die Abbildung der abweichenden Textbefunde nachvollziehbar gemacht werden. Zugleich muss die Überlieferung selbst, also alle relevanten Dokumente, dargestellt werden. Das Platzproblem, der „Raumdruck“ des Buches führt in Verbindung mit den bereits geschilderten Strategien der Visualisierung des prominenten Editionstextes und der nachgeordneten Sekundärtexte zu einer Lösung, bei der alle Dokumente prinzipiell aus ihrer Varianz zum Editionstext heraus rekonstruierbar sind. Dem Leser liegen mit den über Verweiseichen an den Haupttext angebandenen Varianten theoretisch alle Zeugen vor und er kann selbst die textkritischen Entscheidungen des Editors prüfen und ggf. zu eigenen Schlüssen kommen. Der Editionstext verweist auf seinen Zeugen, deren Gesamtheit die Überlieferung abbildet. Als Kompromiss zwischen Transparenz der Entscheidungen und Vollständigkeit der Informationen einerseits und dem Wunsch nach einem eindeutigen, im Vordergrund stehenden gereinigten editorischen Endtext andererseits, kann diese Strategie niemanden vollauf befriedigen, der mit der Edition ein *konsequentes* wissenschaftliches Verfahren realisiert sehen möchte. Sobald eine Seite der Anforderungen vollständig umgesetzt werden soll, geht dies nur auf Kosten der anderen Seite: Der Vollständigkeitsanspruch der Dokumentation droht den Haupttext von der Seite zu verdrängen (und ihm so seinen Platz streitig zu machen)

und die Verweiszeichen stören die Ästhetik des gereinigten Textes – der „clear text“ auf der anderen Seite verzichtet auf den Verweis auf seine Grundlagen und verlangt die Begrenzung der Varianten auf ein „gesundes“ Maß. Die Apparate sind in diesem Sinne ein reines Produkt des Buchdrucks und funktionieren in diesem Medium noch nicht einmal als Kompromiss konsequent. Simplifizierung und Entdifferenzierung der Befunde, Mengenbeschränkung und die zwanghafte und nicht von der Sache her gerechtfertigte Atomisierung der Zeugen in bloße Stellensammlungen laufen dem Grundanspruch nach vollständiger und genauer Rekonstruierbarkeit der Vorlagen zuwider.<sup>1014</sup> Die Variantenapparate dokumentieren in ihrer Realisierung einen Grundwiderspruch, wenn einerseits Wissenschaftlichkeit demonstriert und andererseits ein kanonischer Lesetext präsentiert werden soll.<sup>1015</sup> Mit den hohen wissenschaftlichen Ansprüchen und der parallelen Unterwerfung unter sachfremde mediale Vorgaben – wie der Verteilung von Raum an Editionselemente unter einer medialen Layout-Ideologie – ist das Konzept von Anfang an gezwungen, immer schon an den Grenzen der technischen Umsetzbarkeiten zu operieren (und damit über sie hinauszudeuten).<sup>1016</sup> In der Praxis werden dann zumeist doch nicht alle Varianten verzeichnet oder die Differenzierung der Befundwahrnehmung herabgesetzt. Damit verfehlen sie ihre Funktion, die zugrunde liegenden Dokumente

---

<sup>1014</sup>Bereits Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 82 hatte gemeint, dass für längere variante Abschnitte ein *Varietätenanhang* gemacht werden müsste, weil diese ja nicht mehr unter den Text passen würden. Da eine Aufspaltung in Stellen- und Abschnittsvarianten aber nicht zweckdienlich wäre, hätte man alle Varianten im Anhang geben müssen. Dann hätte man dort bei großer Varianz aber auch gleich wieder vollständige Texte abdrucken können.

<sup>1015</sup>Beides wird beständig gegeneinander ausgespielt. Man braucht die Varianten, um den wissenschaftlichen Status der Edition zu demonstrieren. Ginge man hier aber konsequent vor, dann handelte man sich den Vorwurf ein, nur eine „Sammlung von Variantenballast“ und „wertloses Variantengemüll“ zu bieten (so z.B. Alfred Boretius, *Capitularia regum Francorum*, in: *Göttingische gelehrte Anzeigen* (1884), Nr. 18, S. 718f). Es sollte einmal statistisch untersucht werden, ob die gedruckten Editionen die räumliche Verteilung von Text und Apparat nicht bei einer Quote stabilisieren, die einem ästhetischen Ideal (des Buch-Layouts) entspricht, mit der jeweiligen Überlieferungssituation aber nichts zu tun hat.

<sup>1016</sup>Sozusagen vom Ende her kritisiert Grésillon, *literarische Handschriften* (1998) z.B. Hans Zellers extreme Apparate: Wer könne das benutzen, ohne auf die Handschriften zurückzugreifen? Und wenn doch Rückgriff auf die Handschriften, warum dann der ganze Aufwand? Ihrem Fazit S. 228 zufolge „scheint es heute fast, als versetze eine in der Apparatdarstellung auf die Spitze getriebene Technik der kritischen Ausgabe in Buchform den Todesstoß. Vielleicht ist es ein Gebot der Stunde, wiederum auf eine neue Technik überzugehen und die kritischen Apparate ausschließlich als Computerprodukt herzustellen“. In diesem Sinne auch Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 53: „Das Buch ist wohl traditionsgemäß das wichtigste Medium zur Verbreitung von wie auch immer aufbereiteten Texten, doch werden bezüglich des Umfangs und der Variantendarstellung einer Edition die Grenzen oft erreicht. Das Buch bleibt in der Darstellungsmöglichkeit immer auf seine Zweidimensionalität beschränkt, während heute übliche Software mit ihrer Fenstertechnik es möglich machen würde, die zwei Dimensionen wenigstens in Schichten aufzulösen.“

zu ersetzen.<sup>1017</sup> Die Kritik an ihnen ist deshalb nie verstummt: Variantenapparate seien kryptisch, selektiv, formalisierend, unbenutzbar und textkritische und überlieferungskritische Fragen ließen sich mit ihnen nicht wirklich beantworten.<sup>1018</sup> Ihre Enttextlichung, Systematisierung und Simplifizierung als Stellenfragmente auf einer ganz bestimmten Wahrnehmungsstufe laufen zudem den traditionellen hermeneutischen Nutzungsformen zuwider und erscheinen heute fast schon als eine Vorverarbeitungsform, die nur mit formalisierten Computerprogrammen sinnvoll auszuwerten wäre. Auf der anderen Seite hat man beim Übergang von Überlieferungsfragen zu Textentstehungsfragen die Strategie der Apparate zunächst nicht in Frage gestellt. Nachdem man aus Tradition heraus auch die textgenetischen Befunde in Apparaten verzeichnete, stellte man die Frage nach deren Sinn erst sehr viel später. Offensichtlich wären textgenetische Befunde mittels Faksimiles und Erläuterungen (chronologischen Auflösungen) sehr viel besser und mit geringeren Informationsverlusten darstellbar gewesen als in einem Apparat. Zu der sonderbaren Verfestigung der Idee, dass eine Edition immer aus einem maßgeblichen Haupttext und nur nachgeordneten Sekundärinformationen bestehen müsse, sei noch auf ein Beispiel verwiesen: Carlrichard Brühls Edition der „Honorantie cavitatis Papie“ bietet einen doppelten Text: dem bereinigten Editionstext entspricht auf der gegenüberliegenden Seite jeweils ein weniger stark verarbeiteter Text (z.B. mit kenntlich aufgelösten Abkürzungen). Der Grund für dieses Vorgehen ist es nun aber *nicht*, dass man dem Benutzer einen zusätzlichen quellennäheren Text anbieten wollte. Vielmehr bestand „die Absicht, eine zweigeteilte Edition vorzulegen [...] von Anfang an, da der kritische Apparat angesichts der starken Textkorruptionen sonst zu stark belastet und die Edition unübersichtlich geworden wäre“<sup>1019</sup>! Ziel ist die Entlastung des Apparates, den man auf eine weitere Textstufe *und* einen (auf Wortvarianten beschränkten) Apparat verteilt. Diese Textstufe hat – als bloßer Wiedergänger des Apparats –

<sup>1017</sup>U.a. Vanhoutte, *Where is the editor* (2000), Abschnitt 2, fasst zusammen, dass alle Drucklösungen (auch als integrierte Texte!) letztlich nicht überzeugen konnten, weil sie zu unleserlichen Texten führten. Auch Hahn, *Wissenschaft* (1966), S. 14 und Fränkel, *Zum Problem der Wiedergabe von Lesarten* (1959), S. 421 halten die Rekonstruierbarkeit der Handschriften aus den Apparaten für eine Illusion (beide fordern als resignierende Konsequenz noch stärkere Selektion der Varianten!).

<sup>1018</sup>Das Fehlen von Arbeiten, die auf der Grundlage von Variantenapparaten text- oder überlieferungskritische Analysen durchführen, ist geradezu auffällig! Eine Grundkritik bei Fromm, *Geschichte der Textkritik* (1995), S. 70: „Lachmanns und seiner Nachfolger atomisierende Apparatgestaltung führt zu Unsicherheiten bei zentralen Fragen an den Text“ – nämlich z.B., wie er sich zu den tatsächlichen Zeugen verhält. Fromm meint, dass im Grunde doch eine stärkere Differenzierung wünschenswert gewesen wäre: wenn man den Textfluss schon durch Markierungen unterbricht, dann hätte man auch differenzierter unterbrechen können, z.B. je nach Art und Aussagecharakter einer Note. Die Kritik am Scheitern der Apparate (und der Chimäre der Rekonstruierbarkeit) u.a. auch bei Dahlström, *Digital Incunables* (2000).

<sup>1019</sup>Die „Honorantie civitatis Papie“: Transkription, Edition, Kommentar, von Carlrichard Brühl und Cinzio Violante, Köln, Wien 1983, S. 12.

keine eigene Berechtigung, sie wird in klarer Abgrenzung von der „Edition“ als bloße „Transkription“ bezeichnet, sogar ihre Quellennähe ist aber nur editorisches Mittel und nicht ein eigenes Ziel: Groß-/Kleinschreibung und Interpunktion werden bereits hier normalisiert. Die Textsynopse ist keine Abweichung vom Ein-Text-Dogma des Buchdrucks, sondern nur eine konsequente Fortsetzung seiner Probleme: Nicht Multiperspektivität wird hier realisiert, sondern nur ein Ausweg aus dem technisch bedingten Dilemma des Apparates (der selbst wieder ein technisches Produkt ist) gesucht!

*Sachanmerkungen.* Von der Logik der Erschließung für ein unbekanntes Publikum her kann es niemals zu viele Sacherläuterungen geben. Für eine effiziente Nutzung sollten sie allerdings nach Vorwissen und vielleicht auch nach Fragerichtung differenziert sein. Beides wird vom Medium Buchdruck gehemmt: Die Menge der Sachanmerkungen wird durch den verfügbaren Raum beschränkt, eine Aufspaltung in mehrere Ebenen würde die ohnehin komplizierte Benutzung kritischer Editionen weiter behindern. Selektionsdruck und Vereinheitlichungszwang stehen auch hier den sachgemäßen Wünschen entgegen und reduzieren die Sachapparate auf den Status wissenschaftlicher Feigenblätter, mit denen der Editor sein Fachwissen im Rahmen eines bestimmten erwarteten Nicht-Wissens bei dem erwarteten Publikum demonstriert.

*Register.* Weil gedruckte Editionen komplex, umfangreich, unübersichtlich und nicht einfach (oder mit Werkzeugen) durchsuchbar sind, kommt den Registern als zusätzlichen Erschließungsmitteln eine besondere Bedeutung zu. Hier wirken sich die Raumbeschränkungen erneut kontraproduktiv aus. Der Wunsch, neben den Orts- und Personenregistern, mit denen ja nur ganz bestimmte Fragestellungen vorbereitet werden, auch Sachregister, häufig auch Wortregister, am besten mit ihrem jeweiligen Kontext, geboten zu bekommen,<sup>1020</sup> scheitert an der aufwendigen Erstellung und den hohen Druckkosten des Mediums. Hinzu kommt eine weitere Besonderheit der Drucktechnologie: Umfangreiche Editionsserien erscheinen sukzessive in Einzelbänden: die Register können dann ebenfalls nur Bandweise erscheinen, so dass man im ungünstigen Fall sehr viele Register parallel benutzen muss, oder nach dem letzten Editionsband (wenn dieses Ende denn erreicht wird und noch finanzielle Ressourcen vorhanden sind), so dass für die frühen Bände u.U. über viele Jahrzehnte gar kein Register vorliegt.

*Buchmodell und Überlieferung.* Die Überlieferung enthielt Texte, und diese Texte sollten auch die Editionen schließlich realisieren. Der Buchdruck hatte hier einerseits

---

<sup>1020</sup>Ein Beispiel für die frühen, noch von praktischen Realisierungshindernissen unverfälschten Wünsche: 1822 war im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 4 (1822), S. 181 gefordert worden, man solle (von jungen Leuten) *Indices Latinitatis* für jeden Autor anfertigen lassen, weil man ja für die (wichtige) Untersuchung der Verwendung der Wörter nicht immer alles aufs Neue lesen könne.

eine Tendenz zur Textformung, die durchaus bereits eine Veränderung solcher Dokumente darstellen konnte, die noch nicht nach dem etablierten Modell des gedruckten Buches funktionierten. Eine Annäherung an die Vorgaben des Drucklayouts bedeutete hier eine Verfremdung, die man auch als Verfälschung ansehen konnte, da mit der angeblichen Erhöhung von Struktur und Informationsdichte ein Verlust an Informationen aus dem optisch-strukturellen Bereich der Originale einherging, auf jeden Fall aber ein nicht-authentisches Signal gegeben wurde. Auf der anderen Seite bedeutete auch die typische Aufgliederung der Editionsseite in einen Haupt- und mehrere Sekundärtexte (z.B. die Apparate) einen Widerspruch zu der eigentlich angestrebten Textwerdung. Literarische Texte konnten so nicht mehr in jener Ästhetik der reinen Textseite rezipiert werden, auf die sie ursprünglich ausgerichtet waren.<sup>1021</sup> Auch hier stellt sich die Frage, ob die Realisierung der Edition, die auf den wahren Text zielt, ihn mit einer optisch radikal veränderten Botschaft nicht verfehlt. Die Widersprüchlichkeiten resultieren hier letztlich aus dem Zwang, zwischen den konkurrierenden Anforderungen zu jeweils *einer* Lösung zu kommen, oft mit Kompromisscharakter.<sup>1022</sup> In ihrer speziellen Distanz zum Original und je nach Verarbeitungstaktik sind viele Wiedergabeformen nicht mehr leicht auf ihre Vorlagen zurückzuführen. Sie scheitern so mit ihrem, Reversibilität einschließenden, Objektivitätsanspruch<sup>1023</sup> und bedeuten – je nach verwendetem Textbegriff und Erkenntnisinteresse – für den Benutzer eine in unterschiedlichem Maß erträgliche

---

<sup>1021</sup>In diesem Sinne Fanta, Computer-Edition (1994), S. 138: „Für den Forscher [...] stellen Eingriffe wie etwa die Aufteilung von Text in Haupttext und Apparat (Varianten, Vorstufen etc.) eine Verfremdung der Quelle dar“ – er bezieht sich (angesichts von Fällen, bei denen zur Textgenese aus Manuskripten Editionstext und Apparat gemacht werden) hier allerdings auf beide von mir angesprochenen Phänomene: Die komplexen visuellen Verhältnisse der Notizen werden zugunsten eines geglätteten Textes zerstört, zugleich wird aber kein (literarisch intendierter) reiner Text geliefert, sondern ein visuelles System von mehrfachen Textelementen und Verweiszeichen.

<sup>1022</sup>Auch die Diskussion um die Darstellung textgenetischer Prozesse bzw. textgenetischer Apparate bei Nutt-Kofoth, Schreiben (2000), S. 189ff kann man in diesem Sinne lesen als Dokumentation der Widersprüchlichkeit unterschiedlicher editorischer Ziele und typografischer Realisierungsmöglichkeiten. Wollen die einen eine Visualisierung der textgenetischen Detailprozesse, so fordern die anderen die Lesbarkeit von einzelnen Textstufen und dem gesamten Text, einen sauberen Lesetext ohne Halden von Fußnoten- und diakritischen Zeichen. Beides zugleich aber, ein statisches und ein dynamisches Textverständnis, ist im Medium „gedrucktes Buch“ nicht möglich. Eine konsequente Realisierung der einen Seite würde vielmehr zur Auslöschung der anderen Perspektive führen, so dass Kompromisse nie befriedigen können. Für den Fall der Textgenese wären hier extreme Modelle durchzuspielen, bei denen es entweder nur noch Genese und Varianz ohne Lesetext gäbe, einen integrierten (Pseudo-)Text, der alle Varianten und Befunde bereits enthielte oder von einem glatten, die Seite ausfüllenden Endtext alle Varianten abgekoppelt und (ohne direkten Bezug zu diesem Text) in Anhängen oder Zusatzbänden versammelt wären.

<sup>1023</sup>Kanzog, Faksimilieren (1984), S. 291 bringt einige Beispielen, wie verschiedene Editionen aus einer Stelle grundverschiedene Texte machen, denen teilweise nicht leicht ein Sinn abzugewinnen ist. Das Postulat der Objektivität der Transformation der Überlieferung, die ihre Umkehrbarkeit einschließt, scheitert an der Realität der subjektiven Befundwahrnehmungen und editorischen Entscheidungen.

Deformation der Überlieferung. Anhand typischer mittelalterlicher Kodizes, die je individuelle Textfassungen und -zusammenstellungen aus einer ganz bestimmten Perspektive enthalten, beschreibt z.B. Bernard Cerquiglini, wie die Editionsphilologie hier „einen regelrechten Einbruch herbei[führt]. Sie ist dem modernen Textverständnis verpflichtet und wendet dieses auf ein Objekt an, dessen Natur und Sinn völlig anderer Beschaffenheit sind, und exzerpiert die Texte (Zertrennung der Zusammenhänge im Innern des Kodex), individualisiert sie (indem sie Autor und Titel liefert), fixiert sie (Textkritik, Korrektur und trügerische Suche nach dem Original), begrenzt sie (die Varianten, an den Rand gedrängt und im besten Falle dem kritischen unleserlichen Apparat überlassen), überträgt sie in einen anderen Code (Verlust der handschriftlichen Spur, Unterbewertung oder gänzliche Opferung der Bilder).“<sup>1024</sup>

*Transparenz und Monoperspektivität.* Die Grundforderungen der Edition sind Objektivität, Nachvollziehbarkeit und Transparenz. Dies kann im Druck nicht eingelöst werden, weil immer nur ein Ergebnisdestillat präsentiert wird und alle Vorarbeiten und Vor- und Zwischenstufen, die wesentliche Informationen für editorische Entscheidungen sind, die Druckhürde nicht überwinden, sondern ausgeblendet werden. In einem technikfreien Entwurf wäre alles Informationsmaterial zur Verfügung zu stellen und wären nicht nur ausgewählte Hinweise auf besonders kritische Entscheidungsstellen zu dokumentieren. Das vielgestaltige Informationsnetz mit seinen zahlreichen externen Anknüpfungspunkten, das der Editor um seine Quelle herum anlegt (und in den Apparaten andeutet), wird im Druck wieder auf einen autonomen Buch-Text reduziert und dadurch zerstört. Am Ende fordert das Publikationsmedium seine Form auch für den Inhalt zurück. Selbst der Editor wird oft während seiner Arbeit verschiedene Perspektiven zum Text eingenommen haben; ihm ist er dann zugleich (multipler) authentischer Befund, auf die Überlieferung durch kritische Entscheidungen bezogener Editionstext und geglätteter Lesetext als Realisierung der Ursprungintention des Verfassers. Am Ende aber wird auch das wieder aufgelöst in der zwangsweisen Monoperspektive des Drucks. Der Standard-Text als gesetzte Referenz verleugnet sein Herkommen und verführt zu Eingriffen, Glättungen und subjektiven Entscheidungen – als Verkörperung des einen gültigen Textes, als Verkörperung des Werkes ist er eine Lüge. Der Apparat-Text auf der anderen Seite macht die intendierte ästhetische Form des Lesetextes zunichte und realisiert die angedeutete Parallelität der Fassungen doch nicht wirklich, weil die Varianten im Apparat im Vergleich zum Editionstext ja gerade für minderwertig und ungültig erklärt werden. Und der Multi-Text schließlich verzichtet auf die konsequente Darstellung der textkritisch vergleichenden Befunde und lässt den Leser ohne editorische Leitung allein.<sup>1025</sup> Die zumeist praktizierte Vermittlungsposition, das

<sup>1024</sup>Cerquiglini, PHILECTRE (1997), S. 87.

<sup>1025</sup>Die Diskussion dieses ausweglosen Dilemmas editorischer Haltungen ausführlich bei Shillingsburg, *Resisting Texts* (1997), S. 181-206 (Kapitel „Textual Ethics: The Meaning of Editorial Work“).

Einstreuen von Transparenzmarken (Verweiszeichen) in einen auf Glätte zielenden Lesetext, realisiert keine der eigentlichen Haltungen zum Text, sondern beschädigt alle in unterschiedlichem Maße.<sup>1026</sup> Das Gleiche gilt aus funktionaler Sicht für den Leseprozess: Durch den stellenorientierten Apparat-Text ist die systematische Wahrnehmung bestimmter Variantenschichten (Textschichten) nicht möglich – zugleich ist aber auch der Textfluss gestört. Obwohl das Ziel der Edition der finale Lesetext ist, kommt am Ende ein fragmentierter Text heraus, dessen Verweiszeichen den Blick immer wieder aus dem Lesefluss herauszureißen droht.<sup>1027</sup>

*Finalisierung und Fluss der Forschung.* Editorische Befunde, Aussagen und Urteile sind immer historisch relativ. Medium und medial determinierte Theorie setzen dagegen die finale, endgültige Edition.<sup>1028</sup> Obwohl der Widerspruch offensichtlich ist, wird stillschweigend an der End-Gültigkeit festgehalten – solange, bis eine neue Edition an die Stelle der alten tritt und sie ungültig macht. Die Forschung an den edierten Gegenständen ist von beständigem Erkenntnisgewinn gekennzeichnet, die postulierte Autorität der gedruckten Editionsfassung kann deshalb nur für den Augenblick des Erscheinens gelten. Diese Augenblicke kommen auch für die besten Editionen unweigerlich: Seien die Gründe äußerlich (z.B. neue Dokumentfunde) oder innerlich (methodologische und Erkenntnisfortschritte) – sofern das Interesse am Gegenstand den Aufwand gerechtfertigt erscheinen lässt, wird eine neue Ausgabe veranstaltet.<sup>1029</sup> Die Bedingungen des Mediums Buch sind es, die hier zu extrem großen Stufen bei der Anpassung von Editionen an den Stand der Erkenntnis führen. Weil Editionen so aufwendig zu erstellen sind, eine lange Vorlaufzeit und dann eine entsprechend lange Gültigkeitsdauer haben, erscheinen sie endgültig

<sup>1026</sup>So ist z.B. die Diskussion um die optische Kennzeichnung der editorischen Eingriffe im Text zu deuten, die Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1995), S. 287 mit Karl Stackmann führt: wenn Letzterer fordert, dass alle Stellen kenntlich gemacht werden müssten, an denen das *iudicium* des Herausgebers den Ausschlag gegeben hat, und Steer dies aus ästhetischen Gründen zurückweist, weil „beinahe jedes zweite Wort [...] kursiviert oder mit einem Verweiszeichen auf eine Variante versehen werden“ müsste und so zu einem „pockennarbigem“ Aussehen führen würde, dann beschreibt dies, wie die praktische Realisierung von wissenschaftlicher Transparenz und Zielästhetik immer vom jeweils anderen Ziel wegführen.

<sup>1027</sup>Diese Kritik z.B. bei Herberger, Plädoyer (1990), S. 339f.

<sup>1028</sup>Small, *Text-editing* (1993), S. 25: „the definitive edition [die alle anstreben] is definitive only for the culture and historical moment which produces it. In other words, we tacitly concede that editorial authority can only be provisional, but such a concession is conveniently ignored as we go about our academic lives“.

<sup>1029</sup>Die anfängliche und die zunehmende äußerliche und innerliche Fehlerhaftigkeit einer Edition bespricht z.B. Hoffmann, *Edition* (1996), S. 200f am Beispiel des ersten *Scriptores*-Bandes der MGH (neben dem „äußeren Moment“ der Neufunde hier z.B. die schlechten Fremdkollationen, die selektive Wahrnehmung der Handschriften, die pragmatische Bevorzugung leicht erreichbarer Handschriften, Fehler in der Überlieferungskritischen Gewichtung der Zeugen, falsche kodikologisch-paläografische Grundannahmen etc.) und zeigt damit auch die wachsende Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit der kanonischen Gültigkeit einer Edition aus bestem Hause.



und verwischen erfolgreich ihren Status als temporäre Meinung und Vorschlag. Im Grunde müssten sie als *Diskussionsbeitrag* aufgefasst werden, aber in genau dieser Stellung können sie im Rahmen der Druckkultur nicht realisiert werden. Durch vereinzelt Forscher im Verborgenen hergestellt, mit lange verzögerten Publikationsterminen, ohne die Rückbindung aktuell laufender Forschungen oder gar nachträglicher Erkenntnisse, stehen Editionen im Grunde für eine gestörte Kommunikation in einer doch eigentlich auf Kollaboration, Austausch und gegenseitige Befruchtung ausgerichteten Wissenschaft: Dem jahrelangen (oft: jahrzehntelangem) Schweigen des Editors folgt die eruptive Äußerung, die eben deshalb den Charakter einer endgültigen Setzung annimmt, gefolgt von erneutem langem Schweigen – bis zur Neuedition. Der gestörten Kommunikation *bis* zur Publikation entspricht die fehlende Rückkopplung nach diesem Zeitpunkt. Editionen *dürfen* keine Fehler enthalten, weil diese zu Fehlschlüssen führen. Dies ist ein Grundaxiom der Editorik. Jede Edition enthält aber Fehler. Nur können diese selbst dann, wenn sie erkannt sind, nicht korrigierend in die Edition zurückfließen – solange nicht eine komplette Neuedition gemacht wird.<sup>1030</sup> Der Druck – als höchst interaktionsarme Form der Kommunikation – ist damit kein adäquates Medium für eine wissenschaftliche Strategie, die eigentlich auf die aktualisierte Anwendung wandelbarer Methoden und auf den Rückfluss von Erkenntnisgewinnen und Fehlermeldungen (auf externe, transpersonale, soziale Wissensakkumulation) ausgerichtet ist.<sup>1031</sup> Das Gleiche gilt für den Widerspruch zwischen den großen Publikationszeiträumen und dem Ziel der Edition, Anstoß und Beitrag für die *aktuelle* Forschung zu sein – schließlich werden Editionen ja dann begonnen, wenn man ihren Gegenstand gerade für die gegenwärtigen Fragestellungen als relevant empfindet. Publiziert werden sie dann oft Jahrzehnte später, wenn sich die Forschung womöglich schon längst anderen Feldern und Fragen zugewandt hat.<sup>1032</sup>

<sup>1030</sup>Harvey, *Editing* (2001), S. 33f betont seitenlang, wie wichtig Pingeligkeit und Genauigkeit in der Edition ist: es darf – angesichts der Unwahrscheinlichkeit einer Neuausgabe in absehbarer Zeit – einfach kein Fehler übrig bleiben. Er vergleicht Fehler u.a. mit einem Virus, der auch die Auswertungen und Verwertungen befällt.

<sup>1031</sup>Bereits vor 30 Jahren forderte Boetius, *Textkritik* (1970), S. 87 eine grundlegende Weiterentwicklung der Editionstechnik, die er selbst in ihren textgenetischen Spitzen vom Forschungsprogramm her für antiquiert hielt: „Bis heute arbeitet der Bandherausgeber an einer kritischen Ausgabe wie ein Handwerker des 18. Jahrhunderts, ohne Maschinen, ohne das Korrektiv eines gleichgeschalteten Teams. Die Qualität des von ihm erstellten Apparates hängt ab von seiner persönlichen Begabung, von seinem kriminalistischen Spürsinn, seiner einführenden Sensibilität und ist zumeist noch überlagert von hierarchisch-personellen Bedingungen, die in der Regel Produkt rechtlicher und kommerzieller Fragen wie der Imprimatur eines Bandmanuskripts sind.“ Dabei ist die von ihm als sachfremd und unnatürlich kritisierte „Idealisierung der Einzelarbeit“ inzwischen als eine Folgeerscheinung der Druckkultur erkannt worden.

<sup>1032</sup>Scheibe, *Editionsart* (1998), S. 53ff setzt die ewigen Verzögerungen der schließlichen Erscheinung der Editionen in Bezug zu den Eigenheiten des Mediums „gedrucktes Buch“.

*Kanonisierung und die Edition als Motor der Forschung.* Während das Verhältnis von Edition und Auswertung von der Forschungslogik her als eine dynamische Wechselwirkung beschrieben werden kann, führt die Druckkultur besonders im Fall der Editionen zum gegenteiligen Effekt. Gedruckte Editionen kanonisieren nicht nur ihre Inhalte, sondern mit ihnen auch die Fragestellungen, auf die sie ausgerichtet sind, und die Methoden, die zum Beginn ihrer Erarbeitung vielleicht einmal den Stand der Entwicklung markiert haben.<sup>1033</sup> Editionen treiben die Forschung in diesem Sinne nicht selbst voran, sie stellen nicht schnell Materialien bereit, die neue Fragestellungen fördern oder provozieren würden, sondern bestätigen umgekehrt tendenziell die laufende Historiografie (oder den gültigen Literaturkanon) durch die sie flankierenden Quellen und Texte!

### *Der Buchdruck als einheitliche Technologie und Kultur?*

Bisher wurde gezeigt, dass im Laufe der letzten 150 Jahre eine Reihe von Editions-konzepten entwickelt wurden, die auf fundamental unterschiedlichen Vorannahmen basieren. Zugleich wurde behauptet, dass die editorischen Methoden zum großen Teil durch die technischen Bedingungen des Buchdrucks bestimmt waren. Der Druck als prägende Technologie einer bestimmten medialen Kultur wurde dabei aber nicht weiter in Entwicklungsstufen differenziert, sondern eher als unveränderlicher Grundrahmen vorausgesetzt, der allein durch die Umbrüche seines Auftretens bzw. seiner Durchsetzung im späten 15. und im 16. Jahrhundert und dann des Aufkommens einer „echten“ Konkurrenz der digitalen Medien am Ende des 20. und im 21. Jahrhundert bestimmt ist.<sup>1034</sup> Damit bleiben die inneren Wandlungen der angeblich technisch determinierten Methoden der Edition unerklärt. Da die wissenschaftliche Edition erst aufkam, als die Drucktechnologie bereits lange etabliert und als selbstverständliches und ausschließliches Zielmedium akzeptiert war, entfällt die Möglichkeit, hier bloß eine zunehmende Konvergenz zu den Vorgaben des Buchdrucks anzunehmen. Das Maß der Unabhängigkeit der editorischen Modelle – das für die weitere Theoriebildung von Bedeutung ist – müsste deshalb an folgender Frage näher bestimmt werden: Sind diese Entwürfe unter gleichbleibenden technischen Rahmenbedingungen – gewissermaßen aus sich selbst heraus oder

---

<sup>1033</sup> Dies kann insbesondere bei historischen auswählenden Editionen fatale Folgen haben. Wird von einem Bestand nur der Teil ediert, der gerade interessant erscheint, dann verschwinden alle anderen Teile des Bestandes aus dem Bewusstsein der Forschung (weil die Selektivität der Edition oft übersehen wird). Die Chancen, dass sie entdeckt und neu ediert werden, weil man ihnen nun eine andere Relevanz zubilligt, werden durch die bestehende Edition noch verringert – zu einem konkreten Beispiel siehe Fußnote 753.

<sup>1034</sup> Dabei führt die Etablierung der digitalen Medien nicht zu einer Veränderung der Drucktechnologie selbst, sehr wohl aber verändert sie grundsätzlich unsere *Wahrnehmung* der Druckkultur – jetzt z.B. im Sinne der historischen Relativität ihrer technisch spezifizierten Medialität.

aufgrund anderer Einflussfaktoren – ausgebildet worden, oder müssen technische Wandlungen *innerhalb* der Drucktechnologie – bzw. des verfügbaren Medienkanons – differenziert werden, die Impulse für neue Denkansätze gegeben haben könnten? Der Buchdruck selbst ist zweifellos durch die Tendenzen der Professionalisierung, Rationalisierung und – zu einem bestimmten – Zeitpunkt der „Industrialisierung“ verändert worden. Ausgehend von der Inadäquanz des Buchdrucks für die editorische Realisierung komplexer, stark varianter Textüberlieferung sieht z.B. Bernard Cerquiglini den grundlegenden Textbegriff der Edition nicht durch den Buchdruck insgesamt bestimmt, sondern als parallel zum industrialisierten Buchdruck – womit die allgemeine Konvergenz von Technik und Methode sogar zu einer zeitlichen Koinzidenz würde:

„Diese Technologie [des Buchdrucks] ist einer ganzen Reihe von Konzepten verpflichtet (einem Textbegriff als abstraktem, mit kanonischen Eigenschaften der Einmaligkeit, der Stabilität, der Endlichkeit ausgestatteten Eichmaß, einem Begriff des Autors, einem Begriff der Inspiration), die sich im 19. Jahrhundert herausgebildet haben, zu derselben Zeit als die Industrialisierung des Buchdrucks die technischen Mittel bereitstellte, sie in für die weite Verbreitung bestimmten Objekten ins Werk zu setzen. Während der Buchdruck hervorragend geeignet ist, einen stabilisierten Text vielfach zu reproduzieren, wirkt er sich hingegen destruktiv aus – nicht nur in Hinsicht auf die materielle Form der dargestellten Objekte, sondern auch in Hinsicht auf ihre Natur selbst –, sobald es um Korpora geht, bei denen die feststehende Form die Ausnahme ist und wo der Sinn in der Prozeßhaftigkeit selbst liegt und nicht im Endprodukt.“<sup>1035</sup>

Damit sind beide Aspekte wieder aufgegriffen, die auch hier bereits gezeigt wurden: Abhängigkeit der grundlegenden Editionskonzepte von einem spezifischen Textbegriff und Inadäquanz des Mediums für die Realisierung abweichender Textverständnisse. Von der Industrialisierung als rein technischem Aspekt sehe ich aber keine *unmittelbaren* neuen Einflüsse auf Textverständnis und Edition ausgehen. Diese scheinen mir eher vermittelt wirksam: über gesellschaftliche Auswirkungen und die Ausbildung eines modernen Wissenschaftsverständnisses.<sup>1036</sup> Andererseits sind fortschreitende Kostensenkung, Vereinfachung und auch Normierung des Drucks nicht folgenlos geblieben.<sup>1037</sup> insbesondere der letzte Aspekt, der mit dem

<sup>1035</sup>Cerquiglini, PHILECTRE (1997), S. 83.

<sup>1036</sup>Die Bezüge sind gleichwohl nicht zu übersehen. Auch und gerade für das entstehende Bürgertum im Gefolge der Industrialisierung sollte ein Bildungskanon der verbindlichen Editionen in immer gleichen autoritativen Ausgaben geschaffen werden.

<sup>1037</sup>Auf ein Detailphänomen verweist Göttsche, Ausgabentypen (2000), S. 61, wenn er davon spricht, dass die „Leseausgaben“ als editorisches Derivat nicht ohne das neue Medium „Taschenbuch“ durchsetzbar gewesen wären.

Übergang des Handsatzes – und der potentiellen Schaffung von Spezialzeichen (Typen) für einzelne (editorische) Werke – zum weitgehend standardisierten und maschinisierten Satz und Druck verbunden ist, hatte ja den Druck auf die Editionen verstärkt, sich nur noch im Rahmen des Standard-Zeichenrepertoires zu bewegen. Eine Konvergenz der editorischen Praxis mit der fortschreitenden Automatisierung und Standardisierung des Buchdrucks ist hier also nicht zu leugnen. Diese wurde teilweise sogar angemahnt, wenn im späten 20. Jahrhundert bemängelt wurde, dass sich die Edition von ihren Produktionsbedingungen her noch immer im Stadium der Manufaktur befände und nicht einmal die Rationalität der Industrialisierung erreicht habe.<sup>1038</sup>

Zum Buchdruck als exklusivem Publikationsmedium der Edition sind im Laufe der Zeit weitere Medien und Technologien getreten. Hinsichtlich bildlicher Wiedergabeformen – zunächst mit Kupferstich, Steindruck, Lithografie, dann fotomechanisch – und anderer Medien wie z.B. Mikrofiches, wäre zu untersuchen, ob es hier Auswirkungen auf die Methoden der Edition gegeben hat. Die Beobachtung dieser früheren Medienumbrüche böte dabei eventuell interessante Vergleichsmöglichkeiten mit dem jetzigen Aufkommen der digitalen Medien.<sup>1039</sup>

*Reproduktionsverfahren.* Der Wunsch, die Quellen in möglichst authentischer Form wiederzugeben, ist alt. Bereits die frühesten „wissenschaftlichen“ Ausgaben von Urkunden hatten z.B. Faksimiles mittels Kupferstichen enthalten, denen diplomatische Umschriften und diplomatisch-historische Kommentare beigegeben waren.<sup>1040</sup> Waren die Möglichkeiten für solche Reproduktionen anfangs noch technisch und vor allem ökonomisch beschränkt, so schien sich die Situation spätestens mit dem Aufkommen der Fotografie und fotomechanischer Reproduktionsverfahren schlagartig zu verändern. Der alte Traum, alles in äußerst originalnaher Form zu publizieren, wirkte auf einmal realistisch.<sup>1041</sup> An die Stelle der nachgezeichneten Bilder traten

<sup>1038</sup>Zuletzt hat Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 52f diese bereits von Seidel, *Funktions- und Gegenstandsbedingtheit* (1970), S. 39 gestellte Frage aufgegriffen. Siehe in diesem Sinne auch Fußnote 1031 mit der Kritik von Boetius von 1973.

<sup>1039</sup>Diesen Ansatz spielt Schmitz, *Darstellung* (2003), S. 3ff durch, wenn er die Reaktionen auf die Erfindung der Fotografie mit den heutigen Haltungen zum Computereinsatz vergleicht. Ihm geht es darum, „darauf aufmerksam zu machen, daß man gar nicht zu Gutenberg zurückgehen muß, wenn man danach fragt, wann und wie technische Erfindungen und Verfahren unsere Wissenschaft beeinflusst und verändert haben. In mancher Hinsicht ist die Photographie und ihre Nutzung in unserer Disziplin sogar recht gut mit der EDV zu vergleichen“ (S. 4).

<sup>1040</sup>Urchueguía, *Edition* (2000), S. 324 bespricht in diesem Sinne Jean Mabillons „de re diplomatica libri VI“, Paris 1681 (2<sup>e</sup> 1709), die in dieser Kombination bereits als „Quellen-Edition nach modernem Maßstab“ anzusehen seien.

<sup>1041</sup>Der Traum zielte neben der Quellennähe zunächst vor allem auch auf die Verfügbarkeit der Quellen. Schmitz, *Darstellung* (2003), S. 4: „man konnte [nun] in gewissem Umfang tatsächlich jenem urdemokratischen Anliegen gerecht werden, die ‚werthvollsten Handschriften ... Unzähligen‘ ... zugänglich zu machen, indem man Facsimiles produzierte“.

nun die mechanischen und damit scheinbar zuverlässigen und objektiven Reproduktionen zu deutlich verringerten Kosten. Die Euphorie der neuen Möglichkeiten überwog zunächst die kritischen Vorbehalte.<sup>1042</sup> Es schien, als sei mit einer Zunahme der Bildlichkeit in der Edition sogar mit Veränderungen in den hermeneutischen Verfahren, ja der Epistemologie der Geisteswissenschaften insgesamt zu rechnen. In der Praxis aber hat es neben den beständigen Verbesserungen der Faksimiles, bei denen ständig steigende Erwartungshaltungen und Ansprüche die ökonomischen Parameter in kontraproduktiver Weise schließlich zum Hindernis, wenn nicht gar Ausschlusskriterium von Faksimileeditionen machten, kaum Veränderungen im Bereich der Editorik gegeben. Eine Verschiebung der Gewichte vom Text zu den Faksimiles hätte man eigentlich erwarten können – sie ist aber nicht eingetreten. Warum? Offensichtlich konnte sich das Bildparadigma, das tatsächlich eine eigene Methodologie der Erstellung und Auswertung erfordert hätte, in einer textfixierten Kultur nicht durchsetzen. Als scheinbar unverarbeitete (Vor-)Form konnte es dem verarbeiteten Text den prominentesten Platz nicht streitig machen, solange die Edition nicht auf die optische Oberfläche der Quellen und Dokumente selbst zielte, sondern auf ihren „Inhalt“, den man als abstrakte „Nachrichten“ oder „Werkideen“ nicht mit ihren Erscheinungsformen identifizierte, sondern *hinter* diesen vermutete. Die Faksimiles als unmittelbare Dokumentwiedergaben konnten als – ursprünglich editorische! – Idee erst mit den fortschreitenden technischen Möglichkeiten in befriedigender Weise realisiert und etabliert werden.<sup>1043</sup> Etabliert wurden sie aber schließlich *neben* dem Feld der Wissenschaften, nicht als ernst zu nehmende Repräsentationsform von Quellen und Texten, sondern als exotisches Konsumgut bibliophiler Laien. In der wissenschaftlichen Editorik und den auswertenden Methodologien der Geisteswissenschaften haben sie keinen Platz gefunden.<sup>1044</sup>

<sup>1042</sup>Zeitgenössisch euphorisch z.B. Bernheim, Lehrbuch (1903), S. 416 (im Kapitel über „Recension und Edition“): „Nicht zu vergessen ist endlich der unvergleichliche Fortschritt neuester Zeit in der unmittelbar bildlichen Wiedergabe von Quellen durch das Mittel der Photographie in deren verschiedenen Anwendungsweisen anstatt der unsicheren Nachbildung durch die Hand.“ Für den Spezialbereich der Paläografie hatte auch Ludwig Traube, Zur Paläographie und Handschriftenkunde, München 1909, S. 57ff von einem neuen „Zeitalter der Photographie“ gesprochen. Für die zeitgenössische Sicht auch P. Rafael Kögel, Die Photographie historischer Dokumente nebst den Grundzügen der Reproduktionsverfahren, Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen 44 (1914). Rückblickend dazu Schmitz, Darstellung (2003), S. 3ff, der auch die Vorbehalte gegen die Fotografie nennt: technische Unvollkommenheit, mangelnde Haltbarkeit, zu hohe Kosten etc.

<sup>1043</sup>Siehe z.B. Götsche, Ausgabentypen (2000), S. 61: Keine Faksimileedition ohne die „Perfektionierung von Fotoreproduktion und Buchdruck“.

<sup>1044</sup>Die Nicht-Durchsetzung der Faksimiles in den Wissenschaften wirft als Prozess ein bezeichnendes Licht auf die vorherrschenden Textverständnisse: Mit der Objektivitätszuschreibung ist bei den bildlichen Wiedergabeformen eine extrem geringe Fehlertoleranz (bzw. ein extrem hoher Qualitätsanspruch) verbunden. Faksimiles sind dadurch zu einer Perfektionierung gezwungen, die sie über den hohen Preis aus der normalen wissenschaftlichen Benutzung verbannt! Eine Entwicklung

*Mikroformen.* Eine weitere Herausforderung der Editorik schienen die in den 1960er Jahren aufkommenden Mikrofilme und dann – als Publikationsmedium – die Mikrofiches zu bilden. Mit ihnen war zunächst das Versprechen geringer Kosten und unbeschränkten Platzes verbunden. Endlich hätte man breit überlieferte Texte aufbereiten, wirklich alle Zeugen geben, nach Belieben parallele Texte publizieren, umfangreiche Register und Indizes anlegen und große Bestände erschließen können.<sup>1045</sup> Die Auswirkungen waren hier letztlich aber ähnlich gering wie bei den fotografischen Reproduktionsverfahren. Wenige Mikroficheeditionen sind realisiert worden. Allenfalls als Neben- und Zusatzformen für die Publikation preiswerterer Faksimiles, großer Bildserien oder Register spielten sie überhaupt eine Rolle.<sup>1046</sup> Als ernsthafte Konkurrenz zum gedruckten Buch scheinen sie nicht diskutiert worden zu sein, was wohl hauptsächlich auf ihren allgemeinen Status als Publikationsmedium zurückzuführen sein dürfte: Da sie sowohl in den Produktions- und Vertriebswegen der Verlage keine Rolle spielten, zugleich vom Publikum nicht als gleichwertige Alternative zum Buch angenommen wurden, waren sie nicht in der Lage, die aufwendigen und langwierigen Vorarbeiten einer kritischen Edition mit dem Status einer akzeptierten und etablierten Publikationsform aufzuladen. Einzig in der amerikanischen Tradition des „documentary editing“ (siehe S. 216) haben sie nicht nur zu zahlreichen Editionsveröffentlichungen geführt,<sup>1047</sup> sondern auch methodologisch eine Rolle spielen können.<sup>1048</sup> Die besondere Nähe zu den speziellen Voraussetzungen und Praktiken dieses Editionsmodells, ließen Mikroficheeditionen als so treffende Antwort auf bestehende Probleme erscheinen, dass Anfang der 1970er Jahre sogar gefordert wurde, dass keine Druckeditionen mehr begonnen werden soll-

---

wissenschaftlicher Faksimiles, die durch Kosten-Nutzen-Rechnungen bestimmt gewesen wäre, hat es daneben nicht gegeben. Siehe zu diesen Phänomenen z.B. Schmitz, Darstellung (2003), S. 7.

<sup>1045</sup> Einen vagen Verweis auf die grossen Hoffnungen, die man in den 1960ern auf die Mikroformen setzte, macht Brockbank, *Mobile Text* (1991), S. 100. Es ist mir darüber hinaus nicht gelungen, eine Methodendiskussion dieser Techniken bibliografisch zu erschließen.

<sup>1046</sup> Ein Beispiel für die Nutzung als Faksimile: Rudolf von Ems, *Weltchronik* (Gesamthochschul-Bibliothek Kassel Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel, 2° Ms. theol. 4), Farbmikroficheedition, *Literarhistorische Einführung* von Kurt Gärtner, Beschreibung der Handschrift von Hartmut Broszinski, *Codices illuminati medii aevi* 12, München 1989.

<sup>1047</sup> Anwendung fanden sie vor allem dann, wenn umfangreiches Material tatsächlich ohne große editorische Eingriffe zu möglichst geringen Kosten verfügbar gemacht werden sollte. Benner, *Lincoln Legal Papers* (1997), S. 366: „Microform editions became popular in the late 1960s for comprehensive editions that were too bulky or limited in import to warrant full letterpress treatment“.

<sup>1048</sup> Zur – mäßigen – Etablierung der Mikroficheedition im „documentary“ editing siehe Tanselle, *Editing* (1978), S. 44. Die zeitgenössische Diskussion u.a.: Steven R. Boyd, *Form of Publication: A Key to the Widespread Availability of Documents*, in: *AHA Newsletter* 10/4 (1972), S. 24-26; Charles E. Lee, *Documentary Reproduction: Letterpress Publication – Why? What? How?*, in: *American Archivist* 28 (1965), S. 351-365 oder Robert L. Zangrando, *Alternatives to Publication*, in: *Maryland Historian* 7 (1976), S. 71-76.

ten.<sup>1049</sup> Wir erinnern uns: Umfangreiche Bestände, Verständnis auch für die visuellen Aspekte der Dokumente, Anspruch der Quellentreue und weitgehender Verzicht auf Textveränderungen waren die Kernpunkte des „documentary editing“, die auch den dokumentarischen Charakter der billigen und umfangreichen Mikrofiches als der Sache adäquater erscheinen lassen mussten als jene gedruckten Bücher, die schon von ihrer medialen Prädisposition zu relativ quellenfernen Beschränkungen und Umformungen des Materials drängten. Dabei wurde auch die Textfixierung des Buches gelockert: Mikroformeneditionen entfernten sich hier von den etablierten Layoutmodellen der Buchseite und verbanden die Texte häufig mit umfangreichen Abbildungsserien. Zu der Mischung von Text und Bild kamen außerdem zuweilen sogenannte Hybrideditionen, bei denen gedruckten Büchern (die z.B. zentrale Editionstexte enthielten) Mikrofiches (mit den Registern und Abbildungen) beigefügt waren.<sup>1050</sup> Über den Status akzeptierter, aber immer noch exotischer alternativer Veröffentlichungsformen, die das methodologische Paradigma des Buches und der Druckseite nicht im Entferntesten beeinträchtigen konnten, sind die Mikroformen aber auch hier nie herausgekommen.

*Anderer „neue Medien“.* Mit den fotomechanischen Reproduktionen und Mikroformen sind als Publikationstechniken bzw. Publikationsformen naheliegende technische Wandlungen markiert, die Einfluss auf die Methoden der Edition hätten haben können. Die Auswirkungen anderer technischer Entwicklungen müssen dazu noch ungleich spekulativer sein: Die Erfindung des Grammophons und anderer Audio-Wiedergabeformen hätte insbesondere dort wenigstens zu einer Randbemerkung der Methodendiskussion führen können, wo z.B. mittelalterliche Texte über ihren Klang definiert und rekonstruiert werden sollten.<sup>1051</sup> Wenn die Buchstaben angeblich für die Laute standen, ja zu diesen nur ein sekundäres und fehlerträchtiges Abbildungssystem bildeten, dann hätte man auch eine Audio-Rekonstruktion zur besseren editorischen Rekonstitution jener Gegenstände erklären können, auf die man eigentlich zielte: die „Werke“ – in einer moderneren Sicht: die „Aufführungen“ – hinter den Dokumenten. Ähnlich heuristisch erhellend, aber wissenschaftshistorisch

<sup>1049</sup>Steven R. Boyd, Form of Publication: A Key to the Widespread Availability of Documents, in: AHA Newsletter 10/4 (1972), S. 24-26 plädiert für den Mikrofilm und fordert, „that no new letterpress projects should be begun at this time“.

<sup>1050</sup>Ein Beispiel hierfür ist die Edition „The Papers of Andrew Jackson“, 8 Bde., Knoxville 1980ff. Zu den Bänden gab es ein „Microfilm Supplement“ mit gedrucktem Index-Band, hg. von Andrew Jackson u.a., Wilmington (DE) 1986.

<sup>1051</sup>Bereits um die Jahrhundertwende hatte sich eine schallanalytische Philologie entwickelt (die Ohrenphilologie im Gegensatz zur Augenphilologie), die z.B. versuchte Texteditionen (u.a. Lachmanns Minnesangs Frühling) auf ihre „Echtheit“ zu prüfen oder (wie bei Goethes Faust) philologisch zu analysieren – siehe hierzu Kittler, Literatur (1991), S. 222ff. Neue Technologien wurden hier als Werkzeug eingesetzt, von einer Verwendung als Publikationsmedium für Ausgaben mit wissenschaftlichen Ansprüchen ist mir nichts bekannt geworden.

müßig, ist ein Blick auf die weiteren visuellen Medien. Wenn seit bald einem halben Jahrhundert die Rede davon ist, man ziele in den Editionen auf die Textgenese, die sich in einem zeitlichen Raum chronologisch entwickle, warum hat es dann nie Überlegungen gegeben, jene Medien zur Edition einzusetzen, die chronologisch-visuell funktionieren? Film und Fernsehen wären ja theoretisch in der Lage gewesen, das Entstehen von Texten über die Zeit hinweg *besser* zu simulieren, als es die statische Buchseite vermag. Man beachte hier auch das von mir verwendete Wort „simulieren“, das auf eine Haltung verweist, die unterschiedlichen Medien einen unterschiedlichen Status zubilligt, ohne dass dies sachlich begründet wäre. Zwischen einem Text auf der Leinwand und einem (gleichen) Text auf der Buchseite besteht de facto offensichtlich kein Unterschied. Die zeitliche Entwicklung der Textgenese ist auf der Leinwand zudem sicher realistischer und mit geringeren Informationsverlusten darzustellen als auf der Druckseite. Dennoch neigt die wissenschaftlich paradigmatische und andere Medien ausschließende typografische Kultur dazu, die eine Wiedergabe als „Simulation“, die andere aber als „Rekonstruktion“, wenn nicht gar als „Konstitution“ und „Realisation“ zu etikettieren!

*Keine unmittelbaren Einflüsse.* Die grundsätzliche Einsicht, dass die Editionsmethoden der Geisteswissenschaften sich *auch* technisch-medialen Rahmenbedingungen verdanken, ist inzwischen wohl vorhanden.<sup>1052</sup> Es scheint aber noch nie der Versuch unternommen worden zu sein, diese Wechselwirkungen durch die Analyse des Mediums Buchdruck und seinen Vergleich mit anderen Medien genauer zu bestimmen. Hier bestehen allerdings auch schlechte Voraussetzungen, weil die angesprochenen technischen Entwicklungen und „kleineren“ Medienwandel keinen nennenswerten Einfluss auf die editorischen Methoden gehabt zu haben scheinen. Diese Medienumbrüche sind in Theorie und Praxis der Edition nicht nachzuzeichnen. Das etablierte Textmodell, deshalb ausschließlich und scheinbar perfekt im Buchdruck realisiert, weil es in Wirklichkeit ein Kind des Buchdrucks ist, lässt keine medialen Alternativen, keine methodischen Neuausrichtungen zu. Die Textwissenschaften der Geschichtswissenschaft, der Philologien oder auch der Philosophie bauen auf einem ganz bestimmten Textbegriff auf: Sie sind Druck-Schrift-Wissenschaften. Das Buch ist hier die einzige akzeptierte Publikationstechnologie, die einzige relevante Kom-

---

<sup>1052</sup>Siehe z.B. Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 52f. Er verweist in seiner Systematik der Bedingungsfaktoren für Editionen auch auf die „technischen Ressourcen“: „Verfahren, Geräte und Materialien [...], welche zur Aufbereitung, Bearbeitung, Darstellung und Aufbewahrung des Gegenstandes der Edition dienen.“ Den Einfluss neuer Technologien sieht er durchaus positiv gegeben: „In mehrfacher Hinsicht haben sich technische Innovationen für die Editionswissenschaft als fruchtbringend erwiesen. Genannt werden können etwa fotomechanische Reproduktionsverfahren zur Herstellung von Nachdrucken und Faksimiles sowie Drucktechniken, die eine in hohem Maße originalgetreue Wiedergabe von Handschriften möglich machen.“



munikationsform, das einzige wahre Medium.<sup>1053</sup> Dabei behindert die Ausschließlichkeit dieser Haltung die Nutzbarmachung technischer Entwicklungen für die eigenen Methoden und verstellt zugleich den Blick auf die technische Gebundenheit derselben.<sup>1054</sup>

*Mittelbare Veränderungen.* Die Editionsmethoden wurden innerhalb einer etablierten und bereits weit ausgereiften typografischen Kultur entwickelt. Die „kleineren Umbrüche“ konnten die Druckkultur nicht nachhaltig herausfordern. Sie haben im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Verwendung kein tragfähiges Alternativmodell hervorgebracht. Dies wohl auch deshalb, weil sie immer mit den etablierten Begriffen der Druckkultur evaluiert und entsprechend für inadäquat befunden wurden. Solange sie nicht wenigstens eine hohe gesellschaftliche oder wissenschaftliche Akzeptanz und eine eigene Epistemologie ausbildeten, mussten sie an der technisch gebundenen epistemologischen Messlatte der Druckkultur scheitern. Die inneren Wandlungen der Editionsmethoden lassen sich nicht *unmittelbar* auf technische Veränderungen zurückführen. Aber vielleicht gibt es doch *vermittelte* Rückwirkungen: die epistemologischen Haltungen in den Geisteswissenschaften verändern sich durchaus gemäß den medialen Konfigurationen auch der außerwissenschaftlichen Umwelt. Ich hatte versucht zu zeigen, dass der Wandel der editorischen Vorstellungen im Wesentlichen von veränderten Sichten auf den editorischen Gegenstand angetrieben wurde: von veränderten Textbegriffen. Hier lassen sich nun durchaus Verbindungen zwischen technisch-medialen Entwicklungen einerseits und Grundhaltungen zum Text, also der Definition von Begriffen wie „Dokument“, „Text“, „Autor“ oder „Leser“ andererseits herstellen.

Erstens: Industrialisierung und Automatisierung haben die Hürden für Druckpublikationen gesenkt. Der Abstand zwischen den Rollen von Autor und Leser verringert sich in dem Maße, wie jedermann selbst zum Autor werden kann. Die Industrialisierung kann so als Demystifizierung des allein herrschenden Autors/Editors verstanden werden, die dem „Tod des Autors“ in konstruktivistischen Definitionen von Text und Leser Vorschub leistet.<sup>1055</sup>

---

<sup>1053</sup>Die Gültigkeit dieser Sichtweise reicht allerdings noch weiter: Alle modernen Wissenschaften der westlichen Welt akzeptieren ausschließlich den gedruckten Text als Ausformung argumentativer Äußerungen.

<sup>1054</sup>Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 52f erkennt und thematisiert immerhin das „Editionsmedium“ (Buch) als Editionsfaktor. Er spricht von „*mediumspezifischen Gegebenheiten* [...]“, welche für die Leistungsfähigkeit des Mediums und damit für dessen Eignung als Editionsmedium ausschlaggebend sind.“ Und er konstatiert bereits den „bisher unreflektierten Gebrauch des Buches als einzigem Editionsmedium“.

<sup>1055</sup>Solche Überlegungen bereits bei Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt a.M. 1963, S. 10-30 (u.a.: „Der Lesende ist jederzeit bereit, ein Schreibender zu werden ... [Er gewinnt] einen Zugang zur Autorschaft“ (S. 29)), zusammengefasst auch bei Wenz, *Text* (1998), S. 171.

Zweitens: Mit der Verfügbarkeit fotografischer Abbildungen der Dokumente – zunächst noch nur im Erarbeitungsprozess der Editionen – bekommt der zu edierende Gegenstand ein ganz anderes Gesicht. Wo vorher nur Text war, z.B. auch vermittelt von Auftragskollationen, ist jetzt Bild. Dadurch wird der visuelle Charakter der Überlieferung zumindest im Denken des Editors gestärkt – auch wenn er bis zur Veröffentlichung der Ausgabe wieder vollständig ausgelöscht wird.<sup>1056</sup>

Drittens: Die „Reproduzierbarkeit“ der Dokumente beschränkte sich nicht auf die Hilfsmittel der Edition. Sie war vielmehr ein allgemeines Kennzeichen der technischen Weiterentwicklung der Drucktechnologie und vor allem der frühen „neuen Medien“ des 19. und 20. Jahrhunderts (Fotografie, Film, Mikroformen, Fernsehen etc.). Der Text ist dadurch nicht mehr die einmalige und autonome, einzig wahre Ausformung des Gedankens. Nicht mehr nur als finales Produkt, sondern als Reproduktion, als Versatzstück anderer Zusammenhänge wird er in seiner spezifischen Medialität erkennbar. Die Reproduktion in verschiedenen Medien demystifiziert die Idealität der monomedialen Ausformung. Erst als man so begann, sich an den materiellen (medialen) Phänomenen zu reiben (abzuarbeiten), trat deren eigene Signifikanz als mediale Zeichensprache stärker in das Bewusstsein der Geisteswissenschaften. Die immer weiter ausgreifende technische Reproduzierbarkeit kann insofern als Auslöser für eine materialistischere, d.h. zugleich eine medial bewusstere Sicht auf die Dokumente bzw. Texte verstanden werden. Von den technischen Entwicklungen könnte so eine Verbindungslinie zum Übergang vom idealistischen zum materialistischen Textverständnis gezogen werden.<sup>1057</sup>

*Äußere „kleine Medienumbrüche“ ohne unmittelbare fachliche Umbrüche.* Es ist wohl kein Zufall, dass erst jetzt von einem großen Medienumbruch geredet wird, dessen Auswirkungen auf geisteswissenschaftliche Methoden Gegenstand dieser Arbeit sind, wo die neuen Medien anfänglich noch als Simulationen des Buchdrucks aufge-

---

<sup>1056</sup>Zu diesem Phänomen Kittler, *Literatur* (1991), S. 225ff. Am Beispiel einer Luther-Edition (Martin Luthers Werke, Weimar 1883ff) zeigt er, wie sich die Editoren zunächst nur an den vorhandenen Druckfassungen orientierten und erst nach 1900 auch für die handschriftlichen Nachlassenschaften interessierten. Kittler führt dies (ohne genauere Belege) auf die Verbreitung der Fotografie zurück. „Es ist ein signifikantes Faktum, daß die Lutherhandschriften eben in dem Moment aufgefunden werden, in dem sie reproduzierbar geworden sind. Was dem bloßen Auge über mehr als 400 Jahre verborgen war, entdeckt ein neuer Blick, dem eine technische Erfindung Dauer und Verfügbarkeit des Gesehenen verbürgt“ (S. 227). Die Fotografie bringt einen „neuen Blick“ auf die Überlieferung hervor, in dem sie zugleich demystifiziert und rationalisiert (in den Bereich der Ratio einbezogen) wird. Kittler meint – durchaus positiv –, „daß die handschriftlichen Originale erst in dem Moment ins Blickfeld der Wissenschaft geraten, in dem sie – reproduzierbar geworden – etwas von ihrer Aura eingeüßt haben“ (S. 226).

<sup>1057</sup>Man studiere hierzu die Reihe der folgenden nicht zufällig ähnlich betitelten Texte: Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 5/1 (1936), S. 40–66; Grésillon, *Literarische Handschriften im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit* (1998); Wenz, *Der Text im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (1998).

fasst werden konnten. Der methodologische Impetus der digitalen Medien ergibt sich auch daraus, dass sie sich zunächst als Fortsetzung und nicht als radikales Gegenmodell der typografischen Kultur maskieren: Bis zu einem bestimmten Punkt lassen sich die elektronischen Texte noch in den (erweiterten) Begriffen der Buchkultur denken, bevor sich herausstellt, dass es sich hier nicht nur um Weiterungen, sondern tatsächlich um grundlegende Umwälzungen handelt.

### *Neue Theorien, neue Technologien?*

*Der Buchdruck als Doppelagent des Wandels und der Beharrung.* Es war bereits ausführlich besprochen worden, dass die Editionen sich zwar aus unmittelbaren Vorgaben (technischer Rahmen) und mittelbaren Einflüssen (Textbegriffe, Grundhaltungen) der Druckkultur speisten, zugleich aber aufgrund ihrer Grundanforderungen in einen andauernden Konflikt mit den technischen Möglichkeiten des Buchdrucks gerieten. Die inneren Widersprüche zwischen Theorie, Methode und Realisierungsbedingungen verschärften sich in dem Maße, wie die theoretischen Fundamente entweder konsequent umgesetzt werden sollten oder neue Textverständnisse – die nicht mehr vollständig einem kanonisch simplifizierten Textbegriff einer älteren, ausschließlich typografischen, medialen Kultur entsprachen – zu neuen editorischen Ansätzen führten. Aus der Sicht einer allgemeinen Methodologie der Quellenerschließung und Dokumentaufbereitung ist der Buchdruck zunächst ein eher zufälliges Publikationsmedium.<sup>1058</sup> Als im 18. und 19. Jh. einziges verfügbares wirkte es zu Beginn insofern fortschrittsfördernd, als es erlaubte, die komplexen editorischen Verfahren und Textsysteme einer breiten (wissenschaftlichen) Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Mit seiner Hilfe konnten zahlreiche historische Quellen und literarische Texte in einer kanonisierten Referenzform zur Basis und zum Anknüpfungspunkt der sich entwickelnden Geisteswissenschaften gemacht werden. Dokumente, die sonst – versteckt in den Archiven oder in den wenigen Kopien älterer Ausgaben – nicht in gleichem Maße verfügbar gewesen wären. In diesem Sinne kann der Buchdruck auch für den Bereich der Edition zunächst als ein „Agent des Wandels“, hier der geisteswissenschaftlichen Forschung, beschrieben werden. Im Verlauf der immer weiter abnehmenden Konvergenz von editorischen Modellen und technischen Realisierungsmöglichkeiten wird er dann aber spätestens zum Ende des 20. Jahrhunderts zu einem „Agenten der Beharrung“, wenn er die weitere Entwicklung moderner Textverständnisse, erweiterter Editionstheorien und

---

<sup>1058</sup>Dies wurde hier bisher besonders dadurch gezeigt, dass (1) auf die strukturellen Differenzen zwischen den Vorlagen und den Ausgaben hingewiesen wurde und (2) auf das beständig notwendige Ausreizen aller typografischen Möglichkeiten zur Verwirklichung elementarer editorischer Ideen. Wenn die Edition immer an die Grenzen des im Buchdruck Realisierbaren stößt (und darauf angewiesen ist, sie immer weiter zu verschieben), dann kann das gedruckte Buch nicht als unmittelbar adäquates Publikationsmedium für Editionen aufgefasst werden.

damit auch die Verwirklichung und die neue Verwendung von Editionen – besonders jener sperrigen Materialien, die man bisher ausgeblendet hatte - behindert.<sup>1059</sup> Zu zeigen ist deshalb hier, wie bestimmte editorische Vorstellungen über das Medium „Buch“ hinausgehen und von ihm beharrlich an ihrer Entfaltung gehindert werden.<sup>1060</sup> Dadurch soll ein weiterer Baustein zur Abschätzung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit der Theorie von technischen Praktiken geliefert werden.

*Die Edition jenseits des Buches.* Das Prinzip der Edition weist aus zwei Richtungen über das Medium Buch hinaus: aus einer konservativen und einer innovativen. Konservativ ist die Forderung, wenigstens die alten Grundforderungen konsequent umzusetzen. Bereits der Wunsch nach Vollständigkeit der Dokumentation der Überlieferung, der Textzeugen oder der Textvarianz oder nach Visualisierung der ganzen Komplexität des editorisch-textkritischen Verfahrens scheitert an den Bedingungen der Drucktechnologie. Selbst wenn man von einem Textmodell ausgeht, das nur den einen finalen Editionstext gelten lässt und alles andere zu untergeordneten Varianten macht, setzt die verfügbare Technik so enge Grenzen, dass viele Texte aufgrund ihrer Überlieferungssituationen selbst nach dem bereits simplifizierten Verfahren nicht mehr konsequent kritisch edierbar sind. „Es ist bekannt, daß die Edition von Textdokumenten, die eine große Variationsbreite umfassen [...], praktisch unlösbare Probleme aufwirft, sobald sie als Mittel der Visualisierung einzig auf das gedruckte Papier zurückgreifen kann.“<sup>1061</sup>

Innovativ sind neue Textbegriffe, die zu veränderten Editions Konzepten führen. Hier ist z.B. auf die „Archivausgaben“ des „documentary editing“ zu verweisen. Allein die Menge der Dokumente, die vollständigen Nachlässe und Bestände, auf die man zielt, sprengt bereits den typografischen Rahmen.<sup>1062</sup> Das Gleiche gilt für die *Nähe zu den Dokumenten*, die man gerne bewahren würde. Dokumentarische Editionen können

---

<sup>1059</sup>Meine Beschreibung für den wissenschaftlich-publizistischen Teilbereich der Editionen lehnt sich hier terminologisch bewusst an die allgemeinere Debatte um die Druckkultur an, die aus einer epochenübergreifenden kulturgeschichtlichen Sicht ebenfalls zunächst als „Agent des Wandels“ und schließlich als „Agent der Beharrung“ beschrieben wird. Siehe z.B. Giesecke, Mythen (2002), der sich wiederum an Elizabeth L. Eisenstein, *The Printing Press as an Agent of Change*, London u.a. 1979 anschließt.

<sup>1060</sup>Manchmal wird konstatiert, dass die Editorik hinter die allgemeine Theoriebildung vor allem der Literaturwissenschaft zurückgefallen sei. Ihr Festhalten an Autor- und Autoritätskonzepten, die eigentlich schon überholt sind, führt Small, *Text-Editing* (1993), S. 28f auf medienspezifische Vorgaben zurück: „The reason for this state of affairs is that text-editors simply cannot work with the concepts generated by literary theorists. In particular, the notion of authority, which literary theory has tried to discredit, still remains central to the work of editing“ – erst elektronische Mittel würden die Mittel bereitstellen, mit denen solche Theorien auch realisiert werden könnten.

<sup>1061</sup>Cerquiglini, *PHILECTRE* (1997), S. 83 als Fazit aus Cerquiglini, *Éloge* (1989) und Jean-Louis Lebrave, *Pour une philologie électronique*, in: *Fabula in tabula*, hg. von Cl. Leonardi, M. Morelli und F. Santi, Spoleto 1995, S. 387-400.

<sup>1062</sup>Zum Gegensatz von Archivedition und typografischen Bedingungen beiläufig Taylor, *Reconstructing* (1991), S. 154f.

so recht erst mit Medien jenseits der Typografie und außerhalb der engen Buchdeckel verwirklicht werden. Das Gleiche gilt für die Ansätze der textgeschichtlichen, überlieferungsgeschichtlichen, rezeptionsgeschichtlichen Edition. Der wesentliche Wandel lag hier in einer anderen Sicht auf die verschiedenen Textfassungen: wenn diese nicht mehr auf ein Leittext-Varianten-System reduziert werden konnten, sondern als prinzipiell gleichberechtigt anerkannt wurden, so dass „der Text“ die Summe der Fassungen war, dann müssten eigentlich auch alle Fassungen gleichermaßen wiedergegeben werden. Damit waren die – quantitativen – Grenzen des Drucks schnell erreicht. Und selbst wenn man die Fassungen zu einem Text integrieren wollte, belastete man Umfang und Lesbarkeit der Bücher bis zum Äußersten. Helge Nowak beschreibt diese Entwicklungen und zeigt an einer Shakespeare-Ausgabe, in der teilweise vier vollständige Fassungen zeilenparallelisiert nebeneinander (untereinander) gegeben werden, wie „das noch in Buchformat mögliche [!] „versioning“ innerhalb der angloamerikanischen Editionswissenschaft auf die Spitze getrieben worden“ ist.<sup>1063</sup> Der Druck mehrerer Fassungen nacheinander bedeutet nur ein ökonomisches (und ein Rezeptions-) Problem. Mehrere Sichten *auf* den Text oder synoptische Texte, die auch das „Diskursgeflecht“ der Texte untereinander visualisieren sollen, müssten aber bereits strukturreduziert wiedergegeben werden, weil das Buchlayout nur bestimmte Strukturen abzubilden in der Lage ist.<sup>1064</sup> Und auch die von sprachwissenschaftlicher Seite geforderte Genauigkeit der Befundwiedergabe, die zugleich nach mehrfachen Textstufen (original und normalisiert) ruft, fordert den Editor auf, sich nicht länger den Restriktionen der typografischen Traditionen zu unterwerfen.<sup>1065</sup>

*Textgenetik.* Nirgendwo aber ist der Widerspruch zwischen Denkansatz und praktischen Möglichkeiten so offensichtlich wie beim Programm der textgenetischen Edition bzw. der critique génétique als ihrer radikalen französischen Variante. Das zugrunde liegende Textverständnis (das sie mit anderen Schulen und Disziplinen

<sup>1063</sup>Nowak, Umbruch-Zeiten (1996), S. 19f beschreibt für Amerika das historisch-kontextuelle Lager mit seiner „Orientierung an der Publikations- und Rezeptionsgeschichte, nicht länger an Autoren und ihren Intentionen“. Das im Text gegebene Zitat bezieht sich auf „The Complete King Lear 1608-1623“, hg. von M. Warren, Berkeley 1989 als Beispiel für den „Trend zum versioning“ mit seiner „sukzessiven Präsentation der wichtigsten unterschiedlichen Fassungen“.

<sup>1064</sup>Das Problem, dass *verschiedene* Aspekte (Sichten) eines Textes durch die beschränkten Mittel des Drucks durch *gleiche* typografische Ausdrucksmittel dargestellt werden müssen, ist besonders in der Praxis historischer Editionen ungelöst (die z.B. Textvarianz, Textgeschichte, Textrezeption und frühere Bezugstexte kenntlich machen wollen), stellt sich aber auch aus literarischer Sicht: Ferrer, Hypertextual Representation (1995), S. 144 unterscheidet hier z.B. *Endogenesis* (das Schreiben und Weiterschreiben und Verändern) und *Exogenesis* (das Schreiben aus Materialsammlungen, Notizen, Vorentwürfen heraus) als zwei Sichten, die im Druck nicht *zusammen* darstellbar seien.

<sup>1065</sup>Dass die Genauigkeit der Phänomenverzeichnung und die Breite des Materials (der synoptischen Texte) tendenziell die Möglichkeiten der Drucktechnologie sprengen, deutet auch Wegstein, Zur Edition der „versus de volucibus“ (1993) an.

teilt)<sup>1066</sup> geht vom Text als Prozess aus – nicht vom Text als Produkt. Was in der Edition abgebildet werden soll, ist die chronologische Entstehung eines Textes. Die Nicht-Realisierbarkeit zeitlicher Dynamik im Buchdruck aber ist dabei selbstverständlich. Diese Dynamik könnte wohl in systematischer Umformung, durch synoptische Textdarstellungen oder komplexe Apparatmodelle, simulierend abgebildet (und dem Ziel der Rekonstruktion der Textentwicklung so angenähert) werden<sup>1067</sup> – es entsteht dann aber ein Problem der Informationsüberlagerung: Die handschriftlichen Vorlagen entwickeln sich räumlich *und* zeitlich; in der Edition müssen nun aber beide Phänomene auf die gleiche Folie projiziert werden. Die Räumlichkeit der gedruckten Edition gibt nicht nur diakritisch verschlüsselt die Topografie des Manuskripts wieder, sondern muss zugleich als Darstellungsmodus von chronologischen Befunden dienen.<sup>1068</sup> Nach fast einhelliger Meinung „eignen sich die technischen Gegebenheiten des gedruckten Buches’ nicht wirklich ‚zur visuellen Darstellung eines textgenetischen Dokuments‘“.<sup>1069</sup> Die realisierten textgenetischen

<sup>1066</sup>Die Dimension der zeitlichen Entwicklung und Veränderung will man z.B. auch in der Geschichtswissenschaft, z.B. für Geschäftsschriftgut, in der Edition dokumentiert sehen – darauf verweist z.B. Hildbrand, Quellenkritik in der Zeitdimension (1995).

<sup>1067</sup>Dabei ist die Rekonstruktion der Textgenese über Apparate und diakritisch visualisierte Textsynopsen bei komplizierten Verhältnissen schnell zum Scheitern verurteilt. Gellhaus, Textgenese (1994) kommt im Rückgriff auf Grésillon zu dem Schluss, „es könne ohnehin kein noch so perfektes Apparatmodell geben, das dem Anspruch genügen könne, eben die Gesamtdynamik des Schreibprozesses abzubilden, denn die ‚Zweidimensionalität einer Druckseite, so synoptisch komplett ein Apparat auch ist, preßt die Dimension der Zeit des Schreibens auf ein Nichts, bzw. auf ein Chaos von Siglen zusammen, das trotz aller gegenteiligen Behauptungen ohne den Rekurs auf die Handschrift keine Einsicht in die genetischen Prozesse gewährt“.

<sup>1068</sup>Dieses Grunddilemma beschreibt z.B. Martens, Neuere Tendenzen (1994), S. 80 in Bezug auf Kraft, Editionsphilologie (1990), S. 110ff, der noch zu typografischen Lösungen in „räumlicher Anordnung“ zu kommen versucht: „Dabei unterscheidet er [Kraft] – bei chronologisch zusammengehörenden Varianten – die ‚akzidentielle Räumlichkeit‘, die er durch die integrale Darstellung der Varianten innerhalb des Textkorpus auflöst, von der ‚strukturellen Räumlichkeit‘ nebeneinandergeschriebener, chronologisch jedoch differenter Texteinheiten, die er im Druck in der gleichen räumlichen Zuordnung diplomatisch abzubilden sucht“. Martens hatte aber bereits 1989 das Grundproblem klar benannt: „Eine gute textgenetische Edition muß zum Ziel haben, nicht nur das zeitliche Nacheinander, sondern auch das räumliche In- und Nebeneinander der Varianten, der probeweise gesetzten Formulierungen, zur Anschauung zu bringen“ – Martens, Was ist ein Text (1991), S. 150.

<sup>1069</sup>Hoffmann, Gedanken (2002), S. 291 in Rückgriff auf Lebrave, L’hypertext (1991), S. 330. Hoffmann weiter: „Die konkrete Welt, in der mit Gramm und Zentimeter gemessen wird, in der der zur Verfügung stehende Platz auf einer Seite und das Gewicht des Papiers eine Rolle spielt, ist bestimmt durch sehr reale Grenzen bei der Verwirklichung von abstrakten Vorstellungen. Das Resultat ist der Kompromiss, der Varianz wie früher die Lesart in einem Lemmaapparat bannt und erkennt, dass gerade die editorische Information situativ ist, den mentalen Vorgang der Benutzer mitberücksichtigen muss.“ Ausführlich zu diesem Problem auch Ferrer, Hypertextual Representation (1995), S. 143: Offensichtlich zielt die genetische Edition auf mehrere parallele (aber eben inkongruente) Strukturen: eine Narrative, eine chronologische und eine dokumentologische (die Abfolge der beschriebenen Seiten) Ordnung. Diese lassen sich aber im Druck nur auf eine einzige lineare Struktur reduziert abbilden. Der Editor wird

Editionen haben, soweit sie in der Zwangsjacke Buch steckenbleiben, etwas Unwirkliches. Von dem eigentlichen Textmodell des Buches sind sie so weit entfernt wie von ihren Vorlagen und von ihren Zielen: Kein Lesetext, kein originalnaher Text und keine unmittelbare Textdynamik. Je mehr sie sich einem Ziel annähern, umso mehr verraten sie die anderen: Die Chiffrierung der Textentwicklung macht den Text unleserlich und nahezu undruckbar.<sup>1070</sup> Die Modellierung der Textgenese müsste konsequenterweise auf ein chronologisches Medium zurückgreifen und als Animation oder als Film ablaufen – bzw. abgespielt werden können.<sup>1071</sup> Wenig verwunderlich ist deshalb die Suche nach z.B. elektronischen Publikationsformen im Rahmen der *critique génétique*.<sup>1072</sup>

*Methodische Neuerungen.* Letztlich sind es eine ganze Reihe von Veränderungen, die nach neuen technischen und medialen Optionen verlangen – und die deshalb zugleich vom Buchdruck an ihrer Entfaltung gehindert werden. Diese Veränderungen gehen von den modernen – manchmal auch postmodern genannten – Textverständnissen aus und sind in ihnen gebündelt. Diese Textverständnisse wiederum sehen nicht mehr eindeutige kanonisierte Fassungen vor, sondern fragile, kollektive, kooperative, intertextuell verwobene, hypertextuell gestufte und segmentierte, temporal veränderliche textliche Äußerungsformen, die in einer neu zu justierenden Rol-

---

so zu sachfremden verfälschenden Entscheidungen gezwungen und die Wahrnehmung des Benutzers kanalisiert - „Inevitably, the linear representation of a multidimensional reality forces cruel and mutilating choices. [...] Critics and readers should not be passively subjected to the inertia of the printed work which channels their access to texts and which distorts their interpretation“.

<sup>1070</sup>Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998), S. 266 beschreibt, wie „sich die *critique génétique* ebenso wie die Editionswissenschaft an der Unmöglichkeit [stößt], eine dritte Dimension, nämlich die Temporalität der Schreibprozesse, im zweidimensionalen Raum der Buchseite zu repräsentieren. ... Keine dieser Möglichkeiten [der Reproduktionsmittel] wird dem gesetzten Ziel, nämlich der Darstellung von Verschriftlichungsprozessen, gerecht. Es läßt sich sogar behaupten, daß bei steigender Vervollkommnung der Reproduzierbarkeit das Scheitern des Projekts immer deutlicher ins Auge fällt. ... Die Summe der Abbildungen ... sprengt die Grenzen des Buchmediums. Ebenso sprengt die typographisch vollständige Darstellung textgenetischer Prozesse die Grenzen der Lesbarkeit.“

<sup>1071</sup>Diese Vorstellung z.B. bei Dieter, *Edition* (2002), S. 15: „Entschließt sich ein Editor zur Konstruktion einer Textgenese, so kann diese mit einer geeigneten Retrievalsoftware als Animation angezeigt werden, die den hypothetischen textgenetischen Prozess wie einen Film ablaufen lässt und dadurch einfacher rezipierbar macht als einen Stufenapparat oder den Vergleich der einzelnen Textstufen.“

<sup>1072</sup>Bohnenkamp, *Textkritik* (1996), S. 202 verweist auf die Tendenz der *critique génétique* zu elektronischen Formen, um einerseits die Komplexität des editorischen Unternehmens in den Griff zu bekommen und um andererseits die „dritte Dimension der Literatur“ (Hay 1984), die Dynamik des Schreibvorgangs, zu realisieren. Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998), S. 241 kommt ebenfalls zu dem Schluss, dass der Ansatz der *critique génétique* im Buchdruck nicht mehr zu verwirklichen ist: „Von seiner Beschaffenheit her zweidimensional, ist das Buch ungeeignet, die der Textgenese eigene Dynamik darzustellen. Die dritte Dimension, die Zeit des Schreibens, kann letzten Endes auf keiner Buchseite repräsentiert werden. Man muß sich der Tatsache stellen, daß die Edition in Buchform hier an ihre Grenzen stößt. Der Übergang zum elektronischen Schriftträger bietet sich an“ – man beachte, wie mit dem Begriff des „elektronischen Schriftträgers“ die neuen Medien hier noch ganz aus der Sicht der typografischen Kultur aufgefasst werden!

lenverteilung von Autor, Editor und Leser dem Letzteren unversimpelt, unverkürzt und unverfälscht für seine eigene Text-(Re-)Konstruktion zur Verfügung gestellt werden müssen. Die dadurch vermehrte Komplexität von Textwahrnehmung und Textdarstellungswunsch, das Problem einer erhöhten „Dimensionalität“ der Texte und die Dynamisierung der erschlossenen Befunde lassen das Buch „alt“ aussehen: als Publikationsmedium allzu beschränkt und der Sache nicht angemessen.<sup>1073</sup> Dabei wird der Gegensatz noch durch eines der letzten Grundcharakteristika des Buchdrucks verstärkt: seine Einförmigkeit und Eindeutigkeit. Texte werden heute ja nicht nur als dynamisch verstanden, sondern als dynamisch *und* statisch zugleich.<sup>1074</sup> Man will die Textsynopse, ohne auf den eindeutigen Endtext zu verzichten. Man will quellennah bleiben, den Bedürfnissen nach leicht rezipierbaren Textdestillaten aber ebenfalls entsprechen. Teil der grundlegenden Haltungen ist ein Methodenpluralismus, der das Nebeneinander von editorischen Vorstellungen und Nutzererwartungen akzeptiert und *zugleich* realisiert sehen möchte. Der Editor soll seine Sicht in die Überlieferung hineintragen, seine Verfahren anwenden, seine Eingriffe vornehmen, die Texte umformend für bestimmte Fragestellungen aufbereiten, einen Textvorschlag machen – er soll aber zugleich die Ausgangslage dokumentieren, dem Benutzer keine Informationen vorenthalten, ihn nicht entmündigen. Selbst da, wo die am weitesten entwickelten Editionsmodelle – teils in pluralistischer Mehrförmigkeit – im gedruckten Buch realisiert werden,<sup>1075</sup> müssen sie doch noch immer als geschei-

---

<sup>1073</sup>Wolf, Untersuchungen (1989) entwickelte bereits 1989, ausgehend von einem praktischen Beispiel, die Forderung nach neuen (elektronischen) Realisierungsoptionen: „Der Text- und Überlieferungsbefund ist für mich [...] der Anlaß, meine Überlegungen zu generalisieren: 'Die herkömmlichen Ausgaben sind statisch' [Zitat Hans Fix, Computergestützte Edition altordischer Texte, in: Amsterdamer Beiträge zur Älteren Germanistik 24 (1986), S. 74], wir aber benötigen dynamische Editionen“ – die er nur elektronisch realisierbar sieht.

<sup>1074</sup>Zusammenfassend meint z.B. Nutt-Kofoth, Schreiben (2000), S. 182, dass „der Edition die Aufgabe zukommt, den Werktext in seiner statischen und dynamischen Ausprägung zu präsentieren ...“.

<sup>1075</sup>So beschreibt z.B. Bohnenkamp, Textkritik (1996), S. 203 Gablers Ulysses, Sattlers Hölderlin und die Nietzsche-Dionysos-Dithyramben [Friedrich Nietzsche, Dionysos-Dithyramben, textgenetische Edition der Vorstufen und Reinschriften, hg. von Wolfram Groddeck, Berlin 1991] als höchste Entwicklungsstufen der Edition, weil sie versuchen, mehrere Textkonzepte zu verbinden und schließlich z.B. einen genetischen Prozess *und* einen geschlossenen Text zu präsentieren. Insbesondere Sattlers (Frankfurter) Hölderlin-Ausgabe, bei der jeder Text in vierfacher Form (Faksimile, typografische Umschrift der Zeugen, genetische Textdarstellung, konstituierter Text) gegeben wird, markiert den Endpunkt der pluralistischen Methodenentwicklung, mit der zugleich die technisch-ökonomischen Grenzen des Mediums erreicht sind. Für den angelsächsischen Raum sei auf die Shakespeare-Editionen verwiesen, die inzwischen ebenfalls mehrfache Texte (z.B. modernisiert und original) enthalten (kurz dazu u.a. Nowak, Umbruch-Zeiten (1996), S. 20.



tert angesehen werden<sup>1076</sup> oder rufen sie zumindest nach einem anderen Medium.<sup>1077</sup> Damit erscheint das Buch aus methodischer Sicht als Anachronismus,<sup>1078</sup> der nur deshalb weiter verwendet wird, weil bessere Alternativen noch nicht zu technischer Reife und zu breiter Akzeptanz auf der Benutzerseite und auf der Produzentenseite gekommen sind.<sup>1079</sup>

---

<sup>1076</sup>So beschreibt z.B. Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998), S. 265, wie man inzwischen zu Paralleldrucken von Faksimile und Transkription greift, die analytische mehrschichtige Wiedergabe aber auch dadurch nicht wirklich realisieren kann und immer noch die „Darstellung der Schriftynamik schuldig“ bleibt.

<sup>1077</sup>Für die *critique génétique* Cerquiglini, *PHILECTRE* (1997), S. 88: „Die *dossiers génétiques* und die *avant-textes* harren noch des Instrumentariums, mit dessen Hilfe sie sichtbar gemacht werden können, ohne dabei verraten zu werden“. Morgan, *Hypertext* (1991), S. 375 zieht aus den theoretischen Entwicklungen (an deren Ende es kein verbindliches Konzept mehr gibt) die Konsequenz, dass man eben immer verschiedene Editionen eines Werkes bräuchte, was aber in einer typografischen Kultur unrealistisch sei.

<sup>1078</sup>Ross, *Future* (2000), S. 142 über eine kritische Edition der Werke Lawrence's: „Like all scholarly productions in the Late Age of Print, moreover, it has an air of anachronism“.

<sup>1079</sup>Greetham, *Editorial and Critical Theory* (1993) unterscheidet grundsätzlich zwischen modernistischen (zielend auf abgeschlossenen, autoritativen Text) und postmodernistischen (zielend auf un abgeschlossenen, nie fertigen, fragilen, multiplen Text mit expliziten editorischen Strukturen) Editionsauffassungen, für die er auch Parallelen in Architektur und Theater sieht. Postmoderne Edition, deren gedruckte Versionen (wie Gablers *Ulysses*) die eigentlichen Ziele (z.B. textuelle Fragilität) verfehlen müssen, können nur elektronisch realisiert werden: „postmodernist edition ... will need the facilities of electronic, reader-driven editions to achieve the flexibility and lack of closure that *différance* observes“ (S. 17). Die *Ulysses*-Edition ist auch für Ross, *Future* (2000), S. 141f Anlass für ähnliche Gedanken: „Print's technology of presence resists variety, even in such notably innovative editions as Hans Walter Gabler's 'synoptic' *Ulysses* (1984), which Jerome McGann [Jerome McGann, *Ulysses as a Postmodern Text: The Gabler Edition*, in: *Criticism* 27 (1985), S. 283-306] has called the first 'postmodern' critical text. Gabler's text actually suggests a printed book yearning for its electronic transformation, as I have argued elsewhere [Charles L. Ross, *The Electronic Text and the Death of the Critical Edition*, in: *The Literary Text in the Digital Age*, hg. von Richard J. Finneran, Ann Arbor 1996, S. 227].“



## 1.6 Zusammenfassung von Teil 1.

Karl Lachmann kann zu Recht als wesentlicher Begründer der kritischen Herausgabe historischer Werke betrachtet werden. Seine – philologische – Methode erbrachte so überzeugende Ergebnisse, dass sie auch in den benachbarten Disziplinen (z.B. der Geschichtswissenschaft) übernommen wurde. Fast so alt wie die Methode ist aber auch die Kritik an ihr und ihrer starken Orientierung an engen Konzepten vom Autor und seinem Werk, einer medienunabhängigen Autorintentionalität, einer teleologischen Textentwicklung und der Autorität einer „besten“ oder gar „wahren“ Fassung. Insbesondere die Literaturwissenschaften haben im Laufe der Zeit etliche konkurrierende methodische Ansätze und praktische Verfahren entwickelt. Dagegen halten die Geschichtswissenschaften im Grunde bis heute an der historisch-kritischen Ausgabe Lachmannscher Prägung fest. Diese Methode erscheint auf den ersten Blick als logische Ableitung aus den Bedingungen der Überlieferung und den Zielstellungen der Edition. Sie hat die Aufgabe, der Wissenschaft verlässliche Ausgaben jener „Werke“ oder „Quellen“ zur Verfügung zu stellen, die durch die Überlieferung nur fehlerhaft und in einer nicht zeitgemäßen Form gegeben sind. Bei genauerer Betrachtung lässt sich aber zeigen, dass es sich bei der traditionellen Editorik nicht um eine allgemeine, überzeitliche und von bestimmten technischen Bedingungen unabhängige Methode handelt. Vielmehr kann sie zu großen Teilen als von den speziellen technischen und ökonomischen Restriktionen des Buchdrucks determiniert beschrieben werden. Diese machen nicht nur Vorgaben für das „Aussehen“ der Ausgaben, sondern bringen eine typografische „Mentalität“ mit sich, die sowohl die editorischen Methoden als auch die allgemeinen Zielstellungen als auch die konzeptionellen Grundlagen der Edition bestimmen. Mit der Druckkultur ist eine ganz bestimmte Vorstellung davon verbunden, was eigentlich „der Text“ ist und wie er deshalb auch zu gewinnen und in einer Edition zu präsentieren ist.

